

908 – XXXI Kuršių Nerija<sup>13</sup>(3)

Asmenvardžiai:

Autoriai:

Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Klaipėda (Memel), Klaipėdos kraštas, Kuršių Nerija

Reikšminiai žodžiai: vietovės, prisiminimai, gyventojai, istorija, nuotraukos

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“, DOD – „Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	[Kuršių nerija: vietovės, Nida, Karvaičiai, Kintai, Juodkrantė, laivai, paplūdimiai, gamta, marios, žvejai, kopos ir t.t.]	Eilėraščiai Straipsniai planai ilustracijos			Kopijos iškarpos
2.					
3.					

Pastabos ir pataisymai:

\* [Eine Memellandsondernummer der „D. pr. preußischen Woche“.] Das neue Heft der Königsberger Zeitschrift „Ostpreußische Woche“ erscheint als Memelland-Sondernummer, in kurzer Zeit nach dem Vorgang der Danziger „Ostdeutschen Monatshefte“ die zweite Memelausgabe einer illustrierten Zeitschrift. Der Verlag der „D. pr. preußischen Woche“ will durch Herausgabe dieser Sondernummer (der nach kurzer Zeit eine zweite folgen wird) den Beziehungen zwischen Reich und Memelland dienen. Im Mittelpunkt des neuen Heftes steht ein größerer Artikel von „Memelensid“, der sich eingehend mit Memel und dem Memelland beschäftigt. Ihm sind eine Anzahl charakteristischer Bilder beigegeben. Ein zweiter großer, ebenfalls reich illustrierter Artikel ist Schwarzort gewidmet. Der aktuelle Bilderteil „Jenseits der Weichsel“ bringt wieder eine Fülle interessanter Ausnahmen aus dem Reich. Weiterhin enthält das Heft interessante illustrierte Artikel über die Cranzer Sportwoche, das Zoppoter Tennisturnier, das neue alkoholfreie Speisehaus in Rauschen, Heldenehrung in Masuren u. a. m. Unterhaltung bieten Beiträge von Gertrud Liebisch, Hans Gäßgen u. a., sowie die Fortsetzung des spannenden Romans „Hand und Ring“ von A. R. Green. Das Titelblatt ist dieses Mal ein Original-Holzschnitt von Max Pechstein, dem bekannten Berliner Maler.

Di. 9. Aug. 1921

Vom Schwarzorter Badeleben :

rw. [Schwarzorter Badeleben.] Die ungünstige Witterung der vergangenen Woche hat die Stimmung der noch in ansehnlicher Zahl hier weilenden Kurgäste nicht gerade sonderlich zu heben vermocht. Immerhin erwiedert sich der Aufenthalt im windgeschützten Schwarzorter Walde so durchaus zusetzend und die Wanderlust anregend, daß auch die bösen Sturmtage schnell wieder in Vergessenheit geraten und nur diejenigen Kurgäste einen Ausfall zu beklagen haben, die ein paar Tage lang gezwungen waren, das gerade jetzt so köstliche Seebad zu entbehren. Nun scheint gottlob die Sonne wieder und mit ihr sehr frohes Gelingen all der hier so überreich vorhandenen Naturschönheiten zurück. Hotels und Pensionate erfreuen sich der vollbesetzten Nachsaison, die sich zumal durch buntdenkwertes Leben und Treiben am Landungsstege bei der Ankunft und Abfahrt der jetzt in großer Zahl das Haff durcheilenden Dampfer bemerkbar macht. Nachdem der Abwechslung wegen die beiden Konzerte der Memeler Kapelle am vorigen Mittwoch im Hotel May stattfanden und die Reunions dieser Woche noch einmal die gesamte Kurgesellschaft zusammenführen dürften, soll am nächsten Mittwoch das offizielle Schlußkonzert des Memeler Orchesters im Hotel „Kurischer Hof“ veranstaltet werden. Für den Nachmittag ist ein populäres Konzert mit Walzer- und Operettenmusik bei freiem Eintritt vorgesehen. Abends soll ein Klavierkonzert gegeben werden, bei dem auch die trefflichen Solisten des Orchesters nochmals zur Geltung gelangen. Für die Reunions stellen die Mitglieder der Memeler Sportvereine stets eine erfreuliche Zahl tatkräftiger Helfer und Förderer zur Verfügung und für die Mittwoch-Veranstaltungen bemühen sich viel Memeler Familien die Gelegenheit zur späten Rückfahrt zur Stadt mit dem die Orchestermitglieder heimbefördernden „Konzert“-dampfer, daß sicher auch bei dem bevorstehenden Abschiedskonzert auf Vollbesuch gerechnet werden dürfte. Alles in allem ergibt sich somit aus dem frohbewegten Leben und Treiben, das auch diese ganze Schwarzorter Saison wieder auszeichnete, daß die alte Anziehungskraft unseres wonnigen Nehrungsidylls ungeschwächt geblieben ist und eine große Zahl neuer Freunde allem Anschein nach fortan helfen wird, das Lob Schwarzorts mehr und mehr der Mitwelt zu verkünden.

Sa. 13. Aug. 1921

Inre stattgehabte Vermählung geben bekannt:  
**Wilhelm Sturmeit**  
 und Frau Hertha, geb. Barthel.

Berlin, 3. August 1921.

Do. 11. Aug. 1921

Die Nachsaison beginnt:

• **Schwarzort, 12. August.** [Ueber den Beginn der Schwarzortter Nachsaison] erhalten wir noch folgendes Stimmungsbild: Vor mir schwimmen die scharfen Umrisse einer bizarr geschnittenen Eisfernkrone im Blau. Satt sind die Farben der rostroten Rinde, des grellgrünen Nadelbuchs, kalt und ohne Uebergänge. Ganz in der Ferne nur mildern zarte Schleier am Horizont die prangende Formen- und Farbenschärfe des Spätsommers. Aus der Haupt- ist Nachsaison geworden, unmerklich fast. Man hätte es noch weniger gemerkt, hätten nicht einige naktalte Sturmstage nahenden Herbst vorgetäuscht. Mit grauen, grämlichen Gesichtern saßen da die Menschen in den Veranden ihrer Häuser, trommelten gelangweilt und nervös gegen die Fenster und warteten auf die Sonne. Heute ist sie da, und wie sie auf die Dünen niederglöhnt und dem Wald wohligh durchwärmte, kündet sie sieghaft, daß der Herbst noch sehr weit weg ist. Wohl ist das frohe Amlerslachen verort, und der größte Gästestrom hat sich verlaufen. Leer ist das Dorf; aber die Pensionate und Hotels sind noch immer recht gut besetzt. Die reichlich und bequem verkehrenden Dampfer bringen täglich neue Gäste, darunter viel alte Bekannte, die durch die berühmte Gemütlichkeit der Schwarzortter „Alte Herren-Saison“ alljährlich neu heraufgelockt werden. Nun füllt wieder frohes Leben Strand und Wald. Die breite Behaglichkeit der Nachsaison ist für systematische Kuren geeigneter als die Ueberfülltheit des Null. Und es ist auch zu merken, daß jetzt mehr bewußt alle Möglichkeiten ausgenutzt werden. Mit gläubigem Ernst wird „an der Erholung gearbeitet“, und es wird wohl kaum jemand nach Hause fahren, dessen Glauben und Hoffnungen enttäuscht wurden. Abends bildet sich in den gut erleuchteten Räumen der Hotels bald heitere Geselligkeit, und lustige Spiele oder schnell improvisierte „Kurtänze“ halten die Jugend und das Alter vergnügt beisammen. Die Badeverwaltung hat, über das ursprünglich beabsichtigte Programm hinausgehend, noch zwei große Nachsaison-Konzerte des Memeler städtischen Orchesters, abwechselnd im „Kurischen Hof“ und im „Hotel May“, veranstaltet, die, gut besucht, vom Publikum mit dankbarem Beifall aufgenommen wurden. Nun kommen noch verschiedene große Reunions. So wird die Nachsaison auch offiziell „langvoll“ gestaltet, und beides vereint läßt Körper und Nerven gesundem: die heilende Einsamkeit der schönsten Meereslandschaft und eine gut gepflegte Geselligkeit.

So. 14. Aug. 1921

im [Schwarzortter Schlusskonzert.] Das schöne Wetter gleißt wieder ein und die Kurgäste jangen allgemach an abzuziehen aus der Sommerfrische, die sich leihlin schon so herbstlich anlieh. Noch einmal soll aber vor dem „offiziellen Festeschluss“ die gesamte Kurgesellschaft zusammengeführt werden in dem Abschlusskonzert des Memeler städtischen Orchesters, das heute, Mittwoch, nachmittags und abends im Hotel „Kurischer Hof“ abgehalten werden soll. Da aus diesem Anlaß der mittags 2 Uhr Memel verlassende Dampfer „Tilsit“ erst abends 10 Uhr die Rückfahrt antritt, haben auch Memeler Gäste beste Gelegenheit, noch einmal ausgiebig diesen Lieblingsausflugsort und sogar bei der Rückreise noch eine wunderwolle Mondscheinfahrt mitgenießen zu können.

Mi. 17. Aug. 1921



Dampfer „Phoenix“

macht

morgen 8<sup>1/2</sup> Uhr vorm  
und 1 Uhr nachm.

Spazierfahrten  
nach Schwarzort

Abfahrt Karlsbrücke.

Tilsiter

Dampfer-Verein A. G.

(Geschäftsstelle Rbnigß Vera

Sped. Gebr. Stebar



Falondampfer

„Kaiser“

od. „Hindenburg“

fährt Sonntag, d. 14. Aug

ab Memel 2 Uhr vormittag

ab Schwarzort 10<sup>1/2</sup>

ab Memel 1 Uhr, Rückfahrt 7<sup>1/2</sup>

Ab 15. August

am Montag, Mittwoch

und Sonnabend

ab Schwarzort 6<sup>1/2</sup>

ab Memel 2 Uhr nachmitt

Rückfahrt 7<sup>1/2</sup>.

An jedem Sonntag, Dien

sag und Freitag fährt d

Dampfer ab Memel 8<sup>1/2</sup> abent

nach Schwarzort, an de

anderen Tagen fällt di

9. Uhr Tour abends na

Schwarzort aus.

Sa. 13. Aug. 1921

\* [Beim Segeln ertrunken.] Am 8. August wurde in Kilometer 8 südlich Schwarzort eine unbekannt männliche Leiche am Seeufer angeschwemmt und geborgen. Man nimmt an, daß es sich um eine Person handelt, die beim Segeln verunglückt ist. Das Alter des Verunglückten wird auf 27 bis 30 Jahre geschätzt. Er war bartlos und trug glattgeschorenes Haar. Bekleidet war die Leiche mit blauer Tuchhose, blauer Weste, weißblau-gestreltem Sporthemd, weißem Unterhemd, weißer Trikot-Unterhose, schwarzen Strümpfen und schwarzen Schürschuhen. In der Westen- und Hosentasche befanden sich 44 M. Papiergeld und eine Münze (5 Cent). Personen, die hierzu irgendwelche Angaben machen können, wollen sich umgehend bei der Kriminalabteilung im Lehrerseminar, Zimmer Nr. 7, oder bei der nächsten Polizeistation melden.

Mi. 17. Aug. 1921

**Schwarzort, Hotel May.**  
 Donnerstag, den 23. August 1921  
**Lustiger Abend**  
 Robert Johannes-Sohn,  
 der Jüngste,  
 (Leiblicher Sohn des Altmeisters Robert Johannes)  
 Karten zu Mk. 6.—, 5.—, 4.—, vorher bei Herrn May  
 u. Abendkasse.  
 Anfang 8 1/2 Uhr. Neues Programm.

Fr. 19. Aug. 1921

**Schwarzort.**  
 Sonntag, den 21., von 4 Uhr ab,  
**Nachmittags- u. Abendkonzert**  
 mit anschließender Reunion.  
 Rundschienrückfahrt mit Dampfer „Mindenburg“  
**Hotel May.**

Sa. 20. Aug. 1921

**Ein Villengrundstück,**  
 evtl. eine Parzelle in Schwarzort, das für den Bau einer Villa geeignet ist, preiswert zu kaufen gesucht. Angebote mit genauen Angaben der Liegenschaft und sonstigen Details unter 456 an die Expedition dieses Blattes.

Di. 23. Aug. 1921

**Bekanntmachung.**  
 Der diesjährige Rohrwuchs am Nebrungsufer im Kurischen Daff vom Borchhafen am Sandrug bis Km 16 soll in 3 Losen durch öffentliche Versteigerung vergeben werden. Die Bedingungen werden im Termin bekannt gegeben werden, können auch im Dienstzimmer des Hafenaufbauamts eingesehen werden.  
 Die Versteigerung wird am **Freitag, d. 3. September d. Js.,** vormittags 11 Uhr, im Dienstzimmer des Hafenaufbauamts, Holzstraße 22, erfolgen.  
 Remel, den 19. August 1921.  
 Hafenaufbauamt.

24. Aug. 1921

**Bekanntmachung.**  
 Es liegt Veranlassung vor, erneut die Polizei-Verordnung vom 24. September 1918 in Erinnerung zu bringen, welche den Verkehr mit Privatkraftfahrzeugen auf den Wegen der Kurischen Nebrung von Sarkau bis Silberhöhe verbietet. Zuwiderhandlungen gegen diese Polizeiverordnung werden mit Geldstrafe bis zu 60 Mk. evtl. mit entsprechender Haft bestraft.  
 Remel, den 19. August 1921.  
 Die Stadt-Polizei-Verwaltung.

Do. 25. Aug. 1921

rw. [Schwarzortter BADELEBEN.] Die Nachsaison hat's wahrlich diesmal unerwartet gut getroffen. Ein Tag ist immer von schönerem Wetter begünstigt, als der vorhergehende und trotz der festlosen Zeit kommt jeder auf seine Kosten, der sich hier unser wohniges Schwarzort geniest. Der Spätsommer und der Herbst gibt allerdings unserm wäldlichen Walde seine besondere Note und die Seebäder sind nie so wellenträftig und netzwerkstärkend, wie um diese Zeit. Kein Wunder daher, daß in allen Hotels und Pensionaten noch reges Leben und Treiben herrscht und täglich, durch das schöne Wetter angeleitet, neue Kurgäste hinzukommen, die nun bessere Tage genießen, als sie im allgemeinen der Hauptsaison beklagen waren. So ganz "festlos" ist übrigens auch die Nachsaison nicht ausgestaltet. Am vorigen Mittwoch gab's beispielsweise zwei recht gute Konzerte des Memeler städtischen Orchesters, die regen Besuch und wohlverdienten Beifall fanden. Rarum nachmittags die Freunde klassischer Musikkompositionen auf ihre Rechnung in einem von Kapellmeister Plato mit Geschmack und Geschick zusammengestellten und ergötzt zu Gehör gebrachten Vortragsprogramm, so lockten abends prickelnde Walzerrhythmen und melodisch-tändelnde Operettenklänge, die von der hochgelegenen Orchesterhalle des Hotels „Kurischer Hof“ her weithin über dem Ort fortgetragen wurden, jung und alt an. Mit großer Freude und Genugtuung können wir Memelgebiete die Anerkennung begrüßen, die unser einheitliches Orchester, das sich ja erst unter seiner neuen Leitung im Entwicklungsstadium befindet, schon jetzt bei den auswärtigen Kurgästen genießt. Mit regem Interesse sehen viele von ihnen der demnächst zu erwartenden weiteren Ausgestaltung desselben entgegen. Gleichfalls allseitiges Interesse verwehte sich auch eine auf Freitag abend angelegte Rondscheinfahrt von Schwarzort nach dem Sandkrug zu erlangen, so zwar, daß der Tourdampfer „Trude“ kaum alle Fahrteilnehmer zu fassen vermochte. Außer der tatsächlich wunderbaren Puffahrt, die von schönstem Vollmondschein beleuchtet wurde, gab es für die Kurgäste insofern noch eine Ueberraschung, als ihnen die Kasino-Verwaltung am Sandkrug eine Besichtigung der Klub- und Spielsäle gestattete. Die um 11 Uhr begonnene Rückfahrt nach Schwarzort hatte dadurch reichlichen Gesprächsstoff erhalten, der aber einmütig im dem Urteil anstah, daß auch diese Veranstaltung des Vergnügungsvorstandes wieder zu den übrigen wohl gelungenen hinzugebucht werden kann. Von anderen Schwarzortter Vorkommnissen sei noch berichtet, daß am Mittwoch abend nach dem Konzertschluß in einem Parlerzimmer des zum „Kurischen Hof“ gehörigen Schweizerhäuschens ein Gardinenbrand ausbrach, der aber bald durch das Hotelpersonal gelöscht werden konnte. Ein in die Nähe des Fensters gestelltes Licht hatte durch Zugluft Gardinen und Portieren entzündet, auch bereits das Fenstergerüst und danebenstehende Möbel versengt. Bevor noch die Minimaz-Apparate eingreifen konnten, hatten bereits einige Eimer Wasser die Gefahr beseitigt. Schwere Schäden verursachten die heftigen Sturmtage Ende Juli und Anfang August der Seebadeanlage. Auch die stärksten Laue und festesten Ketten konnten dem wilden Wüten nicht standhalten, so daß wieder und immer wieder neues Material beschafft und angebracht werden mußte, wodurch der Etat des Seebades naturgemäß sehr beeinträchtigt wurde. Ueber sonstige Maßnahmen der Badeverwaltung folgt ein späterer Bericht.

Alle Ausgaben des "Memeler Dampfbootes" vom  
1. 4. bis 16. 7. 1922

existieren nicht mehr. Infolgedessen fehlen  
alle Zeitungsausschnitte dieser Monate.

Über das Jahrhundertereignis, der gewaltige Dünenabsturz am 4. Juli bei Schwarzort, ist aus obigem Grund der 1. Bericht am Tag nach dem Unglück leider nicht mehr vorhanden.

Memel, den 23. Juli 1922.

\* [Zum Dünensturz bei Schwarzort] schreibt Professor Friederichsen in der „Abg. Allg. Stg.“: Wie bereits in der Tagespresse mitgeteilt worden ist, fand am Dienstag, 4. Juli, nachmittags 5½ Uhr bei Schwarzort ein Dünenrutsch von einem Umfange statt, wie er auf der Kurischen Nehrung seit Menschengedenken nicht mehr beobachtet worden ist. Die Stelle liegt in Ostpreußen 5½ Kilometer südlich Schwarzort, zwischen dem Regelschen und Schafenbergischen Haken, unmittelbar südlich des urkundlich zuerst 1563 genannten, später in der Zeit zwischen 1673 und 1728 untergegangenen Dorfes Alt-Regeln. Der Dünenabsturz scheint verursacht worden zu sein durch eine am Fuß des Dünensturzhangs austretende Quelle im Zusammenhang mit der großen Trockenheit der letzten Wochen. Der zum Abgleiten gebrachte Stirnteil der fahlen Sturzdüne ist dabei, wie eine Ortsbesichtigung zeigte, in stufenförmigen Absätzen niedergebrosen, so daß sich an der Rutschstelle heute eine weite kreisförmig runde Nische gebildet hat. Die von dem steilen Sturzhang liegenden Haffwiesen, von den dortigen Fischern „Drumsack“ genannt, sowie der Untergrund des der Sturzstelle nahen Haffgrundes sind durch die abrutschenden Sandmassen in phantastischer Weise zusammengestaucht und übereinandergeschoben worden. Schon vom Dampfer aus lassen sich diese Folgen des Naturereignisses beobachten. Das Interesse an den Folgewirkungen dieses Dünenabsturzes wächst durch Vergleich mit den Erscheinungen, die man unweit Riddn, an der dortigen großen Wanderdüne in den am Fuß derselben aufgetretenen Haffmergeln seit langem kennt. Hat man bisher die bei Riddn beobachteten Haffmergelaufstauhungen lediglich durch den Druck der darüber lastenden Sturzdüne, d. h. als allmähliche, langsame Aufpressungen zu erklären gesucht, so beweisen die jüngsten Dünenrutscherscheinungen bei Schwarzort, daß derartige Erscheinungen auch durch katastrophale Dünenzusammenstürze plötzlich zu entstehen vermögen. Gleichzeitig mit der gewaltsamen Hinausschiebung der mächtigen abgerutschten Sandmassen in die flachen Wasser des Haffs sind stuwellenartige Erscheinungen in der Umgebung des Dünensturzes beobachtet worden. So wurden auf Grund von Aussagen Schwarzortter Fischer Kilometerweit draußen im Haff aufgestellte Fanggeräte, wie Netze und Reusen, durch den Andrang des Wassersturzes zerrissen. Der gerade in der Nähe der Abbruchstelle vorbeifahrende Dampfer „Königsberg“ soll Wasser über Bord erhalten haben; und auch sonst wird von einer plötzlich entstandenen 1½ bis 2 Meter hohen Flutwelle berichtet. Weitere Begleiterscheinungen wurden in Gestalt von Schallwirkungen der abrutschenden Sandmassen und Ersütterungen des Bodens wahrgenommen. Auch für die ursächliche Erklärung der so auffälligen Hakenbildungen auf der inneren Haffseite der Kurischen Nehrung wird durch die Beobachtung der Folgewirkungen dieses Dünensturzes die Möglichkeit einer bisher unbeachtet gebliebenen Erklärung geboten, wenngleich die meisten Haken der Nehrungsbinnenküste durch gegen das Haff vorrückende, von der geschlossenen Wanderdüne sich lösende und vor Einsattlungen und Windrissen der Hauptdüne liegende Sandaufschüttungen und Einzeldünen zu erklären sein dürften. Nicht uninteressant war, daß die Ortsbesichtigung der Abbruchstelle die Vermutung bestätigte, daß ähnliche Dünenrutschungen mit ähnlichen Folgewirkungen früher sowohl an der jüngsten Rutschstelle, als auch an anderen Stellen der inneren Haffküste eingetreten sein müssen.

## Bienenzucht

Was hat der unerfahrene Anfänger während des langen Bienenwinters zu beachten?

Die Bienen halten keinen Winter Schlaf, wie vielfach noch angenommen wird. Ihre Lebensstätigkeit ist nur sehr herabgeklungen. Im dem logen. Knäuel der Bienentraube, enge aneinandergereiht, säckeln sie leise mit den Flügeln, summen andauernd leise und ganz gleichmäßig und nehmen nur ganz wenig Nahrung zu sich. Dabei wechseln die äußeren Bienen der Traube, die Kranabienen, ständig mit den inneren, den Herzblenen. Diese ständige Bewegung innerhalb der Traube dient in vorderster Linie der Nahrungsaufnahme und der Lüftung des Stocdes. In der eigentlich kalten Zeit ist es keiner einzelnen Biene möglich, ohne Gefahr für ihr Leben sich von dem schützenden Knäuel zu trennen: das wäre ihr sicherer Tod. Die geschlossene Gesamtheit rückt der Nahrung nach und verköstigt sich so. Wenn sich die Bienen wohl befinden, vernimmt ein an die Flugöffnung gelehntes Ohr ein leises, ganz gleichmäßiges Summen. Wenn aber schon auf 3 bis 4 Meter vom Stocde entfernt aus dieser oder jener Stelle hartes Brausen vernehmbar wird, der Imker nennt es „Seulen“, dann fehlt etwas im Bienenstande, dann muß sofort nachgehoben werden.

Die Bienen verlangen von uns zunächst:

1. Schutz vor verführerischen Sonnenstrahlen. Den heftigen Strahlen der Sonne, welchen im Sommer das prächtige Himmelsgestirn Lebenselement ist, kann im Winter und zeitigen Frühjahr nichts so gefährlich werden, als direkt die Flugöffnung treffende Sonnenstrahlen. Tausend nützlicher Existenzen werden dadurch hinausgelockt in die so schöne, aber äußerst gefährliche Natur. Darum ist es erste Pflicht, die Flugöffnungen den ganzen Winter über zu beschatten, sei es durch halb herabgelassene Läden, durch Vorhängchen oder Plenden. Das will auf keinen Fall übersehen werden, wenn wir die Bienen heil und stark in den Fein bringen wollen.

2. Genügende Sicherung gegen winterliche Schmarotzer. Dies kommt zunächst die Mäuse in Frage. Vorsicht ist geboten. Sichern wir darum die Flugöffnungen rechtzeitig durch vorgelochte Drahtnägel oder praktische Schieber. Dabei sollen die Durchgangsöffnungen nicht mehr als 7 mm betragen. Es ist kaum glaublich, durch welche Leisungen sich eine Zwergschwanzmaus andringen kann. Nebenbei aber stellen wir im Stocde selbst noch automatisch wirkende Fallen auf. Das Streuen von Giftweizen ist gefährlich. Den oft ungemessen andringlichen Röhrläusen vermeiden wir das Wiederkommen, wenn wir Netze von Zwirn vor die Flugöffnungen spannen, und dem Hämmerer Specht, der gerne die Kelleicht morschen Balken des Bienenhauses oder die von Wachsmafen bekrachten Unterbreiter der Strohdöcke bearbeiten will, legen wir das Handwerk, wenn wir die Venten mit alten Läden überbeden und die morschen Stellen des Bienenhauses austauschen und dann mit Teer oder Karbolineum nachstreichen.

Möblierte  
**Sommerwohnung**  
von 3 Zimmern in  
Schwarzort, Sandkrug, Försterei od.  
Wiellneraggen

für die Sommerferien zu mieten gesucht. Gest. Angebote unter Nr. 785 an die Expedition dieses Blattes erbeten.

# Schwarzort!

## Sonnige 2 Zimmer-Wohnung

mit Veranda und Küche, im Villendiertel, der Abreise wegen von sofort zu übergeben.

Zu erfragen bei **Hanemann**, Hohe Straße 20.

Do. 20. Juli 1922

rw. [Schwarzorter Babelleben.] Hochbetetleß herrscht zurzeit in der „Perle der Nehrungsabber“, unserm sonderlieblichen Schwarzort. Reges Leben am Daff und Seegestade, köstliches Ruhegenießen im windgeschützten, ojonreichen Walde. Für anspruchslöse, musikalische Unterhaltung sorgen die Trio-Konzerte, die jetzt fast täglich abwechselnd in den Hotels Kurischer Hof und May stattfinden, und für größere bzw. erweitertere Ansprüche gibt es bunte Vortragabende des bekannten Mitgliedes des Königsberger Schauspielhauses Hans Pessler und richtiggehende Künstlerkonzerte, wie das kürzlich von Hanna Schuchmann und Dr. Walther Darsch ausgeführte. Da der bis vor kurzem andauernd herrschende Nordwestwind das Abhalten des Strandfestes, der sonstigen ersten offiziellen Veranstaltung im Interesse der Kinder nicht ratsam erscheinen ließ, wurde gleich mit dem „großen Kinderfest“ begonnen, das am Donnerstag voriger Woche vor sich ging. Aus Memeler und Tilsiter Musikern war ein Blasorchester zusammengestellt worden, das den langen Festzug eröffnete und beim Abholen und Abbringen der Fahne der Badeverwaltung durch die aus zwanzig Zwölfjährigen gebildete Fahnenkompagnie den Präsentiermarsch spielte, angeführt durch einen gleichaltrigen Hauptmann auf einem richtiggehenden, vierbeinigen Pferde. Dann folgten die „Einjährigen“ in blumengeschmückten Kinderwagen, während dem sich daran anschließenden offiziellen ersten Festwagen, der die Zwei- bis Dreijährigen in sich barg, eine liebliche, holde, blonde Maid auf festlich ausgeäumten, weißen Bester voranritt. Ueber zweihundert Kinder schritten nun im Festzuge mit, sorglich geleitet von einer großen Zahl umsichtiger, freundlicher Pefserinnen und Pefser. Auch zwei weitere Festwagen in der Mitte und am Schluß des Zuges erhöhten noch den außerordentlich wirkungsvollen Eindruck desselben, so daß Beteiligte und Zuschauer genug zu sehen und staunen bekamen. Auf dem Jugendspielflah wurden sodann von 4—8 Uhr Wettspiele abgehalten, wobei jedes Festkind seinen Preis errang, von dem süßen Schokoladentörbchen und der silbernen Kindertrompete an bis zum aufgetakelten „Kurischen Kahn“ und zum vollständigen Angelgerät hin. Was nun aber schöner war, der Festzug, die Festspiele oder gar der Festball für die Kinder, der abends von 8—10 Uhr im Saale des Kurischen Hofes stattfand, während gleichzeitig draußen im lauschigen Garten die Blaskapelle den dort versammelten Eltern und Angehörigen muntere Weisen vorblies, das können nur die Beteiligten selbst beurteilen. Nach allgemeinen Versicherungen soll es ja durchweg herrlich und köstlich gewesen sein. Der Himmel selbst hatte ein Einsehen! Genau am Tage nach diesem Fest setzte der orkanartige Sturm und Dauerregen ein, der uns noch heute erblickt. Während die Kinder aber sich mit den beim Fest gewonnenen Geduldspielen die Zeit vertreiben, genießen die Großen die Reunions. Einen besonders großen Tag bildete der vergangene Sonntag, der große Scharen Ausflügler hierher führte. Auch die Memeler Viedertafel war gekommen und brachte am Dasse-Plah zehn Chorgesänge zu Gehör, geleitet von ihrem Dirigenten, Musikdirektor Johow.

Fr. 21. Juli 1922



• [Zum Dänensturz bei Schwarzort.] Umstände und Wirkungen des am 4. 7. 22 südlich Schwarzort erfolgten Dänensturzes erfahren von Seiten des Geologischen Instituts der Albertus-Universität, Königsberg i. Pr., Bange Reihe 4 (Fennus 683) eine wissenschaftliche Bearbeitung, zu welchem Zwecke ein Beamter des Instituts an Ort und Stelle Untersuchungen anstellt. Es würde diese Untersuchungen wesentlich vervollständigen, wenn Personen, welche Augenzeugen des Ereignisses waren oder Folgewirkungen desselben (wie Schallerscheinungen, Bodenerschütterungen, Flutwellen u. a.) beobachteten, ihre Beobachtungen dem genannten Institut freundlichst übermitteln wollten. Auch photographische Aufnahmen des Sturzgebietes vor und nach dem Ereignis werden dankbarst entgegengenommen, Auslagen bei Brauchbarkeit ersetzt.

Mi. 26. Juli 1922

ai. [Künstler-Konzert.] Die Unterhaltungsveranstaltungen in der festlosen Sommerzeit bewegen sich naturgemäß zumeist im Freien, und nur die Ungunst der Witterung vermag die Konzertbesucher, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb in den Saal zu verbannen. Wenn aber bei hellem Sonnenwetter und schwülster Sommertemperatur freiwillig eine große Zuhörerschaft sich einfindet, um ein „Künstler-Konzert“ trotz allem im Saale zu genießen, dann kann mit Bestimmtheit darauf geschlossen werden, daß es sich hierbei um etwas ganz Besonderes, um wirklich Hörens- bzw. Sehenswertes handelt. Die Erneuerung und Ergänzung der Schwarzorter Orgel-Prospekt Pfeifen hatte im vergangenen Jahre Kosten verursacht, die durch eine Anleihe gedeckt werden mußten. Zur Tilgung derselben war u. a. auch das „Künstler-Konzert“ bestimmt, das in vergangener Woche hier im Saale des Hotels „Kurischer Hof“ stattfand. Ausgeführt wurde es von der Pianistin Hanna Schmeemann, Klavierlehrerin am Konservatorium in Riga und dem bekannten Schriftsteller und G. T. U. Hoffmann-Biographen Dr. Walther Harich aus München, der nicht nur im Besitze einer der wunderbarsten und wertvollsten alten „Kloß“-Geigen ist, sondern außerdem ein begnadeter Künstler, der mit vollendeter Technik seine seelischen Empfindungen dem edlen Instrumente einzuhauchen vermag und befähigt ist, mit süßem, berückenden Geigenton seine Zuhörer zu fesseln. Kongeniales Zusammenwirken bot der ganz wundervolle Vortragsabend, dessen künstlerischer Wert schon aus dem erlesenen Programm ersichtlich ist. Beethovens Kreuzer-Sonate bildete die weihevolle Einleitung, der als weitere Violin-vorträge noch die G-dur-Romanze desselben Komponisten, ferner die g-moll-Fuge, Gavotte und Air von Johann Sebastian Bach und die Legende von Wieniawsky folgten. Daß sämtliche Vorträge mit jubelndem Beifall entgegengenommen wurden, ist nach dem Vorerwähnten leicht erklärlich. Allerdings hatte an dem hervorragenden Erfolge auch Hanna Schmeemann als Vertreterin des anspruchsvollen Klavierparts reichen Anteil. Vortreffliche, in Deschetitzky'scher Schule gemeisterte Technik, eine urgesunde musikalische Beanlagung und raffiges Temperament zeichnen ihr Spiel aus, und noch mehr wie in den Begleitungen trat in den solistischen Darbietungen die Gewißheit zutage, daß hier ein junges, reichbegabtes, aufstrebendes Talent vorhanden ist, dem eine erfolgreiche Zukunft bevorzustehen scheint. Chopins Fantasie Impromptu und b-moll Scherzo, das cis-moll Prélude von Rachmaninoff und die 11. ungarische Rhapsodie von Liszt, wie des lechteren Nachtigall-Fantasie, die als Zugabe gespendet wurde, begründeten dieses Urteil. Dem durch lebhaften Beifall bezugten Dank der Zuhörer aber schließt sich nicht minder warm auch die Gemeinde Schwarzort an, die durch den erzielten finanziellen Ertrag des Konzerts einen großen Teil der Orgelschuld zu tilgen vermochte. Da Hanna Schmeemann noch einige Zeit in Memel zu bleiben gedenkt, ist es nicht ausgeschlossen, daß vielleicht nochmals Gelegenheit sich findet, ihrer schätzbaren Kunst lauschen zu können.

\* [Zum Dänensturz bei Schwarzort.] Umstände und Wirkungen des am 4. 7. 22 südlich Schwarzort erfolgten Dänensturzes erfahren von Seiten des Geologischen Instituts der Albertus-Universität, Königsberg i. Pr., Bange Reihe 4 (Fernruf 683) eine wissenschaftliche Bearbeitung, zu welchem Zwecke ein Beamter des Instituts an Ort und Stelle Untersuchungen anstellt. Es würde diese Untersuchungen wesentlich vervollständigen, wenn Personen, welche Augenzeugen des Ereignisses waren oder Folgewirkungen desselben (wie Schallerscheinungen, Bodenerschütterungen, Flutwellen u. a.) beobachteten, ihre Beobachtungen dem genannten Institut freundlichst übermitteln wollten. Auch photographische Aufnahmen des Sturzgebietes vor und nach dem Ereignis werden dankbarst entgegengenommen, Auslagen bei Brauchbarkeit ersetzt.

Mi. 26. Juli 1922

ai. [Künstler-Konzert.] Die Unterhaltungsveranstaltungen in der festlosen Sommerzeit bewegen sich naturgemäß zumeist im Freien, und nur die Ungunst der Witterung vermag die Konzertbesucher, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb in den Saal zu verbannen. Wenn aber bei heiligem Sonnenwetter und schwülster Sommertemperatur freiwillig eine große Zuhörerschaft sich einfindet, um ein „Künstler-Konzert“ trotz allem im Saale zu genießen, dann kann mit Bestimmtheit darauf geschlossen werden, daß es sich hierbei um etwas ganz Besonderes, um wirklich Hörens- bzw. Sehenswertes handelt. Die Erneuerung und Ergänzung der Schwarzorter Orgel-Prospekt Pfeifen hatte im vergangenen Jahre Kosten verursacht, die durch eine Anleihe gedeckt werden mußten. Zur Tilgung derselben war u. a. auch das „Künstler-Konzert“ bestimmt, das in vergangener Woche hier im Saale des Hotels „Rurischer Hof“ stattfand. Ausgeführt wurde es von der Pianistin Hanna Schmeemann, Klavierlehrerin am Konservatorium in Riga und dem bekannten Schriftsteller und G. L. N. Hoffmann-Biographen Dr. Walther Harich aus München, der nicht nur im Besitze einer der wunderbarsten und wertvollsten alten „Kloy“-Geigen ist, sondern außerdem ein begnadeter Künstler, der mit vollendeter Technik seine seelischen Empfindungen dem edlen Instrumente einzuhauchen vermag und befähigt ist, mit süßem, betörenden Geigenton seine Zuhörer zu fesseln. Kongeniales Zusammenwirken bot der ganz wundervolle Vortragsabend, dessen künstlerischer Wert schon aus dem erlesenen Programm ersichtlich ist. Beethovens Kreuzer-Sonate bildete die weihevolle Einleitung, der als weitere Violinvorträge noch die G-dur-Romanze desselben Komponisten, ferner die g-moll-Fuge, Gavotte und Air von Johann Sebastian Bach und die Legende von Wieniawsky folgten. Daß sämtliche Vorträge mit jubelndem Beifall entgegengenommen wurden, ist nach dem Vorermähnten leicht erklärlich. Allerdings hatte an dem hervorragenden Erfolge auch Hanna Schmeemann als Vertreterin des anspruchsvollen Klavierparts reichen Anteil. Vortreffliche, in Leschetizky'scher Schule gemeisterte Technik, eine urgesunde musikalische Beanlagung und roffiges Temperament zeichnen ihr Spiel aus, und noch mehr wie in den Begleitungen trat in den solistischen Darbietungen die Gewißheit zutage, daß hier ein junges, reichbegabtes, aufstrebendes Talent vorhanden ist, dem eine erfolgreiche Zukunft bevorzustehen scheint. Chopins Fantasie Impromptu und b-moll Scherzo, das cis-moll Prélude von Rachmaninoff und die 11. ungarische Rhapsodie von Liszt, wie des letzteren Nachtigall-Fantasie, die als Zugabe gespendet wurde, begründeten dieses Urteil. Dem durch lebhaften Beifall bezugten Dank der Zuhörer aber schließt sich nicht minder warm auch die Gemeinde Schwarzort an, die durch den erzielten finanziellen Ertrag des Konzerts einen großen Teil der Orgelschuld zu tilgen vermochte. Da Hanna Schmeemann noch einige Zeit in Memel zu bleiben gedenkt, ist es nicht ausgeschlossen, daß vielleicht nochmals Gelegenheit sich findet, ihrer schätzbaren Kunst lauschen zu können.

1. (Fischerel.) Mit dem Monat Mai zieht auch der Perpel in unserem Kurischen Bassin ein, um sein Laichgeschäft zu verrichten. Bis jetzt ist erst wenig von diesen Fischarten geangelt worden. Dieses liegt wohl teilweise an der kalten, unbeständigen Witterung und den anhaltenden Nordwinden, die wir nicht nur allein den ganzen April, sondern auch im Mai bis jetzt gehabt haben. Der Perpel, auch Matfisch genannt, lebt von kleinen Tieren, namentlich Krustaceen, erreicht eine Länge von 40 Zentimetern, ein Gewicht von 1 Kilogr. und bewohnt die Ostsee, aus der er im Frühjahr in großen Mengen in unser Nordbassin zum Laichen aufsteigt. Auf seinem Zuge bewegt er sich mit lautem Geräusch an der Oberfläche des Wassers. Sein Fleisch ist zwar grätenreich, aber wohlschmeckend und wird gerne frisch als auch geräuchert gegessen. Nicht gedrängt zieht er mitunter in großen Schwärmen ins Bassin. Viel weiter als bis zum Negler Haken zieht er nicht, hüpft sich aber in der Liebesbucht so an, daß er mit Leichtigkeit durch die dort aufgestellten Schnäpelwarten gefangen werden kann. In manchen Jahren ist dagegen ohne nachweisbare Ursache der Fang auch sehr gering. Nach dem Nudlaichen zieht der Fisch wieder in die See zurück, um im nächsten Frühjahr von neuem zu erscheinen. Ebenso zieht die junge Brut nach See. In See finden die jungen Fische Nahrung genug. Gerade zu der Zeit, wenn sie das Ei verlassen, pflegen das Meerwasser mit Larven von Krebsen, Würmern, Schnecken, Muscheln, Seesternen, Seeigeln, Polypen und Schwämmen angefüllt zu sein, so daß den Fischchen bei jedem Atemzug, den sie machen, um Wasser über ihre Kiemen zu führen, kleine Tierchen in den Mund kommen. Junge Perpel sterben in Aquarien gewöhnlich sehr bald, weil es ihnen in diesen an Nahrung fehlt. Die Nährtiere der Fische leben zumteil an anderen lebenden oder abgestorbenen Tieren. Die letzte Quelle ihrer Nahrung bilden jedoch die Pflanzen des Meeres und die organischen Massen, welche die Flüsse ins Meer tragen. Während der Herbst- und Wintermonate werden große Massen von Seegrass und Algen abgerissen, verlieren die Lust, welche sie während des Lebens erhalten hatten und sinken an den Meeresgrund. Hier zerfallen sie nach und nach in immer kleinere Stücke und bilden endlich einen Hauptbestandteil der dunkeln Grundmasse, aus welcher zahllose Muscheln und Würmer ihre Nahrung ziehen. Der Perpel zählt zu den Wandersfischen. Das Wandern aus dem offenen Meer in die Basse und aus den Bassen in das offene Meer zurück ist ein Mittel der Natur, große Mengen solcher Fische auszubilden, denn weil die Perpel wandern, haben sie immer reichliches Futter, ja, sie geraten ja dadurch ins Wandern, daß sie in derjenigen Richtung weiterschwimmen, in welcher sie auf die meiste Nahrung treffen.

So. 26. Mai 1923

( Der Neegelnschar Haken liegt ca 5 Km südlich von Schwarzort )



**D. „Graz“**

fährt Sonntag, den 27. Mai cr. 6<sup>00</sup> Vorm.  
und 1<sup>00</sup> Nachm. ab Karlsbrücke

**nach Schwarzort**

**D. „Capella“**

fährt Sonntag, den 27. Mai cr. 10<sup>00</sup> Nm. ab Siedelshol  
nach

**Schwarzort-Nidden-Rositten-Grazbeel**

Rückfahrt von Schwarzort 7<sup>00</sup> abends mit D. „Graz“,  
von Nidden und Rositten Montag.

**Gebrüder Bieber**

## Pfingstbilder aus dem Mehrungsbad Schwarzort

### Wenn die Eiche blüht vor der Eiche

Ein tüchtiger Regen leitete die Pfingstfeierstage ein. Zwar sah man am Sonntag morgen die Sonne freundlich und klar. Der Westwind hatte aber bald ein paar Wasservögelchen von See her übers Land dirigiert, die mitten in das gut besuchte Frühlingsfest der Memeler Liedertafel im schönen Park von Königswäldchen hinein ihr unwillkommenes Nest entleerten und die aufmerksamen Zuhörer auseinandertrieben. Mancher sah schon das ganze Pfingstfest verregnet und disponierte um. Andere stellten sich an ihrem mühsam hinter Einkassulierung aller Unannehmlichkeiten materieller und sonstiger Art) erdachten Pfingstprogramm fest; nur daß sie die Abwicklung etwas hinausschoben. Und die beklebten recht. Eine herrliche Dampferfahrt führte mittags nach Schwarzort. Frau Sonne machte ihr freundlichstes Gesicht und breitete den schönsten Sommerglanz über diese arline Dase im Sanderkerl der Mehrung. Natürlich nutzte man die Gelegenheit noch zu einem kurzen Nachmittagsspaziergang durch den herrlichen Wald zum Strand. Die Vegetation ist in Schwarzort bedeutend weiter als in Memel. Abernützige stellen erfreut fest, daß die Eiche vor der Eiche blüht, was einen schönen trockenen Sommer bedeuten soll, denn der Volksmund sagt:

Blüht die Eiche vor der Eiche,  
hält der Sommer große Wäsche;  
Blüht die Eiche vor der Eiche,  
hält der Sommer große Bleiche.

Am Strand liegt noch immer der im November 1931 vom riesigen Sturmwellen auf Strand geübte Seeleichter „Unterweser 21“, ein strammer Rasten, der das repräsentable Gewicht von 17 000 Zentnern aufweist. Ein niedlicher Spielball für übermüdete Wellen! Trotz aller Pfingststimmung muß dieses tote Objekt den materiellen Geist der Zeit herausfordern: man ergeht sich in Spekulationen, rechnet in Mark und in Litras. Und auch eine Bestätigung des Schicksals steht unter diesem Gesichtswinkel. Der an Bord stationierten Wache neidet man den blühigen Sommeraufenthalt. Ein ganzes großes Haus mit Salon, mehreren Schlafstuben, Küche und allem Komfort der Neuzeit steht ihr zur Verfügung. Die schönen, modernen Maschinen und die riesigen Winden werden bewundert, auch die im Schiffsraum durch das beständige Aufschieben verbogenen starken Eisenstäben genügend bestaunt, und dann schlängelt man sich durch Sand und Waldwege vom herrlichen Abendrot zum noch herrlicheren Abendrot hindurch. O, über euch Materialisten!

### Der verkannte Ventilator

Da hat man sich nun vor dem nervös machenden Telefon gesüßelt und geht, ohne auch nur einem Buchstaben Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, zu Bett und wird doch ein Opfer der Schlaflosigkeit. Bei der Wahl des Hotelzimmers entschied natürlich der Ausblick aufs Bass. Zwischen Bass und Bassstraße laufen die Telephondrähte. Nachts geruft der Wind auf Nordost umzudrehen und sich an den Drähten zu reiben. Zwei Drähte, die am Himmel entlang gehen, nehmen die Melodie freundlichst auf und tragen sie dem Mädchen zu. Ohne die Ursache zu kennen, sucht man — eine besondere Eigenschaft des Deutschen — den Schuldigen. Natürlich hat der Wirt den Ventilator nicht abgestellt! Was das kostet bei dem Elektrizitätspreisen! Und so! Der Wirt meint, jetzt kühlt im Haus. Wir haben Gas und keinen Ventilator. Und endlich kommt man auf die Telephondrähte. Der Schuldige ist entdeckt, ohne den Apparat der Kriegsschuldlosenmission; man ist beruhigt.

### Nirchenvistation

Majestätisch erscheint  $\frac{1}{4}$  Uhr morgens über dem Schornstein der Memeler Zellulosefabrik der Sonnendall und tritt seinen Mundgang an. Vom Bandmaschinenreg klingt Blechmusik. Ein Strom von Ausflüglern ergießt sich ins Land. Der herrlichste Tag bislang ist angebrochen. Das reizende Nirchein von Schwarzort liegt wie ein Juwel zwischen Berg, Wald, Feld, Wiese und Wasser. Unwillkürlich lenkt der Schritt dorthin, von wo Choralefang erklingt. Was mag der junge Pfarrer dieser Gemeinde seinen Gläubigen zum Pfingstfest sagen? Der ärteren Schmuheut entspricht das Innere des Gotteshauses. Viel Liebe muß hier die Arbeits Hände geführt haben. Das

Gefühl des Geborgenheits umfängt den Eintretenden.  
 Es ist gerade Kirchenvorstellung, und es gilt den Begriff des heiligen Geistes zu klären. Zuerst bespricht der Junge in der Vollkraft seiner Jahre stehende Pfarrer sich mit den Kindern seiner Gemeinde, dann spricht der greise Superintendent in seiner väterlichen Art zu ihnen. Wahrheit oder besser Wahrhaftigkeit und Liebe, das ist heiliger Geist. So wird in die jungen Herzen verpflanzt. Und ein Satz steht. Er wird vom Superintendenten von der Kanzel der Gemeinde zugerufen. Aufrecht, steif recht sich dabei die Gestalt des Geistlichen, als ob keine Gewalt das Wort biegen kann. Und er sagt: Die Welt ist, ich bedauere es, auch heute noch im großen und ganzen ein heidnisches Haus. (Wie das Haus des heidnischen Hauptmanns.) Der Gedanke dieser beiden Stunden in dem trauten Kirchlein wird von keinem der Teilnehmer gering angeschlagen werden.

**Wälderwolken**

Die wohlthuende Wärme der Mittagssonne lohnte einen Spaziergang noch kurz vor dem Essen. Aber man hat zu kämpfen, um durch die dichten Schwärme der Eintagsmücken hindurchzukommen. Sie stechen nicht, und das ist ein Glück, denn sonst wäre der Kampf für den Menschen ausichtslos. An den Bergabhängen steht man von den Strafe aus ganze Wälder der spielenden Tierchen, die ein sanfter Wind lockte vor sich herreibt. Abends sind die Fronten der Häuser dicht mit diesen harmlosen Tierchen besetzt. Am andern Morgen aber stehen sie wieder wie die Mauer über den Wegen, bis ein feiner Staubregen sie zu Millionen zur Erde schlägt und vernichtet.

**Ausblick**

Sobald das Wetter aufhellerte und ein trockenes, warmes Pfingstfest versprach, wurden die Dampfer nach Schwarzort geradezu gestürmt. Schon am Sonntag mittag fuhr eine ganze Anzahl Dampfer vollbesetzt nach Schwarzort, und am zweiten Feiertag kam von morgens bis nachmittags Dampfer auf Dampfer an und überschwemmte den Ort und seine Umgebung mit Feiertagsmenschen, die sich vom langen Alltag erholen wollten. Die Hotels waren die Feiertage über mit Fremden fast vollbesetzt. Sonst sind noch recht wenig Badegäste in Schwarzort. Im früheren Jahre war um diese Zeit schon bedeutend mehr Betrieb. Viel hat bei der Frequenz eines Bades das Wetter mitzureden. In diesem Jahre lassen Sommer und Badegäste auf sich warten. Die Privatpensionen sind infolge des Marksturzes in der Berechnung sehr vorsichtig und nennen zum Teil noch keinen festen Preis. Eine Rolle spielt dabei auch die bevorstehende Einführung der Erhöhung. Infolgedessen sind feste Mietablösungen bisher ebenfalls sehr wenig erfolgt. Die Hoffnung aber besteht, daß, wenn erst beständige warme Witterung eintritt, der Zustrom einziehen wird. An beiden Pfingsttagen sah man schon die ersten Badenden.

Do. 24. Mai 1923

\* [Zweisprachige Ämter.] Um unserer zweisprachigen Bevölkerung gerecht zu werden, sollen zur Bestellung von Amtsvorstehern, Gemeindevorstehern, Ortskassenrentanten usw. zukünftig nur solche Personen, die beide Sprachen, das Litauische und das Deutsche, beherrschen, in Betracht kommen. Bei Neuwahlen ist dieser Grundsatz zu beachten.

So. 27. Mai 1923

## Zusatzblatt der Memeler Hausfrau

Marktpreise und Ladenpreise am 22. Mai

<table border="0" style="width: 100%;"> <tr><td>Mutter</td><td>1 Sfd.</td><td>10000—10500 M.</td></tr> <tr><td>Glumse</td><td>1 Sfd.</td><td>4000 M.</td></tr> <tr><td>Gier</td><td>1 Std.</td><td>700—750 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Aniebeln</td><td>1 Str.</td><td>2000—3000 M.</td></tr> <tr><td>Narotten</td><td>1 Str.</td><td>2000 M.</td></tr> <tr><td>Kopfsalat</td><td></td><td>400 M.</td></tr> <tr><td>Radieschen</td><td>1 Hund</td><td>400—600 M.</td></tr> <tr><td>Rhabarber</td><td>1 Hund</td><td>800—1000 M.</td></tr> <tr><td>Sauerampfer</td><td>1 Keller</td><td>400—500 M.</td></tr> <tr><td>Spinat</td><td>1 Keller</td><td>2000—3000 M.</td></tr> <tr><td>Gurken</td><td>1 Std.</td><td>6000—8000 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Tauben</td><td>1 Std.</td><td>3000—4000 M.</td></tr> <tr><td>Huhn</td><td>je Sfd.</td><td>5000 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Gerste</td><td>1 Str.</td><td>85000—90000 M.</td></tr> <tr><td>Roggen</td><td>1 Str.</td><td>100000 M.</td></tr> <tr><td>Hafer</td><td>1 Str.</td><td>85000 M.</td></tr> <tr><td>Kartoffeln</td><td>1 Str.</td><td>13000—14000 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Speck</td><td>1 Sfd.</td><td>8000 M.</td></tr> <tr><td>Schmeer</td><td>1 Sfd.</td><td>8000 M.</td></tr> <tr><td>Karbonade</td><td></td><td></td></tr> <tr><td>mit Speck</td><td>1 Sfd.</td><td>7000 M.</td></tr> <tr><td>Rauchstüd</td><td>1 Sfd.</td><td>7000 M.</td></tr> <tr><td>Schulter und</td><td></td><td></td></tr> <tr><td>Schinken</td><td>1 Sfd.</td><td>6000—6500 M.</td></tr> <tr><td>Rindfleisch</td><td>1 Sfd.</td><td>5000 M.</td></tr> <tr><td>Kalbfleisch</td><td>1 Sfd.</td><td>4000 M.</td></tr> <tr><td>Sammelfleisch</td><td>1 Sfd.</td><td>5000—6000 M.</td></tr> <tr><td>Fleischwurst</td><td>1 Sfd.</td><td>5000 M.</td></tr> </table>	Mutter	1 Sfd.	10000—10500 M.	Glumse	1 Sfd.	4000 M.	Gier	1 Std.	700—750 M.	•			Aniebeln	1 Str.	2000—3000 M.	Narotten	1 Str.	2000 M.	Kopfsalat		400 M.	Radieschen	1 Hund	400—600 M.	Rhabarber	1 Hund	800—1000 M.	Sauerampfer	1 Keller	400—500 M.	Spinat	1 Keller	2000—3000 M.	Gurken	1 Std.	6000—8000 M.	•			Tauben	1 Std.	3000—4000 M.	Huhn	je Sfd.	5000 M.	•			Gerste	1 Str.	85000—90000 M.	Roggen	1 Str.	100000 M.	Hafer	1 Str.	85000 M.	Kartoffeln	1 Str.	13000—14000 M.	•			Speck	1 Sfd.	8000 M.	Schmeer	1 Sfd.	8000 M.	Karbonade			mit Speck	1 Sfd.	7000 M.	Rauchstüd	1 Sfd.	7000 M.	Schulter und			Schinken	1 Sfd.	6000—6500 M.	Rindfleisch	1 Sfd.	5000 M.	Kalbfleisch	1 Sfd.	4000 M.	Sammelfleisch	1 Sfd.	5000—6000 M.	Fleischwurst	1 Sfd.	5000 M.	<table border="0" style="width: 100%;"> <tr><td>Lebertwurst</td><td>1 Sfd.</td><td>4000—5000 M.</td></tr> <tr><td>Nagdwurst</td><td>1 Sfd.</td><td>6000 M.</td></tr> <tr><td>Speckwurst</td><td>1 Sfd.</td><td>6000 M.</td></tr> <tr><td>Breikopf</td><td>1 Sfd.</td><td>6000 M.</td></tr> <tr><td>Kleine Würstchen</td><td>1 Sfd.</td><td>6000 M.</td></tr> <tr><td>Blutwurst</td><td>1 Sfd.</td><td>1500 M.</td></tr> <tr><td>Amerikanisches</td><td></td><td></td></tr> <tr><td>Schweineschmalz</td><td>1 Sfd.</td><td>1000—11000 M.</td></tr> <tr><td>Dänisches</td><td></td><td></td></tr> <tr><td>Kratenschmalz</td><td>1 Sfd.</td><td>9000 M.</td></tr> <tr><td>Margarine</td><td>1 Sfd.</td><td>8500 M.</td></tr> <tr><td>Balsmin</td><td>1 Sfd.</td><td>9600—10000 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Dorche</td><td>1 Sfd.</td><td>3000 M.</td></tr> <tr><td>Rundern</td><td>1 Sfd.</td><td>2000—3000 M.</td></tr> <tr><td>Strömlinge</td><td>1 Sfd.</td><td>3000 M.</td></tr> <tr><td>Kale</td><td>1 Sfd.</td><td>6000—8000 M.</td></tr> <tr><td>Breite</td><td>1 Sfd.</td><td>6000 M.</td></tr> <tr><td>Harle</td><td>1 Sfd.</td><td>3000—3200 M.</td></tr> <tr><td>Ärthen</td><td>1 Sfd.</td><td>3000 M.</td></tr> <tr><td>Riefen</td><td>1 Sfd.</td><td>5000 M.</td></tr> <tr><td>Bierfische</td><td>1 Sfd.</td><td>6500 M.</td></tr> <tr><td>Große Stinte</td><td>1 Sfd.</td><td>2000 M.</td></tr> <tr><td colspan="3" style="text-align: center;">•</td></tr> <tr><td>Farin</td><td>1 Sfd.</td><td>5800—6000 M.</td></tr> <tr><td>Kaffeebohnen</td><td>1 Sfd.</td><td>18—25000 M.</td></tr> <tr><td>Reis</td><td>1 Sfd.</td><td>2500 M.</td></tr> <tr><td>Blaumen</td><td>1 Sfd.</td><td>3500—4000 M.</td></tr> <tr><td>Salz</td><td>1 Sfd.</td><td>200—250 M.</td></tr> <tr><td>Hafergrütze</td><td>1 Sfd.</td><td>2000 M.</td></tr> <tr><td>Weizengetreide</td><td>1 Sfd.</td><td>3000 M.</td></tr> <tr><td>Petroleum</td><td>1 Str.</td><td>1600 M.</td></tr> <tr><td>Beringe</td><td>1 Std.</td><td>500—600 M.</td></tr> </table>	Lebertwurst	1 Sfd.	4000—5000 M.	Nagdwurst	1 Sfd.	6000 M.	Speckwurst	1 Sfd.	6000 M.	Breikopf	1 Sfd.	6000 M.	Kleine Würstchen	1 Sfd.	6000 M.	Blutwurst	1 Sfd.	1500 M.	Amerikanisches			Schweineschmalz	1 Sfd.	1000—11000 M.	Dänisches			Kratenschmalz	1 Sfd.	9000 M.	Margarine	1 Sfd.	8500 M.	Balsmin	1 Sfd.	9600—10000 M.	•			Dorche	1 Sfd.	3000 M.	Rundern	1 Sfd.	2000—3000 M.	Strömlinge	1 Sfd.	3000 M.	Kale	1 Sfd.	6000—8000 M.	Breite	1 Sfd.	6000 M.	Harle	1 Sfd.	3000—3200 M.	Ärthen	1 Sfd.	3000 M.	Riefen	1 Sfd.	5000 M.	Bierfische	1 Sfd.	6500 M.	Große Stinte	1 Sfd.	2000 M.	•			Farin	1 Sfd.	5800—6000 M.	Kaffeebohnen	1 Sfd.	18—25000 M.	Reis	1 Sfd.	2500 M.	Blaumen	1 Sfd.	3500—4000 M.	Salz	1 Sfd.	200—250 M.	Hafergrütze	1 Sfd.	2000 M.	Weizengetreide	1 Sfd.	3000 M.	Petroleum	1 Str.	1600 M.	Beringe	1 Std.	500—600 M.
Mutter	1 Sfd.	10000—10500 M.																																																																																																																																																																																																		
Glumse	1 Sfd.	4000 M.																																																																																																																																																																																																		
Gier	1 Std.	700—750 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Aniebeln	1 Str.	2000—3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Narotten	1 Str.	2000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kopfsalat		400 M.																																																																																																																																																																																																		
Radieschen	1 Hund	400—600 M.																																																																																																																																																																																																		
Rhabarber	1 Hund	800—1000 M.																																																																																																																																																																																																		
Sauerampfer	1 Keller	400—500 M.																																																																																																																																																																																																		
Spinat	1 Keller	2000—3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Gurken	1 Std.	6000—8000 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Tauben	1 Std.	3000—4000 M.																																																																																																																																																																																																		
Huhn	je Sfd.	5000 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Gerste	1 Str.	85000—90000 M.																																																																																																																																																																																																		
Roggen	1 Str.	100000 M.																																																																																																																																																																																																		
Hafer	1 Str.	85000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kartoffeln	1 Str.	13000—14000 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Speck	1 Sfd.	8000 M.																																																																																																																																																																																																		
Schmeer	1 Sfd.	8000 M.																																																																																																																																																																																																		
Karbonade																																																																																																																																																																																																				
mit Speck	1 Sfd.	7000 M.																																																																																																																																																																																																		
Rauchstüd	1 Sfd.	7000 M.																																																																																																																																																																																																		
Schulter und																																																																																																																																																																																																				
Schinken	1 Sfd.	6000—6500 M.																																																																																																																																																																																																		
Rindfleisch	1 Sfd.	5000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kalbfleisch	1 Sfd.	4000 M.																																																																																																																																																																																																		
Sammelfleisch	1 Sfd.	5000—6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Fleischwurst	1 Sfd.	5000 M.																																																																																																																																																																																																		
Lebertwurst	1 Sfd.	4000—5000 M.																																																																																																																																																																																																		
Nagdwurst	1 Sfd.	6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Speckwurst	1 Sfd.	6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Breikopf	1 Sfd.	6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kleine Würstchen	1 Sfd.	6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Blutwurst	1 Sfd.	1500 M.																																																																																																																																																																																																		
Amerikanisches																																																																																																																																																																																																				
Schweineschmalz	1 Sfd.	1000—11000 M.																																																																																																																																																																																																		
Dänisches																																																																																																																																																																																																				
Kratenschmalz	1 Sfd.	9000 M.																																																																																																																																																																																																		
Margarine	1 Sfd.	8500 M.																																																																																																																																																																																																		
Balsmin	1 Sfd.	9600—10000 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Dorche	1 Sfd.	3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Rundern	1 Sfd.	2000—3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Strömlinge	1 Sfd.	3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kale	1 Sfd.	6000—8000 M.																																																																																																																																																																																																		
Breite	1 Sfd.	6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Harle	1 Sfd.	3000—3200 M.																																																																																																																																																																																																		
Ärthen	1 Sfd.	3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Riefen	1 Sfd.	5000 M.																																																																																																																																																																																																		
Bierfische	1 Sfd.	6500 M.																																																																																																																																																																																																		
Große Stinte	1 Sfd.	2000 M.																																																																																																																																																																																																		
•																																																																																																																																																																																																				
Farin	1 Sfd.	5800—6000 M.																																																																																																																																																																																																		
Kaffeebohnen	1 Sfd.	18—25000 M.																																																																																																																																																																																																		
Reis	1 Sfd.	2500 M.																																																																																																																																																																																																		
Blaumen	1 Sfd.	3500—4000 M.																																																																																																																																																																																																		
Salz	1 Sfd.	200—250 M.																																																																																																																																																																																																		
Hafergrütze	1 Sfd.	2000 M.																																																																																																																																																																																																		
Weizengetreide	1 Sfd.	3000 M.																																																																																																																																																																																																		
Petroleum	1 Str.	1600 M.																																																																																																																																																																																																		
Beringe	1 Std.	500—600 M.																																																																																																																																																																																																		

\*

Der gestrige Markt war mit landwirtschaftlichen Produkten gut besetzt. Trotzdem waren die an sich hohen Preise weiter gestiegen. Die Ursache ist wohl darin zu suchen, daß auch die Landleute bei der Preisbemessung ihrer Produkte bereits die Litwährung zugrunde legen und entsprechend den Friedenspreisen kalkulieren, obwohl die Kaufkraft der breitesten Masse der Bevölkerung sich noch immer nach der deutschen Mark richten muß, in der die Festbesoldeten entlohnt werden. Erst mit der Einführung der Litwährung — am 10. Juni — als alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel ist mit einer Stabilisierung der Preise zu rechnen, wenn mittlerweile einzelne Gruppen nicht wieder die Dollar- oder Pfundwährung als sichereres Zahlungsmittel betrachten sollten. Bisher haben wir in der Übergangszeit zur Litwährung nur trübe Erfahrungen gemacht. Schon der Fleischwarenmärkte bringt Anzeichen dafür, daß mit einer „Ausflachtung“ des Gebiets zu rechnen ist. Das heutige zum Markt gebrachte Fleisch ist nur noch halbwertige Ware, da sämtliche im Fettgehalt hochstehenden Tiere seitens valutatstarker Gesellschaften aus dem Memelgebiet exportiert werden. Den hiesigen Fleischern mit ihrer schwachen Kaufkraft bleiben nur noch die weniger zu bewertenden Tiere übrig. Dergegen müßte seitens der Behörde unbedingt etwas unternommen werden, bevor eine vollständige Störung der Fleischzufuhr zum Markt eintritt. hp.

Sa. 27. Mai 1923

\* [Einführung der Litwährung ab 10. Juni.] Wie wir erfahren, hat das Landesdirektorium beschlossen, daß vom 10. Juni 1923 ab nur noch der Lit als alleiniges Zahlungsmittel im Memelgebiet Geltung hat. Vom gleichen Tage wird die deutsche Reichsmark im Memelgebiet außer Kurs gesetzt.

27. Mai 1923

Memel, den 9. Juli 1923

\* [Pfarrer Schenk ausgewiesen.] In der Nacht von Sonntag zu Montag, ungefähr gegen 2 Uhr, wurde der Pfarrer von Schwarzort, Schenk, von acht litauischen Kriminalbeamten unter dem Kommando von Besols, der einen Haftbefehl gegen den Pfarrer vorwies, aus dem Bett geholt und per Motorboot angeblich sofort nach Deutschland abgeschoben. Der Grund zu der Verhaftung soll seine Rede anlässlich der Fahnenweihe des Schwarzorter Fischervereins sein. Nähere Einzelheiten sind noch nicht bekannt.

Di. 10. Juli 1923

\*\* Schwarzort, 10. Juli. [Fahnenweihe des Schwarzorter Fischervereins.] Am 8. Juli fand die Einweihung der Fahne des Schwarzorten Fischervereins statt. Die Vorbereitungen für dieses so einzigartige Fest begann bereits 4 Tage früher und unser Ort wurde zum Empfang der Gäste feierlich geschmückt. Jeder Hausbesitzer, die jungen Mädchen und die Vereinsmitglieder hatten alle mit Herz und Hand an dieser Vorbereitung gearbeitet. Schwarzort war wie eine Jungfrau festlich geschmückt und hatte eine solche Ausschmückung seit seinem Bestehen noch nicht erlebt. Die Mitglieder des Vereins sammelten sich um 10 Uhr vorm. bei Herrn May zum Empfang der Gäste, und um 10½ Uhr waren auch schon die ersten Dampfer voll besetzt da. Um 11 Uhr kamen die Memeler Motorfischer, geschmückt mit Wirtskunden und Flaggen, hier an. Um 1 Uhr traten die Vereine wieder an zum Abholen der Fahne vom Hause des Vorsitzenden Resas. Die Musik vorne, dahinter die Fahne des Brudervereins Memel und weiter Schwarzort und die Abordnung der andern Vereine, sowie eine unzählige Menschenmenge, so setzte sich der Zug in Bewegung und marschierte unter Führung des Festleiters Herrn May durch die geschmückte Dorfstraße bis kurz vor der Kirche zum Hause des Vorsitzenden. Vor dem Hause hatten der Vorsitzende, Herr Pfarrer Schenk und 8 Jungfrauen in litauischer Tracht mit grün-weiß-roten Schürzen Aufstellung genommen. Die verhüllte Fahne wurde vom Vorsitzenden vier jungen Damen zum Tragen überreicht, während der Festzug auf dem Hofe eine Schwenkung machte und dann ging zurück zum Tannental, das wie geeignet war für eine Fahnenweihe. Festordner sorgten beim Einmarsch ins Tal für eine geordnete Aufstellung der Vereine im Halbkreis. Während der Aufstellung spielte die Musik. Danach wurde das Bundeslied „Geld gegrüßt in unserm Bunde, Gäste Ihr von nah und fern“ mit Musikbegleitung gesungen. Hierauf begrüßte der Vorsitzende des Schwarzorter Vereins alle Festteilnehmer und hieß alle im Namen des Vereins aus herzlichste willkommen. Er dankte allen Spendern, die dazu beigetragen, daß der Schwarzorter Verein sich die Fahne hatte beschaffen können. Im einzelnen begrüßte er, als den Vertreter des Landkreises Memel, den Herrn Landrat Dr. Sonntag, den er bat, auch fernerhin für die Fischerei einzutreten und die Fischer in ihren gerechten Forderungen zu unterstützen. Ferner begrüßte er die Fischereibehörde, die durch Herrn Oberfischmeister Siebolds, Herrn Gwilties (Fischereidezernent) und dem hiesigen Fischmeister Postnagels vertreten war. Mit einem Gruß an Herrn Guhr als den Vorsitzenden der Vereinigung und Spender eines namhaften Beitrages für die Fahne ging er zum Gruß an die versammelten Fischer über und dankte besonders dem Memeler Verein für sein vollzähliges Erscheinen. Mit einem Hoch auf die Fischerei des Memellandes schloß der Redner seine Begrüßung. Es folgte ein Prolog, gesprochen von Fräulein Saluth. Herr Pfarrer Schenk hielt die Weiherede. Die Schürze schwarz-weiß-rot wurde von ihm als Zeichen der Vergangenheit, grün-weiß-rot als Zeichen der Gegenwart verstanden. Die Farben schwarz-weiß-rot grüßten grün-weiß-rot. Stets möchten diese Farben beieinander flattern und zur Versöhnung der

# D. „Memel“

verkehrt

Sonntag, den 8. Juli 1923

morgens 9 Uhr, nachmittags 1 1/2 Uhr  
ab Karlsbrücke

nach Schwarzort.

Gebrüder Bleber.

Litauer Dampfer-Verein  
Aktiengesellschaft

Königsberg i. Pr.

Regelmäßiger Eldampferverkehr

zwischen

Memel—Königsberg

per D. „Phoenix“ und „Germania“

Expedition

von Memel nach Königsberg via Schwarzort,  
Ridben, Rositten, Labiau

Jeden Dienstag und Freitag, morgens 5 Uhr  
von Königsberg nach Memel via Labiau,  
Rositten, Ridben, Schwarzort

gleichfalls jeden Dienstag und Freitag,  
morgens 5 Uhr.

Güteranmeldungen und nähere Informationen,  
auch über Rücknahme von Passagieren, durch

Robert Meyhoefer G. m. b. H.

Memel, Börsenstraße 13

Telegr.: Ostliniers. Tel.: 428, 711, 727, 732

Sa. 7. Juli 1923

So. 8. Juli 1923



## Spazierfahrten nach Schwarzort

Salonschnelldampfer  
„Schwarzort“  
und „Russ“

Fahrdauer eine Stunde

Sonntag, den 8. Juli 1923  
ab Karlsbrücke

9 Uhr vorm. — 1 Uhr nachm.

Zweite Abfahrt:

Dfr. „Trude“

10 Uhr vormittags

Sonderpreis 1 Lit

Memelländische  
Dampfschiffahrts-  
Gesellschaft  
G. m. b. H.

Expedition: Reisebüro Robert  
Meyhoefer G. m. b. H., Börsen-  
strasse 13, Tel. Nr. 711, 722, 732

\* [Som Sonntag.] Gestern war wohl der erste richtige Sommerstag. Schon vom frühen Morgen an brannte die Sonne heiß zur Erde nieder und lockte die Memeler hinaus ins Freie — das heißt, vor allem an den Strand. Der Sandkrug war natürlich wieder der Hauptanziehungspunkt. Wenn schon am Vormittag eine große Menge mit der Fähre hinüberfuhr, so war die Zahl derer, die am Nachmittag den Strand besuchen wollte, eine unübersehbare. In langen Reihen mußte man sich anstellen, und trotzdem beide Fähren mit Hochbetrieb arbeiteten, konnte man doch noch eine ganz geraume Weile warten, ehe man hinüberkam. Ein Wunder, der gewiß von vielen bejammert wurde. Doch was war zu machen. Die beiden Fähren ähzteten und pöhteten; sie taten gewiß ihre Schuldigkeit. Der Strand bot denn auch ein Bild, wie man es selten gesehen hat. Von der Strandhalle nach beiden Seiten, so weit man sehen konnte, eine schwarze Masse. Bei dem ruhigen Seegang war das Baden für jeden ein Hochgenuss. Doch nicht nur der Sandkrug konnte eine solche Menge Ausflügler aufweisen; auch in Försterel war Hochbetrieb. Man wunderte sich, wo die Menschen alle herkamen, und dabei war am Morgen noch eine ganz gehörige Menge in drei Dampfern nach Schwarzort gefahren, das wohl auch zum erstenmal in diesem Jahr wieder einen guten Besuch aufweisen konnte.

Di. 10. Juli 1923



(Schluß)

Deutschen und Litauer beitragen. Mit Beifall wurde seine Rede aufgenommen. Leider sind seine Ausführungen von einigen Leuten falsch verstanden worden und haben zur Ausweisung Schencks geführt. Nach der Weisrede wurde die Fahne enthüllt und während eines Prologs dem Vorsitzenden überreicht. Derselbe übergab, während die Jungfrauen dem Fahnenträger und Junkern die Schärpen umlegten und die Degen übergaben, dem Fahnenträger Johann Resas die Fahne mit der Mahnung, die Fahne in Ehren zu halten und dieselbe dem Verein in Freud und Leid voranzutragen. Die Junker Fritz Valekies und Hans Resas ermahnte er, dem Fahnenträger treu zur Seite zu stehen und die Fahne vor Beschimpfung und Beschmutzung unlauterer Elemente zu schützen. Dann folgten die Gratulationen. Herr Landrat Dr. König überreichte dem Verein mit vorhergehenden eindrucksvollen Worten auf das Wohl der Fischerei einen silbernen Nagel im Namen des Landkreises Memel. Herr Suhr als Vorsitzender der Fischereivereinigung des Memelgebietes überreichte einen Nagel mit der Widmung „Mit vereinter Kraft man Gutes schafft.“ Herr Plennis, Vorsitzender des Memeler Vereins, übergab einen Nagel mit den Worten: „Was ist der Rede kurzer Sinn, Hier hast den Nagel, hau em rin.“ Herr Kubillus als Vertreter des Vereins Preil-Perwell überreichte eine wundervolle Schleife, angefertigt von Preller Mädels mit der Widmung „Durch Einigkeit zum Ziel“. Dann wurde noch am Abend von Herrn Perkuhn, dem Vertreter der Firma Max Albrecht-Stettin, welcher nicht zeitig eintreffen konnte, ein Nagel gestiftet mit einer Widmung. Während der Gratulation wurde eine Sammlung veranstaltet zur Deckung der großen Unkosten. Der Vorsitzende bat, daß niemand an dieser Sammlung Anstoß nehmen und jeder freiwillig sein Schärlein beitragen möchte. Die Sammlung bedeckte so ziemlich die Hälfte der Unkosten. Nun dankte Resas nach allen Spenden den Gebern im Namen des Vereins. Dann erfolgte der Abmarsch zum Umzuge durchs Dorf. Im Hotel May wurden noch viele gemütliche Stunden im Kreise der geladenen Gäste und der Berufscollegen verbracht. Zu früh war die Stunde des Abschiednehmens von den Bommelsvitter Fischern, die um 10 Uhr abfahren. Leider hat diese Feststimmung einen bösen Abschluß erfahren. Um 2 Uhr traf ein Motorboot aus Memel mit Polizei unter Führung des ehemaligen Fischers Wesols aus Bommelsvitter hier ein, um unsern lieben Pfarrer Schenke, der ahnungslos im Bett schlief, zu verhaften. Die Erregung der noch verweilenden Festteilnehmer war groß, und nur ein Glück ist's, daß der größte Teil der Teilnehmer nach Hause gegangen war. Unliebsame Zwischenfälle wären unvermeidlich gewesen. Pfarrer Schenke wurde aus dem Bett geholt, mußte sich unter Aufsicht der Polizei ankleiden, knapp ist ihm Bett gelassen, so von seiner lieben Frau und Söhnchen zu verabschieden, und unter Bedeckung wurde er zum Landungssteig geführt, wo sich eine Menge Menschen eingefunden hatten. Im Motorboot ging dann in die Dunkelheit hinaus, wie verlautet Pilskopen zu, wo Pfarrer Schenke an Land gesetzt wurde. Dieser Fall wird sicherlich nicht dazu beitragen, die Verständigung zwischen Deutschen und Litauern zu fördern.

Do. 12. Juli 1923

## Sprechsaal

Für die in dieser Rubrik veröffentlichten Einsendungen aus dem Kreis der Ober- nimmt die Redaktion sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Inhalts keine andere als die dringlichste Anerkennung.

### Die Ausweisung des Pfarrers Schenk.

Der Fall des Pfarrers Schenk in Schwarzort mit jedem, der nur einen funken Rechtfertigung in sich spürt, mit selbstlicher Ueberrückung und Unterstützung erfüllen.

Mit Ueberraschung, weil man es nicht für möglich gehalten hätte, daß nach Plauderung der Ereignisse des Frühjahrs, nach Verkündung der Autonomie des Memellandes und nach Aufhebung des Ausnahmezustandes und kaum, daß das Memelland ein wenig zur Ruhe gekommen ist, von neuem zu Methoden gegriffen wird, die man endlich als der Vergangenheit angehörig glaubte.

Mit Enttäuschung, weil das Vorgehen gegen Pfarrer Sch., wie es hier gehandelt wurde, jeder Rechtsgrundlage entbehrt.

Mit sprechen dabei kein Urteil aus darüber, ob Pfarrer Sch. etwas gesagt oder getan hat, was er nicht verantworten kann. Das mag glauben oder nicht glauben, wer da will, da ja die zuständige Behörde es bisher nicht für nötig gehalten hat, der Öffentlichkeit irgendeine Aufklärung über den Fall zu geben. Es mag dies im Augenblick auf sich beruhen, zumal es in erster Linie Pfarrer Sch. selbst sowie seine Gemeinde und die Veranstalter des Festes angeht.

Was aber jeden Einzelnen von uns angeht, das ist die Tatsache, daß man einen Bürger des Memellandes ohne förmliches Verfahren, ohne Verhör, ohne Rechtfertigungsmöglichkeit, ja ohne irgendwelche vorherige Ankündigung außer Landes verweist, nein: wie einen Verbrecher deportiert, also mit ihm verfährt, wie man nicht einmal mit einem verurteilten Verbrecher verfahren darf. Denn einer der elementarsten Grundsätze des Staatsrechts aller Kulturenationen besagt — und unseres Wissens steht es auch in der Verfassung der Litauischen Republik — daß kein Bürger des Landes verwiesen werden kann, in dem er heimatberechtigt ist.

Das muß den Widerspruch aller rechtlich Denkenden hervorrufen, auch wenn die Ausweisung nicht in so unwürdigen — weniger für den Betroffenen als für die ausführende Behörde beschämenden — Formen vor sich gegangen wäre. Wenn wir das schweigend mit ansehen, wer ist dann morgen noch sicher, daß ihm nicht ein Gleiches bezeuget? Sollen Maßnahmen, wie sie in einem stabilisierten Staat unmöglich sind, im Memelgebiet erlaubt sein? Soll wieder jede Persönlichkeit, die irgend einer Amtsstelle oder gar nichtamtlichen Kreisen mitblätzig ist, im Memelgebiet vogelfrei sein?

Wir wollen nicht glauben, daß die verantwortlichen Regierungsstellen — sowohl der Landespräsident wie der Oberste Bevollmächtigte sind ja & St. abweichend — das Vorgehen gegen Pfarrer Sch. billigen oder gar veranlassen haben. Man darf vielmehr der Erwartung mit Entschiedenheit Ausdruck geben, daß sie

sine idlen Untersuchung des Falles vornehmen und der Öffentlichkeit darüber Bericht erstatten,

die für den Uebergriff verantwortlichen Stellen zur Rechenschaft ziehen

und dem so unrecht gekränkten Pfarrer Sch. zum mindesten die Genugtuung eines geordneten Disziplinar- oder Verlichtsverfahrens geben werden.

Dort allein ist der Ort, darüber zu entscheiden, ob Pfarrer Sch.'s weitere Amtstätigkeit in Schwarzort mit staatlichen Interessen unvereinbar ist oder nicht.

Index.

## Die Wahrheit über Pfarrer Schend

Die Verhaftung und Ausweisung des Pfarrers Schend in Schwarzort hat wieder erneut Unruhe unter die Bevölkerung gebracht, die noch vergrößert wird durch eine unverantwortliche Hebe des „Ballas“, der die Gelegenheit benutzte, um Pfarrer Schend und andere Persönlichkeiten sowie das „Memeler Dampfsboot“ in widerlicher Weise anzugreifen. Wir verglachten darauf, auf die Äußerungen des Blattes näher einzugehen, da jedoch durch die Angaben des „Ballas“ die Deutlichkeit ein falsches Bild von dem Vorgang bekommen könnte, bringen wir im folgenden die vom „Ballas“ angegriffenen Punkte der Rede des Pfarrers Schend wörtlich wieder. Den Lesern bleibt es selbst überlassen, sich ein Urteil zu bilden.

„Vergangenheit grüßt in Gegenwart hinein. Schwarz-weiß-rot grüßt freundlich grün-weiß-rot, die Farben von Kleinlitauen. So sei es ein gutes Zeichen, daß diese Farben friedlich mit einander und nebeneinander flattern. Die beiden Länder sollen friedlich mit- und nebeneinander schaffen und arbeiten. Mir ist's, als riefte das Heilsamenlein der Farben uns zu: Es soll nicht mehr auf den Pfaden gegensätzlichen Worts gewandelt werden. Hinweg mit den Pfeilen des Hasses. So seid gegrüßt ihr Farben grün-weiß-rot. Seid gegrüßt in froher Freundschaft.“

Grün ist das Land da drüben mit seinen Wiesen. Grün ist das Meer mit seinen Eilanden. Grün sind die Tannen, die um uns stehen. Ja, grün ist auch die Hoffnung eines Christenherzens, es muß auf Völkernächten doch ein Völkerfrühling anbrechen, ein Frühling der Liebe, der Veröhnlichkeit.

Weiß! Das ist die Ehre, das ist die Treue. Mehr Ehre und Treue in eine Welt von Ehr- und Treulosigkeit hinein. Treu zu Weib und Kind, treu zur Heimat.

Rot! Das redet von Liebe, das redet von Blut. Wer liebt nicht dieses Dörfllein Schwarzort, mitten im Tal gelegen, umrandet von den blauen Wogen des Hasses und der See? Wer liebt nicht diese hohen Tannen, die im Rauschen der Wipfel von Gott und Liebe zu uns reden? Wir lieben sie alle, diese schmale Landzunge, mit ihren Dünenbergen, wenn der Abendwind losende Nieder ins arme gequälte Menschenherz singt. Rot ist die Liebe. Rot ist das Blut. Das heißt für dich, du liebe Heimat, wollen wir treu leben und wenn's sein muß, auch treu sterben. Vor allen Dingen treu kämpfen für unser christliches Glauben, Lieben und Hoffen.“

Von Liebe und Veröhnlichkeit war die Rede, aber davon zu reden war ein Verbrechen. Ein Unding ist's, aus dieser Rede eine Hebe gegen Litauen herauszulesen.

Di. 24. Juli 1923

## Sprechsaal

Für die in dieser Nummer veröffentlichten Einsendungen aus dem Leserkreise übernimmt die Redaktion sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Inhalts keine andere als die pressegesetzliche Verantwortung.

### Noch eine Erwiderung an den Ballas

Erwiderung des Schwarzortler Fischerwetters auf die Auslassungen des Ballas in Nr. 164, heißt es: „Das Auge des Geleses wacht“.

Es ist unsere heilige Pflicht, die im Ballas gemachten Vornurturen zurückzuweisen. Es wird zunächst dem Memeler Dampfsboot vorgeworfen, es hätte den Artikel über den Verlust der Fahnenweihe und die Folgen des Festes groß und schön verherrlicht und die Ausweisung des hiesigen Pfarrers Schend als eine große Unschuld hingestellt. Wir erklären: Der Artikel ist von uns gemacht, das Dampfsboot hat ihn bereitwilligst in seine Spalten aufgenommen. Diesen Festakt zu verherrlichen hatten wir allen Grund, denn Schwarzort hat ein solches Fischerfest seit seinem Bestehen noch nicht erlebt, und die Tausenden

(Schluß)

von Menschen, die diesem Feste bewohntet, haben durch Beifall und sonstige Erklärungen bewiesen, daß auch sie mit dem Verlauf des Festes, — mit Ausnahme derjenigkeit, die den Schluß des Festes störten — befriedigt waren. Weller erklären wir öffentlich, daß die uns gemachten Vorwürfe, wir hätten dieses Fest seit langer Zeit vorbereitet als eine Demonstration gegen Italien, falsch sind. Es ist uns auch nicht der geringste Gedanke bei den Beratungen über die Vorbereitungen für die Feste aufgetrieben, irgend gegen unsere jetzige Regierung zu unternehmen, vielmehr haben wir daran gedacht, der jetzigen Regierung, den damaligen Spendern der ersten Ubad im Winter d. J. unseren Dank als Mitarbeiter für unsere Fahne auszusprechen. Die Einladungen an den Bevollmächtigten der italienschen Regierung, Herrn Sudryd und den Landespräsidenten Herrn Dr. Gallus, haben dies bewiesen. Wir bedauern noch heute, daß diese Herren abwesend sein mußten, sonst wären sie bestimmt nach Schwarzort gekommen und das Ende des Festes wäre bestimmt nicht so trüb ausgefallen.

Auf die Verdrehungen der Rede des Herrn Schenck zurückzukommen, erübrigt sich durch die Veröffentlichung seiner von ihm gehaltenen Rede im Dampfsboot. Nur eines möchten wir hinzufügen, daß er in derselben Bezug nimmt auf unsere Schärpen, welche sind: schwarz, weiß, rot; grün, weiß, rot und gelb, rot. Bei der Wahl dieser Farben haben wir an die Vergangenheit und Gegenwart gedacht. Wir weisen auch den im Vallas gemachten Gedanken, das Fest hätte etwas mit dem „Gefahrenbund“ zu tun, zurück. Wir erklären, daß wir gar nicht nötig gehabt, uns nach Festordnern oder Helfern für die Veranstaltungen umzusehen, denn wir Fischer könnten auch neben unserer schweren Arbeit Feste vorbereiten aus eigenen Kräften, und dies umsomehr für ein solches Fischerfest!

Wir bedauern, daß der Vallas auch den Herrn Landrat aus dem Kornstätt, der an diesem Tage neben anderen Herren unser Ehrengast war und durch seine Anwesenheit bewiesen hat, daß er auch für die Fischer zu haben ist, mit auch mit ihnen einige freie Stunden im hohen Preise zu verleihen. Wir fassen es als eine Kränkung und Entweihung des ganzen Festes auf, daß unsere Gäste mit solchen Schmutzigkeiten bedacht werden. Wenn der Vallas verlangt, Herr Landrat hätte bei den ersten Worten des Herrn Schenck denselben zur Ordnung rufen und seine Rede verkümmern sollen, so erklären wir: Herr Landrat hatte keinen Grund dies zu tun, denn die veröffentlichte Rede zeigt es auch dem ärgsten Feinde des Deutschtums, daß dies nicht nötig erschien.

Auch wird Herr Superintendent Gregor nicht verschont. Derselbe hat mit dem ganzen Feste nichts zu tun gehabt, und hat auch die Rede des Herrn Schenck nicht hören können, weil er verreist war und auf Urlaub weilte.

Nun zum Schluß stellen wir uns für Herrn Schenck als die Schuldigen hin. Wir haben ihm gebeten die Wehrrede zu halten, weil es so Eitle ist, daß bei den meisten Fahnenweihen der Ortsgeistliche die Wehrrede hält. Es kränkt uns sehr, daß Herr Schenck nur wegen uns seine ihm lieb gewordene Gemeinde verlassen mußte, umsomehr aber, auf welche Art er dieselbe verlassen mußte. Wie ein Verbrecher ist er Nachts aus dem Bette geholt worden und sollte, damit kein Mensch es merke, bei Nacht und Nebel fortgeschafft werden. Wir hoffen, daß seine Unschuld bald zu Tage trete, und er wieder helmlehret dort an seiner Familie und Gemeinde.

Anmerkung der Redaktion: Es ist sehr lobenswert, daß die Schwarzorter Fischer sich für das Memeler Dampfsboot einsetzen, was bemerken aber, daß wir denn „Vallas“ keine Rechenschaft über die Resolutionen unserer Feste schuldig sind. Er mag ruhig weiter gegen das „M. D.“ schlüpfen und hehen.

## Statt Karten!

Die Verlobung meiner einzigen Tochter **Miela** mit dem Meloreibesitzer Herrn **Karl Gross**, Leutnant d. Res. im ehemaligen Inf.-Regt. Nr. 41, gebe ich hierdurch ergebenst bekannt.

**Franz May**

Meine Verlobung mit Fräulein **Miela May**, einziger Tochter des Hotelbesizers Herrn **Franz May**, zeige ich ganz ergebenst an.

**Karl Gross**

Schwarzort-Karkeln, Weihnachten 1922

Sa. 22. Dez. 1923

## Eine Weihnachtsfahrt durch Eis und Schnee

### Ausblick und Wunsch

st. Riddn, 25. Deze 1923.

Am Freitag, den 21. Dezember, baten Riddener Geschäftsleute die Meederei Gebr. Berger, Ruh, um einen Dampfer, der am Sonnabend, den 22. Dezember, früh 8 Uhr, nach Memel zum Markt fahren sollte. Berger sagte zu und der Dampfer traf am Freitag nachmittag um 6 Uhr in Riddn ein. Was das heißt, morgen geht ein Dampfer in dieser Schifffahrtzeit von Riddn nach Memel, das kann ein Festlandbewohner kaum beurteilen. Alles was noch ver- und gekauft werden kann, das geschieht. Die Fischer hatten endlich nach langer Schifffahrtzeit ganz nett gefangen. Der Erlös hierfür sollte doch zum Teil in nützlichen Weihnachtsgaben und in Lebensmitteln angelegt werden. Denn der Winter steht vor der Tür und Riddn liegt — nicht zu vergessen — 48 Kilometer von Memel entfernt. Schon nach halber Nacht rüstet sich jung und alt zur Befahrung nach dem Dampfer. In Kisten verpackte Fische werden mit Wagen und Handkarren nach dem Hafen geschafft. Endlich ertönt das Kommando des Kapitäns „Fertig“. Die Uhr ist 8,25 früh. Der Dampfer „Schwarzort“, früher „Dindenburg“, setzt sich in Bewegung. Bis Preil und Perwell geht es ohne Hindernis. Die beiden Orte boten um diese Zeit ihre Ware und Personen mit Rähnen an. Der Scheinwerfer, der für Fischer und Schiff von ungeheurem Vorteil ist, arbeitet großartig. Hinter dem Perweller Leuchtturm wird es stürmisch. Der Schnee fällt dicht und versperrt die Aussicht. Während eine große Eisflut kommt, geht das Schiff vor Anker. Glücklich kommen wir um 8 1/2 Uhr in Schwarzort an. Sonst waren wir schon um 7 Uhr in Memel. In Schwarzort kommt eine größere Ladung Fische und auch ein großer Teil Passagiere an Bord. Wir fahren nun ca. 6 Kilometer, allerdings unter großem Getöse durch Eisschollen und zusammengeschobene Schneemassen. Der Dampfer sibt in den Eismassen wie eingeklist. Es geht weder rückwärts noch vorwärts. Endlich bekommt der Dampfer durch das viele Arbeiten der Maschine eine so große Fläche frei, daß er umwenden kann. Alles sieht ein, daß es nicht weiter vorwärts geht. Wir müssen nach Schwarzort zurück. Hier stiegen die Passagiere an Land. Die Fische wurden abgeladen. Der kurzen Freude folgte eine lange Betrübniß. Mittlerweile fuhr der Eisbrecher „Schlitzsch“ vom Hafenbau mit Dänenarbeitern nach Riddn, der sagte uns zu, daß er uns auf dem Rückwege nach Memel mitnehmen werde. Um 4 Uhr kam er zurück und mit ca. 12 Passagieren und einem großen Teil Fische ging mit frohem Mut Memel zu. Aber o weh, ca. 150 Meter von der Anlegestelle sah der Eisbrecher im Grundels fest. Die schneebedeckten Eismassen lagen bis auf den Grund fest. Nun blieb es: wie an Land kommen?

Beherrgte Schwarzortter Männer mit Fischhändler Pletsch an der Spitze bahnten einen Weg von Land nach dem Schiff und brachten die Passagiere an Land. Ein Fuhrwerk aus Schwarzort beförderte

4 Passagiere unter schwieriger Fahrt am Sonntag mittag nach dem Sandkrug. Niddener, Preiler und Perweller beorderten telephonisch Schlitten nach Schwarzort. Der Schnee lag stellenweise 1—2 Meter hoch, so daß Pferde und Schlitten ausgegraben werden mußten. Die Schlitten mußten zum größten Teil am Seestrand entlangfahren, denn die Poststraße war durch entwurzelte und z. T. umgebrochene Bäume und die surchtbar zugestülpten Durchfahrten unpassierbar. Am Sonntag nachmittag 4 Uhr kamen endlich wieder die ersten Fischer in Nidden an.

Uns Nehrungsbewohnern fällt solch eine Extratour gar nicht auf, denn wir sind ja an Strapazen gewöhnt. Wir haben nur noch einen Wunsch und hoffentlich wird der uns als Weihnachtsgeschenk zum neuen Jahr zuteil. Die Postsachen bekommen wir jeden zweiten Tag. Daran sind wir schon gewöhnt. Aber der Personenverkehr läßt viel zu wünschen übrig. Es fährt jeden zweiten Tag früh um 8 Uhr eine Karrlospost, bestehend aus einem 2-rädrigen Wagen mit einem Pferd. Diese befördert die Postsachen und, evtl. auch Pakete. An Personenbeförderung wird aber nicht gedacht. Diese Post trifft mittags in Schwarzort ein. Die Schwarzorter Post befindet sich zu der Zeit am Sandkrug; infolgedessen bleiben die Postsachen usw. in Schwarzort bis zum nächsten Tage liegen. Dadurch kommt es oft vor, daß Bestellungen 4—5 Tage gebrauchen, um ihren Bestimmungsort Memel zu erreichen. Pakete mit frischen Lebensmitteln können infolgedessen nicht verschickt werden. Temperaturwechsel zweimal 4—8 Stunden im Frost und dann wieder 2 Nächte im warmen Postzimmer, da kann das Stückchen Fleisch nicht gesund ankommen. Wenn jemand in Memel vor Gericht geladen wird oder ein Kranker von Nidden, Preil oder Perwell ins Krankenhaus muß, ist das Einkommen unmöglich, denn ein Privatfuhrwerk von Nidden nach Memel kostet nicht weniger als 100 Lit, und woher diese nehmen?

Nun hat der Niddener Postfuhrhalter sich im Herbst der Memeler Postdirektion gegenüber bereit erklärt, die ganze Tour Nidden—Schwarzort—Sandkrug jeden zweiten Tag (Spännig) durchgehend, also 8 Uhr früh von Nidden, nachmittags 4 Uhr am Sandkrug, mit einem bequemen Wagenplatz für 3—4 Personen aufrecht zu erhalten und zwar für denselben Preis, den gegenwärtig die Postdirektion an beide Posthalter bezahlt. Außer viel Geld würden wir auch unsere geschäftlichen Angelegenheiten in nur 2 Tagen erledigen können. Wenn der Postdirektion durch diese Abänderung keine Mehrkosten entstehen, sollte unser Wunsch doch in Erfüllung gehen. Die Schwarzorter Einwohner würde diese Abänderung ebenso mit Freuden begrüßen.

\* [Die Fischeret] auf dem Haff ruht vollständig. Trotz des mehrere Tage angehaltenen, zum Teil auch stärkeren Frostes ist das Haff nur mit einer ganz dünnen Eisdecke überzogen, da die Kälte durch den hohen auf dem Eis lagernden Schnee nicht hindurchdringen konnte. Solange der Schnee nicht von dem Eis verschwinden wird, ist selbst bei noch stärkerem neuen Frost mit einer langen Schichtarbeitszeit zu rechnen.

Di. 1. Jan. 1924

## Schwarzort in Schnee und Schichtarbeit

•• Schwarzort, 21. Dezember

Vor einigen Tagen ist auch hier so viel Schnee gefallen, wie seit Jahren nicht. Die Straßen waren kaum passierbar, da der Schnee über einen Meter hoch lag. Im Walde richtete der Schneefall schwere Verheerungen an. Viele Nette sind unter der Last der Schneemassen abgebrochen und liegen wie abgehauen im Walde Kreuz und quer, stellenweise sogar die Passage freierend. Teilweise sind auch Bäume durch die schwere Schneelast entwurzelt worden. Es ist, als ob die Holzarbeiter im Walde schwer gearbeitet hätten. Hier und da sind ganze Bäume quer über den Weg gefallen, so daß sogar der Verkehr einige Tage unterbrochen war. Jetzt aber sind die Verkehrsstraßen wieder einigermaßen freigelegt worden. Auf der Poststraße von Liebstal bis Station 24 haben Schwarzortler Waldarbeiter den Schnee fortgeschaufelt und die Straße von den Bäumen und Ästen befreit. Welch ungeheuerer Schneemassen niedergingen, illustriert folgender Vorfall: Ein Memeler, der zu Fuß von Memel nach Schwarzort am Strand entlang wanderte und vor Schwarzort über die Bördüne zu gehen versuchte, sank plötzlich bis unter die Arme in die Schneemassen ein und hatte mühselig zu arbeiten, bis er wieder frei war.

Für die Nehrungsflischer hat der große Schneefall unangenehme Wirkungen gehabt. Die Schneemassen brachten in der Nacht vom 22. und 23. Dezember das Haff zum Stehen, so daß wieder der böse Schichtarbeitszeit eingetreten ist. Der Dampfer „Schwarzort“, der die Tour Ruh-Nidden-Schwarzort-Memel auch in der Schichtarbeitszeit aufrecht zu erhalten versuchte, kam nur bis Schwarzort. Der Versuch, nach Memel weiterzufahren, mußte wegen des schneeverschlammten Haffs aufgegeben werden. Da der Schneeschlamm zu Eis zu frieren drohte, gelang es dem Dampfer nur mit großer Mühe, den Landungssteg von Schwarzort wieder zu erreichen, und hier mußte er in Winterquartier bleiben. Auch der Eisbrecher „Risslitsch“, der am Sonnabend, den 22. Dezember mit Niddener Arbeitern, die in Süderspibe bei Dänenarbeiten beschäftigt sind, nach Nidden fuhr, mußte auf dem Rückweg in Schwarzort Halt machen, da der Versuch, das Eis nach Memel zu durchbrechen, nicht gelang. Er blieb einige Kilometer vom Schwarzortler Landungssteg im Eise stecken. Erst nach vieler Mühe und mit Hilfe der Schwarzortler Fischer konnte er am Montag, den 24. Dezember an den Landungssteg herangebracht werden, wo er an der geschützten abwärts Seite des Landungsstegs neben dem Dampfer „Schwarzort“ festmachte. Die Mannschaften des Eisbrechers, außer dem Maschinisten, wurden mit Schlitten abgeholt.

Im November wurde bekanntlich Herr Louis Stellmacher zum Revierverwalter der hiesigen Försterei ernannt. Er hat jetzt seine Amtsdienstadt angenommen.

Am 27. Dezember veranstalteten der Verein junger Mädchen und die hiesigen Schulkinder im Maschen Saal ein Weihnachtsfest mit Theateraufführungen, das sich eines zahlreichen Besuches erfreute. Nach der Theateraufführung fand ein gemütliches Beisammensein bei Spiel und Tanz statt.

Die Bergungsarbeiten des vor Schwarzort gestrandeten Seglers „Elise“ werden bei günstiger Witterung und stiller See fortgesetzt. Da das Schiff jetzt eine günstige Lage hat, wird es der Bergungsgesellschaft wohl gelingen, das Schiff wieder flott zu bekommen.

Die Postverbindung von Memel nach Schwarzort läßt in letzter Zeit sehr zu wünschen übrig. Früher fuhr der Postwagen täglich, jetzt nur jeden zweiten Tag. Offenkundig wird der Verkehr nicht noch mehr eingeschränkt, damit die Nehrungsbewohner ihre Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhalten können, wie sie es bisher gewohnt waren. Auf jeden Fall rechnen auch die Schwarzortler damit,

daß im Sommer die Post wieder täglich verkehrt. Eine andere Postverbindung würde unserem Badeort schweren Schaden verursachen. Die Rehrungsbewohner fühlen sich sehr zurückgesetzt und haben den Eindruck, als ob für sie überhaupt nicht mehr gesorgt werde, da sämtliche Anträge, die die Fischer oder andere Rehrungsbewohner an die Regierung einreichten, abschlägig beantwortet wurden. Die Rehrungsbewohner hoffen, daß ihre flehmnütterliche Behandlung im neuen Jahr anfährt.

Do. 3. Jan. 1924

## Ergebnisse der Fischerei im Memelgebiet für den Monat November 1923

### a) Dillsee

Fischarten:	Gewicht in kg	Beitrag pro kg	Gesamtbetrag Lit
Dorsch (Kablau)	10 000	0,60 Lit	6 000,—
Strömflina	1 000	0,70 Lit	700,—
Gemengfische	1 000	0,70 Lit	700,—
	12 000		7 400,—

Im Bezirk Memel konnte die See-Fischerei wegen der anhaltenden schlechten Witterung nur an vereinzelten Tagen mit wenig Erfolg ausgeübt werden. Mit dem Strandgarn konnte gar nicht gefischt werden. In den Bezirken Schwarzort und Ribben ruhte die Fischerei.

### b) Kurisches Haff

Fischarten:	Gewicht in kg	Beitrag pro kg	Gesamtbetrag Lit
Kaulbarsch	102 000	0,15—0,40 Lit	15 800,—
Blei (Brachsen; Brasse)	18 500	0,60—0,70 Lit	8 450,—
Barb	10 500	0,50—0,70 Lit	5 800,—
Bander	8 450	1,50—2,00 Lit	5 400,—
Hecht	1 650	0,90—1,50 Lit	1 875,—
Stichling	5 000	0,10 Lit	500,—
Koi	5 000	2,00—3,00 Lit	11 000,—
Quappe	1 100	0,80—1,00 Lit	900,—
Großer Seezint	1 800	0,70—1,00 Lit	1 500,—
Neunauge	200	2,00 Lit	400,—
Plöpe (Koblinge)	12 000	0,40—0,60 Lit	5 200,—
Schnäpel	1 200	0,80—1,50 Lit	1 100,—
kleiner Stint	205 000	0,15—0,40 Lit	22 000,—
Särte	5 200	0,80—1,00 Lit	4 800,—
	867 700		94 025,—

Im Bezirk Memel fielen die Erträge der Haff-Fischerei sehr gering aus. Die Neunaugenfischerei wurde bereits in der ersten Hälfte des Monats eingestellt. Im Bezirk Schwarzort konnte die Fischerei der stürmischen Witterung wegen nicht ständig und auch nicht mit allen Gezeugen betrieben werden. Am meisten gelangten Kurrn und Keitel zur Anwendung. Die gemachten Fänge waren zufriedenstellend. Im Bezirk Ribben wurde die Fischerei den ganzen Monat ausgeübt. Der Fang war für sämtliche Gezeuge gering.

### Gesamtergebnisse

	November		Januar 1924	
	kg	Lit.	kg	Lit.
Dillsee	12 000	7 400,—	592 175	427 908,43
Kurisches Haff	867 700	94 025,—	1 757 015	620 121,88
Wismutengewässer	70 000	86 208,—	817 200	694 870,67
	449 700	187 625,—	3 166 390	1 742 906,00

Sa. 5. Jan. 1924

\* [Die Eisverhältnisse auf dem Haff haben sich in den letzten Tagen wesentlich gebessert. Der anhaltende strenge Frost hat trotz des aufliegenden hohen Schnees eine derart dicke Eisschicht geschaffen, daß die Fischerei auf dem Haff auch mit großen Netzen ausgeübt werden kann.



00 Schwarzort, 6. Januar. [Eingefrorener Dampfer. — Fischerel.] Schon mehrere Tage lang bemüht sich der Dampfer „Dagen“ eine Fahrinne nach Schwarzort zu brechen, um den Dampfer „Zischintsch“ freizubekommen, der dort im Eis festhielt, in Memel jedoch nötig gebraucht wird. Der Dampfer „Dagen“ ist schon bis zum sogenannten Ulschaken, einige Kilometer von Schwarzort entfernt, vorgedrungen. Er soll auch ein Spengkommando an Bord haben, um nötigenfalls dort, wo das Eis zu dick ist, Spengungen vorzunehmen. Am Sonnabend holte der Dampfer bis zu der Stelle, zu der er eine Fahrinne aufgebrochen hat, Kohlen für den Dampfer „Zischintsch“, damit dieser die Eisbrechversuche von der andern Seite her unterstützen kann. Es wurden sämtliche Schwarzorter Pferde gemietet, um die Kohlen vom „Dagen“ per Schlitten zum „Zischintsch“ zu bringen. Schwarzorter Fischer arbeiten schon zwei Tage daran, um den „Zischintsch“ am Landungssteig aus dem Eis herauszuhauen. Das Eis hat eine Stärke von ungefähr 4 Meter. Es ist deshalb ganz erklärlich, daß die Arbeit der Fischer nur langsam vorwärts geht. Immerhin hat der Dampfer „Zischintsch“ schon so viel Spielraum bekommen, daß er rückwärts und vorwärts fahren kann. Er versucht nun aus eigener Kraft das Eis auszubrechen, doch erreicht er nur wenig. —

Zum ersten Mal in diesem Winter fahren am vergangenen Mittwoch Schwarzorter Fischer per Schlitten zum Markt nach Prökuls, um ihre gefangenen Fische abzugeben. Ihre Fänge sind sehr gering gewesen, und in manchen Fischerhäusern herrscht jetzt große Not. Bei einer Stärke von einem halben Meter kann man sich vorstellen, welche ungeheure Schwierigkeiten der Fischer bei der Ausübung seines Gewerbes zu überwinden hat. Man sitzt im Winter auf dem Eis mit dem großen Wintergarn oder mit dem kleinen Klippnetz. Es werden zwei große Löcher in das Eis gehauen und in einem Kreisbogen zu diesem Loch kleinere, steckt dann in eines der großen Löcher das Netz und führt die Enden des Netzes mittels großer Stangen die kleineren Löcher entlang, bis sie sich bei dem zweiten großen Loch wieder zusammentreffen, wo das Netz herausgezogen wird. Die kleinen Löcher haben eine dreieckige Form und heißen Zschlöcher. Auch auf dem Frischen Haff und in Finnland treibt man im Winter auf diese Art die Fischerel. Eine andere Art ist die Klapperfischerel. Die Netze werden Stint- oder Kaulbarsneße genannt, da mit ihnen nur große Stinte und Kaulbarse gefangen werden. Die Fischerel wird auf folgende Art betrieben: Man steckt ein kleines Netz mittels einer Stange unter das Eis und trommelt dann oben auf das Eis mit zwei kleinen Stangen. Der Fisch folgt dem Geräusch, gerät in das Netz und bleibt mit dem Kopf in den Maschen hängen. Diese Art Fischfang ist manchmal recht lohnend. Zwei Leute können diesen Fischfang betreiben, während bei der Klippnetzfischerel 6 Mann benötigt werden. Natürlich stellt die ganze Fischerel im Winter kolossale Anforderungen an die Leute. Morgens früh zieht man aus und kommt dann abends blaugefroren heim und vielleicht nur mit einem geringfügigen Fang.

Mi. 9. Jan. 1924

Schwarzort, 12. Januar. [Verschiedenes.] Vom 10. Januar an herrschte hier einige Tage lang ein großes Schneeeisüber. Große Schneemassen gipften nieder, die an einzelnen Stellen der Brückstraße oft bis 6 Meter hoch aufschneehügel bildeten. Die Schwarzorter Post, die vergangenen Mittwoch nach Memel zu gelangen versuchte, um von hier die Post zu holen, mußte wegen der verstopften Wege wieder umkehren. Schwarzort ist also ebenso wie auch Ribben zunächst wieder von jeder Postverbindung abgeschnitten, bis die Wege wieder passierbar sein werden. Schwarzortler Arbeiter sind bereits damit beschäftigt, die Wege vom Schnee freizulegen. Die Nachkriegspost mußte von Memel nach Prökuls per Bahn befördert werden. Die Schwarzorter Post holte die Nachkriegspost von Plashutka ab. Der Weg vom Festland über das Eis ist zwar nicht so verstopft, aber es sind doch große Schwierigkeiten zu überwinden. Alte Schwarzorter erzählen, daß seit 30 Jahren nicht so viel Schnee gefallen sei, wie in diesem Jahr. Ende der letzten Woche hat das Sturmwetter nachgelassen und die Sonne kam sogar zeitweise zum Vorschein. Auch das Thermometer ist nestiegen und steht nur noch wenige Grad unter Null. Die Schwarzorter Fischer versuchen jetzt über das Eis nach Memel zu gelangen, um ihre Fische zum Markt zu bringen. Angewünscht wird gewöhnlich, daß der Frost bald nachlassen möge, denn der Vorrat an Brennmaterial geht zu Ende.

Di. 15. Jan. 1924

\*\* Schwarzort, 11. Januar. Die Vosselung des Zischlitsch. Die Eisbrecharbeiten des Dampfers „Hagen“ und „Stahntsch“ mühten wegen zu großer Verstopfung des Eises aufgegeben werden. Oft war es nur möglich, das Eis durch Spitzungen zu durchbrechen. Es war an vielen Stellen so dick, daß auch durch Spitzungen nur etliche Meter Eis ausgebrochen wurden. Der Dampfer „Stahntsch“ wurde wieder am Landungssteg neben der Schwarzorter Festgemacht. Bei der Rückfahrt des Dampfers „Stahntsch“ haben 20 Schwarzorter Arbeiter Beschäftigung gefunden. Man wartet sehr, nur gelindes Fortwetter ab, um mit dem Eisbrecharbeiten wieder zu beginnen. Bisher hält jedoch die Kälte unvermindert an, sogar die See war etwas befroren bis zur Höhe des gestrandeten Seglers „Elsa“.

Mi. 16. Jan. 1924

\*\* Schwarzort, 18. Januar. [Rufen.] Anfangs voriger Woche wurde die Fahrstraße Schwarzort—Stonischken über das Gass, wie in jedem Jahr, durch Sträucher, sogenannte Fusen, gekennzeichnet. Fusen werden in einer Entfernung von je 100 Meter festgemacht. Ihre Anbringung ist sehr wichtig, da man bei nebligem Wetter leicht verirren kann, wohingegen man durch diese Kennzeichnung der Straße den richtigen Weg nicht verfehlt. In den vergangenen Jahren wurde auch die Strecke Schwarzort—Drawöhen mit Fusen versehen. Leider ist es in diesem Jahre unterblieben, obwohl gerade auf dieser Straße ein reger Verkehr nach dem Festlande besteht. Die Fischer, die gerade auf diesen Weg angewiesen sind, sehen sich infolgedessen gezwungen, den Weg Schwarzort—Drawöhen selbst zu kennzeichnen.

Mi. 23. Jan. 1924

\* [Für die Schiffbrüchigen] Die schwierigen Wirtschaftsverhältnisse haben auch dem Rettungswesen für Schiffbrüchige schwere Nachschläge versetzt. Trotz hartnäckigen Aushaltens mußte die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger einige ihrer Rettungsstationen auflösen und noch manchen droht das gleiche Schicksal, wenn nicht tatkräftige Finanzhilfe kommt. Auch die Rettungsstationen im Memelgebiet haben sehr mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, welche Bedeutung den Rettungsstationen für die Seeschifffahrt beizumessen ist. Immer wieder hören wir davon, wie durch Rettungsstationen Schiffbrüchigen das Leben gerettet wurde. Hier in Memel sind ja Beispiele genug dafür vorhanden. Es ergeht daher an alle, die einige Zuversicht für die charitative Einrichtung, die ganz auf sich allein angewiesen ist, übrig haben, diese nach Bremen an die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Marlinstraße 41, zu senden.

So. 3. Febr. 1924

\*\* Schwarzort, 31. Januar. [Verschiedenes.] Am vergangenen Dienstag abend, ungefähr gegen 7 Uhr abends, konnte man am nördlichen Himmel eine seltene Naturerscheinung beobachten. In der Richtung über Memel stand ein Nordlicht, das den ganzen Himmel mit einem leuchtenden Rot bedeckte. Nach einer Weile änderte sich das Rot und nahm eine blaue violette Färbung an. Das Nordlicht dauerte ungefähr eine halbe Stunde. — Die Nebrungspost funktioniert noch immer sehr schlecht. Die Schwarzorter bekommen augenblicklich die Post von Memel über Prökuls, von wo der Schwarzorter Postschlitten die Weiterbeförderung nach Schwarzort übernimmt. Auch die Riddener Post wird über das Gass nach Schwarzort befördert. — Am vergangenen Sonntag, den 27. Januar, unternahm die Prökulische Kaufmannschaft einen Winterausflug nach Schwarzort. An der Fahrt nahmen 7 Spanglerschlitten teil. Auch aus Memel waren zwei Schlitten erschienen, sowie ein Eissegelboot. Ueberhaupt wird sehr Schwarzort von Sportbegeisterten des öfteren besucht. — In Schwarzort hat jetzt die Eisernie begonnen, die wohl etwa ungefähr 14 Tage andauern wird, bis die Hotels und Gastwirtschaften ihre Eiskeller gefüllt haben. Bei diesen Arbeiten sind 12 Mann beschäftigt.

(Kennzeichnung der Seefischerfahrzeuge.)  
 Im „Amtsblatt“ macht das Bundesdirektorium folgendes bekannt:  
 Die Seefischerfahrzeuge müssen als Unterscheidungsbuchstaben die ersten drei Buchstaben des Wohnortes des Fischers und eine ihm von der örtlichen Fischerbehörde (Oberfischmeisteramt) erteilte andere Erkennungsnummer auf jeder Seite am Bug des Fahrzeuges, ober mindestens 1½ Meter vom Steven entfernt und auf jeder Seite des Großsegels in der Mitte oberhalb des obersten Mastbandes führen. Die Haffischerfahrzeuge müssen ebenso als Unterscheidungsbuchstaben die ersten drei Buchstaben des Wohnortes des Fischers und die Nummer seines Fischerseins auf jeder Seite am Bug des Fahrzeuges und des Großsegels führen. Buchstaben und Zahlen müssen in Delfarbe am Schiffskörper weiß auf schwarzem Grunde, auf weißen und grauen Segeln schwarz, auf roten und bunten Segeln weiß hergestellt sein. Die Buchstaben und Zahlen müssen am Fahrzeuge mindestens 20 Ztm., auf Segeln 30 Ztm. hoch und nicht weniger als ½ ihrer Höhe breit sein. Bei offenen und halbgedeckten Booten von nicht mehr als 3 Meter Länge brauchen die Buchstaben und Zahlen nur 10 Ztm. hoch und nur ½ Meter vom Steven entfernt zu sein. Die Buchstaben sind in lateinischer und die Zahlen in arabischer Schrift darzustellen. Für die Kennzeichnung der sonstigen Fischerfahrzeuge (Fanggeräte, Fischbehälter) gelten die Vorschriften des § 41 der Polizeiverordnung zum Fischergesetz vom 22. März 1917 unter Berücksichtigung der Aenderung vom 16. März 1918 mit der Maßgabe, daß für diese Geräte, wenn sie zu einem Fahrzeug gehören, als Zeichen nur die Unterscheidungsbuchstaben und Zahlen des betreffenden Fahrzeuges zulässig sind. Die Seefischer sind verpflichtet, ihre Fahrzeuge zwecks Registrierung beim Oberfischmeisteramt anzumelden.

Sa. 1. März 1924

•• Schwarzort, 12. März. [Verschiedenes.] Am 2. März wurden in der hiesigen Kirche nach der Predigt die neu gewählten Kirchenältesten durch Herrn Pfarrer Schenke in ihr Amt eingeführt.

Wegen des geringen Janes und des schwachen Eises haben die Schwarzortier Fischer die Fischererei unter Eis einstellen müssen. Das Fahren mit dem Schlitten auf dem Eis ist jetzt schon mit großer Gefahr verbunden. Wer nach Memel fahren will, fährt jetzt schon meistens zum Festland über und von da nach Memel. Man ruht sich jetzt schon zur Lachserei. Die Strandneue werden in Ordnung gebracht, damit man, sobald die Witterung etwas günstiger geworden ist und die See ruhig, sein Glück versuchen kann. Im vergangenen Jahr hatten die Fischer bei ihrem ersten Auszug am 12. März einen sehr guten Gang. Die Fischer glauben auch in diesem Jahr große Lachslänge zu machen. Die Anzeichen des nahenden Frühlings mehren sich auch in anderer Weise. Schon kehren einige Quävögel vom Süden nach dem rauhen Norden zurück. Hoffentlich folgt auf den hrengen Winter auch ein schöner Sommer.

Die Nebrungspoststraße ist noch immer nicht passierbar. Der Schnee liegt noch sehr hoch und wird auch wohl nicht von der Straße wegeschafft werden. Man klagt hier im allgemeinen sehr über die mangelhafte Postbeförderung.

Am 10. März fand im Hotel May eine Holzauktion statt. Es kamen vorläufig 240 Raummeter zur Versteigerung. Wenn der Holzeinschlag beendet ist, der durch die ungeheuren Schneemengen sehr verzögert wurde, soll eine zweite Holzauktion stattfinden.

Der Kaufmann Richard Schumann hat das Raltesche Grundstück auf 2 Jahre gepachtet. Schumann gedenkt dort ein Geschäft einzurichten (Kolonial-, Bad- und Fischwaren).

Sa. 15. März 1924

Auch

die Schwarzortler Fischer gedenken in den Memelländischen Kulturbund einzutreten. Es haben sich bereits 10 Mitglieder gemeldet. Die Gründung der Ortsgruppe Schwarzort soll bald vor sich gehen. Herr Karl May hielt am 9. März einen Vortrag über Zweck und Ziel des Bundes.

Sa. 15. März 1924

**Schwarzort, 19. März.** [Memelländischer Kulturbund.] Am Sonntag, den 18. März, wurde in Schwarzort eine Ortsgruppe des „Memelländischen Kulturbundes“ gegründet. Ausgehend von dem Gedanken, daß weder bewußte noch unbewußte Zurückdrängung der hohen, bodenständigen Kultur unserer memelländischen Heimat im Interesse Litauens liegen kann, wurde die Gründung der Ortsgruppe vorgenommen. Gemeinsame Arbeit, unparteiisch im Sinne der Satzungen des M. K., soll den Geist nationaler Versöhnung und wirtschaftlicher Verständigung erzeugen und erhalten. Die Ortsgruppen sind berufen, innerhalb ihrer Bezirke die produktiven und aktiven Zentren der Kulturerhaltung und des Kulturaufbaues zu bilden. Durch Zusammenfassung der wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen und Propaganda im Sinne ihrer Satzungen werden sie ihrerseits dem Bundesvorstand diejenige Basis der Aktivität verleihen, die zu segensreicher Kulturarbeit, zum wohlverstandenen Wohle des Memellandes und Litauens notwendig ist. Von den etwa 50 Anwesenden traten 45 der Ortsgruppe bei. Lokale Zufälligkeiten hatten das Erscheinen einer größeren Teilnehmerzahl verhindert. Die endgültige Konstitution und Vorstandsbildung wurde deshalb der nächsten Berberversammlung vorbehalten. In den provisorischen Vorstand sind die Herren David Engelin, Karl May, Felix Resas und Karl Stellmacher gewählt. Es ist besonders zu begrüßen, daß Schwarzort den Anfang der Mehrzahl der Bewohner mit dem Beitritt zum „Kulturbund“ gemacht hat, und es ist zu hoffen, daß die übrigen Ortschaften, insbesondere Nidden, ihm bald folgen werden.

Fr. 21. März 1924

Im Anfang des Dezember fand im Hotel May der 2. Unterhaltungsabend statt. Herr Präsentor Rohde ließ sich mit dem im Herbst zusammengerufenen gemischten Chor hören. Es ist selbstverständlich, daß eine Sängerschaft, die tagüber dem schweren Fischerberuf nachgeht und, um sich auch bei Sturm und rauhem Wetter verständlich zu machen, die Stimme tüchtig anstrengen muß, nicht gerade über zuviel weiche und hohe Tendenz verfügt. So klangen die Chöre wohl noch etwas rauh, aber doch rein. Wir haben uns gefreut, daß Herr Rohde so viele Volkslieder in sein Programm aufgenommen hatte, die mit ihrer anspruchlosen Schlichtheit und dem innigen Vortrag, bei den Zuhörern einen tiefen Eindruck hinterließen.

**i. l. Schwarzort, 26. März.** [Von den Veranstaltungen des verfloffenen Winters.] Wenn wir Mehrzahl der Bewohner im Winter zu den Bekannten und alten Freunden nach Memel kommen, blickt man in fragende Gesichter: Ach, muß das aber bei euch auf der Mehrzahl öde und langweilig sein! Musik, Theater, Kino, Konzert wie unsere nur 10 Kilometer entfernten Memeler Freunde haben wir nicht, wir sind auch wohl nicht so anspruchsvoll, aber über Eintönigkeit oder gar Vandalismus der Geselligkeit können wir im vergangenen Winter nicht klagen. Im Oktober v. J. veranstaltete unsere Schule den ersten Elternabend. Es war eine Lust zu sehen, mit welcher Freude und mit welchem Stolz die kleinen Mädchen und Jungen ihr Gedicht, und nicht nur „auswendig gelernt“ hersagten. Von den zum Vortrag gebrachten Liedern, die durchweg hell und rein klangen, entsinnen wir uns besonders gern des ausdrucksvollen „Wenn ich den Wanderer frage“, und als die kleine sangesfrohe Schar und nach dem Vortrag des Herrn Pfarrer Schenke über Spiritismus und Hellscherer so innig „Guten Abend, gute Nacht!“ bot, hat mancher Vater und manche Mutter der Worte des von Herrn Rohde eingangs gesprochenen Prologes gedacht: Schafft euern Kindern eine frohe Jugend!

23. Dezember v. Jd. hatte der hiesige Verein junger Mädchen, geleitet von Herrn Pfarrer Schenke, zu einem Weihnachtsabend im May'schen Saal eingeladen. Das Programm kündigte außer Gedichten ein Kruppenpiel und ein Weihnachtsmärchen an. Die Ausführung des Weihnachtsspiels hatten die jungen Mädchen übernommen, während das Märchen von den Schülern dargestellt wurde. Bewundert haben wir bei beiden das sichere Spiel, allerdings hätten wir uns zum ersten Spiel etwas mehr Ausstattung gewünscht, dafür hatte Herr Rohde, der mit den Kindern das Märchenspiel eingeübt hatte, seine Arbeit und Mühe gescheut, um uns besonders in den Szenen beim Wurzelweibchen in der Höhle und beim lieben Weihnachtsmann mit den vielen Engeln im Himmel, ins Märchenland zu versetzen. Natürlicher und niedlicher als die beiden Sternsucher Annegret und Heinerle konnte aber auch niemand spielen. Noch nie habe ich einer Aufführung beigewohnt, die so vollkommen gelang, wenn fast nur Kinder die Spielenden waren.

Den Abschluß der geselligen Unterhaltungen dieses Winters bildete ein Liederabend am 22. März im Hotel May. Was wohl niemand hier für möglich gehalten hat, ist Herrn Rohde hierbei gelungen. Dem religiösen Sinn der Schwarzortler Rechnung tragend, trat er mit Chor und Einzelgesängen aus Mendelssohns „Eltas“ vor die Öffentlichkeit, und — um es vorweg zu sagen: Der Erfolg war ein ganzer. Es ist unseres Wissens einzigartig in unserm Osten, daß in einem Dorf von nur etwa 400 Seelen eine solche Leistung zustande gebracht ist, und wir bewundern den Mut und die Ausdauer, die Herr Rohde bei dieser Arbeit an den Tag gelegt hat. Es ist selbstverständlich, daß die wenigen Stellen, die wir zu Gehör bekamen, nicht konkurrieren können mit einer Aufführung in Remel, aber daß und wie wir sie zu hören bekamen, ist wohl erwähnenswert. Sicher in den Einsätzen, klangrein und mit großem Ausdruck, hörten wir den Schrei des Volkes: „Hilf, Herr, willst Du uns denn gar vertilgen!“ Ebenso schön klangen die beiden andern Chöre: „Siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht“ und „Wer bis an das Ende beharrt“. Am eindrucksvollsten gelang zweifellos das Duett „Zion streckt ihre Hände aus“, das vom Chor mit dem stehenden „Herr, höre unser Gebet!“ begleitet wurde. Mit klangvoller Stimme sang Herr Pfarrer Schenke, der zu Beginn einen langen einführenden Vortrag hielt, den Obadja: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet“, während Herr Präsentor Rohde sein ganzes tiefes Brustkempfinden in die Gebete des Eltas: „Herr Gott Abrahams“ und „Es ist genug“ legte. Recht ausdrucksvoll sang Frau Präsentor Rohde das schöne „Sei stille dem Herrn“. Dankbar gedenken wollen wir des Engelerzettis und des Doppelquartetts, die ihre Aufgabe für uns einwandfrei gelöst haben. Nicht zum wenigsten hat Frä. Marquardt-Memel zum Erfolg des Abends beigetragen, die nicht Wetter und Weg gescheut hatte, um die Klavierbegleitung musterhaft auszuführen. Nach den Gesängen aus dem „Eltas“ führte uns Herr Rohde seinen dreistimmigen Schülerchor vor, und wir müssen einen recht erheblichen Fortschritt bei ihm feststellen. Mit dem Nachtgebet „Ueber allen Gipfeln ist Ruh!“ läuteten sich die Kinder ruhig im Konzertsaal hören lassen. Ein zu diejem Unterhaltungsabend zusammengestelltes Doppelquartett vermittelte uns die Mendelssohn-Trilogie „Entlich mit mir, Es fiel ein Reif, Auf ihrem Grab“ und Herr Pfarrer Schenke sang mit schmerzlicher Stimme ein paar Schubert-Lieder. Der letzte Teil dieses Unterhaltungsabends wurde vom gemischten Chor bestritten. Man merkte ihm die Arbeit des Winters sehr deutlich an. Von den a capella-Chören gefiel uns am besten der „Abschied vom Walde“, „O Täler weit o Höhen“. Den Schluß des Liederabends und damit auch der ganzen geselligen Seite des Winters bildete das durch die Stimmen der Schüler noch verstärkte „Altniederländische Dankgebet“, das mit Klavierbegleitung vorgelesen, tiefen Eindruck bei Sängern und Zuhörern hinterließ. Als Zeichen der Anerkennung und des Dankes für die Arbeit überreichte Frä. Erna Gutowsky im Namen der „Schwarzortler sangelustigen Männlein und Weiblein“ dem Dirigenten einen prächtigen Lorbeerkrone. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß Herr Rohde ebenso wie in diesem Winter auch in den kommenden diese praktische Seite des kürzlich gegründeten Kulturbundes nicht vernachlässigen möge.

**S. Schwarzort, 30. März.** [Generalversammlung des Fischervereins.] Am 23. März hielt der hiesige Fischerverein seine Generalversammlung im Lokal des Herrn Schumann ab. In seiner Begrüßungsansprache gab der Vorsitzende einen Rückblick auf das vergangene Jahr. Der Verein, der am 23. März 1919 gegründet wurde, hat seinen Mitgliedern viel nützen können, auch in finanzieller Beziehung. Das letzte Jahr brachte auch für ihn eine Krise, die jedoch überstanden wurde. Die auf der Tagesordnung stehenden Punkte waren nicht von großer Bedeutung und wurden schnell erledigt. Der alte Vorstand wurde wiedergewählt, an Stelle des Kassierers Karl Lad wurde der Fischer Martin Klamp gewählt. Nach Erledigung der Geschäftsordnung saßen die Fischer noch einige Stunden gemütlich beisammen.

Mi. 2. Apr. 1924

\* [Kurischer Hof-Schwarzort.] Am 1. April er. sind 25 Jahr verfloßen, seit der Uebernahme des Hotels „Kurischer Hof“ in Schwarzort durch die Familie Gudatis. Allen Freunden Schwarzorts und allen denen, die bei ihren Rehrungsbesuchen auch Einkehr in die gastlichen Räume des seit jeher bestgerühmten „Kurischen Hof“ hielten, wird dieser Hinweis frohe Erinnerungen weckrufen an hebliche Genüsse und wohnige Erholungstunden. Der Name Gudatis hat seit langem in Gastwirtschaftsangelegenheiten stets einen guten Klang. Jung verheiratet übernahm Rudolf Gudatis 1899 das Kurhaus in Försterel, das er fünf Jahre bewirtschaftete, kaufte dann das Hotel de Russie (heut Baltischer Hof) in Memel, das er vier Jahre besaß und übernahm am 1. April 1899 den bisher von der Familie Stellmacher langjährig innegehabten „Kurischen Hof“ in Schwarzort. Auch die schweren Kriegsjahre und die nicht minder schwierigen Jahre des allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges haben an der Qualität des im „Kurischen Hof“ Gebotenen nichts zu ändern vermocht. Das alte Prinzip in Küche und Keller, im Haus und Hof nur Bestes zu bieten, ist getreulich erhalten worden. Voll Befriedigung und Vergnügung darf daher die Familie Gudatis heute das 25 jährige Jubiläum gemessen in sicherer Ueberzeugung, daß die ihrem Unternehmen gegebene gediegene Grundlage allseitige Achtung und Anerkennung gefunden hat. Auch an dieser Stelle seien dem anerkannten Unternehmen beste Segenswünsche für weiteres Gedeihen dargebracht.

2. Apr. 1924

Das Haisis befindet sich noch in unveränderter Lage. Für den in Schwarzort liegenden Eisbrecher der Memeler Hafenverwaltung ist das Haisis noch zu stark, um erfolgreich vorwärts kommen zu können. Die Eisdecke des Haisis ist so stark, daß auch heute noch die Fischer ihrem Gewerbe auf dem Eis nachgehen können.

Fr. 4. Apr. 1924

# Billa

auf der Rehrung, welche sofort beziehbar ist, günstig zu verkaufen. Offert unter 1093 an die Exped. d. Bl. 4725

So. 6. Apr. 1924

## Schwarzort als Wintersportplatz

Der Schnee ist geschmolzen, das Eis ist zerbrochen — nicht lange wird es mehr dauern, bis der Frühling den grimmigen Winter vollständig vertrieben hat. Da ist es vielleicht am Platze, die Erfahrungen des letzten Winters in Bezug auf Schwarzort als Wintersportplatz zusammenzustellen, um sie im nächsten Winter auswerten zu können.

Zuerst handelt es sich darum: Genügt Schwarzort landschaftlich den Anforderungen, die man an einen Wintersportplatz stellt? — Es ließe wohl Zeit verschwenden, wollte man alle die Schönheiten unserer Nehrungsbaase einzeln aufzählen. Alles das, was der barmherzige Alnomann dem Städter auf die weiße Waud zaubert: den glatten oder veraufrasteten Wald der Märchen, die von schwerem Schnee bedeckten kräftigen Tannen, die unabsehbare Schneewüste, das schwerfällig wogende Meer, alles das bietet sich dem, der unsern Nehrungsport zur Winterzeit besucht, in deutlicher Wirklichkeit. Wenn überhaupt ein Ort unserer engeren Heimat durch landschaftliche Reize Besucher auch zur Winterzeit anlockt, so ist es wohl unser Schwarzort. — Wie ist es nun um das Sportgelände bestellt? Die bekanntesten Wintersportarten sind zweifellos das Schlittschuhlaufen und das Rodeln. Eine Schlittschuhbahn wie wir sie besitzen, hat so leicht kein anderer Ort zur Verfügung: Wenn das Wetter nicht gar zu ungünstig ist, glänzt und lockt und die große Fläche des Hafens. Ueber die Vorteile des Langstreckenlaufs ist schon öfters und an anderer Stelle hingewiesen worden. Von Schwarzort aus bieten sich hierfür viele Möglichkeiten. Mit dem Schlittschuhlaufen eng verbunden ist das Eissegeln, ein in Vlemel wohl noch sehr wenig bekannter Sport. Welche Geschwindigkeiten mit dem Segelschlitten erreicht werden können, mag man daraus ersehen, daß wir an einem Sonntag des vergangenen Winters in 12 Minuten vom Schwarzorter Landungssteig zum jenseitigen Ufer nach Drowöhnen und wieder zurück gefegelt sind. Ebenso interessant wie das Segeln mit dem Eis-schlitten ist das Segeln auf Schlittschuhen; außerdem hat dieser Sport den Vorzug der Billigkeit; denn es ist eine Kleinigkeit, sich selbst solch ein kleines Segel herzustellen. Vorbedingung zur Ausübung dieser Wintersportarten ist es, daß das Gass möglichst schneefrei ist; zudem wäre es wohl auch nicht zu schwierig, eine kleinere Eisfläche zum Schlittschuhlauf ständig schneefrei zu halten. — Die Rodelbahnen, die wir haben, können sich mit denen unserer anderer Badeorte ruhig messen. Der Badeweg von der Höhe des Seeberges bildet sowohl in der Richtung nach Westen, als auch nach Osten eine Bahn, wie wir sie uns in unserer Gegend kaum schöner denken können; ebenso herrlich rodelst man auf dem Wege vom Hoddenkmal mit der scharfen Kurve am steilen Gang ins Tannental hinein. Es ist selbstverständlich, daß diese von Natur aus wunderbar schön angelegten Bahnen bei größerem Sportbetriebe seitens der Badeverwaltung in Ordnung gehalten werden müßten. — Bietet unser Schwarzort für diese Sportarten sehr viel des Schönen, so weist es ein für unsere Heimat geradezu ideales Gelände auf für den Sportzweig, der im letzten Winter viele Anhänger gefunden hat: für den Schneeschuhlauf. Die Tatsache, daß erfahrene Schneeschuhläufer immer wieder im vorigen Winter unsern Ort aufgesucht haben, spricht dafür, daß unsere Berge den Dangeukern und den Förstereler Bergen bei weitem überlegen sind. Die ebenen Wege auf dem Dlinenkamm entlang, die sanft abfallenden Straßen zur See, die steileren kahlen Dünen westlich der Reiberberge oder die toten Dünen am Schafenberg bieten wohl jedem Schneeschuhläufer, dem Anfänger sowie dem Bagemutigen, das Gelände, das er sich wünscht. Gerade für den Schneeschuhläufer ist unser Schwarzort das „Land der ungeahnten Möglichkeiten“.

Es bleibt noch die Frage offen: woran liegt es, daß so wenig Sportleute diesen von der Natur so begünstigten Fleck aufsuchen? Und die Antwort dürfte wohl lauten: an der Entfernung. Wenn das zuletzt und seinerzeit am meisten von Piarrez Magnus angeregte Projekt der Nehrungsbahn sich ausführen ließe, würde für unser Dornröschchen-Schwarzort eine neue Zeit anbrechen. So aber bleibt als einzige Verbindung mit Vlemel die reizvolle Schlittschuhfahrt quer über das Gass oder längst der Poststraße der Nehrung. Um die Kosten zu verringern, müßten sich die Besucher zu kleineren Gruppen zusammenschließen, wie es im vorigen Winter auch öfters geschehen ist.

Vielleicht wäre es auch möglich, daß die Badeverwaltung Schwarzort aus den etwaigen Ueberschüssen des Sommers einige Mittel für die Sonntagsverbindung im Winter zurücklegt. Unsere Hotels, die doch eigentlich die längste Zeit des Jahres leer stehen, würden sich wohl mit tausend Freuden auf den Winterbetrieb einstellen; und daß unser Ort durch diese Winterfaison nur gewinnen kann, dürfte jedem, der Vernunftgründen zugänglich ist, ohne weiteres einleuchten. B. R.

Di. 8. Apr. 1924

## Ergebnisse der Fischerei im Memelgebiet für den Monat Januar 1924

Fischarten:	a. Dflee		Gesamtbetrag in Lit.
	Gewicht in kg	Betrag pro kg	
Dorsch	5 000	0,80 Lit.	4 000.—
Pach	1 000	5,00 Lit.	5 000.—
Strömling	1 000	1,00 Lit.	1 000.—
Sprotte	2 000	1,00 Lit.	2 000.—
Großer Seezint	1 000	0,80 Lit.	800.—
	10 000		12 800.—

Im Bezirk Memel konnte die Seefischerei nur durch einige Motorflotte ausgeübt werden. Die Erträge waren gering. Der starke Frost war der Lachserei sehr hinderlich. In den Bezirken Schwarzort und Ridden ruhte die Fischerei.

Fischarten:	b. Rurisches Gaff:		Gesamtbetrag in Lit.
	Gewicht in kg	Betrag pro kg	
Raubarsch	52 000	0,15—0,40 Lit.	8 300.—
Blei (Brachsen, Brasse)	10 200	0,60—0,90 Lit.	6 180.—
Barsch	2 150	0,50—0,70 Lit.	1 105.—
Zander	2 025	1,50—2,00 Lit.	3 050.—
Hecht	1 050	1,20—1,50 Lit.	1 275.—
Quappe	1 016	0,80—1,50 Lit.	824.—
Großer Seezint	11 500	0,60—1,00 Lit.	7 500.—
Plöbe	800	0,70 Lit.	560.—
Kleiner Seezint	1 500	0,40 Lit.	600.—
Särte	25	1,00 Lit.	25.—
	82 206		29 419.—

Im Bezirk Memel konnte die Gafferei nicht ausgeübt werden. Der fiskalische Dampfer „Ogen“ hatte, um den in Schwarzort eingefrorenen Dampfer „Jitisch“ zu bergen, das Eis an den Stellen durchgebrochen, wo der Stint sich aufhält. Auch war das Schneis so dicht zusammengeschoben, daß an ein Fischen kaum zu denken war. Im Bezirk Schwarzort wurde die Fischerei unter dem Eis mit dem Netzen Wintergarn und mit Staafliegen betrieben. Die Wintergarnen konnten wegen des unter dem Eis befindlichen Schnees und Grundfesses nicht überall fischen. Die Schwarzorter Fischer haben des Grundfesses wegen den halben Monat mit neun Garnen abwechselnd auf zwei Stellen gefischt. Die gemachten Fänge waren gering. Die Staafliegenfischerei war kaum lohnend. Im Bezirk Ridden wurde die Fischerei den ganzen Monat hindurch betrieben. Das starke Eis hat die Fischerei sehr erschwert. Die Fänge waren gering.

Fischarten:	c. Binnengewässer:		Gesamtbetrag in Lit.
	Gewicht in kg	Betrag pro kg	
Raraische	1 500	2,00 Lit.	3 000.—
Blei (Brachsen, Brasse)	20 000	1,00 Lit.	20 000.—
Barsch	8 000	1,00 Lit.	8 000.—
Schleie	1 000	3,00 Lit.	3 000.—
Hecht	6 000	2,00 Lit.	12 000.—
Quappe	40 000	2,00 Lit.	80 000.—
Plöbe	20 000	0,80 Lit.	16 000.—
Berschied. Gemengflische	30 000	0,50 Lit.	15 000.—
	128 500		157 000.—

In den Binnengewässern gelangten sämtliche Fischereisetzzeuge, welche während dieser Zeit gebräuchlich und statthaft sind, zur Anwendung. Der Fischfang war im allgemeinen gerechnet ein zufriedenstellender.

Gesamtergebnisse: Januar:	
	kg
Dflee:	10 000
Rurisches Gaff:	82 206
Binnengewässer:	128 500
	218 706

Ergebnisse für den Monat Februar  
a. Dflee:

Seefischerei: In den Bezirken Memel und Ridden wurde die Fischerei nicht betrieben.

Fischarten:	b. Rurisches Gaff:	
	Gewicht in kg	Betrag pro kg
Raubarsch	62 500	0,15—0,50 Lit.
Blei (Brachsen, Brasse)	6 000	0,60—1,00 Lit.
Barsch	2 200	0,50—0,80 Lit.
Zander	1 000	1,50—2,00 Lit.
Hecht	600	1,20—2,00 Lit.
Quappe	2 000	0,80 Lit.
Großer Seezint	12 000	0,60—1,50 Lit.
Plöbe (Rotauge)	900	0,90 Lit.
Kleiner Seezint	11 000	0,15—0,50 Lit.
Särte	250	1,50 Lit.
Berschied. Gemengflische	5 000	0,80 Lit.
	108 480	

Gafferei: Im Bezirk Memel konnte die ungünstigen Eisverhältnisse wegen nicht ausgeübt werden. Im Bezirk Schwarzort wurde die Fischerei mit dem großen Wintergarn sowie mit den Staafliegen ausgeübt, waren nur teilweise zufriedenstellend. Der auf hohe Schnee hat verhindert, daß die Fischer nicht Fangstellen gelangen konnten. Im Bezirk Ridden wurde die Fischerei wegen des starken Frostes und der hohen Eise nicht betrieben. Die Fänge waren gering.

Fischarten:	c. Binnengewässer:	
	Gewicht in kg	Betrag pro kg
Raraische	2 000	2,00 Lit.
Blei (Brachsen, Brasse)	8 000	1,00 Lit.
Barsch	4 000	1,00 Lit.
Schleie	1 000	2,50 Lit.
Hecht	6 000	2,50 Lit.
Plöbe (Rotauge)	10 000	0,80 Lit.
Berschied. Gemengflische	15 000	0,50 Lit.
	46 000	

In den Binnengewässern konnte die Fischerei wegen des starken Eises und der hohen Schneedecke nur in sehr geringem Maße betrieben werden. Die Fischer klagen, daß ihre Unkosten gekommen sind. Des starken Frostes wegen wurde die Fischerei an verschiedenen Tagen ganz eingestellt.

Gesamtergebnisse: Februar:		Januar:
	kg	kg
Dflee:	—	10 000
Rurisches Gaff:	108 480	82 206
Binnengewässer:	46 000	128 500
	154 480	218 706



Vielleicht wäre es auch möglich, daß die Badeverwaltung Schwarzort aus den etwaigen Ueberschüssen des Sommers einige Mittel für die Sonntag Verbindung im Winter zurücklegt. Unsere Hotels, die doch eigentlich die längste Zeit des Jahres leer stehen, würden sich wohl mit tausend Freuden auf den Winterbetrieb einstellen; und daß unser Ort durch diese Winterfaison nur gewinnen kann, dürfte jedem, der Vernunftgründen zugänglich ist, ohne weiteres einleuchten. B. R.

Di. 8. Apr. 1924

## Ergebnisse der Fischerei im Memelgebiet

für den Monat Januar 1924

## a. Dflee

Gewicht in kg	Betrag pro kg	Gesamtbetrag in Lit.
5 000	0,80 Lit.	4 000.—
1 000	5,00 Lit.	5 000.—
1 000	1,00 Lit.	1 000.—
2 000	1,00 Lit.	2 000.—
1 000	0,80 Lit.	800.—
10 000		12 800.—

Die Seefischerei nur durch einige Fänge. Die Erträge waren gering. Der Dflee sehr hinderlich. In den Bezirken oben ruhte die Fischerei.

## b. Rurisches Gaff:

Gewicht in kg	Betrag pro kg	Gesamtbetrag Lit.
52 000	0,15—0,40 Lit.	8 300.—
10 200	0,60—0,80 Lit.	6 180.—
2 150	0,50—0,70 Lit.	1 105.—
2 025	1,50—2,00 Lit.	3 050.—
1 050	1,20—1,50 Lit.	1 275.—
1 018	0,80—1,50 Lit.	824.—
11 500	0,80—1,00 Lit.	7 500.—
800	0,70 Lit.	560.—
1 500	0,40 Lit.	600.—
25	1,00 Lit.	25.—
82 206		29 419.—

el konnte die Dflee nicht ausführen. Der Dflee "Dagen" hatte, um den in Dflee "Jitisch" zu bergen, daß Eis an n, wo der Stein sich aufhält. Auch war das nengeschoben, daß an ein Fischen kaum zu l Schwarzort wurde die Fischerei unter n Wintergarn und mit Staafraden betrieben. n wegen des unter dem Eis befindlichen n nicht überall fischen. Die Schwarzorter ndelfes wegen den halben Monat mit neun n zwei Stellen gefischt. Die gemachten Fänge nnefischerlei war kaum lohnend. Im Bezirk herei den ganzen Monat hindurch betrieben. herei sehr erschwert. Die Fänge waren

## c. Binnengewässer:

Gewicht in kg	Betrag pro kg	Gesamtbetrag in Lit.
1 500	2,00 Lit.	3 000.—
20 000	1,00 Lit.	20 000.—
8 000	1,00 Lit.	8 000.—
1 000	3,00 Lit.	3 000.—
6 000	2,00 Lit.	12 000.—
40 000	2,00 Lit.	80 000.—
20 000	0,80 Lit.	16 000.—
30 000	0,50 Lit.	15 000.—
128 500		157 000.—

ewässern gelangten sämtliche Fischerei. dieser Zeit gebräuchlich und statthaft sind, fshang war im allgemeinen gerechnet ein zu

## Gesamtergebnisse:

Januar:

	kg	Lit.
Dflee:	10 000	12 800.—
Rurisches Gaff:	82 206	29 419.—
Binnengewässer:	128 500	157 000.—
	218 706	199 219.—

## Ergebnisse für den Monat Februar

a. Dflee:

Seefischerei: In den Bezirken Memel, Schwarzort und Ribben wurde die Fischerei nicht betrieben.

b. Rurisches Gaff:

Fischarten:	Gewicht in kg	Betrag pro kg	Gesamtbetrag Lit.
Raubarsch	62 500	0,15—0,50 Lit.	10 250.—
Blei (Brachsen, Brasse)	6 000	0,60—1,00 Lit.	4 000.—
Barsch	2 200	0,50—0,80 Lit.	1 180.—
Sander	1 000	1,50—2,00 Lit.	1 500.—
Hecht	600	1,20—2,00 Lit.	800.—
Quappe	2 000	0,80 Lit.	1 600.—
Großer Seezint	12 000	0,80—1,50 Lit.	9 000.—
Plöbe (Rotauge)	900	0,80 Lit.	720.—
Kleiner Zint	11 000	0,15—0,50 Lit.	2 000.—
Särte	250	1,50 Lit.	375.—
Verschied. Gemengfische	5 000	0,80 Lit.	1 500.—
	108 480		82 985.—

Gaffischeret: Im Bezirk Memel konnte die Fischerei der ungünstigen Eisverhältnisse wegen nicht ausgeübt werden. Im Bezirk Schwarzort wurde die Fischerei mit dem kleinen und dem großen Wintergarn sowie mit den Staafraden ausgeübt. Die Fänge waren nur teilweise zufriedenstellend. Der auf dem Eis liegende hohe Schnee hat verhindert, daß die Fischer nicht auf die richtigen Fangstellen gelangen konnten. Im Bezirk Ribben konnte die Fischerei wegen des starken Frostes und der hohen Schneedecke wenig betrieben werden. Die Fänge waren gering.

c. Binnengewässer:

Fischarten:	Gewicht in kg	Betrag pro kg	Gesamtbetrag Lit.
Rararische	2 000	2,00 Lit.	4 000.—
Blei (Brachsen, Brasse)	8 000	1,00 Lit.	8 000.—
Barsch	4 000	1,00 Lit.	4 000.—
Schleie	1 000	2,50 Lit.	2 500.—
Hecht	6 000	2,50 Lit.	15 000.—
Plöbe (Rotauge)	10 000	0,80 Lit.	8 000.—
Verschied. Gemengfische	15 000	0,50 Lit.	7 500.—
	48 000		49 000.—

In den Binnengewässern konnte die Fischerei wegen des starken Eises und der hohen Schneedecke nur in sehr eingeschränktem Maßstab betrieben werden. Die Fischer klagen, daß sie kaum auf ihre Unkosten gekommen sind. Des starken Frostes wegen wurde die Fischerei an verschiedenen Tagen ganz eingestellt.

## Gesamtergebnisse:

Februar:

	kg	Lit.	Januar bis Februar	kg	Lit.
Dflee:	—	—	10 000	12 800.—	
Rurisches Gaff:	108 480	82 985.—	125 746	62 404.—	
Binnengewässer:	48 000	49 000.—	172 500	208 000.—	
	149 480	81 985.—	306 246	281 204.—	

Das Gaffels ist durch den Sturm der letzten Nacht zum großen Teil zer schlagen worden. Von Memel bis Schwarzort ist das Gaff bereits frei.

Mi. 9. Apr. 1924

<b>Schiffsverbindung</b>	
<b>Memel-Schwarzort-Memel</b>	
<b>per D. „Schwarzort“</b>	
ab Memel:	Dienstag 2 Uhr nachm.
	Mittwoch 1,30 Uhr nachm.
	Sonnabend 1,30 Uhr nachm.
ab Schwarzort:	Mittwoch 6 Uhr morgens
	Sonnabend 6 Uhr morgens
	Sonnabend 7 Uhr abends
<b>Memelländische Dampfschiffahrt</b>	
G. m. b. H. Ruh	
Expedition in Memel durch 14868	
<b>Robert Meyhoefer, G. m. b. H., Memel</b>	
Telephon 428, 711, 727, 732, 845.	

Do. 15. Apr. 1924

Fischerunglück

## Sechs Fischer bei Schwarzort ertrunken

Am vergangenen Donnerstag morgen begab sich der Fischerwirt Ermoneit aus Wellneragen mit seinem Segelboot auf den Pachtlang nach See. Im Boot befanden sich zehn Insassen. Auf der Rückfahrt nach einem reichen Fang wurde das Boot auf der Höhe von Schwarzort, ca. 3 Seemeilen von der Küste entfernt, am Freitag nachmittag gegen 8 Uhr von dem holländischen Motorseiler „Baldu“ aus Groningen, der inzwischen in Memel eingelaufen ist, übersegelt und zum Kentern gebracht. Die gesamte Besatzung des Bootes stürzte ins Wasser. Leider konnten nur vier Personen gerettet werden, die übrigen sechs Bootinsassen ertranken. Die Namen der Ertrunkenen sind:

Fischer Johann Schuischel, 60 Jahre,  
Fischer Heinrich Schuischel, 16 Jahre,  
Fischer Heinrich Ermoneit, 16 Jahre,  
Fischer Hans Ermoneit, 19 Jahre,  
Fischerknecht Anna Schuischel, 21 Jahre,

sämtlich aus Wellneragen, und

Fischerknecht Petras Danoras, 20 Jahre, aus Roschodary.

Gerettet wurden:

Fischerwirt Michel Ermoneit,  
Fischerwirt Michel Kuloschled,  
Fischergehilfe August Gagnalo und  
Fischerknecht Bertha Schuischel,  
sämtlich aus Wellneragen.

Der Motorseiler „Baldu“ befand sich auf der Reise von Ropeningen nach Memel mit einer Ladung Phosphat und Kief am 11. April, abends gegen 5 1/2 Uhr, in den hiesigen Hafen. Die geretteten Fischerleute befanden sich an Bord des Schiffes. Die Schuldfrage des Unfalls wird auf dem hiesigen Seegericht festgestellt werden.

So. 13. Apr. 1924

## Das Bootsunglück bei Schwarzort

Ein Mitarbeiter uniered Blattes hatte eine Unterredung mit dem bei dem Bootsunglück bei Schwarzort geretteten Fischergelellen August Waigals und mit der ebenfalls geretteten Fischertochter Verta Schulschel. Die anderen beiden geretteten Fischer konnte er nicht erreichen, da sie sich zur Unfallstelle begeben hatten, um die Leichen zu suchen. Der Fischergelelle Waigals, der bei dem Unglück vom übersegelten Boot gleich auf den Motorsegler sprang und das ganze Unglück in einer weit günstigeren Situation als die anderen Geretteten überblicken konnte, erzählte u. a.:

Am vergangenen Donnerstag morgen begaben wir uns, im ganzen 10 Personen, mit dem etwa 8 Meter langen Segelboot des Fischerwirts Ermoneit aus Mellmeraggen zum Pachtfang nach See. Nachdem wir den ganzen Tag hindurch bei Schwarzort gefischt hatten, übernachteten wir in der Strandhalle in Schwarzort. Am Freitag vormittag machten wir noch einen Zug und beschlossen gegen 12 Uhr mittags, mit einem Fang von etwa 2½ Zentnern Lachse nach Hause zu fahren. Wir hatten gegen den Wind zu segeln, deshalb mußten wir nach dem am Lande eingenommenen Frischzug in die See hinauslaufen, um uns nach Hause zu kreuzen. Als wir etwa 3 Seemeilen von der Küste entfernt waren, sahen wir hinter uns ein größeres Segelschiff, das uns immer näher kam und schließlich auch vorbeifuhr. Als es eine Strecke vorbeigefahren war, wendete das Schiff und kam auf uns zu. Wir nahmen an, daß das Schiff die Richtung verloren habe und uns fragen wolle, wo es sich befinde. Etwa 100 Meter vor dem Segelschiff ließen wir das Segel herunter, um uns in der Nähe des Schiffes zu halten und mit der Besatzung verständigen zu können. Wir dachten, das Schiff werde dicht an uns vorbeisegeln, deshalb verhielten wir uns im Boot auch ganz ruhig und nahmen nicht einmal die Ruder zur Hand, um uns von dem Schiff abzustößen. In diesem Augenblick fuhr es aber gegen unser Boot, daß es glatt durchschmitt. Noch bevor das Segelschiff unser Boot berührte, sprang ich gegen das Segelschiff und ergriff eine am Bug des Schiffes hängende Trosse. An dieser hielt ich mich fest und krügte um Hilfe. Bald darauf kam dann auch ein Matrose, der mir ein Tau zuwarf und mich auf das Schiff zog. Als ich das Deck des Schiffes erreichte, sah ich dort den Kapitän allein, der uns entgegenkam und mich in holländischer Sprache ansprach. Der Gerettete hatte den Eindruck, als ob der Kapitän nichts Gutes im Schilde führe. Wir wollten die Ausführungen nicht wiedergeben, um der Untersuchung nicht vorzugreifen. An eine Rettung der Insassen des übersegelten Bootes wurde, so erzählte der Gerettete weiter, erst auf meine energische Forderung geschritten und auch erst, nachdem sich der Kapitän erkundigt hatte, wo er sich mit seinem Schiff befinde. Die Matrosen waren alle in der Kajüte und mußten erst herangezogen werden. Als das Rettungsboot zur Rettung fertig war, waren etwa 10 Minuten nach dem Vorfall vergangen. Auf der Oberfläche des Wassers sah ich drei Personen, die sich an Teilen des kenterten Bootes festhielten und später auch von dem Rettungsboot gerettet wurden. Von den anderen sechs Insassen des Bootes war nichts mehr zu sehen. Gleich nachdem das Rettungsboot die Geretteten an Bord des Schiffes gebracht hatte, wurde nach Auslegen einer Boje an der Unfallstelle und ohne die Unfallstelle nach den Leichen der Ertrunkenen abzusuchen, die Fahrt nach Memel fortgesetzt. Gegen 6 Uhr abends lief der Motorsegler mit den geretteten vier Personen in den Memeler Hafen.

Weitere Angaben machte auch die Fischertochter Verta Schulschel, die über den Vorfall selbst allerdings wenig zu sagen wußte, da sie schon nahe dem Ertrinken gewesen ist.

Wie wir weiter von Seiten der Polizei hören, bestellt der Kapitän des Segelschiffes „Balduw“, der von der Kriminalpolizei am

Sonabend wegen dringenden Verdachtes, Schuld an dem tragischen Unglücksfall zu haben, festgenommen wurde, jede Schuld. Er wurde heute dem Gericht angeführt. Auf den Ausgang der gerichtlichen Untersuchung dürfte man gespannt sein.

Am Sonntag hatten sich sechs Motorboote nach der Unfallstelle begeben, um die Leichen der Ertrunkenen zu suchen. Bisher sind sie jedoch nicht gefunden worden.



Aus Schwarzort wird uns zu der Katastrophe geschrieben: Dieser Unglücksfall zeigt wieder einmal deutlich, mit welchem Verfahren der Berufsfischer zu kämpfen hat. Frohen Muts, endlich nach langer schwerer Winterzeit und großer Verdienstlosigkeit, von der gerade die Memeler Fischer seit Oktober vorigen Jahres betroffen waren, fuhren die Mellneranger Fischer Ermonelt und Schulschel am Donnerstag vergangener Woche von Memel weg, um an der Nehrungsküste bei Schwarzort die Lachs-fischerel zu betreiben. Im Laufe des Tages fingen sie eine größere Menge Lachs, konnten jedoch nicht die Heimfahrt antreten, da der Wind aus Nordwest wehte. Sie mußten bei dem kalten Wetter bei ihren Gezeugen übernachten. Da sie nur für einen Tag Proviant mitgenommen hatten, gingen Ermonelt und zwei andere Bootinsassen nach Schwarzort, um für den Erlös eines Teils ihres Fanges Brot und andere Lebensmittel zu kaufen. Für die Lachse wurde ihnen jedoch zu wenig geboten, und so unterließen sie den Verkauf und liehen sich von einem Kollegen, so viel wie sie zum Einkauf der Lebensmittel benötigten. Am Freitag morgen hatte der Wind etwas nachgelassen. Die Mellneranger Fischer gingen noch einmal ihrem Gewerbe nach, machten sich dann aber, da sich der Nordwestwind wieder verstärkte, auf die Heimfahrt. Vom Strand aus konnten die Schwarzorter Fischer dann bemerken, wie sich ein Zweimastichoner dem Fischerboot näherte und beldrehte. Später wurde das Fischerboot nicht mehr gesehen, während man den Schoner noch längere Zeit sehen konnte. Man hatte jedoch keine Ahnung von der Traöbde, die sich da auf See abgespielt hatte. Am Sonnabend fand man das Bootsteuer und noch verschiedene andere Gegenstände des zertrümmerten Bootes, und nun wurde den Fischern klar, daß ihren Kollegen aus Mellneragen ein Unglück zugestoßen war. Mühe dieser Unglücksfall dazu beitragen, Verständnis für den schwierigen Beruf des Fischers bei der andern Bevölkerung zu wecken. Hoffentlich wird für die Hinterbliebenen dieser Verunglückten gesorgt werden.

Mi. 16. Apr. 1924

## Das Bootunglück bei Schwarzort

Wir brachten bereits in der Mittwochnummer eine Unterredung eines Mitarbeiters unseres Blattes mit dem bei dem Bootunglück bei Schwarzort getöteten Fischerjungen Gaignals und mit der ebenfalls getöteten Fischerin Schulschel. Um auch die andere Seite zu hören, hatte unser Mitarbeiter gestern noch eine Unterredung mit dem Kapitän des Motorseglers „Balduw“, der anfangs verhaftet, später aber wieder freigelassen wurde. Kapitän Dost, der auch gleichzeitig Besitzer des Segelboots ist, erzählte an Hand seines Tagebuches u. a.:

Am Dienstag, den 8. April, fuhren wir von Allstrup mit einer Phosphatladung mit dem Kiel nach Memel. Am folgenden Tage passierten wir um 10.30 Uhr vormittags Due Odde. Die Fahrt ging glatt bis Memel N. D. 1/2 D. Am Donnerstag, ungefähr um 12 Uhr mittags, besamen wir ein Segelboot in Sicht, das über Steuerbord kreuzte. Wir behielten anfangs unsern Kurs bei. Als wir ungefähr

100 Meter von dem Boot entfernt waren, ging das Boot über Stab, d. h. es kreuzte nach links. Wir hielten auf das Hintersteil des Bootes und steuerten uns immer von der Decke des Segelbootes frei. Als wir uns auf einem kleinen Abstand genähert hatten, ließ das Boot seine Segel fallen. Wir hielten wieder nach Steuerbord. Als wir sahen, daß das Boot infolge Wind und See schnell rückwärts trieb, schlenk wir den Motor mit voller Kraft rückwärts und ließen das „Schot“ (Leine) des Großsegels los. Der Abstand von dem Boot — ungefähr 50—60 Meter — war jedoch schon zu kurz, um einen Zusammenstoß auf jeden Fall zu vermeiden, zumal das Boot seine Segel hatte und sich auch durch Rudern nicht mehr fortbewegte. Zuletzt haben wir das Boot vor uns backbord (links) gegen das Schiff treiben, als ein paar Wellen kamen und es quer vor unsern Bug waren. Kurze Zeit nachher erdrieten das Boot auf der Oberfläche hinter unserm Schiff mit dem Kiel nach oben, worauf wir ein Rettungsblau und einen Rettungsring auswarfen. Dann schlenk wir unser Rettungsboot sofort aus, mit dem der Steuermann und zwei Matrosen nach der Unfallstelle ruderten und zwei Männer und ein Mädchen retteten. Ein junger Mann war sofort nach dem Unfall an Bord gekommen. Nachdem das Rettungsboot wieder das Schiff erreicht hatte, kreuzten wir mit dem Schiff noch eine Zeitlang auf der Unfallstelle herum. Von den Ertrunkenen war jedoch nichts zu sehen. Nur einige Bruchstücke schwammen umher. Sodann legten wir eine Boje an der Unfallstelle aus und kreuzten nun nach Memel. Ungefähr um 5 Uhr liefen wir in den Hafen. Es ist nicht wahr, daß wir an dem Boot vorbeigefahren sind und wieder wendeten, ebenfalls ist es nicht wahr, daß die Mannschaft während des Vorfalles nicht am Deck war. Die Rettung begann sofort nach dem Uebersegeln des Bootes. Es hat höchstens 4 Minuten gedauert, bis das Rettungsboot nach dem Vorfall die Unfallstelle erreichte.

Die Mannschaft des Schiffes „Baldu“ erklärte sodann noch unserm Mitarbeiter, sie bedauere den Unfall sehr und besonders, daß es ihr nicht gelungen sei, sämtliche Ueberlebenden zu retten. Es sei alles getan worden, um das Unglück zu verhindern.

Fr. 18. Apr. 1924

## Das Fischerunglück bei Schwarzort vor dem Memeler Seeamt

Am vergangenen Dienstag kam das Fischerunglück bei Schwarzort, dem bekanntlich 6 Personen zum Opfer fielen, vor dem Seeamt, das im Verichtsgebäude tagte, zur Verhandlung. Den Vorsitz führte Landgerichtsdirektor Dr. Riffart. Beisitzer waren Oberingenieur Kurwenowitsch, Obermaschinist Sawajski und die Kapitäne Mading und Werkmelster, ferner wohnte den Verhandlungen als Staatskommissar Kapitänleutnant a. D. Schmidt bei. Sachverständige waren Lotsenkommandeur Radtke und Kapitän Schreiber. Als Zeugen wurden vernommen die Ueberlebenden des Uebersegelten Fischerbootes, Fischerwirt Ermoneit, Fischerknecht Schuschel, Fischer Lukoschis und Fischergehilfe Gaigals; ferner die Besatzung des „Baldu“, Kapitän Dost, Steuermann Bast, Matrose Krohn und Leichtmatrose Röß.

Nach den Zeugenvernehmungen, die im wesentlichen dasselbe wiedergaben, was sowohl die Ueberlebenden des Fischerbootes als auch die Besatzung des „Baldu“ kurz nach dem Unglück einem Mitarbeiter unseres Blattes erzählt hatten und von uns veröffentlicht worden ist, äußerten sich die Sachverständigen. Während Lotsenkommandeur Radtke die größte Schuld dem Kapitän des „Baldu“ zumah, hielt Kapitän Schreiber die Führer beider

Fahrzeuge für schuldig. Schließlich beschloß das Seerath, die Verkündung des Spruchs am Sonnabend vorzunehmen.

Die Spruchsverkündung am Sonnabend erfolgte in der gleichen Zusammensetzung wie am Dienstag. Gleich nach Eröffnung der Sitzung verlas der Vorsitzende folgenden

#### Spruch des Seerath:

Am 11. April 1924 hat in der Ostsee auf der Strecke von Schwargort nach Memel etwa 8 Seemeilen von der Nehrung ein Zusammenstoß zwischen dem holländischen Motorsegler „Balbur“ und dem Fischerboot des Fischerwirts Ormonett aus Mellneraggen stattgefunden, wobei das Fischerboot untergegangen ist und sechs Insassen dieses Bootes ertrunken sind.

Der Seerath ist dadurch herbeigeführt worden, daß der Motorsegler „Balbur“, der die Absicht hatte, hinter dem Heck des nach Westen über Steg gehenden Fischerbootes vorbeizufahren, sehr nahe an dieses angeluvt hat, und daß das Fischerboot, als es nur in geringer Entfernung vom Bug der Backbordseite des „Balbur“ war, seine Segel geworfen hat.

Für den Motorsegler „Balbur“ bestand keine Notwendigkeit, so nahe an das Fischerboot heranzufahren. Witterung und Seegang, sowie der Umstand, daß der Motorsegler „Balbur“ Iuvortertig ist und die Schot seines Großsegels angeholt war, machten es dem Kapitän des „Balbur“ zur Pflicht, beim Anluven besondere Vorsicht zu beobachten und den Motorsegler in solcher Entfernung von dem Fischerboot zu halten, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes ausgeschlossen war. Gegen diese Pflicht hat er in fahrlässiger Weise verstoßen. Sein Verschulden wird gemildert dadurch, daß er nicht vorausgesehen hat, daß das Fischerboot in so großer Nähe seines Seglers die Segel plötzlich werfen würde.

Der Führer des Fischerbootes hat unsachgemäß gehandelt als er in so großer Nähe des „Balbur“ die Segel werfen ließ, wodurch die Gefahr einer plötzlichen Aenderung des Kurses und der Geschwindigkeit seines Bootes entstand. Seine Unvorsichtigkeit wird dadurch entschuldigt, daß er durch die eigentümliche Art des Veranfahrens des „Balbur“ an sein Boot in dem Glauben versetzt wurde, daß der Segler sich mit ihm in Verbindung setzen wolle, um eine Auskunft von ihm einzuholen.

Das Verschulden des Kapitän des „Balbur“ ist als das überwiegende anzusehen.

Nach Verkündung dieses Spruches erläuterte der Vorsitzende noch einmal die wesentlichsten Punkte, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Di. 6. Mai 1924

## Memeler Schöffengericht

(Sitzung vom 17. Mai 1924)

### Das Fischerunglück vor Schwargort vor dem Schöffengericht

Wie bekannt, ereignete sich am 11. April d. J. vor Schwargort ein besagenswertes Zusammenstoß zwischen dem holländischen Motorsegler „Balbur“ und einem Fischerboot aus Mellneraggen, wobei das Fischerboot gerammt wurde und 6 Personen ihren Tod in den Wellen fanden. Das Boot des Fischerwirts Ormonett aus Mellneraggen war auf See zum Lachsfang ausgefahren. In dem Boot befanden sich 10 Personen. Sie waren bis vor Schwargort gekommen. Als sie von hier fortzuehrien, hatten sie Gegenwind und mußten kreuzen, außerdem war das Wetter auch etwas neblig. Sie fuhren etwa 8 Seemeilen von der Nehrung. Mittags kam ihnen der Motorsegler „Balbur“ in Sicht, der gleichfalls nach Memel wollte und wohl die Absicht hatte, hinter dem Heck des nach Westen über Steg gehenden Fischerbootes vorbeizufahren und sehr nahe an dieses anluvt. Aus diesem auffälligen Veranfahren an das Fischerboot glaubten die

Fischer entnehmen zu müssen, daß „Baldu“ sie was fragen wollte. Als sie schon ziemlich nahe bei einander waren, ließ das Fischerboot seine Segel fallen, was wiederum dem Kapitän unverständlich war. Das Fischerboot lag nun so gut wie still, während „Baldu“ in voller Fahrt war. Bei dieser Sachlage und der großen Nähe der beiden Schiffe war nun ein Zusammenstoß unvermeidlich, obwohl „Baldu“ die Maschine noch schnell rückwärts geben und sein Großsegel setzen ließ. In wenigen Sekunden lag das Boot vor „Baldu“ und wurde von diesem glatt durchschnitten. Dem Fischermatrosen Gaijals gelang es, ein Seil von „Baldu“ zu ergreifen; er wurde auf Deck gezogen. Rettungsringe wurden ausgeworfen und das Rettungsboot klar gemacht. Aus dem Wasser wurden dann gerettet: der Fischer Michel Ermonett, der Fischer Puloskus und die Fischertochter Vertba Schulschel, die sich solange an Brackrüden festhalten hatten, während die übrigen: Johann Schulschel, Heinrich Schulschel, Heinrich Ermonett, Hans Ermonett, Petrus Damrosch und Anna Schulschel ertranken. Nachdem bereits das kielige Seeamt seinen Spruch dahin abgegeben hatte, daß die überwiegende Schuld bei diesem Unglück dem Kapitän zuzumessen ist, mußte sich heute der Kapitän Klaus Dost aus Groningen (Holland) vor dem Strafrichter verantworten. Als Sachverständige waren geladen die Postenkommandeure von Remel und Pillau sowie der Kapitän Schreiber von hier. Der Antrag des Verteidigers, noch einen weiteren Kapitän, der sich an Gerichtsstelle befand, als Sachverständigen zu laden, wurde vom Gericht abgelehnt. Die Aussagen der als Zeugen geladenen Überlebenden und der Besatzung des „Baldu“ über die verschiedenen Manöver der beiden Fahrzeuge gingen naturgemäß weit auseinander. Für die Beurteilung der Schuldfrage mußte sich das Gericht daher hauptsächlich auf die Gutachten der Sachverständigen stützen. Dieselben gaben ihre Gutachten fast übereinstimmend dahin ab, daß der Angeklagte unzweifelhaft sehr fahrlässig gehandelt habe. Es bestand für den „Baldu“ keine Notwendigkeit, so nahe an das Fischerboot heranzufahren. Als vorsichtiger Seemann hätte der Kapitän mehr abseits halten müssen, zumal der „Baldu“ unvalerig war. Er hätte beim Anlaufen besondere Vorsicht beobachten müssen und den Motorsealer in jedem Falle in solcher Entfernung von dem Fischerboot, daß doch in seinen Bewegungen schwerfälliger als ein mit Kraft betriebenes Fahrzeug, halten müssen, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes ausgeschlossen war. Leider gab es aber Schiffsführer, die leichtfertig so nahe einander vorbeifahren, daß sie, wie man so sagt, dem andern auf Deck spucken können. Auch wäre es richtiger gewesen, das Fischerboot durch Sirenenignal zu warnen, was der Angeklagte unterlassen habe. Nach dem Seestrafengesetz muß ein Dampffahrzeug bei Begegnung mit einem Segelboot diesem gegenüber die größte Vorsicht und Rücksicht üben. Hier sah der Angeklagte, daß das Boot schwer geladen hatte und 10 Personen auf ihm waren. Wäre er nicht so nahe aufgefahren und hätte er besser seemannisch gehandelt, wäre das Unglück nicht passiert. Er hat daher gegen seine Pflicht in fahrlässiger Weise verstoßen. Aber auch das Fischerboot hat unsachgemäß gehandelt, als es in so großer Nähe des „Baldu“ seine Segel fallen ließ, was der Angeklagte nicht voraussehen konnte. Dieser Umstand sprach dafür, daß dem Angeklagten mildernde Umstände ausgeblickt werden konnten. Der Amtsanwalt beantragte 3 Monate Gefängnis. Das Gericht verurteilte ihn wegen fahrlässiger Tötung anstelle der verwirkten Gefängnisstrafe zu 15 000 Mark Geldstrafe. Bis zur Bezahlung der Strafe bleibt der „Baldu“ beschlagnahmt.

Di. 20. Mai 1924

\* [Das Motorschiff „Baldu“,] das am 10. April das Mellneragger Fischerboot bei Schwarzort überlegelte, wobei beinahe sechs Personen den Tod in den Wellen fanden, hat Dienstag morgen mit einer Ladung Holz den Memeler Hafen wieder verlassen, nachdem sämtliche gegen den Kapitän Dost erhobenen gerichtlichen Verfahren erledigt worden waren. Wie wir hören, hat dieser unglückliche Vorfall Kapitän Dost, der auch gleichzeitig Inhaber des Schiffes ist, insgesamt gegen 5000 Dollar gekostet. Dazu kommt noch ein bedeutender Frachtausfall während der langen Liegezeit in Remel.

### Statt besonderer Anzeige

Am Sonntag, den 27. April, 3 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens, ist mein innigstgeliebter Mann, unser guter Vater, Schwieger- und Großvater, der Gemeindevorsteher

## Johann Sakuth

im Alter von 51 Jahren nach langem schwerem Leiden sanft entschlafen.

Die trauernden Hinterbliebenen

Schwarzort, den 27. April 1924.

Der Tag der Beerdigung wird noch bekannt gegeben.

(300/97)

Di. 29. Apr. 1924

### Nachruf

Am 27. April d. Ja. verschied nach schwerem, mit grosser Geduld ertragenem Leiden unser Gemeindevorsteher

## Johann Sakuth

14 Jahre hat der Verstorbene die Gemeindevorstehergeschäfte in treuer und selbstloser Pflichterfüllung geführt. Vorbildlich, verbunden mit hoher Begabung, stets eintretend für friedlichen Ausgleich und bis zum letzten Atemzuge nur die Interessen des Ortes wärend, — ist er von uns gegangen zum ewigen Schlaf.

In der Gemeinde wird er in treuem Gedenken und dankbarer Erinnerung weiter leben.

Schwarzort, den 28. April 1924.

Die Gemeinde- und Badeverwaltung Schwarzort

Gott rief nach langem Schmerzenslager am 27. April

den Patronatsvertreter

## Herrn Johann Sakuth

aus unserer Mitte. In den langen Jahren seiner Amtstätigkeit lag ihm das Wohl und Wehe der Kirche sehr am Herzen. Die Kirchengemeinde verliert in ihm einen treuen, verständnisvollen Mitarbeiter. Sein Andenken wird stets in unserem Herzen sein. Wir trösten uns allein im Glauben.

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“

Die kirchlichen Gemeindeorgane des Kirchspiels Schwarzort

### Nachruf

Der harte Tod entriß uns unserer Mitte den

stellv. Verbandsvorsteher

## Johann Sakuth

In tiefer Trauer stehen wir an der Bahre dieses bescheidenen und aufrechten Mannes, dem das Wohl der Schulgemeinde mehr am Herzen lag, als seine persönlichen Wünsche.

Eine Träne dem Treuen, und Nimmervergessen!

Der Schulvorstand  
des Gesamt-Schulverbandes  
Schwarzort

Mi. 30. Apr. 1924

### Nachruf

Am 27. d. Mts. verschied nach schwerem Leiden unser liebes Vereinsmitglied, der Fischerwirt und Gemeindevorsteher

## Johann Sakuth

Er war uns ein treuer Freund und Mitarbeiter. Sein Andenken werden wir über das Grab hinaus in Ehren halten.

Fischer-Verein Schwarzort

30. Apr. 1924

### Danksagung

Für die Beweise herzlicher Teilnahme, sowie für die überaus reichen Kranzspenden, besonders Herrn Pfarrer Schenke und dem Sängerkhor für die tröstenden Worte am Sarge und Grabe unseres lieben Entschlafenen, sagt herzlichen Dank.

(31085)

Im Namen der Hinterbliebenen  
Frau Sakuth

Do. 8. Mai 1924

Am 27. April starb nach langem schweren Leiden der Gemeindevorsteher Johann Sakuth. Die Gemeinde verliert in ihm einen tüchtigen Beamten, der 14 Jahre lang sein Amt treu und pflichtetrig verwaltet hat. Während seiner Krankheit wurde das Gemeindevorsteheramt von dem ersten Schöffen Max Vöhrle verwaltet. Die Neuwahl des Gemeindevorsteheres wird bald erfolgen.

Mi. 7. Mai 1924



**Übertretung der Fischereiverordnung.** Mehrere Fischer aus Schwarzort hatten vom Oberfischmeisteramt Strafbefehle über je 30 Vitas erhalten, weil sie andere Fischer bei Ausübung der Fischerei behinderten. Die Angeklagten hatten gerichtliche Entscheidung beantragt. Der Sachverhalt war folgender: Bei der schwierigen Eisfischerei auf dem Baff werden sogenannte „Züge“ eingerichtet, die die Fischer in einer bestimmten Reihenfolge und für eine bestimmte Zeit benutzen. Die Reihenfolge und die Zeit bestimmt nach der in Frage kommenden Verordnung der Fischmeister. Dieser hatte im Einvernehmen mit dem Fischerverein festgelegt, daß die Fischer je nach Umständen 2-3 Tage die Züge benutzen können. Nun hatten sich einige Fischer einen neuen Zug eingerichtet, der erste Tag war gut, am 2. und 3. Tag aber waren sie behindert. Sie begaben sich zum Fischmeister und dieser gab ihnen unter Berücksichtigung des geschilderten Umstandes schriftlich die Genehmigung, auch noch den 4. Tag zu fischen. Damit waren die nachfolgenden Fischer nicht zufrieden. Sie ignorierten den Bescheid des Fischmeisters und hinderten die ersteren an der Ausübung der Fischerei. Im Termin gerieten die feindlichen Fischerpartei en hart aneinander. Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, daß der Fischmeister gemäß der Polizeiverordnung durchaus berechtigt war, den Fischern den 4. Tag zu gewähren, da ihm als Aufsichtsbeamten allein das Recht zusteht, Reihenfolge und Zeit der Fischerei zu bestimmen. Wenn die nachfolgenden Fischer dies als eine Ungerechtigkeit empfanden, so hätten sie sich beschwerdeführend an die vorgesetzte Dienstbehörde wenden können, aber nicht zur Selbsthilfe schreiten. In Anbetracht dieses Umstandes ermäßigte das Gericht die Strafe von 30 Vitas auf je 5 Vitas. Ein Angeklagter wurde freigesprochen.

Sa. 4. Mai 1924

\* [Das Bädervisum.] Die Mitteilung der Memeler Handelskammer, daß der Oberste Bevollmächtigte den Antrag, Erleichterungen für Badegäste zum Besuch der litauisch-litauischen Seebäder auch in diesem Jahre zu gewähren, abgelehnt und erklärt habe, daß in diesem Jahre keine Visaermäßigungen für Kurgäste erteilt würden, hat die Königsberger Blätter zu einer Besragung des litauischen Konsulats in Königsberg veranlaßt. Der Konsul teilte Ihnen mit, daß ihm amtlich nichts von dem Schritt des Obersten Bevollmächtigten in Memel bekannt und die Angelegenheit wohl noch nicht definitiv entschieden sei. Die Blätter bemerken dazu: Der litauische Konsul würde sich gewiß den Dank vieler sichern und sowohl im Interesse der Bäder Nidden und Schwarzort, die durch das Verbot auf das schwerste betroffen werden, wie der Königsberger Familien handeln, denen durch das Verbot der Besuch einer längst lieb gewordenen Sommerfrische völlig unterbunden wird, wenn er an zuständiger Stelle seinen Einfluß gegen eine Maßnahme einsetzen würde, die, von den lokalen Interessen ganz abgesehen, geeignet ist, weitere Mißstimmung in den deutschen Kreisen hervorzurufen. Es bleibe zu hoffen, daß diese auch im litauischen Interesse liegende Einsicht durchdringen und der Besuch der memelländischen Bäderte den deutschen Kurgästen nicht einfach unmöglich gemacht werde.

4. Mai 1924

**S. Schwarzort, 1. Mai.** [Gemeindevortreterwahl.] Am 28. April fanden auch hier die Wahlen zur Gemeindevertretung statt. Es waren drei Wahlvorschlagslisten eingereicht. Von der ersten Vorschlagsliste wurden gewählt Martin Vietich II, Karl Man und Friedrich Resaß, von der Liste 2 kam der Spitzenkandidat Friedrich Vietich II durch und von der Liste 3 wurden gewählt die Herren Peter Lowitz und Karl Stellmacher.

Mi. 7. Mai 1924

# Schwarzort

## Hotel May

Telephon 8

empfiehlt seine total renovierten Räume Ausflüglern und Vereinen. Büfett, Saalbetrieb, Ausschank in alsbewährter Weise durch die Inhaber MIELA UND KARL MAY.

Mi. 28. Mai 1924

\* [Keine deutsche Ausreisegeld für den Besuch memelländischer Badeorte.] Wir hatten gestern gemeldet, daß aus Schwarzort berichtet wurde, die deutsche Verordnung über Ausreisegeldern sei für Reisen von Deutschland ins Memelgebiet aufgehoben worden. An hiesiger zuständiger Stelle lag gestern und liegt auch heute noch keine Bestätigung dieser Nachricht vor. Von anderer Seite, die auf amtlichen Berliner Quellen fußt, erhalten wir nun folgende Mitteilung: Dank den Bemühungen des Chefs der Firma Robert Menhoffer G. m. b. H., Königsberg, Oswald Haldinger, ist es nach längeren Verhandlungen mit den in Frage kommenden deutschen Behörden gelungen, bei Ausreisen nach den memelländischen Bädern die Ausreisegeld von Mark 500 in Fortfall zu bringen. Aus prinzipiellen Gründen ist der Verordnung der Wortlaut gegeben, daß Einzelanträge usw. genehmigt werden, und es bedeutet keine Einschränkung, daß in jedem Falle der Unbedenklichkeitsvermerk eingeholt werden muß. Das Reisebüro Robert Menhoffer-Memel ist in der Lage, bereits jetzt den Wortlaut der entsprechenden Verordnung bekannt zu geben. Sie lautet: Die Finanzämter sind bis auf weiteres berechtigt, die Unbedenklichkeitsbescheinigung gebührenfrei zu erteilen, bei nachweislichen Erholungs- und Vergnügungsreisen in die Nehrungsbäder Nidden und Schwarzort, für Westpreußen und diejenigen Teile Westpreußens, die östlich der Weichsel liegen." Nach dem Wortlaut der Verordnung waren Sandkrug, Säderspik, Mellnerangen und Försterel von dem erleichterten Besuch durch deutsche Badegäste ausgenommen. Wie wir hören, sind Schritte eingeleitet worden, um auch nach diesen Badeorten die gebührenfreie Einreise von Deutschland aus zu erlangen.

Do. 29. Mai 1924



64161

Sonnt., Donnerstag  
Ausfahrt nach  
Schwarzort  
Abfahrtspunktlich 7 1/2  
Uhr Sandkrug.  
Der Vorstand.

29. Mai 1924

(Memeler Badfahr. Club)

כשר

# Schwarzort

## Hotel May

כשר

3608

# Ostseebad Schwarzort

Hotels

„Aisikowitsch“ und „Flora“

Tel. 11

Tel. 9

כשר

Beste Verpflegung und Behandlung

3604

Do. 29. Mai 1924

# Schwarzort

## Hotel zur Eiche

empfiehlt zum

Himmelfahrtstage

Krebssuppe  
Krebsschwänze in Dill

sowie

reichhaltige Tageskarte

gut gepflegte Weine, Biere  
und Liköre 14024Geschäftsführung  
W. KrewaldZimmerbestellungen zu  
Pflingsten rechtzeitig erbeten

29. Mai 1924

## Sprechsaal

Für die in dieser Rubrik veröffentlichten Einsendungen aus dem Leserkreise übernimmt die Redaktion sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Inhalts keine andere als die preßgesetzliche Verantwortung.

### Wie die Dampfergesellschaft Dieber ihre Fahrgäste behandelt

Trotzdem in der hiesigen Presse von der Dampfschiffreederei Dieber bekannt gemacht worden war, daß der Dampfer „Erang“ am Himmelfahrtstage abends 7 Uhr aus Schwarzort nach Memel abfahren würde, ließ die Firma auf dem morgens aus Memel abgefahrenen Dampfer „Erang“ bei Verlassen des Schiffes den Gästen durch die Fahrkartenkontrolleure bekannt machen, daß der Dampfer nicht um 7 Uhr, sondern um 8 und um 9 Uhr nach Memel zurückfahren würde. Diese Bekanntgabe wurde von der Firma nicht innegehalten, sie ließ vielmehr den Dampfer nach 7 Uhr abgehen, da die Beteiligung anscheinend nicht die erhoffte war und ließ die Fahrgäste, die nicht davon unterrichtet waren, mit Kind und Kegel in Schwarzort sitzen. Heute morgen lehrten allein mit dem Dampfer „Trude“ etwa 25 Personen nach Memel zurück, darunter einige Herren, die durch Abwesenheit aus ihren Betrieben geschädigt worden sind. In Schwarzort sind noch etwa 30 bis 40 Personen zurückgeblieben. Als heute vormittag einige Herren von der Gesellschaft die Erhebung der entstandenen Hotelkosten verlangten, wurde dieses nicht mehr wie recht und billige Verlangen rundweg abgelehnt. Die Firma weigerte sich auch, die zuviel gezahlten Fahrkosten zurückzuerstatten, ganz abgesehen von den erheblichen Hotelkosten, die mehreren Familien, die mit ihren Kindern gefahren waren, entstanden sind. Die Angelegenheit wird noch einen Prozeß zur Folge haben.

Sa. 31. Mai 1924

42

## Memelgau und Nachbarn

Im Schwarzwort, 11. Juni. Pfingsten (in Schwarzwort.) Die Rastanten haben ihre Herzen aufgesteckt, der Fieber dustet, ein leichter Wind weht vom lachenden Himmel, die Sonne flammt und es blüht das Gass. Alles atmet jauchzende Lebensfreude und nur die dunkeln Kliefen stehen ernst in dem lachenden Bilde, wie schwermütige Gedanken in einem jungen Gesicht. Um Anteil zu nehmen an der großen Freude der Natur und um den Pfingstmorgen in unserm einsamen Schwarzwort zu genießen, hatten sich die Besucher schon zeitig aufgemacht. Früh um 8 Uhr rückte eine sangesfrohe Schar von Männlein und Weiblein von Memel kommend unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches — auf vielen Mandolinen schwungvoll gespielt — durch unser Dorf. Und ein paar Stunden später brachten die Dampfer viele Hunderte von denen, die die Sorgen des grauen Alltags auf ein paar Tage in dem erwahten Doruzösch-Schwarzwort vergessen wollten. Auch viele Gäste aus Deutschland brachten die Pfingstfeiertage in Schwarzwort zu und bewiesen so nicht bloß durch schöne Worte, sondern durch die Tat, daß sie diesen reizvollen Teil des alten Vaterlandes nicht vergessen haben. Den überwiegenden Teil unserer Gäste bildeten natürlich die alten Memeler Familien, neben denen man auch viele unserer neuen Landleute beobachtete. Und wirklich konnte hier jeder das finden, was er suchte: Konvaleszenten und von der aufreibenden Berufsarbeit Ermüdete Ruhe und köstliche Baldbluff, und gerade deswegen sind wohl die meisten Besucher hergekommen; die Jugend, die ohne Unterhaltung und Spiel nicht auskommen zu können glaubte, hatte Hotel May zu ein paar bunten Abenden mit anschließendem Länzchen eingeladen. Alle diejenigen, die die materielle Seite der lieblichen Genüsse bevorzugten, kamen in der gediegenen Einfachheit unserer Hotels voll und ganz auf ihre Rechnung; denn etwa 8 Lit pro Bedeck dürften für das, was geboten wurde, wahrlich nicht zu viel sein. Diejenigen, deren Herz und Gemüt religiöse Erbauung suchten, fanden diese in den Versammlungen einer Memeler Gemeinschaft oder der Heilarmee im Tannental oder bei den Gottesdiensten in der Kirche. Am 2. Feiertag fand wie alljährlich die Kirchenvisitation durch Herrn Superintendenten Gregor statt. Nach den so unerfreulichen Vorgängen in Ruh, Bieken und zuletzt noch am Dinnelfahrtstage in Wannagen, mußte man wohl auf manches gefaßt sein; aber man wurde angenehm überrascht, da auch nicht der geringste störende Zwischenfall sich ereignete. Diese vorbildliche Einmütigkeit und dieses Zusammenhalten einer ganzen Kirchengemeinde, in der die Meinungen oft auseinandergehen — bei den letzten Wahlen zur Gemeindevertretung waren in der etwa 400 Seelen starken Gemeinde Schwarzwort 8 Wahlvorschläge eingegangen — dürfte dem Herrn Kirchenkommissar zum mindesten etwas zu denken geben

Fr. 13. Juni 1924

### Eine Wohnung

von 2-3 Zimmern,  
Küche u. Veranda in  
Schwarzwort für den  
Monat Juli gesucht.  
Off. mit Preis unt.  
Nr. 2345 an die Exp.  
dies. Blattes. 140641

15. Juni 1924

### Tüchtiger

## Oberkellner

mit guten Empfehlungen gesucht. Schriftl.  
Anmeldungen an

141049

Hotel Karlsruher Hof, Schwarzwort.

18. Juni 1924



## Königsberg -- Memel

über [11014

Tapiau—Labiau—  
Nidden—Schwarzort  
Dampfer „Germania“  
und „Phönix“

Jeden **Dienstag** und **Freitag**  
5<sup>12</sup> Uhr früh von Königsberg  
und Memel

Personen und Güter finden  
billigste u. schnellste Beförderung

**Tilsiter Dampfer-Verein A.-G.**  
Königsberg Pr.

Expedition in Königsberg:  
„Artus“ G. m. b. H.  
in Memel: Robert Meyhoefer  
G. m. b. H., Telephon 428 711, 727, 783

So. 15. Juni 1924

Ein tücht., saub.  
**Mädchen**  
per sofort nach  
Schwarzort gesucht.  
Weld. erb. [41248  
Koesling  
Dübauer Straße 4

Suberfälliges  
**Kinder mädchen**  
für Schwarzort per  
sofort gesucht. Zu  
erfragen [11724  
Gr. Wasserstr. 28.

21. Juni 1924



## Dampfer-Ausflug nach Schwarzort

D. „Graz“

fährt Sonntag, den 15. Juni  
ab Memel Carlstraße 9 Uhr vorm.  
und 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachm.  
ab Schwarzort 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr vorm. und  
7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends.

Erstklassige Dekonomie. Fahrkarten an  
Bord.

**Gebrüder Bleber**

Tel. 138 u. 490 [5604

So. 15. Juni 1924

## Seebad Schwarzort

### Ermäßigte Einreisegebühr

Durch das Entgegenkommen des  
Herrn Obersten Bevollmächtigten  
der Litauischen Regierung für das  
Memelgebiet kann die Einreise  
nach dem Nehrungsbad Schwarzort  
zum ermäßigten Sichtvermerk von  
8 Lits erfolgen.

Die litauischen Konsulate in  
Königsberg und Tilsit sind durch  
den Obersten Bevollmächtigten be-  
reits entsprechend verständigt.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein  
Die Badeverwaltung Schwarzort.

[11679

Mi. 18. Juni 1924



## Nach Schwarzort

fährt

Dampfer „Graz“

Sonnabend, den 21. Juni 1924

ab Carlstraße 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachm.  
ab Schwarzort 7 Uhr abends.

**Gebrüder Bleber**

21. Juni 1924

## Ditseebad Schwarzort

Telephon Nr. 8

Wir empfehlen unsere Häuser  
„Hotel Mary“ und — daneben,  
ruhig im Walde gelegen —  
„Villa Diana“. Die Küche be-  
findet sich im Hotel und ist streng  
koscher, erdfein mit Rabbinats-  
erlaubnis. Tägliche Konzerte.  
Eigene russische Konditorei.  
Total umgebaut.

**Ginzburg & Germanisky**

41155

# Kleine Reise auf die Kurische Nehrung

Mär zw. Nr. 46/1963

Es gab vor dem Kriege nicht sehr viele Urlauber, die ihre Ferien in Ostpreußen verbrachten. Mancher wird es jetzt bedauern, nie dort gewesen zu sein. Wer Masuren, die Johannisburger oder Rominter Heide, die Samländische Küste oder das Kurische Haff gesehen hat, dem haben sich Land und Leute unvergeßlich eingepägt. Heute kann man keine Reise mehr dorthin machen, es sei denn in Ge-

danken und mit Hilfe von Bildern. Diese drei Farbphotos wurden in Nidden auf der Kurischen Nehrung aufgenommen. Dem reizvollen Fischerdorf, das sich ans Haff schmiegt, bewies so mancher Tourist Jahr für Jahr seine Liebe und Anhänglichkeit.

Rechts: Ein Zeugnis echter ostpreußischer Volkskunst sind die holzgesägten und bemalten Schiffschwimpele, die jeder Fischer selber anfertigte



Links: Das heitere, freundliche Fischerdorf Nidden, das in der Mitte der rund 100 Kilometer langen Kurischen Nehrung liegt, war einst Treffpunkt und Wirkungsstätte vieler norddeutscher Maler und Schriftsteller. Hier der sogenannte »Hallenblick«. Oben: Einer der Fischer, die tagtäglich mit ihren Kurenkähnen hinausfahren aufs Haff

45

## Ein Bildband von der Kurischen Nehrung

Die Frage, wie es heute auf der Kurischen Nehrung aussieht, wird oft gestellt, kann aber kaum beantwortet werden, da die Sowjets dieses ideale Erholungsgebiet bisher nicht für den Tourismus geöffnet haben. Der Reisende aus dem Westen kommt in Zoppot und Kahlberg an die Ostsee heran, auch in Riga, nicht aber in Sowjet-Litauen, zu dem das Memelland heute gehört.

Eine Teilantwort über das Aussehen der Kurischen Nehrung gibt ein Bildband, der 1970 im Wilnaer Mintis-Verlag erschienen ist und 57 Farbaufnahmen unterschiedlicher Qualität enthält. Die Bilder stammen von Kazenas, der Text von Prof. Dr. Gudelis.

**Süderspitze** fehlt im Bildteil, doch wird im Text erwähnt, daß sich im Nehrungsort gegenwärtig ein Versuchslabor für den elektrischen Fischfang befindet. Einen Eindruck von **Sandkrug** erhält man ebenfalls nicht. Man sieht auf einem Bild etwa 30 Badende in der mäßigen Brandung des Seestrandes, vom Strand jedoch keinen einzigen Quadratmeter. Das andere Bild zeigt einen Blick von Sandkrug über das Seetief nach Memel, wobei von Sandkrug nur einige algenbedeckte Steine am Hafufer zu erblicken sind.

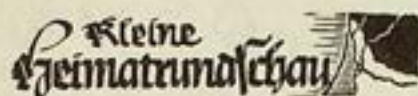
**Schwarzort** ist etwas besser vertreten, wenn auch hier ein Ortsbild fehlt. Zunächst wird als ganzseitiges Bild eine Gedenkstätte zwischen Sandkrug und Schwarzort gezeigt, die den bei der „Befreiung“ der Nehrung gefallenen Rotarmisten gewidmet ist. Sie besteht aus einer langen Betonmauer mit Namenstafeln und einem weit über mannshohen Findlingsblock, aus dem ein Gesicht herausgemeißelt worden ist. Von Schwarzort selbst erscheint zunächst der Bernsteinhafen, in dem einige Boote zu liegen scheinen. Dann sieht man ein zweistöckiges Holzhaus, in dem Ferienwohnungen vermietet werden. Ein Ausschnitt mit einem Teil des Mauerwerkes der Schwarzorter Kirche wird unter der Überschrift „gotische Architektur“ wiedergegeben. Ein schmucker zweistöckiger Neubau wird als Schwarzorter Forsthaus vorgestellt. Eine Frau mit einer Stange Rauchaale lacht uns an. Darunter sieht man, daß u. a. die alten Wenter am Halstrand trocken sind. Schließlich werfen wir noch einen Blick auf die Poststraße bei Schwarzort. Sie ist dürrig asphaltiert, also mit unbefestigtem Bankett. Das hier sehr nahe Hafufer ist mit Betonröhren befestigt worden, damit die Straße bei Hochwasser und Eisgang nicht gefährdet wird.

Zwei Bilder gelten der **Perwelker** Hafleuchte; einmal sieht man sie von der Nehrung aus zusammen mit einem Tragflügelboot, dann wird ein Blick vom Leuchtturm auf die künstliche Insel gebracht, auf deren Steinen ein Angler steht. Zwei weitere Bilder zeigen die Palwe bei Perwelk mit jungem Birkenbestand und das abgespülte Hafufer mit umgestürzten Bäumen.

Weder von Perwelk noch von **Preil** wird ein Ortsbild abgedruckt. Dafür gibt es Bilder von den Legföhren auf den befestigten Wanderdünen, vom Hafufer mit den Hakenbildungen, vom Wetzkrugberg und vom Beginn des Niddener Waldes.

**Nidden** ist der einzige Nehrungsort, von dem man sich einen gewissen Eindruck verschaffen kann. Ein Blick vom Leuchtturm in Richtung Kirche zeigt immerhin ein halbes Dutzend Gehöfte. Auf dem Friedhof wird der Grabstein von Kuwert aus so weiter Entfernung fotografiert, daß man die Schrift nicht entziffern kann. Natürlich fehlt das

Thomas-Mann-Haus mit der zugehörigen Touristengruppe nicht. Vor einem neuen Sommerhaus schaut eine bronzene „Undine“ in ein Wasserbecken ohne Wasser. Der Niddener Hafen macht mit einem Dutzend Segelbooten einen freundlichen Eindruck. Zu einem Bild der Niddener Kirche wird mitgeteilt, daß es sich um das Nehrungsmuseum handele. Daneben werden ein Kurenwimpel und ein — schlecht gebasteltes — Kurenkahnmodell aus dem Museum gezeigt. Schließ-



### Arno Jahn †

Durch einen Zufall erfuhren wir vom Hinscheiden eines Mannes, der den Memelländern aus Vor- und Nachkriegszeit in guter Erinnerung ist.

Konsul **Arno Jahn** verstarb in völliger Zurückgezogenheit als letzter seiner Familie am 3. März 1971 in Bad Oldesloe.

Aus der Zeit in Memel kennen wir ihn als eine Persönlichkeit, die die Aufgaben als Wahlkonsul erfüllte und als zeitweiliger Präsident der Handelskammer im öffentlichen Leben stand. Die Mühlenwerke in der Steintonstraße trugen seinen Namen, und daneben bewirtschaftete er das Gut Rumpshöfen.

Nach Flucht und Vertreibung stellte Arno Jahn sich der Sammlungsbewegung der Memelländer und Ostpreußen zur Verfügung. Er war Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft der Memelländerkreise sowie der Landsmannschaft Ostpreußen. Als Kreisvertreter Memel-Stadt und Bundesschatzmeister setzte er sich mit seinem Wissen und Können für die Belange seiner Landsleute und seiner ostpreußischen Heimat ein.

Sein Tod überraschte umso mehr, als er noch das Memeltreffen 1970 in Hamburg besuchte und regen Anteil am Geschehen nahm.

Wir werden uns seiner stets in Dankbarkeit erinnern. **Herbert Preuß**

### Gustav Zander †

Am 7. Mai starb in Mölln der langjährige Vorsitzende des Rudervereins Heydekrug **Gustav Zander** kurz vor seinem 87. Geburtstag. Zander wurde am 25. Mai 1884 in Nidden geboren. Nach der kaufmännischen Lehre, Militärzeit und Eheschließung übernahm er das Hotel „Kurischer Elch“ in Nidden. 1920 siedelte er nach Heydekrug um und eröffnete eine Fischgroßhandlung und Fischräucherei. Seit 1935 war Zander Vorsitzender des Rudervereins und führte die Geschenke in schwerster Zeit, als der litauische Kriegskommandant bestrebt war, die Arbeit in den deutschen Vereinen nach Möglichkeit zu unterbinden. Nur der Geschicklichkeit Zanders war es zu verdanken, daß der Sportbetrieb aufrecht erhalten werden konnte. Aber auch nach dem Kriege und der Vertreibung setzte er sich für den Zusammenhalt der Mitglieder und Freunde des Rudersportes ein. So fanden auf seine Anregung mehrere Treffen der ehemaligen Mitglieder und Freunde des Vereins in Lüneburg statt. Leider war es ihm nicht vergönnt, am vierten Treffen in Lüneburg dabei zu sein. Bis zu seiner letzten Stunde interessierte er sich für die Vorbereitungen

zum Treffen. Die Trauerfeier und die anschließende Beisetzung fanden am 12. Mai in Mölln statt. Die anwesenden Mitglieder des Rudervereins Heydekrug legten in Dankbarkeit einen Kranz an seiner letzten Ruhestätte nieder.

zum Treffen. Die Trauerfeier und die anschließende Beisetzung fanden am 12. Mai in Mölln statt. Die anwesenden Mitglieder des Rudervereins Heydekrug legten in Dankbarkeit einen Kranz an seiner letzten Ruhestätte nieder.

Zu erwähnen wäre, daß sich neben schönen Bildern der Wanderdünen auch eine winterliche Elchaufnahme findet.

zum Treffen. Die Trauerfeier und die anschließende Beisetzung fanden am 12. Mai in Mölln statt. Die anwesenden Mitglieder des Rudervereins Heydekrug legten in Dankbarkeit einen Kranz an seiner letzten Ruhestätte nieder.

### Janis Paupers †

Aus den Vereinigten Staaten erreicht uns die Nachricht, daß am 22. Mai in Chicago der evangelisch-lutherische Pfarrer **Janis Paupers** plötzlich und unerwartet im Alter von 66 Jahren verstorben ist. Paupers war ein Sohn des Memellandes, in Groß-Jag-schen, Kr. Memel, als Kind von Kleinbauern geboren. Als das Memelland von den Litauern besetzt wurde, schlug sich Paupers auf die Seite der Litauer, zu denen er sich volkstumsmäßig hingezogen fühlte. Der berühmte Dr. Gaigalat, einer der fanatischen Kämpfer für ein litauisches Memelland, förderte ihn. Schon als Student trat er in die Tauteninkai-Partei Smetonas ein. 1929 wurde er in Georgenburg (Jurburg) zum Pfarrer ordiniert. Mit einem Stipendium durfte er drei Semester Theologie in Basel studieren, die er mit dem Lizentiat abschloß. 1933 habilitierte er sich an der Universität in Kowno. Er wurde in ganz Litauen als Rundfunkprediger und Referent für Kirchenfragen im litauischen Staatsrat bekannt. Während des Krieges wirkte er als Religionslehrer an der deutschen Volksschule in Kowno. Nach dem Krieg war Paupers Pfarrer in deutschen Gemeinden des Spreewaldes und der Niederlausitz, bis er nach München gelangte und von dort 1948 mit seiner Familie nach den USA auswanderte. Einige Monate arbeitete er in einer Fabrik, bis er 1949 zum Pastor der Zionkirche berufen wurde, die sich damals fast ausschließlich aus litauischen Einwanderern zusammensetzte. Ab 1953 schlossen sich auch deutsche Einwanderer, unter ihnen auch verschiedene Memelländer, der Zionsgemeinde an. Heute gibt es nicht nur einen deutschen Frauenverein, sondern auch einen deutschen Kirchenchor und eine deutsche Sonntagschule.

Wenngleich Pastor Paupers zu jener kleinen Minderheit des Memellandes gehörte, die sich zu Litauen bekannte, können wir ihm bescheinigen, daß er sich als Grenzlandbewohner gegenüber Menschen litauischer und deutscher Herkunft loyal verhielt. Etwa 800 Landsleuten, darunter auch Memelländern, konnte er zur Einwanderung in die USA verhelfen. Er erwarb sich durch seine große Hilfsbereitschaft, insbesondere bei der Beschaffung von Arbeitsplätzen und Besorgung von Behördenangelegenheiten, eine große Beliebtheit. Wenn sich jemand an ihn ratsuchend wandte, fragte er weder nach Religion noch nach Herkunft. Er baute auf diese Weise eine starke Heimatkirche auf, die Litauern wie Deutschen zu einer wirklichen Hilfe wurde. Das sei ihm unvergessen!

## AUCH ICH SCHREIBE MAL DEM „DAMPFBOOT“...

Haben Sie, liebe Leserin und lieber Leser, sich das nicht auch schon mal vorgenommen? Da werden im Familienkreis alte Erinnerungen hervorgekramt, und plötzlich sagt jemand: „Das müßte man dem Dampfboot schreiben!“ Oder bei einem Treffen im Bekanntenkreis werden Bilder aus der Heimat vorgeholt und bewundert, und wieder kommt die Bemerkung: „Das müßte man im Dampfboot abdrucken!“ Aber im nächsten Augenblick hat man seinen guten Vorsatz schon wieder vergessen. Warum eigentlich? Nur was im „Dampfboot“ in Wort und Bild festgehalten wird, geht als unser Erbe in die Zukunft ein. Die Anekdote im Familienkreis wird vergessen. Die schönen Bilder wandern eines Tages in die Mülltonne, weil niemand mehr zu ihnen eine Beziehung hat.

Wir freuen uns, daß es trotzdem immer wieder Leser gibt, die den guten Vorsatz in die Wirklichkeit umsetzen und dazu beitragen, unsere Heimatzeitung schöner und reichhaltiger zu machen. Der Ärger ist oftmals ein stärkerer Anstoß, an eine Zeitung zu schreiben, als etwa die Freude oder die Dankbarkeit. Daher haben wir uns über einen Brief von Frau Magdalene Kernhoff aus 22 Elmshorn, Mommsenstraße 24, so gefreut. Sie schreibt uns u. a.:

„Eigentlich wollte ich Ihnen schon im März auf den Artikel von Heinrich A. Kurschat „Zum 23. März 1971“ schreiben, ihm und den anderen Mitarbeitern unseres lieben Heimatblattes Dank zu sagen dafür, daß Sie nicht müde werden und sich auch nicht beirren lassen von manchen, die immer und überall etwas auszusetzen finden. Es ist tröstlich zu wissen, daß es Männer gibt, die sich die Mühe machen, die anderen aufzumuntern und aufzufordern, die alte, liebe Heimat nicht zu vergessen. Ja, sollen wir heute wirklich schlechtere Memelländer sein als vor 40 Jahren? Denken wir doch an Polen! Dieses Volk hat über Jahrhunderte auch in aussichtsloser Lage sein Land nicht verloren gegeben. Und wir? Schon nach 25 Jahren soll unser deutscher Osten aufgegeben werden!“

Ist es nicht eine Schande, daß der Memelland-Kalender mangels Interesse eingestellt werden mußte! Ich habe diese Tatsache genau wie Klaus Reuter sehr bedauert. Ich würde wie er für die Heimatzeitung und für den Kalender gern mehr bezahlen, wenn sie damit erhalten blieben. Es ist bestimmt nicht des Geldes wegen, wenn viele ihre Bestellung vergessen. Es ist die Interesslosigkeit, die im Gefolge des Wohlstands auftritt. Ich glaube bestimmt, daß die treuen Leser zur Gruppe der Minderbemittelten gehören. Das sind diejenigen, die wirkliche Heimatliebe und Treue zeigen. Dieses wollte ich Ihnen als Dank sagen für Ihre viele Mühe und auch für die Sorgen, die Sie für die Sache der Heimat auf sich nehmen müssen.“

Wir erwarten nun keineswegs lauter Dankschreiben von unseren Lesern. Ein Brief wie dieser gibt uns wieder für eine lange Wegstrecke neue Kraft und Zuversicht. Aber wir erwarten, daß Sie Ihre Vorsätze heute

noch verwirklichen: Schreiben Sie uns, was Sie uns schon immer mal schreiben wollten, sofort! Schicken Sie uns Ihre Bilder noch heute zu treuen Händen. Sie erhalten sie

nach Auswertung zurück! Und die wertvollste Hilfe, die Sie uns für den Erhalt der Heimatzeitung geben können: Sichern Sie Ihren Postbezug ohne Unterbrechung! Werben Sie uns unter Landsleuten neue Leser! Übernehmen Sie, wenn Sie es sich leisten können, die Patenschaft für einen armen, alten Landsmann! Wir danken Ihnen dafür im voraus!

## Auf der Suche nach der Vergangenheit

In der sowjetisch besetzten Heimat scheint sich nach und nach ein Wandel gegenüber der deutschen Vergangenheit durchzusetzen. Bekannt ist ja, daß in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Kriege alle deutschen Spuren möglichst radikal ausgelöscht wurden, ob es sich um Firmenaufschriften oder — Grabsteine handelte. Diese Vernichtungswut gegen jede deutsche Spur führte zu seltsamen Auswüchsen. In der Marktstraße gab es die Memeler Bank, die in ihren Fenstergittern die Initialen „MB“ zeigte. Hier wurde

her die antideutschen Vandalen nicht verzerrt hatten. Wir berichteten bereits, daß die sowjetlitauische Presse ihren Lesern den Grabstein des Düneninspektors Franz Epha in Rossitten in Wort und Bild vorgestellt hatte. Jetzt lesen wir in einer sowjetlitauischen Tageszeitung, daß auch der Grabstein Johannes Thienemanns, des Vaters der Rossittener Vogelwarte, erhalten blieb. Das beigefügte Foto läßt annehmen, der Grabstein sei erst jetzt wieder provisorisch aufgerichtet worden. Er ruht nämlich auf zwei untergesetzten Steinen. Die Inschrift ist recht undeutlich, doch erkennt man die folgenden Angaben: „Johannes Thienemann, Begründer der Vogelwarte Rossitten, \* 12. 11. 18... † 12... 1938. Großer Gott, wir loben Dich.“ Die Daten sind also nicht sicher lesbar.

Die litauische Zeitung berichtet, Thienemann sei 1896 als Pfarrer nach Rossitten gekommen, habe aber bald sein ganzes Leben der Nehrungs natur gewidmet. Er sei der erste gewesen, der die Nehrung als Hauptzugstraße der Vögel erkannt habe. Wissenschaftler hätten ihn besucht und seine Beobachtungen bestätigt, worauf 1901 eine Vogelberingungstation eingerichtet und Thienemann zu ihrem Leiter gemacht worden sei. Fast 40 Jahre habe er sich dieser Aufgabe gewidmet.

Der litauische Verfasser entwirft dann ein Bild des Vogelprofessors, das diesen als sympathischen Eigenbrötler zeigt. Er habe sich von den Menschen zurückgezogen, habe einige Kilometer südlich Rossittens in einer kleinen Hütte gehaust, dort die Vögel beringt, Tagebuch geschrieben und sich auf die Gesellschaft seines Hundes und eines Jagdfalken beschränkt, mit dem er auch zur Jagd gegangen sei. Im Vorwort eines seiner Bücher habe er mit Stolz betont, er verwende keine Literatur, er schreibe nur nach seinen Tagebüchern und seiner Erinnerung. Seine Bücher sollten das zeigen, was er in mehr als dreißig Jahren auf der Nehrung gesehen und erlebt habe.

Die litauische Zeitung bedauert anschließend, daß dieses Werk Thienemanns bisher nicht ins Litauische übersetzt worden sei. So könne man seine Erkenntnisse nicht nutzen.

Abschließend wird betont, die Vogelwarte bestehe auch heute noch. Jährlich im Frühjahr und Herbst arbeiteten hier — im heutigen Ribatschy — sechzehn Wissenschaftler bei der Vogelberingung, um dem Rätsel des Vogelzuges auf die Spur zu kommen. Die Gräber von Franz Epha und Johannes Thienemann seien der Ehre wert, denn ihre Arbeit lebe noch heute fort und führe, mit den heutigen Bemühungen, in die Zukunft der Nehrung.



J. Thienemann.

das „M“ herausgesägt, während man das „B“ stehen ließ.

Dann erschien 1969 ein kleiner Bildband „Memeler Tage“ in Wilna, der von Memel gerade das zeigte, was man bisher am liebsten ganz ausgerottet hätte: das deutsche Gesicht. Die Dächer der Memeler Altstadt, Putten und Fassaden aus der Alexanderstraße, die Neugotik des Postamtes, der Giebel der neuen Sparkasse, der Turm der Feuerwehr, die Ecke mit den Kammer-Lichtspielen — das waren die Motive, und das Memeler Wappen in einer Darstellung aus deutscher Zeit zierte den Einband.

Die nächsten Entdeckungen für vergangenheits hungrige Sowjetbürger gab es auf Friedhöfen, die so entlegen waren, daß sich hier-



# Ein Länderspiel im Fernsehen

Als noch nicht fast jeder einen Fernsehapparat besaß, war Fernsehen eine schöne Sache. Vor allem bei Fußball-Länderspielen. Und man hatte viel mehr Freunde als heutzutage...

Gerade als der Schiedsrichter das Spiel anpiff, kamen Adalbert und Wilfried heringestürzt. „Schon angefangen?“, riefen sie. „Wie steht's?“

Harry, Gustav, Jürgen, Walter und Egon sagten wie aus einem Munde: „Noch null zu null!“

„Setzt euch da in die Ecke auf die beiden Bücherstapel“, sagte ich. „Stühle sind keine mehr da.“

„Geht mal aus der Blickrichtung“, meinte Jürgen. „Man verpaßt ja die besten Spiel-szenen. Niemals“, schrie er plötzlich, „niemals war das Abseits! Der Schiedsrichter ist ne' Flasche!“

## Kein Fußballspiel ohne Bier

„Wie sieht's mit Bier aus?“ fragte Harry.

„Ich hole gleich welches herauf“, sagte ich und verteilte ein halbes Dutzend Aschenbecher im Zimmer. Dann ging ich in den Keller. Sechs Bierflaschen stopfte ich in meine Rock- und Hosentaschen, die anderen trug ich unter den Armen und in den Händen. Als ich ins Zimmer zurückkam, brandete mir stürmischer Beifall entgegen. Alle schrien durcheinander: „Ein klassisches Tor! Einfach großartig! Spitzer Winkel! Eins zu null!“

„Für wen?“ erkundigte ich mich.

„Wieso? Für uns natürlich? Paßt du denn überhaupt nicht auf?“

Ich stellte jedem meiner Freunde eine Flasche Bier hin.

„Wie sollen wir das Zeug denn trinken?“ fragte Walter.

„Ruhe!“ brüllte Adalbert. „Müßt ihr euch denn dauernd unterhalten?“

Als ich den Flaschenöffner endlich in der Jackentasche meines Pyjamas gefunden hatte, als sämtliche Flaschen geöffnet waren und ich „Prost, Freunde! Auf den Sieg unserer Nationalelf!“ gesagt hatte, fiel das zweite Tor. Aber nicht für uns.

„Abseits!“ rief Wilfried. „Der Schiedsrichter hat Tomaten auf den Augen!“

Doch es war kein Abseits. Es stand eins zu eins. In der elften Spielminute.

Aber es war noch alles drin; kein Grund zur Besorgnis.

Nun legten sich unsere Spieler aber auch

Fußboden, als das Telefon erneut klingelte. Es wird wieder der Zigarettenhändler sein, dachte ich und blieb sitzen.

„Ihr Telefon hat geklingelt“, sagte mein Nachbar, der Zahnarzt.

Ich stand auf und nahm den Hörer ab. „Tante Agathe, du?“ schrie ich.

„Von wo rufst du denn an? Von Regensburg etwa? Wie? Du bist hier? Eben angekommen? Im Wartesaal?“ Das hatte mir gerade noch gefehlt.

„Wie? Jetzt? Du, Tante Agathe, weißt du, das geht schlecht! In zwei Stunden ungefähr hole ich dich ab, ja? — Nein, ich habe nämlich gerade den Buchprüfer hier. — Wie? Mehrere Stimmen? Ja, es sind zwei Buchprüfer, weißt du... Nicht böse sein, Tantchen, vielleicht schaffe ich's schon in anderthalb Stunden... Ja, natürlich geht's mir gut.“

Wieder auf dem Fußboden hockend, konnte ich mich kaum mehr auf das Spiel konzentrieren. Letzten Endes ist Tante Agathe meine einzige Erbtante, die ich habe.

„Hast du noch Bier im Keller?“ erkundigte sich Jürgen.

Wenn man schon Gäste hat, soll man sie auch wie Gäste behandeln.

Als ich schwer beladen wieder nach oben kam, stand es zwei zu zwei. Für beide!

Dem Vernehmen nach soll es ein Klasse-tor gewesen sein. Auf dieses schöne Ausgleichstor stießen wir alle mit den Flaschen an. Eine bemerkenswerte Geste. Wir sind eine sportliche Nation.

## Gerhard Kamin

# Am Zehlaubruch in Ostpreußen



Danach setzte ich mich wieder zwischen Egon und Jürgen auf den Fußboden. Nun konnte ich mich mal richtig dem Spiel widmen. Da kam der Halbzeitpiff.

Die Pause, die das Fernsehen mit flotter Musik untermalte, verlief für mich ohne irgendwelche störenden Zwischenfälle.

Die zweite Halbzeit begann mit einer gekonnten Attacke unserer wackeren Elf. Aber die gegnerische Verteidigung war auf dem Posten. Dann war plötzlich das Bild weg. „Die Sendung ist leider gestört!“ stand da zu lesen. „Wir bitten um etwas Geduld!“

Nun fingen wir alle ganz mächtig an, auf das Fernsehen zu schimpfen, drehten am Apparat herum, und dann sagte mein Nachbar, der Zahnarzt, im Hinausgehen, diese Störung könne er sich auch zu Hause ansehen.

Als die Sendung nach etwa dreißig Minuten immer noch gestört war, meinten meine Freunde, es sei doch an sich ein günstiger Augenblick für mich, jetzt schnell noch ein paar Flaschen Bier heraufzuholen. Damit ich nachher nicht zuviel vom Spiel versäume.

Ich ging also in den Keller und stopfte meine Taschen voll Bierflaschen. Wieder oben angelangt, war der Teufel los. Das Bild war wieder da, und es stand drei zu zwei. Für uns!

Eine Klasse-tor!

Als ich die Flaschen geöffnet hatte, piff der Schiedsrichter das Spiel ab, und wir tranken auf den Sieg unserer Nationalelf.

Strahlend zogen meine Freunde vordan-nen, kehrten heim in ihre schönen gepflegten Wohnungen. Ich indessen räumte in al-



## Lebensregel

VON EVA SCHWIMMER

*Vor sich selber sollte  
ein jeder auf der Hut sein. —  
Wer sich und die eigenen Schwächen  
nicht erkennt, ist ein Narr.  
Wer die Fehler der anderen nur sieht  
und verrät, ist ein Lump.  
Schweigen ist Größe und Macht.*

ler Eile mein Zimmer auf und fuhr dann auf dem schnellsten Wege zum Bahnhof, um Erbtantchen Agathe abzuholen. Sie saß noch immer im Wartesaal. Bei der sechsten Tasse Kaffee. Ein wenig vorwurfsvoll klang ihre Stimme, als sie sagte: „Schade, Jungchen, daß du gerade die Buchprüfer zu Besuch hattest. Ich habe nämlich extra einen Zug eher genommen, um mir bei dir das Länderspiel anzusehen!“

Wir kamen auf einem festgetretenen Pfad genau auf den Hochsitz zu, der den Blick auf den vorderen Teil des Moores gewährte. Bevor wir ihn bestiegen, versuchten wir es mit einem vorsichtigen Waten durch die Moorgräser, sanken aber bei den ersten Schritten so tief ein, daß wir schleunigst umkehren mußten. Auch an ein paar anderen Stellen blieb der Versuch aussichtslos. So taten wir das, wozu uns der Förster in Kühn-bruch geraten hatte: auf den gut ausgebau-

Schluß

Bernstein, Nehrung, See und Düne waren schon da, als die stillen Predigermönche im Gefolge der streitbaren Ritter des Deutschen Ordens ins Land kamen und die christliche Botschaft verkündeten. Was für die Ritter der Schlachtgesang war: „Christ ist erstanden“, jenes Lied, mit dem sie gegen die Preußen und Litauer zu Felde zogen, — das war bei den waffenlosen Mönchen die Botschaft von der Liebe Gottes und vom Sieg des Kreuzes über alle Mächte des Bösen. „Des woll'n wir froh sein: Christ will unser Trost sein. Seit daß er erstanden ist, so lob'n wir den Vater Jesu Christ“ und zu ihm betete man: „Dein Wille geschehe!“ Aber die Grenze zwischen der guten Macht Gottes und den bösen Mächten war nicht immer so klar zu erkennen. Das Meer gab und nahm, die Düne schützte und begrub, der Sturm zerriß die Netze, zerschlug die Boote und warf den Bernstein an den Strand. Meer, Düne und Sturm waren mächtiger als die Menschen. Waren sie auch mächtiger als Gott? Wenn aber Gott der Allermächtigste war, dann war er so unerklärlich wie die Laime — wie der Schwarze Tod in der Auswahl seiner Opfer. Der Schwarze Tod! — Fast alle hatten sie den Schwarzen gesehen, mit eigenen Augen gesehen! Auf wessen Seite stand er nun? Der Pfarrer hatte leicht reden, so dachten die Alten: Der hatte ihn ja nicht leibhaftig gesehen! Der konnte also gut und gern alle Berichte der Alten wie der Jungen als Einbildungen abtun!

Beide Seiten sprachen darüber nicht miteinander. Denn keiner wollte sich eine Blöße geben.

Hätten die Karweiter nur gewußt, wie es im Herzen ihres Pfarrers aussah! Hin- und hergerissen zwischen Zweifel und Hoffnung, zwischen den dunklen Mächten der Vorzeit, die ihm auf Schritt und Tritt in den Häusern seiner Gemeinde begegneten, der Übermacht auch der Natur um ihn herum — und dem gepredigten und gelebten Glauben: so sah er sich mit Kirche und Pfarrhaus am Fuße der drohenden, immer näherrückenden Düne. Aber über der gelbleuchtenden Hohen Düne weitete sich in unendlicher Bläue der Himmel! Und „Unser Vater im Himmel — dein Wille geschehe!“ durfte und konnte er immer noch beten.

So trat er mit seinem Trank an das Bett seiner Tochter. Mit einem müden Lächeln sah sie ihm entgegen, nahm ein paar Schluck und fiel matt in die Kissen zurück. Fiebernaß war ihre Stirn, und überschnell schlug der Puls. Ein heftiger Hustenanfall riß sie hoch und ließ sie dann in ohnmächtigen Schlaf zurückfallen.

Kurz aufwachend fragte sie nach Jurgis. Und der Vater sagte ihr: „Jurgis ist mit Jonas zusammen!“ Sie lächelte matt: „Wir wollten ja zusammen die erste Fahrt im neuen Boot machen.“ Und fiel in den vorigen Schlaf zurück.

Naudiet und Swigull brachten einen guten Fang heim: frischen Fisch für alle Häu-

ser. Am Haff lagen die Keitelkähne auf dem Strand. Wer sollte sie ins Haff ziehen, wer sollte sie übernehmen, wo manche Mannschaft im Sand neben der Kirche lag! Für die neunzehn Häuser standen acht Boote bereit; doch nur für drei Kähne waren noch Männer vorhanden. Und bis die wenigen Jüngeren mitkommen konnten, mochten Jahre vergehen. Jahre, in denen die Kähne verkamen.

An der Vordüne lag des Jurgis neuer Kahn, der Kahn Byruta. Und Jurgis und Byruta lagen im Pfarrhaus im Kampf mit dem Tod. Durch beider Fieberträume zogen die Bilder einer ersten gemeinsamen Fahrt auf die See hinaus.

Jurgis wachte kurz aus seinem Fieberschlaf auf. Er sah Jonas an seinem Lager und fragte ihn nach Byruta. Er wollte sie sehen, „um Abschied zu nehmen“, wie er leise hinzufügte. Er wußte also, wie es um



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

ihn stand. Und Jonas mochte den Freund nicht belügen: „Byruta kann nicht, Jurgis. Sie liegt drüben und hat hohes Fieber; sehr hohes Fieber!“ — Jurgis sah ihn an: „Unsere erste Fahrt im neuen Boot...“ — Mit einem gelösten Lächeln sank er in den letzten Schlaf, und Jonas schloß ihm die Augen und deckte ihn zu.

Er ging rüber zum alten Rhesa, der grau und still an Byrutas Bett saß. Er sah ihn fragend an, und Jonas nickte langsam und traurig. Mit einer behutsamen, zugleich tröstenden wie segnenden Handbewegung fuhr Rhesa über die fieberheiße Stirn der Tochter. Sie öffnete kurz die Augen: „Vater?...“ Er nickte ihr zu. „Jurgis?...“ Er sah sie an, ohne ein Wort zu sagen. Sie griff nach der Hand des Vaters und hielt sie ganz fest, schloß schmerzlich die Augen und fiel in den Schlaf zurück, einen Schlaf, aus dem sie nicht mehr aufwachte.

Schnell sprach es sich im Dorf herum: Byruta und Jurgis sind heute früh gestorben!

Da lag noch der Kahn Byruta, drüben hinter der Palwe, am Überweg der Vordüne. Und Jurgis und Byruta wollten die erste Fahrt mit ihm machen! Auf die See hinaus. Dieser Gedanke hatte beide bis in ihre letzten Stunden hinein beschäftigt.

Und urplötzlich war es klar: So mußte es auch sein! Wer zuerst darauf kam, das

wußte nachher niemand. Den Alten und dem Vater Rhesa zunächst fremd, fanden sich alle in den Vorbereitungen zusammen.

Während die alten Frauen den Totenwachabend für die beiden in der Kirche rüsteten und die Schulkinder die offenen Särge mit Blumen aus den Gärten und von der Palwe schmückten und füllten, gingen die Männer mit Jonas zum Kahn an die See und zogen ihn die letzten Schritte hinab zum Strand. Da lag noch in der Parade der Sack mit Bernstein! Zwischen Ruderbank und Mastbank legten sie die Riemen, darauf Kiefernreisig und Kaddiggrün mit dem Bernstein.

Über diesem Rüsten versank die Sonne blutgolden im Meer, und die Karweiter rief die Glocke zum Totenwachabend in die Kirche.

Byruta lag in ihrem Brautstaat, den sie sich noch selber angefertigt hatte. Auf dem

die Kranken in den Häusern: Liebe im Kampf gegen den Tod. — Dann aber kam er auf die Liebe zu sprechen, die stärker ist als der Tod: Die Liebe Gottes, die ihre große Macht gerade im Sterben Jesu Christi zeigte; jene Liebe, an die die Kreuze auf den Gräbern erinnern. Er ließ die Gemeinde singen: „Christ ist erstanden... des soll'n wir alle froh sein: Christ will unser Trost sein!“

Und so getröstet gingen die übriggebliebenen Karweiter still durch die laue Nacht in die Häuser zurück. Getröstet und befreit zugleich.

Mit Sonnenaufgang rief die Glocke sie wieder zur Kirche.

Über dem Haff stand die warme Mai-sonne. Ein frischer Südwest trieb weiße Haufenwolken über den blauen Himmel. Mit Vaterunser und Segen trugen sie Jurgis und Byruta aus der Kirche, durch den Hohlweg der Hohen Düne, über die Poststraße und Palwe hinweg zum Kahn BYRUTA am Strand. Und voran trugen sie die schmalen, hohen Kreuze mit den Namen der beiden darauf: „Byruta Rhesayte“ und „Jurgis Beitis“; jene Kreuze, die sonst die Kuren am Kopfende ins frische Grab pflanzen, bevor es zugeschaufelt wird: ein Zeichen jener göttlichen Liebe, die stärker ist als der Tod...

Wie sie es gewohnt waren, sangen sie auf dem Wege, sangen sie „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“, sangen es mit jenen Schleifen und Wiederholungen, wie es nur die Leute auf der Nehrung zu singen vermögen...

Am Strande betteten sie die beiden Särge auf die Kaddigzweige, stellten die Kreuze ins Reisig vor den Mast.

Jonas zog das Vorsegel auf, dann das große Segel am Mast hoch und band das Steuerruder fest. Sie zündeten das Kiefernreisig an und schoben den Kahn durch die leichte Brandung. Eine frische Brise vom Land her füllte die Segel, trieb die „Byruta“ auf die See hinaus und fachte zugleich das Feuer an, das an Teer und Harz und Bernstein reichliche Nahrung fand.

Die „Byruta“ nahm schnell gute Fahrt auf, rotleuchtend unter dem diesigblauen Himmel, unter den von der Morgensonne rosagetönten Wolken des nordöstlichen Horizonts. Ihr Spiegelbild brach sich in den leicht gekräuselten Wellen der See.

Die Fahrt ging in jene Ferne, wo Himmel und Erde, Wolken und Meer, Rauch und Nebel sich miteinander vermählten und die Byruta den Blicken entzogen.

Auf der Vordüne standen die Karweiter stumm um ihren Pfarrer, sahen dem Kahne nach, sangen jener Liebe nach, die stärker war als der Tod...

Sie gingen still miteinander über die Düne, der Morgensonne entgegen, in ihr Dorf unter der Hohen Düne zurück.

Die Macht des Schwarzen Todes schien gebrochen: Denn Byruta und Jurgis waren die letzten Namen, die Rhesa in diesem Jahr in sein Sterberegister eintragen mußte.

# Ein Mann kehrt heim

Hinter der Dorfschmiede standen drei Birken. Dann machte der Weg einen kleinen Knick, lief über eine schmale Brücke und zwischen den Weidekoppeln hindurch zum Lüdershof.

Hinrich verhielt auf dem Steg und lehnte sich gegen das Geländer.

„Ihr seid ein ordentliches Stück gewachsen seit damals“, sagte er zu den Birken hinauf und beugte dabei den Kopf zurück, um ihre Gipfel zu erspähen. Im Moorgraben blubberte fauliges Wasser. Es roch nach frisch gepflügter Erde und gärendem Silofutter. „Wie junge Bräutlein habt ihr euch geschmückt“, spann Hinrich seine Gedanken fort und streichelte mit den Augen das zarte Laubkleid der Birken. Dann wandte er sich mit plötzlicher Entschiedenheit um und sah hinüber zu seinem Hof.

Gleich einer trutzigen Burg lag er inmitten der Wiesen. Die Backsteinmauern leuchteten in der Sonne wie frisch geriebener Zinnober, knarrend drehte sich die Wetterfahne auf dem Türmchen über dem behäbigen Wohnhaus. Die Luken der Scheunen und Remisen waren geschlossen. Abweisend gleichsam, als wollten sie zudringliche Fremde von dem Gehöft fernhalten.

„Die Dächer sind in guter Ordnung“, stellte Hinrich bei sich fest, „und in die Jungviehkoppel wurden Obstbäume gepflanzt. Wie alt sie sein mögen? Zehn, fünfzehn Jahre?“ Langsam setzte der Mann mit dem ledernen Gesicht und den strohgelben Haaren seinen Weg fort. „Vielleicht wäre



Ein Weg, wie ihn Hinrich Lüdersen gegangen sein könnte: Die Elbinger Höhen bei Lenzen

Foto Mauritius

es doch besser gewesen, Griet aus dem Lager zu telegrafieren“, sinnierte er. „Muß sie mich nicht längst für tot halten? 15 Jahre und kein Lebenszeichen. Ob sie mich wiedererkennen wird, nach sieben Jahren Bergwerk im Ural und acht Jahren Kulturarbeit in der Taiga?“

Aus seiner Erinnerung stieg jener Tag in jenem letzten Urlaub herauf, da der Pastor sie zusammengetan hatte. Neunzehn war Griet damals gewesen und hell und schön wie dieser Tag.

„Es ist viel Zeit vergangen inzwischen“, murmelte er bedrückt und sein Schritt wurde zagend. Die Angst der Ungewißheit packte ihn wieder.

Was hatte Sergej Iwanowitsch Bulgakow, der mongolengesichtige Stationsleiter in dem Taigalager beim Abschied zu ihm gesagt: „Weibertreue? Soviel ist sie wert“, und hatte an die Wand gespuckt, daß es klatschte. Wenn Griet ihn für tot geglaubt und einem anderen...? Er wagte nicht weiterzudenken. Durch mehr als 5000 Tage

hatte ihn die Aussicht, diesen Weg, den er jetzt unter seinen Füßen spürte, wieder gehen zu dürfen, Krankheit, Hunger und Todesdrohung überstehen lassen. Er erschauerte bei der Vorstellung, daß die Wirklichkeit, die ihn erwartete, anders sein könnte, als die Hoffnung, die er eineinhalb Jahrzehnte in seinem Herzen getragen hatte. Das Gattertor schwang lautlos in den Angeln, als Hinrich es aufstieß. Sauber gefegt lag das geräumige Geviert des Hofes vor ihm. Neben der Stalltür lehnte eine Heugabel. Er wog den glatten Stiel in seinen Händen. „Als ob ich sie gestern hier stehengelassen hätte“, dachte er.

Aus seiner Hütte sprang ein schwarz und weiß gefleckter Hund und bellte wütend zu dem Fremden hinüber. Dann stand plötzlich Griet auf der Treppe zum Wohnhaus. Sie trug eine weiße Schürze über dem schlichten Kleid und hatte die Ärmel hochgestülpt. Hinrich verhielt wie gebannt den Schritt.

„Mein Gott, wie ist sie schön“, durchschüttelte es ihn. Er sah die blonde Haarkrone über dem schmalen Gesicht, die Grübchen zu beiden Seiten des vollen Mundes. „Ein bißchen fraulicher ringsherum ist sie freilich geworden“, lächelte er in sich hinein und spürte, wie eine weiche lösende Woge seine Angst davontrug. Griet blinzelte gegen die Sonne.

## Wiedersehen nach 15 Jahren

50

## Kurt Preußler

# Nummern in der Schiffsapotheke

Nach den gesetzlichen Bestimmungen muß jedes Schiff außerhalb der Wattfahrt mit einer Apotheke ausgerüstet sein, und dieser ‚Medizinkasten‘ muß einmal im Jahr von einem Fachmann überprüft werden.

Nun war das nicht immer so auf See, auf den Schiffen, die der Wind um die Erde zog, und alt ist das Gesetz auch nicht. Kein Wunder, daß es genügend Kräfte gab, die dieses Gesetz nicht verstehen wollten. Nicht, weil sie meinten, das Gesetz wäre schlecht, aber seit dem Fischfang im See Genezareth war man schließlich an der Küste mit ‚Hamburger Pflaster‘ für äußere Verletzungen

offiziere empfahl für diese Art Verletzung die Medizin Nr. 9. Aber ausgerechnet diese Tube war leer. Der Steuermann, dem der Alte die volle Verantwortung für die rasche Genesung seines Matrosen aufgebürdet hatte, stand ratlos über das Handbuch gebeugt, als der Alte neben ihm auftauchte.

„Tjå“, brummte er, „was nu?“ Er erwartete keine Antwort, sondern addierte, subtrahierte und nickte schließlich: „Das Beste wird sein, Sie nehmen  $\frac{1}{2}$  von Nr. 3,  $\frac{1}{3}$  von Nr. 4 und  $\frac{2}{3}$  von Nr. 2, das macht auch 9. Der Mann kann bis morgen in der Koje bleiben, er hat also auch Zeit zum Beten.“

von den Holzpantinen bis hinauf zu dem langen Kraushaar.“

„Tjå, na und? — Dann nehmen Sie eben einen größeren Löffel, nich!“

Nach dieser Empfehlung verschwand er auf seinen Stammplatz, Achterdeck, Steuerbordseite, wo er sorgenbeladen auf und ab wanderte.

Was aus dem Matrosen geworden ist? Wer vom Mast fällt und am Leben bleibt, hat eine Konstitution, daß ihn auch eine medizinische Mixtur à la „Hedwig“ nicht umbringen kann.

Übertrieben, aber nicht auszuschließen, sind Gerüchte, daß sparsame Fischkutter-

## 8. Fortsetzung

Und wer würde der Nächste sein, der hinausgetragen wurde?!

Petrat war der einzige unter den älteren, der sich regte: Er machte dem alten Lehrer Mut, die Kinder zur Schule zu läuten. Und die Pflicht siegte über die lähmende Angst. Er gab auch dem Lehrer Ertmes Ratschläge weiter. Dieses Wissen befreite aus den Fängen der Furcht: man konnte was tun! Den Petrat hatte Byrutas Weg über das Eis beschämt — und zugleich mutig gemacht: Diese Fahrt nach Memel sollte nicht vergeblich gewesen sein!

Die Jugend fand sich schnell im Kampf gegen die Pest um Byruta und Jurgis zusammen. Freilich: mit Brandung und Wind wußten sie fertig zu werden, mit Netz und Angel umzugehen; den mageren Acker verstanden sie gegen den Sand zu schützen. Doch nun sollten die jungen Männer von Haus zu Haus gehen, für Kaddig und Bernstein sorgen und Byruta über die Familien berichten. Weil es ihnen fremd war, machten sie es unbeholfen. Die Mädchen hatten es da leichter, wenn sie den heißen Trank aus dem Kessel den Fiebernden austeilten.

Ein erster Erfolg schien zu sein, daß es Perkuhns Kindern besser ging. Dafür aber starb Mikai Urbanait, der den Trubas blies, und am nächsten Morgen die Ilse Plennyte, die der Schwarze unters Kinn gefaßt hatte. Das wurden nun zwei Gräber für den neuen Tag!

Rhesa ging unermüdlich durch die Häuser, tröstete, sprach Mut zu und reichte das letzte Mahl den Sterbenden. Er zeigte keine Furcht vor der Pest: „War doch der Schwarze schon einmal vor ihm geflohen! Er verschwieg zwar dieses Erlebnis vor Byruta, trug es aber in das Kirchenbuch ein mit dem Hinweis auf die fehlenden Seiten. Dazu schrieb er auch Ertmes Rat und Ende nieder, gab einen Bericht über Byrutas Reise nach Memel: Was auch immer die Zukunft bringen und aus Karweiten noch werden möchte, es sollte unvergessen bleiben, wie sie sich hier gegen den Schwarzen Tod gewehrt hatten!

Und dieses Wissen, daß man sich wehren konnte, löste endlich auch jenen lähmenden Bann, der in den ersten Tagen über den Häusern lag. Es war, als wenn der Ruch von Kaddig und Bernstein, der durch alle Schilfdächer zog, der die Netze unterm Dach räucherte und um die letzten Speckseiten und Würste strich, sie miteinander verband und füreinander wieder öffnete.

Der Antin Naudiet holte seine Netze aus dem Rauch, ging zu seinem Kahn ans Haff. Und der Simonas Swigull sah das und kam auch ans Wasser. Die Haffküste vor der Nehrung war frei; dort drüben vor der Niederung, da trieben noch größere Schollen, trieben ans Land, trieben dem Tief zu. Naudiet und Swigull nickten einander zu: Wenn der Wind sich legte, dann könnte man mit dem Keitelgarn aufs Haff. Es müßte sich lohnen.

Die Frauen sahen nach den Gärten: Hier

fehlten am Zaun neue Kiefernzweige gegen den Sand der Düne. Dort mußte der Stallmist endlich in die Erde.

Und dennoch: Es blieb kein Haus verschont.

Fast jeden Tag läutete der alte Skwirbliens einen zum letzten Gang. Bis er selber eines Tages hinausgetragen wurde. Schulkinder, die Rhesa zu ihm schickte, fanden ihn tot auf seinem einsamen Lager.

Der Lehrer wollte jetzt für das Läuten — durch die Schulkinder — sorgen. Bis eines Morgens auch die Schultür geschlossen blieb, und die Karweiter ihren Lehrer auf



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

den Sand trugen. Ein gutes Drittel seiner Schüler hatte er selber noch hierher begleiten müssen.

Sollte Skandries recht behalten, daß bis zum Johannistag das Dorf leer wäre? Auch ihn hatte nun der Schwarze Tod geholt. Er fand nicht einmal einen Platz neben seiner Alten. Zu viele Gräber waren hinzugekommen, seitdem sie starb. Und die frischen Gräber zwischen Düne und Kirche wurden langsam vom Sand zugeweht. Wie lange würde und konnte es dauern, bis die Düne auch die Kirche erreichte?!

Vor dem gelben Sand konnte man fliehen; vor der Pest nicht: da halfen nicht die schnellen Beine der Jungen. Zwei der Freunde Jurgis' und drei der Mädchen um Byruta waren schon von ihr eingeholt, abgeholt.

Seite um Seite füllte Rhesa mit den Namen der Toten: Weit über die Hälfte seiner Gemeinde hatte er hier schon eintragen müssen! Und dennoch: Auch in dieser Zeit füllten sich die Wiegen. Und wurde die Mutter von der Wiege gerissen, traten die Großmütter und die Nachbarinnen jetzt ein.

Als die Maisonne den April vertrieb und die letzten Schneewehen im Kieferndickicht schmolz, ließ das Sterben nach. Der Kessel war schon lange leer, die Kräuter verbraucht. Die alte Skwirbliens sammelte Hufplattich, Birkengrün und Kaddigtriebe zu einem stärkenden Tee, der nun hin und wieder im Kessel kochte.

Nach Memel wollte keiner fahren. Auch dort hielt die Pest ihre reiche Ernte. Das erzählten Pomareninker, die mit ihren Zwiebelkähnen aus der Niederung gekommen

waren. Die Zwiebeln wurden sie bei den Kopeninkern, wie sie die Leute auf der Nehrung, zwischen den Kupsten, gerne nannten, reißend los. Und die Pest brauchten sie nicht erst herüberzubringen.

Dem Jurgis war von all seinen Helfern beim Bau des Kahnes noch Jonas geblieben.

Den Nordwest hatte jetzt endlich ein beständiger, milder Südwestwind abgelöst. Der rechte Wind, um das neue Boot in die See zu ziehen. Und die erste Fahrt wollte Jurgis ja mit Byruta machen. Diese Fahrt mit dem Freund und Byruta würde nun nicht zum Fludernfang auf die See gehen:

Und beide waren sich einig, Jurgis und Byruta nichts vom Ergehen des andern zu sagen: Denn beide brauchten alle ihre Kräfte, um selber gesund zu werden.

Jonas wich kaum vom Lager seines Freundes. In seinen Fieberphantasien fuhr Jurgis mit Byruta im neuen Boot auf die See hinaus, hielt er das Steuerruder in der Hand, sah er Byruta am Mast stehen, ihre Haare im Winde wehen, Ertmes Bernstein am Hals. Und dann war er wieder bei Ertme, beim nächtlichen Pflügen, sah das Pferd des Schwarzen sich aufbäumen, das vor den Furchen scheute. Sieghaft lachte er dazu auf — um dann laut aufzuschreien, als er im Traum Byruta über das Eis laufen sah. Er wollte ihr entgegenlaufen, griff nach dem Kesselhaken, der ihn am Laufen hinderte. Er fiel hin, fiel in einen tiefen Schlaf.

Und Byruta?

Rhesa suchte sie zu trösten: Beim nächtlichen Besuch in der Kirche hatte er dem Schwarzen auch Byrutas Namen entrissen! Doch jetzt trat nicht der Schwarze Tod an ihr Lager, sondern jener Feind alles Lebens, vor dem es keine Flucht gibt!

Byruta war sein einziges Kind, die Mutter war bei ihrer Geburt gestorben. Seine Schwester half ihm, das Kind großzuziehen. Vor vier Jahren war auch sie heimgegangen.

Vater und Tochter verstanden sich gut, daß es oft kaum noch der Worte bedurfte: Sie war ihm die rechte, allezeit willige und verständige Helferin in der Gemeinde, ja, fand oft mehr Eingang in die Häuser und Herzen der Fischer als ihr Vater: War er der väterliche „Herr Pfarrer“, so sie „unsere Byruta“, die trotz ihrer Jugend bei den jungen Leuten und Müttern ebenso zu Hause war wie bei den Altenteilern, die Gicht, schwache Ohren und Augen bestenfalls noch bis auf die Bank vor dem Hause kommen ließen.

Wenn der Vater ihnen das letzte Mahl reichte, war sie dabei, blieb auch, um sie zusammen mit der Familie zum letzten Gang zu rüsten.

Es war für die Karweiter — im Unterschied zu den Memelern — darum auch keine besondere Heldentat gewesen, daß Byruta den Rückweg über das aufbrechende Eis gewagt hatte: Wie sie voneinander erwarteten, daß den in der Brandung Gekenterten jemand mit Tau und Riemen ins Wasser entgegenbränge, so war für sie des Pfarrers Tochter ein Glied der großen Familie des Dorfes. Und genau so hatte sie auch in den letzten schweren Wochen gewirkt!

Das machte sie den Alten noch lieber, daß sie auch Ertmes Erbe zu übernehmen schien: Sie sahen es an Ertmes Bernstein, den nun Byruta trug. Für Byruta nur eine Erinnerung an die Mutter Ertme, die Großmutter ihres Jurgis. Für die Alten aber eine Brücke in jene graue Vergangenheit, wo die Laima wirkte, wenn Meer, Düne und Sturm aufwachten und sich wider die Menschen stellten.

Jetzt mußten sie rechtzeitig im Haff sein, denn der Perpel, der Maifisch, begann zu ziehen. Und den wollte Jurgis keineswegs versäumen!

Als Jonas den Jurgis am Morgen abholen wollte, um das Boot zur ersten Fahrt zu rüsten, fand er ihn fiebernd im Bett. Dabei war er gestern noch ganz gesund gewesen. Er deckte ihn zu und wischte ihm den Schweiß ab. Da sah er die ersten schwarzblauen Flecken!

Er ging zur Küche des Pfarrhauses, nach Byruta zu fragen. Er wollte ihr schonend von Jurgis' Krankheit sagen. Doch fand er dort nur den alten Rhesa, grau und bleich am Herd stehend. Er kochte einen Tee aus den frischen Blüten des Lungenkrauts. Und Rhesa erzählte: Byruta lag drüben in ihrer Kammer mit einer schweren Lungenentzündung. Sie hatte eine Erkältung — vielleicht eine Folge ihres Laufs über das Tief — nicht ernst genommen, nicht ernst nehmen wollen und durch die Arbeit bekämpft. Eine Arbeit am heißen Kessel, draußen in der oft noch naßkalten Luft und in den überheizten Stuben der Fischerhäuser.

Ein immer stärker werdendes nächtliches Husten, das dem Vater Sorge machte, hatte sie mit dem ungewohnten Rauch von Kaddig und Bernstein entschuldigt. Mit einem forschen Lächeln setzte sie sich über alle Bedenken hinweg. Und heute früh war sie nicht mehr hochgekommen. Das Fieber hatte tiefe Ränder um ihre Augen gezeichnet. Mit einem Stuhl und Kissen im Rücken saß sie im Bett und wartete auf den Tee, wartete auch auf Tuta, die einzige Freundin, die noch geblieben war.

Jonas berichtete dem Pfarrer von Jurgis.

Fortsetzung folgt

# Froschhochzeit in Schilfdorf

„Quak — Quak bräkäkäk — zu Bett zu Bett“, befahl der dicke Froschvater seinen Kleinen. Doch die wollten noch nicht, es war doch zu lustig, so im Wasser herumzutollen, Kopfsprünge zu machen und um die Wette zu schwimmen. Sie waren ja auch noch gar nicht müde, und jetzt zum Abend wurde es doch auch erst schön. Die Sonne brannte nicht mehr so aufs Wasser, sie hatte sich in ihr dickes Himmelbett begeben.

„Wollen noch nicht schlafen gehen“, riefen die kleinen Frösche im Chor und liefen davon.

„Was heißt hier wollen noch nicht?“ lieblich der Vater vernehmen. „Ich habe mein letztes Wort gesprochen — quak-quak!“

Aber die Kleinen hatten beim Tummeln kein väterliches Wort verstanden, sie spielten eifrig mit der Knospe einer Mummel Wasserball. Die Partei, die verlor, sollte morgen den Siegern die schönsten Leckerbissen, die gefangen wurden, abliefern. So wurde es ein hitziges Spiel. Es sollte gerade das erste Tor geschossen werden, als der Vater mit einem Donnerwetter dazwischen fuhr, daß das Wasser nur so spritzte.

## Da war der Schrecken groß

„Wollt ihr wohl endlich Schluß machen mit dem Gequakel!“

Huh, wie die Fröschelein da durcheinandersprangen. Bald kauerten sie beieinander, aber schlafen konnten sie noch lange nicht.

„Was der Vater heute nur haben mag, daß wir so früh zu Bett müssen?“ fragte das Jüngste der großen Schar.

„Ich weiß, im Schilfdorf ist heute Hochzeit. Mutter schwamm schon am Nachmittag hin, um die Braut zu schmücken. Die ganze Teichbucht soll eingeladen sein! Das soll ein ganz großes Fest werden. Ach, wenn wir doch auch dabei sein könnten. Wißt ihr was, wir schleichen uns etwas später dorthin. Ganz leise, damit die Nachbarkinder nichts merken, die können ruhig schlafen!“ So quakten sie lustig durcheinander.

Gesagt — getan! Als der Mond sein erstes silbernes Licht über den Teich warf, machten sie sich auf den Weg. Immer am Teichrand entlang, so konnten sie den rechten Weg nicht verfehlen. Zuerst kam das Dorf Fischeck, dann Mückeninsel, als letztes Algental. Und dann mußte Schilfdorf erreicht sein, so wußten sie es vom Hörensagen. Leise und ohne einen Laut zu quaken, legten sie den Weg zurück. Schon von ferne erblickten sie tausend helle Lichter. Ihre Augen wurden groß und immer größer, als sie die festliche Beleuchtung aus nächster Nähe sahen. Lauter Glühwürmchen säumten den langen Weg vom Haus zum Festsaal.

Müde und aufgeregt von all dem Geschehen ging es heimwärts. Kleine und große Fische schlossen sich ihnen an, sie waren auch Zaungäste bei diesem Fest gewesen. Es war ein langer Zug, der sich in Bewegung setzte. Zu Hause angelangt, fielen die Kleinen in ihre Bettchen.

„Solch eine schöne Hochzeit möchte ich auch einmal haben.“

Ich auch, und ebenso viele Lichter müssen dann scheinen, und solch schöne Musik muß auch dabei sein.“

„Ach, ich möchte nur viele schöne Leckerbissen verspeisen“, lallte der kleine Vielfraß. „Quak-quak“, war das letzte, was man

vernehmen konnte, dann waren allen die Froschäuglein zugefallen.

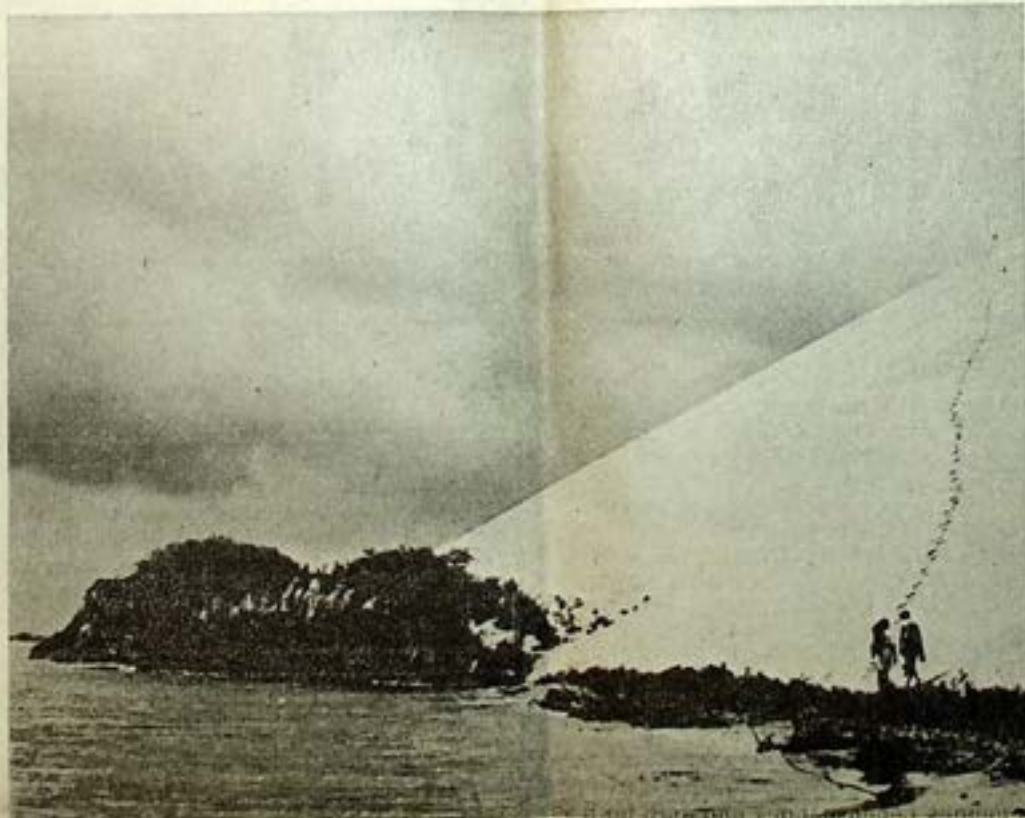
Aber bald darauf gab es draußen ein Plätschern und Prusten.

„Quak-quak — wo ist das Kindervolk, räkerkäk, wollt ihr wohl aufwachen!“

„Aber laß sie doch“, beschwichtigte die Froschmutter den Froschvater. „Schlaf du erst deinen Raus chaus, es ist doch Nachtzeit!“

„Ach was, Nachtzeit, schöne Leckerbissen habe ich meinen lieben Kindern mitgebracht, räkäkäk!“

Die Kinder waren inzwischen schon munter geworden, der kleine Vielfraß hatte



Wanderdüne am Kurischen Haff

Foto Löhrich

## Hans Bahrs

# Herz voll Wind

aus der großen Hafenstadt bin ich gekommen, ich, Harm Holten, ein junger Student, der den Lärm und Trubel von sich abgeworfen hat, um in dem Land zu sitzen, in dem er nun heimisch geworden

Irma, das Land, das in ihr ist und um sie und das mit ihr sein wird, solange sie lebt. Ich weiß es.

Wir wandern jetzt durch die großen Schilfmoore und Sümpfe, die sich fast end-

## Zauberei

Die Luft duftet  
wie Blaubeerkraut  
wenn Sommer und Sonne reif sind.  
Wo nahm der Regen das her  
mitten im Mai  
und zur Nacht?  
Die Seitenstraßenfassaden  
der dunklen Stadt  
haben keine Antwort bereit.  
Die Zauberei gelang vollkommen.

Annemarie in der Au

gerade das Wort „Leckerbissen“ vernommen, da tat er schon einen munteren Sprung auf Vaters Schulter.

„Quak-quak, hast du auch Brummerflügel mitgebracht?“

„Brummerflügel, wie kommst du auf Brummerflügel?“ quakte der Vater.

„Na, wir waren doch auch zur Hochzeitsfeier, da lief mir schon immer das Wasser im Maul zusammen, als ich die gedeckte Tafel sah.“

Der Vater schwieg einen Augenblick, um erst einmal nach Luft zu schnappen, dann schupste er sein Jüngstes von der Schulter, griff zur Binsenpeitsche und nahm sich sein Bürschchen vor.

„Quak-quak.“ Wenn er mit diesen Worten begann, dann war mit dem Froschpapa nicht zu scherzen. „Quak-quak“, sagte er erneut. „So, ihr wart also zur Hochzeit! Wer hat euch das erlaubt? Alle mal antreten, aber hopp-hopp!“

Froschpapas Rausch war verflogen, er hatte vor Ärger seinen Kopf mehrmals unter Wasser gesteckt und ließ sich nun von seinen Neunen erzählen, wie sich ihre Reise nach Schilfdorf zugetragen hatte. Er runzelte die Stirn gar oft, und sein Blick wurde immer finsterner. Dann polterte er los: „Ich will euch nicht prügeln, euer Ungehorsam muß anders bestraft werden. Die Leckerbissen, die wir für euch mitgebracht haben, bekommen nun die folglichen Nachbarkinder. Nun marsch ins Bett!“

Leise weinend schlichen sie von dannen und nahmen sich vor, nie wieder ungehorsam zu sein. Hoffentlich haben sie das nicht vergessen.

lausche dem warmen dunklen Klang seiner Stimme, die wohltuend durch die Stille geht wie ein Sonnenstrahl im werdenden Frühling. Irma erzählt mir die Geschichte des kleinen Siedlerjungens, der am Ende des

Petrat stieß Byruta an und zeigte mit der Peitsche nach rechts: In der Scheibe der untergehenden Sonne stand schwarz sich abzeichnend ein Schiff. Sie rieb sich die Augen und erkannte den Kurenwimpel: Ihr Schiff, der Kahn, der ihren Namen trug! Den hatte also Jurgis mit den Männern von Karweiten schon da hinüber geschafft! Sie wurde munterer, zumal sie jetzt im Hohlweg abstiegen.

Im Licht letzter Dämmerung kamen sie an und konnten gerade noch dem alten Sangull eine Handvoll Sand ins Grab nachwerfen.

Während danach Petrato von Memel, vom Tief und von Byrutas Weg über das Tief erzählte, schürte Jurgis das Feuer, und Ertme streute die Kräuter nacheinander in das kochende Wasser. Ein würzig-herber Geruch erfüllte die Diele, legte sich bitter auf die Zunge und beißend in die Augen.

„Der Tod ist bitter“, murmelte Ertme, aber das Kraut gegen den Schwarzen Tod muß noch bitterer sein, wenn es ihn austreiben soll.“ Und nach einer Weile zu Byruta: „Den Kranken mußt du eine Schöpfe voll geben. Dann wird der Leib frei und die Hitze geht fort. — Auf die Beulen legt eine hohle Zwiebel, die in der Asche gebraten ist. Und gebt den Kranken grobes Brot mit Salz zu essen und Wasser zu trinken; Wasser, in dem Kaddigbeeren gekocht sind.“ Rhesa, seine Tochter und ihre Freundinnen hörten aufmerksam zu.

Dann wandte sich Ertme an Jurgis und seinen Kreis: „Ihr werdet die Toten aus den Häusern tragen. Kaut dabei Kaddigbeeren und bindet euch ein Essigtuch vor Mund und Nase. Und in die Herdfeuer werft überall Kaddig und Bernstein. — Das reinigt die Luft!“

Sie griff zu ihrem Stock, nickte allen zu und schlurft hinaus. Und die anderen folgten ihr in die feuchtkalte Nacht. Vor der Tür sah Ertme die Düne hinauf: „Bernstein werdet ihr bald genug haben!“ Sie wandte sich zu Pfarrer Rhesa um: „Könnt ihr den Jurgis hier bei euch schlafen lassen? — Ihr werdet ihn viel brauchen in den nächsten Tagen.“ Rhesa nickte ihr zu: „Mutter Ertme, du bist doch morgen wieder hier, um zu helfen und zu raten?“ — Sie schüttelte den Kopf: „Was ich kann, das habe ich getan. — Was ich weiß, habe ich gesagt. — Komm, mein Jurgutis, hol deine Sachen!“

Sie nickte noch einmal allen zu, strich Byruta über den Kopf und ging mit Jurgis durch die noch mondlose Nacht ihrer Hütte zu. Unterwegs sprachen die beiden nicht viel. Kuren schweigen zudem mehr, als sie reden — und verstehen sich auch so.

Im Wind schmeckten sie das Salz der See und den Sand der Düne: Der Nordwest war auf dem Wege.

In der Hütte packte Ertme mehr ein, als Jurgis eigentlich mitnehmen wollte: „Mein Jurgutis, du warst über zwanzig Jahre alles, was mir geblieben war. — Jetzt hast du Byruta...“ Seinen Einwand wischte sie mit einer Handbewegung aus, bevor er über seine Lippen kam. „Nimm alles mit, was du brauchst, — was du hier hast: Hier ist kein Ort mehr für dich. — Hier ist kein Bleiben mehr für mich.“ Sie schob dann den zögernden Jurgis aus dem Hause, umarmte ihn, ja küßte ihn sogar. Jurgis sah sie erstaunt an: Das hatte sie seit Jahren nicht mehr getan!

Er hing seinen Beutel über ein Ruder, sah sich um zu einem Winken; doch Ertme hatte die Tür schon geschlossen. Am Überweg stieß ihn der Wind in die Seite und wirbelte



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

den Sand bis aufs Haff hinaus. Im Pfarrhaus wartete man noch auf ihn. Auf der Diele war es warm. Byruta hatte die Tür zur Kammer aufgemacht, die für den Fuhrknecht des Pfarrers gedacht war.

„Wir werden alle morgen einen schweren Tag haben“, verabschiedete Rhesa die Jugend.

Jurgis lag noch lange mit offenen Augen auf seinem ungewohnten Lager. Der fremde Geruch vom Kessel her, das Ächzen der Balken unter dem aufkommenden Sturm ließen ihn nicht einschlafen.

In der Nacht zuvor waren sie mit dem Kesselhaken unterwegs gewesen, und mit dem Pestgarn nach Ertmes uraltem Wissen: — Was würde ihre nächtliche Mühe helfen, und was der Trank dort draußen auf der Diele? — Der alte Sangull lag schon im Sand neben der Kirche, neben der Skandriene, neben dem fremden Kaufmann... Und Perkuhns Kinder fieberten. Dabei hatten sie um alle Häuser das Pestgarn gespannt, ums ganze Dorf ihre Furchen gezogen. Ist der Schwarze stärker, stärker auch als die Kräfte aus der Vorzeit? — Und wie ist das mit den Kräutern, deren Geruch in die Kammer drang: Sie stammten aus der königlich-privilegierten Apotheke. War

das die neue Zeit, war da mehr Wissen, mehr Hilfe? — Aber die Namen der Kräuter stammen wieder von Ertme! — Würde das alles wirklich helfen? — Oder sollte man, wie manche der Alten sagten, es ja nicht wagen, etwas gegen die Laima, gegen das Schicksal, zu tun: Denn die Laima wäre mächtiger, als die Menschen. Mächtig wie Düne und Meer und Eis. — Aber Byruta hatte das Eis besiegt! Seine Byruta! Und ihr Vater tat beides. Er betete, „Dein Wille geschehe“ — und handelte: auf seiner Diele kochten die Kräuter. Und Byruta war wie ihr Vater...

Mit einem glückhaften Lächeln sank Jurgis endlich in den Schlaf, in den stärkenden Schlaf der Jugend.

Erst lange nach Sonnenaufgang wachte

Düne hatte das Haus gefressen und Ertme darunter begraben.

Aus den Fängen der Düne, die hier schon das Haff erreichte, sah ein Giebel des Rohrdaches heraus, Bald würde auch er im Sand verschwunden sein. Jurgis trat Tränen in die Augen. Rhesa legte ihm die Hand auf die Schulter: „Gönne ihr dieses Ende, diese Ruhe! Sie wollte nicht mehr aus ihrem Haus heraus. Sie hat gestern schon darum gewußt und dich deshalb zu uns geschickt.“

„Darum gab sie mir auch alles mit, gab mir zum Schluß sogar einen Kuß. Das tat sie seit Jahren nicht mehr!“

„Jetzt hast du bei uns dein Zuhause, Jurgis. Und Mutter Ertme hat die Ruhe, die sie sich wünschte.“

Im Pfarrhaus warteten schon die Freunde auf Jurgis. Sie wollten mit ihm zum Strand, ehe der Strandreiter kam: Der Bernstein war in den Herdfeuern jetzt wichtiger als in den königlichen Speichern in Nidden und Schwarzort. Und viel Bernstein würden sie brauchen.

Mit Säcken und Käschern zogen sie zur See. Die Wellen leckten hier und da schon über die Vordüne nach der Palwe, trugen mit dem Tang das ‚preußische Gold‘ ans Ufer. Es wurde ein aufregendes Ringen mit Wellen, Wind und Tang. Bis zum späten Vormittag hatten sie ihre Säcke voll und brachten einen Teil ihrer reichen Ausbeute auch in der Parage von Jurgis Kahn unter. „Soviel Bernstein hat's selten gegeben!“ stellte Jonas staunend fest. „Wir haben auch noch nie soviel gebraucht, ihn noch nie so nötig für uns gehabt!“

Auf dem Heimweg verteilten sie großzügig eine Pilte voll in jedes Haus. Sie fanden die Familien um die Herdfeuer versammelt wie Küken um die wärmenden und schützenden Flügel ihrer Glücke. Es war, als hätte das Pestgarn um das Haus auch einen Zaun gegen die Nachbarn gezogen. War sonst das Dorf wie eine einzige große Familie, die die großen und kleinen Freuden teilte, Krankheiten und Sterben miteinander trug — jetzt fürchtete jeder den Hauch des schwarzen Todes. Fand man sich sonst zur Rauda am Totenwachabend zusammen, zum Zarm, zum Leichenschmaus, der den Bann des Todes brach und die Zungen löste, — jetzt wurden die Toten nicht einmal durch die Kirche getragen! In den Sand davor senkte man sie möglichst schnell und hielt dabei ängstlichen Abstand von ihren Allernächsten, die gerade jetzt besonderer Nähe, des Trostes und der Hilfe bedurft hätten!

Da sie alle keine Antwort wußten, keinen Ausweg sahen, griffen die alten Männer zur Peperinnisflasche und die Frauen zum Gesangbuch. Sie lasen darin, lasen über die Worte hinweg — aber kein Lied fand über ihre Lippen! Ihre Gedanken waren bei den Nachbarn, waren sie doch alle irgendwie miteinander verwandt!

Und Ertmes Hütte lag an der Düne, in der Düne!

Rhesa und Jurgis hatten denselben Gedanken: Ertme! Byruta war noch in der Küche beschäftigt. Sie sagten ihr kurz Bescheid und liefen zu Ertme.

Die Stützbalken hatten nachgegeben. Die

Fortsetzung folgt

# Das Pfingstgeschehen

Die Gertrud, im allgemeinen Tutta genannt, gehörte seit Jahrzehnten zum Wanegatschen Hof und hatte schon zwei Generationen kommen und heranwachsen sehen. Es waren viele Kinder in ihrer „Amtszeit“ auf diesem Hof geboren und erzogen worden, und sie hatte viele von ihnen sehr lieb gehabt und war von den Kindern geliebt worden. Natürlich hatte es dabei auch andere Vorkommnisse gegeben. Doch die Tutta war stets mit allem und mit allen zurechtgekommen. Aber das, was jetzt unter dem Namen Karl heranwuchs, verdiente nicht ihre Aufmerksamkeit.

Dabei war der Bengel, als er klein war, ein ganz goldiges Lorbaßchen gewesen. Jetzt indessen... Die Tutta mochte nicht weiterdenken! Zweifellos waren die Pflegejahre eine unverkennbare Zeit. Sie wirkten sich bei Jungen immer irgendwie schlimm aus. Bei dem Karl aber verliefen sie katastrophal! Auch die elterliche Strenge

Die Tutta verstand es, die kirchlichen Feiertage zu genießen. Sie konnte sich wie ein Kind jeder Art von festlicher Tradition erfreuen, und sie ging an solchen Tagen auch mit geradezu himmelwärts erhobenem Herzen zum Gottesdienst. Pfingsten liebte sie besonders.

Die neu erwachte Natur, Birken an Haus- und Stalltüren und unter den Balken in den Stuben, der mit gleichem Grün geschmückte Kutschwagen, der am Pfingstmorgen schon vor dem Frühstück vorfuhr, um die Familie in die Kirche zu bringen, wozu auch sie zählte, all das ließ Tuttas Herz zu Pfingsten höher schlagen als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt des Jahres. Und bei Festtagsgottesdiensten machte sich Tutta noch eine besondere Ehre daraus, der Gemeinde, soweit diese sie im Blickfeld hatte, zu beweisen, daß sie überhaupt kein Gesangbuch nötig hatte, da sie jeden Choral, der an Feiertagen im Gottesdienst gesungen wurde, tatsächlich auswendig konnte. Das wußten viele und das wußte auch der Karl. Und genau dort hatte er an einem Pfingstmorgen eingehakt.

Feierlich wie immer saß die Tutta in der Kirchenbank; ihre Behäbigkeit verlieh ihr dabei ein beachtliches Maß an Würde und der schwarze Schleierhut einigen Chic. Die Hände hielt sie über der kleinen Handtasche gefaltet. Das Herz hatte sie voll und ganz bei Gott. Hier in der Kirche vergaß sie alles Diesseitige, auch ihre Herrschaft. Hier fühlte sie sich nur einer Herrschaft unterstellt, der Herrschaft des Allmächtigen. Auch den Karl vergaß sie und den Ärger, den er ihr immer wieder bereitete. Er indessen dachte während dieses Gottesdienstes ausschließlich an sie. Ja, er dachte nicht nur unentwegt an sie, er schaute auch fast ständig zu ihr hin. Auf ihre Hände und die Tasche, die noch nicht geöffnet worden war, da die Tutta ja kein Gesangbuch mithatte, das sie hätte herausholen müssen. Mehr als die Hände und ihre Tasche sah er allerdings nicht. Aber das genügte ja, wie er wußte. Er mußte sich zwar noch eine Zeitlang gedulden, bis sich erfüllte, worauf er wartete. Doch das machte ihm nicht allzuviel aus. Es geschah dann während der Predigt...

Vergeblich wie immer — jedenfalls nach Karlchens Auffassung — bemühte sich der

Herr Pfarrer, der Gemeinde klarzumachen, wie es sich mit dem Heiligen Geist verhielt. Jedes Jahr dasselbe! Keine Abwechslung! Auch die Tutta schien heute angesichts dieser Unerklärlichkeiten gelangweilt, wie Karlchen zu bemerken glaubte, denn sie begann, auf ihrem Platz ein wenig hin und her zu rutschen. Und dann — dann öffnete sie endlich, vielleicht aus dieser Langleweiligkeit heraus, ihre Handtasche, um sich dort irgend etwas herauszuholen. Für den Karl war damit der ersehnte Augenblick gekommen. Gleich mußte sich erfüllen, worauf er schon so lange wartete.

Nicht lange nachdem die Tasche geöffnet worden war, schwirrte und summt es auch schon im Kirchenschiff. Eine kleine Invasion Maikäfer war nämlich aus der von Tutta vor Schreck fallengelassenen Handtasche in die vermeintliche Freiheit gestartet, und wollte sich, wie es schien, von dem Pfarrer auf der Kanzel segnen lassen, denn ihn nahmen sie sich zunächst zum Ziel. Und während dieser, in der Predigt leicht stokkend, sich den schokoladenbraunen Gottesgeschöpfen zuwandte, erhob sich in einer der vorderen Bankreihen mit Schwung und Energie jemand: Die Tutta!

Sie drängte sich, mitten in dem geheiligten Feiertagsgottesdienst, an der gesamten Familie Wanegat vorbei, ergriff den Karl bei der Hand und verließ mit ihm, sein Handgelenk fest umklammert, die Kirche. Erst gut fünf Minuten später kam sie mit dem Jungen wieder herein. Nichts in ihrem Gesicht verriet, was sie dachte oder empfand. Würdig und beherrscht lieferte sie den Bengel wieder auf seinem Platz ab und drängte sich dann zurück zu der Stelle der Kirchenbank, wo sie gesessen hatte, an der Seite der Frau Wanegat. Die fragte flüsternd: „Was hast du mit ihm gemacht, Tutta?“

„Ich hab ihm geholfen, Pfingsten würdigen zu lernen!“ antwortete die Tutta darauf, ihrerseits selber ganz Würde in diesem Augenblick.

„Und wie hast du das gemacht? Ihn mit dem Heiligen Geist durchtränkt?“

„Nein! Man bloß Wasser ausse Tränk vore Kirch. Aber ich hoff inständig, daß der Hei-



Charlotte Volgenandt: Sichelmond

lige Geist mein Tun gesegnet haben möge und der Bengel endlich anders wird.“

„Ich hoff mit dir, Tutta!“ sagte darauf die Mutter und drückte ihr die Hand.

Und der Heilige Geist hatte anscheinend tatsächlich Einfluß genommen bei diesem von Tutta vollzogenen Eingriff. So blamiert hatte sich der Karl nämlich zuvor noch nie. Und so peinlich war ihm in seinem ganzen Leben auch noch nichts gewesen. Es war leicht, über andere zu lachen, aber es war schwer, der Betroffene zu sein. Das mußte er endlich einmal begreifen! Und er hatte es an diesem Pfingstmorgen begriffen.

Als sie zurückfahren wollten, half er der Tutta bereitwillig in den Wagen hinein.

„Scheen Dank, mien Jung!“ sagte die Tutta darauf versöhnt und schmunzelte in sich hinein. Sie war, wenn sie es recht bedachte, bisher noch mit jedem fertig geworden!

## Das Lied der Mutter

Ein Lied aus fernen Tagen  
verläßt mich nimmermehr;  
habs stets in mir getragen,  
es klingt so hoch und hehr.

Es trug mich durch die Zeiten  
mit seinen Melodein,  
im Werken und im Streiten,  
nie ließ es mich allein.

Und fragst du, was ich meine,  
das Lied mit hohem Klang?  
Es sind die Wiegenreime,  
die mir die Mutter sang.

Otto Wendorff

fand keine Resonanz. An dem Karl prallte alles ab. Er tat mehr oder weniger, was er wollte und scherte sich dabei nicht um Gott und die Welt.

Und um der Tutta einen Streich zu spielen, verpaßte er keine Gelegenheit. Das vermochte er außerdem so geschickt anzustellen, daß die Sache immer zweideutig blieb, also der Verdacht nie ausschließlich auf ihm lastete.

Willi Wegner

# Am Straßenrand stand Barbara

## 6. Fortsetzung

Petrat und die Leute vom Sandkrug waren jetzt zu verstehen: Sie zeigten seewärts. An einer Buhne verdingen sich die Eismassen, und gut vierzig Schritte rechts vor ihr ragte ein Pfahl aus dem Eis, ein Strohbandel an seiner Spitze; eingefroren einmal in einer Wuhne der Eisfischerei. Der konnte ihr Halt geben, wenn der Grund unter ihren nassen, kalten Füßen noch mehr schwankte! Sie stürzte drauf zu. Petrat war zur Buhne gelaufen und versuchte von dort aus ihr eine Leine zuzuwerfen. Sie reichte nicht, noch nicht, müßte doppelt so lang sein!

Byruta krallte ihre klammen Finger in das Stroh der Wuhnenstange. So fing sie den plötzlichen Stoß gegen ihre Scholle auf. Aber dieser Stoß hatte zugleich ihre Scholle von der Buhne entfernt und den Spalt vor ihr breiter gemacht. Und rechts sah sie den Mönchswarm schon über der Brandung. Die See sog, vom Wind und der Strömung auf dem Haffgrund unterstützt, die Schollenberge schneller ins Meer. Sie sah, wie auch im Uferwasser vor ihren Füßen die Binsen sich seewärts neigten. Gut knietief mochte hier das Haff noch sein.

Sie raffte ihren Rock hoch, sprang ins Wasser, stützte sich beim Vorwärtsfallen an einer kleineren Scholle ab. Da schlug neben ihr Petrats Leine klatschend auf. Sie griff danach; sah Petrat im Wasser stehen — und war gerettet, ans Ufer gezogen.

Um die Buhne kreiselte ihre letzte Scholle mit dem Strohzeichen seewärts.

Byruta spürte plötzlich, wie die Kälte an ihr aufstieg. Mit der Anspannung waren auch ihre Kräfte zu Ende. Petrat fing sie auf und trug sie zum Sandkrug hinauf. Von der Tür aus blickte sie hinüber nach Memel: Dort drüben standen jetzt unzählige schwarze Striche am Ufer. Da riß sie ihr Kopftuch ab und winkte hinüber.

Keine halbe Stunde war es her, daß sie selber noch dort drüben gestanden hätte! Doch es kam ihr wie Tage vor.

Durch das Tief wälzten sich die Schollen, schoben sich übereinander, rissen Rohr und Weiden des Ufers mit. Schon trieb das offene Wasser auch Wurzeln und Bäume, ja Weidezäune vor sich her: Von der Memel beim Eisgang aus den Niederungen am Haff fortgerissen.

Zwei Tage noch, dann würde der ganze Spuk des Schacktarps vergangen sein!

Im Sandkrug kamen Byrutas Füße in heißes Wasser. Sie selber bekam heißes Bier zu trinken.

Ihre und Petrats Kleidung war bald am warmen Kachelofen getrocknet. Im Wagen lagen frisches Stroh und ein Wärmstein unter den Füßen. Die Sandkrugwirtin hatte an alles gedacht.

Es wurde auch Zeit zum Aufbruch! In gut vier Stunden ging die Sonne unter. Bis dahin mußte der Weg geschafft sein. Und das gegen den Wind!

Wie ein müdes Kind im Schoß der Mutter lag Karweiten an diesem Morgen in den weiten Armen der Düne. An ihrem Hang brach sich der Nebel und legte sich in schweren Tropfen auf Rohr und Zweige, auf die Häuser und Kähne. Der Wind konnte kaum die von Tau, Kaddig und Kiefern trägen Netze aus ihrer Ruhe bringen.

Ein verlorener Krähenschrei vom Haff her unterbrach hier und da die Stille. Auch in die Häuser war die Müdigkeit geschlichen. Der Rauch der frühen Herdfeuer kroch innen und außen das Dach herab und sät-



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

tigte so die Luft mit dem Geruch von Harz und Rohr.

Es lohnte sich nicht, schon aus dem Hause zu gehen. Wohin auch? In den Nebel? Nur bis zum Stall mit der Kuh, den Schweinen und Hühnern war der Blick frei. Zum Haff? Da war die Eisfischerei jetzt unmöglich geworden. Zum Nachbarn? — Gestern waren sie noch alle eine frohe Gemeinschaft bei den Kähnen gewesen — aber jetzt? Der Schwarze hatte sie gestört, zerstört.

Der Schwarze Tod konnte im Nachbarhaus eingekehrt sein, lauerte dort auf ein weiteres Opfer. Helfen wollen war dann gefährlich, ja tödlich. So gefährlich, wie in die Brandung zu springen, um Gekenterte zu retten. Da konnte man nur helfen, soweit Tau und Ruder reichten. Sonst riß der Sog einem selber den Halt unter den Füßen fort. Gab das Meer die Gekenterten her und warf sie ans Land, dann konnte man sie retten und den Kahn bergen. Aber die Laima, die in Sturm und Meer, in Düne und Haff hauste, sollte man nicht herausfordern! Diese Furcht war so lähmend und trennend wie der nasse Haffnebel draußen, in dem man sich schnell aus den Augen verlor.

Erst als das Vieh nach Futter schrie, ging der eine und andere vor die Tür. Durch den

Nebel drang ein kurzes Fragen in die Nachbarschaft.

Das wurde anders als die magere Sonne zusammen mit dem auffrischenden Wind den Nebel zerriß. Der Wind schüttelte die Tropfen wie schwere Perlen von den Ästen und aus den Spinnweben. Er weckte auch das Haff aus seinem Schummer: Es sog die Sonne in die eisige Brust und bäumte sich auf, gestoßen von Ruß und Skirwieth und Gilge, den starken Armen der Mutter Nemunas. Sie warfen ihre Schollen über und unter das Haffeis und schoben es zur Nehrung hin. Da machte der Schack tarp auch die Karweiler munter.

Manches Haus am Haff, das die Düne noch verschonte, hatte das Eis beim Schack tarp angestoßen, ja eingedrückt.

Jurgis war als einer der ersten am Strand. Sein neuer Kahn lag nicht weit vom Ufer! Er und seine Freunde rollten und zogen ihn nun dem Dünenweg zu. Eine gewohnte, doch keine leichte Arbeit. Aber seine erste Fahrt sollte ja auf die See hinausgehen, um im neuen Kurennetz Flundern und Dorsche zu fangen. Zum Maifischfang wollte er dann durch das Tief ins Haff segeln.

Sie brauchten den ganzen Vormittag, um über die Poststraße und durch die Kupsten den Kahn an die Vordüne zu schaffen. Zur See hinunter blieb jetzt nur noch ein kurzer, leichter Weg.

Der Wind frischte auf, fegte die Poststraße entlang, über die Palwe hin. Der alte Skandries sah nach den Wolken: „Morgen haben wir Nordweststurm!“ Dazu Jurgis: „Dann wirft die See Bernstein raus.“ Und Jonas fügte hinzu: „Und die Düne wandert weiter ins Dorf!“

Das Dorf! Die Männer hielten in ihrer Arbeit ein; Neben Sturm, Meer und Düne war da jetzt noch ein vierter Feind: der schwarze Tod! Und weil der so neu und fremd war, blieb er der gefährlichste.

„Mit Bernstein und Kaddig will die Mutter Ertme in den Häusern räuchern“, besann sich Jurgis. Es gab also Mittel gegen die Pest!

Keiner besonderen Aufforderung bedurfte es da: Sie nahmen alle in ihren Stricken Kaddigbündel von der Palwe mit.

Am Überweg hörten sie die Glocke der Kirche. — Es war doch schon lange nach Mittag! — Den alten Sangull, den munteren Fiedler, hatte der schwarze Tod geholt!

„Wenn der so weiter jeden Tag einen holt, ist bis zum Ende des Jahres unser Dorf leer“, seufzte Jonas. Doch Skandries ergänzte ihn: „Bis zum Johannisfeuer, meinst du wohl! — Rechne mal nach!“

Leeres Dorf! — Das hieß ja auch, daß von den Jungen, von all denen, die das Leben noch vor sich hatten, keiner mehr da wäre.

„Petrat fuhr heute früh mit Byruta nach Memel. Sie wollte die Kräuter holen. Ertmes Kräuter.“ Vom Überweg sahen sie auf Dorf und Haff. Der Eisgang war so laut herauf zu hören, daß sie im Wind schreien mußten, um sich zu verständigen. Schon war drüben die Windenburger Ecke frei getrieben, und die Bäume der Niederung standen über dem kräuselnden Wasser.

„Ob die beiden schon wieder übers Tief sind“, dachte Jonas laut. „bald ist es zu spät!“ — „Im Tief staut sich das Eis oft tagelang“, beruhigte Jurgis sich und die anderen.

Auch im Dorf schoben sich die Schollen in die Weiden- und Erlenbüsche, schoben sich über die beiden Buhnen des kleinen Hafens, rieben sich an den Pfählen, an denen sonst die Netze trockneten.

Die Fischer zogen ihre Kähne nacheinander aufs höhere Ufer, um sie vor den scharfen Kanten des Eises zu schützen. Am Pfarrgarten hatten die Schollen schon den Zaun zerschlagen. Pfarrer Rhesa sah es, als er aus dem Haus der Sangulliene kam. Am Abend sollte der Musikant begraben werden. Auch die Frau plagte schon der Schüttelfrost, und die Kinder im Nachbarhaus hatten Fieber und Erbrechen!

Ertme, die sich selten noch aus ihrem Haus bewegte, kam zum Pfarrhaus und fragte nach Byruta. Sie brachte einen großen Beutel mit Kaddigbeeren mit. Jurgis schleppte den schweren Kessel heran, in dem sonst im Dorf beim Schlachtfest das Schweinefleisch kochte. Auf der offenen Diele des Pfarrhauses hing bald der Kessel an Ertmes Haken.

Byruta und Petrat waren noch auf dem Heimweg. Der Kunter ließ sich auch durch die Peitschenschnur nicht zu längeren Schritten in seinem Zockeltrab bewegen. Byruta nickte ein und fiel ihrem Begleiter an die Schulter, fiel in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie nur aufwachte, wenn ein Rad über einen Stein sprang oder der Wind zu stark an ihrem Kopftuch riß. Die Sonne schien beiden ermüdend ins Gesicht, stand immer niedriger über der Palwe und der Vordüne, dann gelbrot zwischen den Wolken über der See.

Fortsetzung folgt



Wohin gehen wir? hatte das Kind gefragt. „In das Wäschegeschäft Siebert an der Nikolaikirche“, hörte es von der Mutter. Ein weiter Weg bis dorthin. Eine Straße und noch eine Straße und wieder eine Straße. Gefiel es dem Kind bei Fraulein Siebert? Ihr Laden zeigte nichts Besonderes, denn in Mutters Wäscheschrank lagerte Ähnliches: Laken, Bezüge, Handtücher... Und doch wechselte man bedeutsame Bezeichnungen: Leinen und Damast, Meterware und Fertigstücke, Hohlsäume und Knopfleisten, Langetten und Monogramme. Obwohl alles gleich schien, wurden immer neue Stapel von Weißzeug hinter den Glasscheiben hervorgeholt und begutachtet.

Das Kind rutschte, das Kind gähnte, das Kind seufzte. Endlich bemerkte Mutter die Ungeduld und Langeweile ihrer Tochter. „Wir haben noch zu tun. Lauf vor die Tür, aber lauf nicht fort. Zuerst guckte das Kind in die benachbarten Schaufenster. Im ersten lagen Bücher, im zweiten hingen Bilder, im dritten standen Eimer und Kannen.

Als das Kind sich umdrehte, sah es vor sich ein Haus, das ihm bisher nicht aufgefallen war. Es wirkte lang, breit, hoch, dunkel, und vor seinen emporragenden Fenstern wuchs eine Reihe von Bäumen. Ein Riesenhaus. Wer mochte darin wohnen? Ob ich schnell mal hinlaufe und nachschaue? Es lag nur die Straße zwischen dem Wäschegeschäft und dem Riesenhaus.

Das Kind lief über einen gepflasterten Vorhof, blieb stehen und erkannte noch Gewaltigeres, noch Großartigeres. Türen, Fenster und Steine zeigten eine Wucht und Weite, die den kleinen Atem bedrängten. Viel später wird es die Worte lernen: Hauptfront mit Portal.

Am beklemmendsten dehnte sich die Höhe. Endete das Haus denn niemals? Das Kind hatte sich gegen eine Mauer gestellt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen zusammengekniffen und aus den Händen ein Fernrohr geformt, durch dessen Schlitz es hochblinzelte. So verfolgte es jede der emporsteigenden Steinflächen. Auf höchster Höhe erkannte es das Rund einer Uhr. Wie konnte man sie aufziehen? Wer mußte es tun? Da, wo nichts mehr zu sehen blieb von Spitze und Stein, erspähte das Kind einen Hahn. Was will der Hahn auf dem Dach? Wer hat ihn raufgetragen? Eine Uhr und ein Hahn — was bedeuteten sie auf diesem Riesenhaus?

Der gespannte Hals und die angestregten Augen schmerzten. Als das Kind seinen Blick zur Erde nahm, sah es Leute in das Haus gehen: ein Mädchen, ein paar Frauen und



Die St.-Nikola-Kirche zu Elbing: Aus einem Stich von Bietesch Bild Archiv

Braune Bänke standen da, zwischen ihnen Reihen von Säulen. Jede trug ihren Schmuck und war bemalt oder verziert. An einigen Stellen der Säulen lehnten lange Fahnen. Sie glichen nicht den bekannten Fahnen mit ihren Streifen von Stoff, sondern schienen aufgerichtet wie eine Tafel. Deren Mitte schmückten Bilder. Das Kind sah Köpfe, ein Lämmchen, Herzen, eine Harle... Alles umrahmt von silbernen oder goldenen Schnüren, die in dicken Troddeln herunterfielen. An einer Säule stand etwas, das aussah wie ein Thron, zu dem Stufen hinaufführten. Gern wäre das Kind sie emporgeklettert,

In den Arm der Himmelskönigin schmiegte sich das Göttliche Kind. Nein — einem „Kleinkind“ glich es nicht in seiner Zier von Gewand und Geschmeide. Um die Königin eine Lichterfülle. Kerzen aller Größen verströmten einen überirdischen Schein und warfen ihr Licht auf ein Blumenbeet. Aus Vasen und Schalen blühte und prunkte es: Rosa und rote Rosen, schneeweiße Lilien, seltene Zweige, kostbare Dolden, bunte Blumensträuße aus Gartenbeeten zauberten um die Himmelskönigin ein Paradies. In den Duft von Blüten und Kerzen fragte das Kind: „Hat die Königin heute Geburtstag?“

„Sie hat immer Geburtstag, alle Tage — das ganze Jahr“, vernahm es. Das klang wieder eigenartig, und das Kind wird es erst nach mancher Zeit begreifen. Dennoch: Eine Himmelskönigin ist mehr als eine Mär-

Kirche, sie drückte fast zu stark und das Kind atmete leichter, als die Orgel nach diesem kurzen Anspiel verstummte.

„Das war unser Schlußgruß“, meinte die Großmutter und wollte das Kind durch die Tür ziehen. Doch dem fällt noch etwas ein: Es muß sich von dem Schönsten verabschieden — es muß noch einmal zu seiner Königin. Und so läuft es mit leichten, leisen Schrittlchen zu dem Bild zwischen Kerzen und Blüten, hält ein, faßt mit beiden Händen sein Röckchen und versinkt in den allertiefsten und allerhübschesten Knicks. Großmutter's Kopfschütteln verwandelt sich in ein Kopfnicken, und als beide draußen stehen, legt sich eine schicksalsschwere Greisenhand auf einen jungen Kinderscheitel.

Draußen — das ist ein Wäschegeschäft, das ist die Mutter. Das Kind hastet fast und merkt im Laufenden, daß es der Großmutter gar nicht dankte. Die Alte hatte der Kleinen nachgeblickt, sieht sie jetzt auf sich zu, spürt zwei Armchen und eine weiche Kinderwange. „Gelt, wir haben den lieben Gott besucht — vergiß es nicht“, bittet sie.

Fraulein Siebert und die Mutter sind gerade beim Letzten und haben die Kleine nicht vermißt. Als die Mutter sich ihrer Tochter zuwendet, sagt sie: „Was hast du für blanke Augen und für heiße Backen. Du siehst aus, als wärest du im Weihnachtszimmer gewesen.“ Das Kind schweigt, denn die Mutter hat ihre Gedanken beim Wäschepaket und kann nicht wissen, daß es in Gottes Haus viel schöner war als im Weihnachtszimmer.

Dann kam der Heimweg und es kamen die nächsten Tage und die anderen Wochen. Manches Spiel könnte zudecken, was das Kind beim Besuch des lieben Gottes geschaut und gehört hatte. Doch was da geschah — es verblieb. Immer wieder gleitet die Erinnerung zu den Worten vom Schmerzensmann, der Himmelskönigin und dem Allerheiligsten. Wohl konnte eine Fünfjährige sich nur mit kindgemäßen Vorstellungen den Geheimnissen der Glaubensbotschaft nähern. Jedoch nach dem Versprechen, daß „den Kindern das Himmelreich gehöre“, darf sie hoffen, mit ihren kleinen Fragen den großen Gnaden begegnet zu sein.

Annemarie Meier-Behrendt

## Heimat

Von der Nehrung lese ich und dem hellen Sand, den Wellen, die an den Strand rollen, von Badelustigen und Fischern mit ihren Känen, vom goldgelben Stein, der eigentlich...

## 5. Fortsetzung

Das Tief zeigte in der Mitte lange Risse, an denen man erkennen konnte, wie dick das Eis in diesem Winter geworden war.

Petrats Plan war, die Fische zu verkaufen und alleine mit dem leeren Schlitten zurückzuziehen. Währenddessen sollte Byruta in der Apotheke ihre Bestellung abgeben und den schottischen Pfarrer aufsuchen. Und dann möglichst schnell zum Sandkrug zurückkehren.

Petrat wurde auch seine Fische sehr schnell los. Über die Ereignisse in Karweiten schwieg er sich freilich aus. Bei der Rückkehr blies ihm ein stärker werdender Wind ins Gesicht. Doch größere Sorge machten ihm die mehr gewordenen Risse im Eis; ja, er hörte sogar das scheuernde Rauschen des Wassers unter seinen Füßen. Und an einer Stelle sprudelte lehmiges Wasser schon durch einen Spalt, den er freilich noch leicht überspringen konnte! Wenn Byruta sich nicht beeilte...

Byruta kam nicht so schnell vorwärts: Der Apotheker, ein alter Freund ihres Vaters, war zunächst stolz auf sein neues, blitzblankes Schild: „Kgl.-priv. Schwarze Adler-Apotheke“, das ihm kürzlich für seine Pharmazie verliehen war. Er nickte ernst, als er von dem Geschehen in Karweiten erfuhr: „Auch wir haben hier schon Pesttote, wenn's auch keiner wahr haben will. — Sie schweigen sich alle aus. — Aber ich merke es ja, wenn sie zu mir kommen.“

Er zeigte der Byruta den Weg zu Pfarrer Christon: An der Dange zwischen den Häusern der Kaufleute und den neuen Speichern.

Auch hier mußte Byruta Zeit haben. Es blieb nicht beim Abgeben von Brief und Päckchen. Nachbarn kamen dazu, vor denen sie alles berichten und wiederholen und viele Fragen beantworten mußte. Die Kisten und Taschen des Kaufmanns sollten im Pfarrhaus bleiben, bis jemand aus Memel nach Königsberg fuhr.

Kopfschütteln und Ratlosigkeit, ein zweifelndes Lächeln über die abergläubische Welt der Kuren — und eine kaum verhehlte Angst ums eigene Leben begegneten ihr in den Gesprächen mit den reichen, äußerlich so selbstsicheren Freunden des Toten. Dabei war sie ja eine, die den „Schwarzen“ gesehen hatte, gesehen haben wollte!

Der Wind rüttelte jetzt stärker an den Scheiben der warmen Stube. Byruta drängte zum Aufbruch. Sie wollte nach Karweiten zurück — noch heute. Und sie müsse vor allem rechtzeitig über das Tief!

Doch konnte und wollte sie nicht das stärkende Mittagessen ausschlagen. Der ihr fremde Kaffee danach wärmte sie innerlich richtig auf.

Im Winde draußen band sie ihr Kopftuch fester. Der Apotheker half ihr, die verschiedenen Kräuter in ihrem Beutel unterzubringen und begleitete sie ans Haff.

Drüben lag der Sandkrug in der Spätmittagssonne. Und dazwischen das Tief!

Aus breiten Rissen quoll jetzt grautrübes Wasser hier und da über das Eis. Schollen schoben sich ellendick übereinander. Der Schack tarp war eher gekommen, als sie erwarteten.

Weit zur Rechten, hinter der Süderspitze, riß die Brandung an den sich lösenden Schollen, schob sie zu Bergen an den Strand von Mellneraggen. Die eben noch gestauten Wasser der Memel hoben mit Urgewalt die Eisdecke von unten. Mäwen über dem Haff



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

zur Linken stürzten sich kreischend in die Blänke nach den wintermatten Fischen.

Byruta stand auf den Muschelresten am Haffufer. Der Wind riß an ihren blonden Haaren und ihrem Kopftuch. Seine Kälte trieb ihr Tränen in die Augen. Von der Brandung an der Seeküste wanderte ihr Blick über die Nehrung und den matten Spiegel des Haffes zum Ufer neben ihr, auf dem hochgezogene Kähne lagen.

„Da kannst du nicht mehr rüber!“ schrie ihr der Apotheker durch den Wind zu und hielt sie dann am Armel fest. „Warte vier, drei Tage. Dann kann man es wagen, mit einem Kahn überzusetzen!“

Drei Tage! — Was konnte da alles in Karweiten geschehen sein! Dort brauchten sie Hilfe. Ihre Hilfe. Und das möglichst noch heute. Sie sah drüben schon Petrat mit seinem Wagen stehen. Sie mußte hinüber, ihr fielen plötzlich die Worte aus dem Liede ein, das sie gestern abend gesungen hatten, über das sie mit Petrat noch am Vormittag sprach: „Wen suchen wir, der Hilfe tu...“ Sie dachte an ihren Herweg hinter dem Schlitten: Die schwerfälligen Holzschuhe hatten da wenig Halt gefunden und gegeben. Und jetzt, wo das Eis noch unsicherer war?

Petrat war hinübergekommen. Gewiß, das konnte schon vor zwei Stunden gewesen sein. „Bleib bei uns solange, mein Kind, bis das Tief frei ist“, lud sie der Apotheker ein. Byrutta sah wieder übers Haff, die Dünen entlang: Dort ganz hinten, wo im Dunstlicht unter der Sonne sich Haff und Himmel, Dünen und Grün ineinander verloren, dort lag Karweiten. Und dort brauchte man sie.

In einem schnellen Entschluß riß sie sich die Schuhe von den Füßen, steckte sie zu den Kräutern in den Beutel und lief die Böschung zum Tief hinunter. Schon spiegelte sich im Wasser über dem Eis das spärliche Rohr des Ufers. Dahinter eine breite, noch feste und trockene Scholle. Ohne Schuhe fand sie guten Halt. Der Wind ver-

von unten her mit losgerissenen Wurzeln und winterbraunem Schilf.

Byruta spürte: Sie konnte nicht mehr zurück. Nur vorwärts. Hinüber zur Nehrung. Doch hinter den eben überkletterten aufgetürmten Schollen war vor ihr freies, gurgelndes Wasser! — Aber da links, unter der blendenden Sonne, da hielt noch das Eis, soweit sie sehen konnte.

Sie mußte schon die Hälfte des Tiefs hinter sich haben. Gut eine Zehntel Meile war es breit, das wußte sie noch aus der Schule. Ihr Weg freilich wurde durch die Umwege doppelt so lang. Ihr blieb nicht viel Zeit zum Überlegen: Kaum war sie nach links gelaufen, brach ihre Scholle schon auseinander. Erschrocken hielt sie im Laufen ein und sah um sich: Nicht größer als ihr Garten zu Hause war die schwankende Insel, auf der sie stand. Und diese Insel drehte sich langsam im Kreise: Blendete sie eben noch die Sonne, so sah sie jetzt die Häuser von Memel dort hinter dem Mäwenschwarm. Und jenseits des breiter werdenden offenen Wassers standen Leute am Ufer, viele kleine, schwarze Striche. Und ebenso winzig mußte sie ihnen auf ihrer Scholle erscheinen! Byruta wußte sich so hilflos und verloren auf ihrem gefährlichen Standort inmitten der gurgelnden Wassermassen, inmitten auch des Treibeises um sie herum.

Ihre Scholle drehte sich weiter, der See zu: Vor dem engen Ausgang des Haffes stauten sich die Eismassen, schoben sich schräg aufeinander. Wer da hineingeriet, der mußte bald jeden Halt verlieren!

Nun hatte sie wieder die Nehrung vor sich. Viel näher schon, als eben noch die Stadt hinter ihr. Petrat machte ihr Zeichen, die sie nicht verstand. Ein Stoß ging durch ihre Insel, so daß sie hinfiel. Sie richtete sich auf, stützte sich auf die linke Hand: Vom Haff her schob sich eine riesige Scholle, die auf ihrem Rücken kleinere trug, gehoben und getrieben von der Urgewalt des Memelstromes, wie ein Kell durch die breite Blänke zwischen Stadt und Nehrung. Bevor Byruta sich ganz aufrichten konnte, traf ein zweiter, stärkerer Stoß ihr schwankendes Gefährt; trieb es aber hinüber zu den Schollen, die sich dem Nehrungsufer zu stauten.

Sie richtete sich ganz auf. So ähnlich mußte einem Elch zumute sein, den die Hunde der Jäger gestellt hatten! Der wehrte sich mit seinen Schaufeln und Hufen. Auch sie durfte nicht aufgeben! Sie handelte schneller als sie überlegte: Ihre Scholle stieß gegen eine größere. Schnell sprang sie hinüber, bevor beide sich wieder voneinander lösten. Schon drängte sich von links her das Eis übereinander, schob auch sie zugleich der Nehrung näher.

Fortsetzung folgt

# Ein kleiner Irrtum

Sie stießen überall an. Besonders er, der größte in der Familie, ein Riese. Es gab keine Tür, die nicht zu niedrig war, keinen Stuhl, der nicht zu klein, keinen Tisch, der nicht zu winzig war. Seine Frau hatte es etwas leichter, denn sie war nicht ganz so groß wie er, und wenn sie guten willens war und sich bückte, schritt sie durch die Räume ihres und anderer Leute Häuser, ohne gleich überall anzustoßen. Am leichtesten hatten es die Kinder, denn die waren noch klein und hatten es bald heraus, die Hindernisse, die es in der Welt gab, geschickt zu vermeiden. Mit anderen Worten, sie paßten sich an.

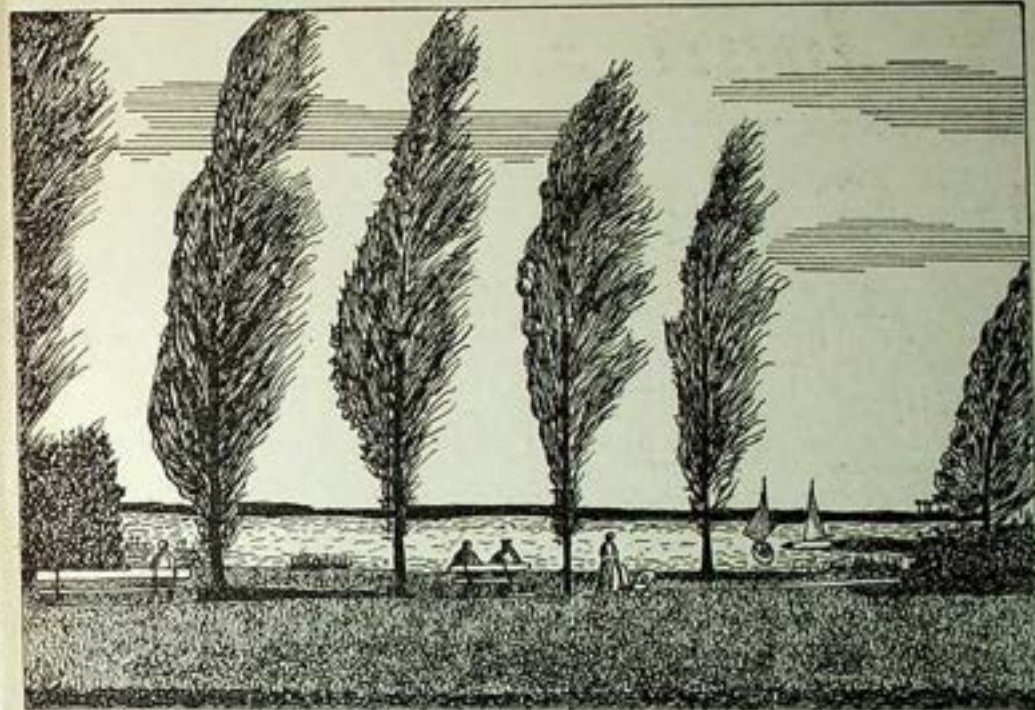
Die Familie, von der hier die Rede ist, war die Familie Riese, die aus Gründen, die zu erwähnen wir nicht für nötig halten, aus ihrer Heimat ausgewandert und, Gott sei's geklagt, ausgerechnet ins große Land der Zwerge kam. Sie zogen in ein Haus, das viele Zimmer hatte, denn sie waren eine kinderreiche Familie. Aber trotz der vielen Zimmer war das Haus zu klein. Jedes Zimmer war zu klein, jedes Bett, jeder Tisch, jedes Fenster, und das Dach war so niedrig, daß der Vater sogar über das Haus hinweg die anderen Häuser sehen konnte, die der Nachbarn und sogar noch deren Nachbarn. Das ärgerte ihn. Auch war der große Garten so klein, daß es sich kaum lohnte, darin spazierenzugehen.

Noch schlimmer war es, wenn man in die Stadt fuhr, zum Vergnügen, zum Einkauf, zur Arbeit. Der Posten, den man ihm gab, erlaubte ihm kaum, „piep“ zu sagen. Auch war er zu groß für die Schuhe, die er trug, und der Chef, dem er unterstand, war ein Zwerg, der von nichts etwas verstand, weil das Gehirn zwergenhaft winzig war. Frau Riese gehörte zwar bald zu einem Kaffeekränzchen, aber es war eben nur ein Kränzchen, ein kleines nur und kein Kranz, wie zu Hause, wenn man es dort auch nur ein Kränzchen genannt hatte, aber eben nur, weil das nun einmal so üblich und Sprachgebrauch war.

Sie kauften sich einen Hund, weil sie immer einen Hund gehabt hatten. Aber es war nur ein Hündchen, ein Zwergpinscher, mit Verlaub zu sagen, und sie schämten sich seiner. Denn zu Hause, in der Heimat, da hatten sie einen Bernhardiner, einen großen, gewaltigen Bernhardiner, der wußte, was er seiner Herrschaft schuldig war. Das Fell war üppig und echt. Mit so einem Zwergpinscher aber war kein Staat zu machen, und sie litten ganz ehrlich und aufrichtig.

Obschon die Kinder sich rasch eingelebt hatten und ihr Riesentum sie gar nicht mehr störte, weil die anderen Kinder in der Schule und auf der Straße es ihnen rasch und erbarmungslos ausgetrieben hatten, waren die Eltern kreuzunglücklich und hatten nur einen Wunsch: Zurück! Sie schrieben Briefe nach Hause. „Es ist nicht auszuhalten“, schrieben sie. „Wir sind zu groß. Um Gottes willen laßt uns zurückkommen!“ Mit anderen Worten, sie sehnten sich, sie hatten Heimweh, sie weinten Tag und Nacht, und ihre Tränen flossen in Sturzbächen aus dem Haus, durch den Garten, die Straße entlang. Die Nachbarn sahen es, und die Riesen taten ihnen leid. Das ist so bei den Zwergen. Die haben Verständnis und Mitleid. Sie verstehen, denn Zwerge sind ja etwas zu kurz gekommen, sie sind von der Natur betrogen, man hat ihnen nicht die Größe gegeben, den Überblick. Dafür aber um so mehr den Einblick. Sie sprachen mit den Riesen, indem sie zu diesen aufblickten. Aber so ehrenhaft das auch sein mochte, für die Riesen war das kein Trost. Denn die wußten ja, daß die Zwerge nur zu ihnen aufblickten, weil sie klein waren. Den Kleinen aber gehörte das Land. Die Gesetze, die Regeln, alles war für die Kleinen gemacht. Für die Riesen war eben kein Platz da.

Nun verfallen wir bereits in den Fehler, mit den Riesen Mitleid zu haben. So wie die Zwerge, diese harmlosen Kreaturen, die so einfältig sind und auf den Riesenjammer reinfallen. Zuweilen donnerte Herr Riese und schüttelte die Fäuste und schrie, daß alles im Zwergenland die Ohren spitzte und wirklich glaubte, das Ende sei nahe. Dabei dachte das Ende gar nicht daran, nahe zu sein. Es war ein Bluff. Aber die einfältigen Zwerge bekamen Angst vor dem Unbekannten. Das ist es. Denn ein Zwerg weiß nicht, wie einem Riesen zumute ist, genauso, wie ein Riese nicht weiß, wie einem Zwerg zumute ist. Zuerst fürchtet man das Unbekannte, aber aus der Furcht kommt oft der Haß. Der Haß ist eine Waffe, mit der man Herr seiner Angst wird und das Unbekannte bekämpft. Und so machte sich denn Familie Riese unbeliebt, und man mißte sie, wo man nur konnte. Die Eltern litten, aber die Kinder litten noch mehr. Denn nun sagten ihnen die anderen Kinder, auf der Straße und in der Schule, daß sie gar keine Zwerge seien, wie sie etwa glaubten, sondern Riesen, wie ihre Eltern. „Riesen raus!“ hieß es. Man schrieb es an die Häuserfronten der Stadt, auf das Straßen-



Kurt Dahn: Am Löwentin-See bei Lötzen (1977)

pflaster, sogar an der Riesen Gartenzaun. „Riesen raus!“

Das wurde dem Vater Riese zu bunt, und er sandte langer Hand, denn kurzer Hand konnte der Riese nichts tun, ein Kabel nach Hause: „Komme sofort. Macht Platz!“ In einem großen Düsenflugzeug, einem Jumbo-Jet, flogen sie nach Hause. Sie konnten es kaum erwarten, daß das Riesenflugzeug endlich auf dem heimatlichen Flughafen landete. Gar nicht warten, bis die luftdichte Tür des Flugzeuges sich öffnete und sie hinaussteigen konnten auf die alte Erde, die sie, wie es schien, vor unendlichen Zeiten verlassen hatten.

Nun aber geschah das Unerwartete. Die alten Freunde, die zum Flughafen gekommen waren, sie zu begrüßen, sahen auf sie herab, so als seien sie nichts als miserable, winzige Zwerge. Zunächst hielt Familie Riese dies für eine Täuschung der Sinne, übermüdet wie sie waren nach einem langen Flug. Als sie aber vom Flugplatz in die Stadt kamen, die ihnen zwar viel kleiner erschien, als sie sie in Erinnerung hatten, beachtete man sie kaum. Sie fielen überhaupt nicht auf. So als seien sie selbst zwergenhaft klein. Beinahe unsichtbar, weil sie im Land der Zwerge gelebt hatten, das zwar sehr groß und weit war, aber eben doch nur von Zwergen bevölkert und für

Zwerge da war und seine Häuser und Möbel und Einrichtungen für diese bereitet hatte

Vater und Mutter Riese stießen zwar nicht mehr überall an, wie sie es bei den Zwergen getan hatten, aber das nur, weil niemand sie beachtete. Nur die Kinder wuchsen schnell in die neue Umgebung, die ja einmal die alte gewesen war, hinein und verschafften sich bald Geltung.

Ein Jahr verging, und die Eltern wurden immer kleiner und häßlicher. „Hier kann ich nicht leben“, sagte der kleine Herr Riese, „hier bin ich nichts.“

„Du mußt etwas sein“, sagte die kleine Frau Riese, „drüben warst du was.“

Und so beschlossen die Riesen, ins Zwergenland zurückzukehren. „Zurück.“ Wie komisch das klingt, weil ja doch ihre Heimat einmal gleichbedeutend mit „zurück“ gewesen war.

Den Kindern war's egal. Sie waren immer noch Kinder, wenn auch schon etwas größere Kinder. Aber sie hatten noch ein paar alte Freunde im Zwergenland, und auf die freuten sie sich. So flog also Familie Riese zurück. Sie wußten gar nicht mehr, ob sie von Hause fort oder nach Hause flogen. Das schien mit einem Mal ganz das gleiche zu sein.

Im Zwergenland angekommen, aber wa-

Kurz vor Mitternacht machten sich Jurgis und Jonas mit ihrem Kesselhaken auf den Weg. Hinter Ertmes Haus unter der Düne fingen sie mit ihrem Pflügen an: vom Haff ging es die halbe Düne hinauf. Da lag nun rechts unter ihnen im fahlen Mondlicht Karweiten. Im Pfarrhaus brannte noch eine Kerze. Jurgis wußte dort Byruta bei ihrem letzten Rüsten für den Aufbruch in der Frühe. Der Wind trieb den Rauch aus den schilfgedeckten, schornsteinlosen Häusern den beiden nächtlichen Pflüchern in die Nase, und in die Ohren drang ihnen den Hang hinauf das silberne Klängen des wehenden Sandes.

Dreimal wollten sie die Furche vom Haff über die Düne zum Haff hinab ziehen und danach dreimal am Haffufer entlang: eine unsichtbare Mauer gegen die dunkle Macht. Würden diese Furchen noch wirken, wenn der Sand sie verwehte? Doch darüber machten sie sich jetzt keine Gedanken.

Weder draußen auf der See noch auf dem Haff in ihren Kähnen hatten sie sich je ihrem Dorf so nahe gefühlt wie in dieser seltsamen Nacht nach dem unheimlichen Tag. Da lag nun das neue Boot: das Knarren seines Wimpels war durch den Wind herauf zu hören. Jurgis sah mit einem aufwallenden Gefühl der Freude auf sein Werk hinter, mit Freude und mit Angst zugleich: was mochten die nächsten Tage bringen? — Sie beide, Jurgis und Jonas, wollten jedenfalls tun, was ihnen zu tun möglich war!

Sie sahen unten zwischen den Hütten vier Schatten. Das mußten Andris und Matz mit Tuta und Iisbe sein. Oberhalb der Türen und Fenster, damit beide sich öffnen ließen, sollten sie ihr Pestgarn anbringen. Keine leichte Arbeit war das bei den neunzehn Häusern. Die Hunde schlugen nicht einmal an, wenn sie sich durch die versandenden Gärten auf die Häuser zu bewegten.

Jurgis und Jonas waren auf dem Rückweg zu Ertmes Haus. Den Hohlweg durch die Düne hatten sie gerade hinter sich. Ein Reiter vom Dorf galoppierte auf sie zu. Im sandigen Überweg fiel das Pferd in einen schwerfälligen Schritt. Der Herzschlag der beiden Freunde wollte stocken: das war doch der Schwarze! — Was hatte der noch unten im Dorf gesucht? Als das Pferd auf ihre Furchen zutrat, bäumte es sich jäh auf und drohte, seinen Reiter abzuwerfen. Der sah die beiden mit ihrem Kesselhaken gegen den hellen Dünengang.

„Hols die Pest!“ schrie er, warf seinen Rappen herum und ritt dem Haff zu auf das Eis hinaus. Der Hufschlag verhallte in der Ferne und verlor sich im grummelnden Reiben des Haffees.

Erleichtert atmeten die beiden Pflüger auf: die alte Ertme wußte und konnte doch mehr als sie heute in der Schule lernten: in ihrer Hütte dort unten unter der Gewalt der Düne war sie selber ein Teil der Neh-

rung, ihres Sandes, selber wie eine Wurzel, wie eine jener Sturmkiefern, zerzaust und gebrochen von der Gewalt des Meeres und Windes, aber nicht zerstört. In ihrem Wissen wehrte sich die Erde gegen die Mächte des Bösen, die ihr die Kinder rauben wollten.

Sie setzten ihren Weg fort; unten am Haff trafen sie mit den anderen zusammen. Sie hatten es nicht gewagt, um Pfarrhaus und Kirche ihr Pestgarn zu spannen, zumal sie dort noch Licht sahen. Kesselhaken und Treibbaum legte Jurgis in seinen neuen Kahn. Todmüde und hellwach zugleich gingen sie schlafen.

Der Mond hing in den spärlichen Wolken zwischen den Sternen über dem Schilfrand



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

des Haffes. Feuchter, kalter Nebel waberte mannshoch durch die Büsche und über die Wege, als Petrat mit seinem Wagen am Pfarrhaus hielt. Byruta stand schon bereit. Rhesa hatte ihr seine nächtliche Begegnung verschwiegen. War es Müdigkeit oder Zweifel an sich selber, an seiner bisher so einfachen und wohlgeordneten Welt — er wußte es selber nicht.

Er war noch nicht zu Bett gekommen, als er seine Tochter aus unruhigem Schlafen weckte. Im Traum war sie gerade dabei, als Kind die Düne hinaufzuklettern. Doch immer wieder fanden ihre Füße keinen festen Halt, dazu wehte ihr der feine Sand in die Augen und den Mund, ja eine unsichtbare Macht sog ihr Arme und Beine immer tiefer in die Düne. So war die liebevolle Hand des Vaters beim Wecken für sie die Befreiung aus Todesangst.

Petrat hatte zu frühem Aufbruch gedrängt, denn sein Pferdchen war kein Postpferd. Die gut sechs Meilen bis Memel brauchten ihre Zeit.

Der Pfarrer reichte Byruta seinen langen Brief und ein von ihm versiegeltes Päckchen mit den Wertsachen des Kaufmanns auf den Wagen. Sie schob beides in den Beutel für die Kräuter.

Im Dünengang mußten sie absteigen.

Auf der Poststraße war es wieder leichter. „Der Wind hat sich gedreht“, bemerkte Petrat, „er kommt jetzt aus der Schaakener Ecke. — Da hilft er dem Schacktarp nach.“

In der Tat kroch der Wind jetzt ihren fröstelnden Rücken hoch, so daß sie enger unter der Feldecke zusammenrückten. „Wenn die Sonne aufgeht, wird's wärmer“, tröstete Petrat.

Doch zwischen ihnen und der Sonne lag jetzt noch die Düne, bleich und kalt wie Totengebein, im Mond- und Sternenlicht. Die grauschimmernden Birken zu beiden Seiten der Straße wiesen ihnen die Richtung. Petrat zeigte mit der Peitsche nach rechts: „Da war's gestern früh.“ Nur noch die Deichsel ragte ellenlang aus dem Triebband.

„Der wollte heute schon zu Hause sein“,

Aber wie ist es mit dem Kesselhaken und dem Pestgarn? Was sagt dein Vater denn dazu?“

„Ich habe ihm nichts davon gesagt; habe ihn auch nicht danach gefragt“, gestand Byruta leise. „Ich wollte ihn nicht kränken mit der Frage. Ich wollte auch nicht sein Verbot hören. Ertmes und Jurgis wegen.“

„Wenn's gegen den Schwarzen hilft, kann's eigentlich nicht böse sein“, wandte Petrat ein.

„Gewiß. — Aber mein Vater hat manchmal gesagt: Man kann den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben.“ Jeder schwieg, in seine eigenen Gedanken versunken.

Die Düne zur Rechten wurde niedriger, und über ihrem Kamm erschienen die ersten kaltgelben Strahlen der aufgehenden Sonne. Der Wind frischte auf und trieb dürres Birkenlaub hinter dem Wagen her. Aus den Sturmkiefern zwischen den Kupsten erhoben sich krächzend müde Krähen. Über ihnen zog ein Fischadler seine ruhigen Kreise.

„Wenn der Wind so bleibt, dann drückt er das Eis hoch. Es stöhnt schon die ganze Zeit.“ Über die Düne hinweg war das Reißen des Haffees zu hören. Und von der See her drang über die Vordüne einschläferndes Rauschen der Brandung. „Wenn der Wind sich noch weiter dreht, dann haben wir morgen Sturm: Nordweststurm“, nahm Petrat seine Erklärung wieder auf. „Der legt dann das Tief frei. Und der Schacktarp treibt das Eis ins offene Meer.“

Trotz des Strohs in den Holzschuhen wurden ihnen die Füße kalt. Schwarzort kam in Sicht. Zwischen den hohen Bäumen seines dichten, dunklen Waldes war es windstill.

Auf der Poststation vertraten sie sich die Beine und berichteten, was mit der Postkutsche geschehen war und daß der Kutscher mit seinem geretteten Pferd nach Nidden wollte. Doch sie fanden erst Glauben, als Byruta Brief und Päckchen vorweisen konnte.

Die Sonne stieg höher und wärmte jetzt von der Seite. Unter dem Zockeltrab des Pferdchens kam Sandkrug näher.

Drüben lag Memel im Morgennebel, der, kaum aus den Haffwiesen aufgestiegen, schon vom Winde zerrissen wurde. Der Sandkrugwirt wußte, daß das Eis noch hielt: Gestern früh wäre die Postkutsche noch herübergekommen und heute ein Schlitten mit Seefischen von der Süderspitze glatt in die Stadt gefahren. — Seine Haff-Fische würde Petrat schnell los werden.

Petrat ver lud die Fischkisten auf seinen Schlitten am Eisrand und stellte dann Pferd und Wagen im Sandkrug unter: Das Pferd war ihm unsicher auf dem Eis. Zu Fuß kämen sie besser vorwärts.

So zogen sie zu zweit über das Eis und wurden schnell warm dabei.

meinte Byruta, „gestern um diese Zeit wird er noch in Memel im Bett gelegen haben!“

„Und gestern abend haben wir an seinem Grab gesungen: ‚Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfange‘. Das wird der Kaufmann auch oft mitgesungen haben. Aber wer denkt beim Singen daran, daß die Worte auch ihn selber angehen könnten...“

„Und wir haben den Schwarzen im Dorf gehabt...“

„Wir haben ihn noch im Dorf: den Schwarzen Tod!“ fuhr Byruta nachdenklich fort. „Wen suchen wir, der Hilfe tu“, heißt es weiter im Liede: ‚das bist du, Herr, alleine...“

„Soll das heißen, daß wir die Hände in den Schoß legen und alles über uns ergehen lassen müssen“, begehrte Petrat auf. Er als der Krugpächter hatte durch seine Gäste immer ein offenes Auge und Ohr hin zur fremden und fernen Welt gehabt.

„Ganz gewiß nicht: wir müssen alles tun, was Gott uns als Hilfe anbietet. — Die Kräuter und Säfte aus der Natur sind doch auch von Gott“, entgegnete Byruta. „da habe ich ein gutes Gewissen, wenn ich sie jetzt aus der Apotheke hole. — Mein Vater hat oft gesagt: wer da weiß, Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sündel!“

„Für Ertmes Kräuter wird das stimmen.“

# Erste Beute in freier Wildbahn

## Wie die dumme Angewohnheit einer Jägersfrau eine ganze Gesellschaft in Atem hielt

Um das Geschehen verständlich zu machen, das damals um ein Haar — ein Luchshaar — zu einer kleinen Katastrophe wurde, muß ich zuerst einmal sagen, daß sich meine beiden Waidmänner, jeder auf seine Weise, die redlichste Mühe gaben, aus mir Berliner Pflanze eine brauchbare Jägersfrau zu fabrizieren. Da ich guten Willens war, glückte dies auch einigermaßen. Nur eine Angewohnheit ließ sich bis auf den heutigen Tag leider nicht ausmerzen.

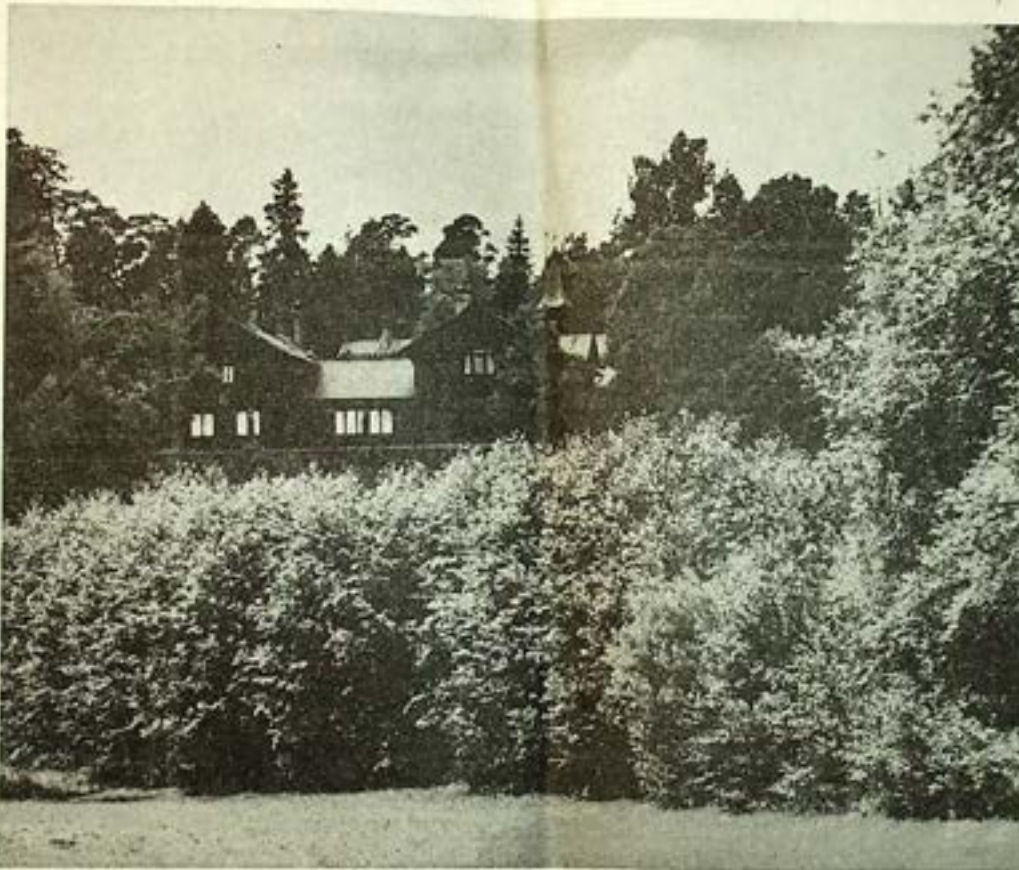
Ich wünsche stets Ansitz, Pirsch, den Kontrollgang zur winterlichen Fütterung, das Lauschen auf den ersten Schnepfen-Puizer im Frühjahr oder das eifrige, manchmal akrobatische Anspringen des großen Hahnes zum Picknick auszubauen. Das heißt, ich verspüre, sobald die ersten Baumwipfel am Waldesrand rauschen, einen infernalischen Hunger und packe Butterbrote aus. In jüngerer Zeit gibt es Gott sei Dank Plastiktüten, denen man ziemlich leise die leckeren „Stullen“ entziehen kann, aber damals war es geräuschvoll knisterndes Butterbrotpapier, das immer wieder Flüsterproteste der Jäger, vor allem des Meinen, auslöste. Doch ich schaffte mir diesbezüglich ein dickes Fell an und aß mit Genuß mein Mitgebrachtes. Dennoch konnte ich mich dann unerschrocken dem jagdlichen Geschehen hingeben.

Beim Aussetzen der ersten beiden Luchse in der Rominter Heide im Frühjahr 1940 wollte mein Mann keine Zuschauer haben. Er mußte erst einmal beobachten, wie sich die eleganten Wildkatzen im Eingewöhnungsgatter benahmen. Man hatte gehofft, daß es sich bei den kräftigen Tieren — Wildfänger aus Finnland — um ein Paar handele. Aber auch die besten Hensoldt-Gläser vermochten nur die Kätzin klar zu erkennen, der zweite Luchs blieb für das menschliche Auge geschlechtslos. Um aber eine Vermehrung der Tiere zu gewährleisten, wurde im Herbst desselben Jahres daher noch ein Kuder den Zweien zugesellt.

Die ersten beiden Luchse hatten sich erstaunlich schnell und gut im Gatter akkli-

miert. Er stutzte, richtete sich etwas auf, versuchte sich Wind zu holen, duckte sich dann plötzlich ganz flach zum Boden und schob sich auf dem Bauch Zentimeter um Zentimeter vorwärts und auf einen großen Eichenstubben zu.

Mir wurde siedendheiß! Kein Zweifel, der Luchs hatte meinen Pflaumenkuchenkorb entdeckt. War es die zuckersüße Witterung oder die rehbraune Farbe des Korbes, auf jeden Fall erschien ihm dieses Arrangement in freier Wildbahn äußerst attraktiv.



Rominter Heide: Das Jagdhaus

Foto Schöning

sie alle reichten gottlob nur bis vor den Stubben und nicht dahinter. „Luchse äugen sehr gut, besser als sie vernehmen“, flüsterte mein Mann, „da muß irgend etwas hinter dem Stubben sein!“

Ich schwieg und ließ auch mein Fernglas bühnclings baumeln, denn ich wußte nur zu genau, was der Kuder jetzt trieb. Mein schöner Pflaumenkuchen!

Mein Mann hatte uns kurz zuvor noch erzählt, der Luchs risse vornehmlich Reh-

Nun ja, der Kuchen war ja auch wirklich lecker geraten, und ich hatte schon lange mit meinem „Jäger-Hunger“ zu kämpfen.

In diese zwiespältigen Überlegungen hinein kam der Luchs plötzlich wieder zum Vorschein. Ehe wir ihn im Glas hatten, machte er drei riesige, lautlose, sehr geschmeidige Sätze zum Bestand hin und war wie ein lodender Pfeil zwischen den dunklen Fichtenstämmen verschwunden.

Gott sei Dank! Mir kehrte langsam die Normaltemperatur in meine Glieder zurück. Natürlich wollte nun alles zu dem Stubben laufen, um zu sehen, welches Geheimnis den Kuder veranlaßt hatte, seine Einbürgerung in die Heide so wirkungsvoll zu beginnen. Aber mein Mann bat, sich noch etwas zu gedulden, denn das merkwürdige Benehmen des Luchses schließe nicht aus, daß er noch einmal zurückkehre.

Da raste plötzlich ein Revierförster aus dem Wald. Er hatte auf einem Hochsitz, unmittelbar hinter dem Bestandesrand gesessen um zu beobachten, in welche Richtung der Luchs wechseln würde: „Herr Oberforstmeister“, schrie er schon von weitem, „Herr Oberforstmeister, der Luchs ist irgendwo verwundet, ich hab' ganz deutlich gesehen, er schweift an beiden Pranken und am Fang!“

## Was war wohl dahinter?

Alles redete aufgeregt durcheinander, überlegte, mutmaßte, dachte und meinte, daß es hinter dem Stubben ein Ungeheuer geben müsse, das dem Luchs ans Leben wollte.

Nun mußte ich beichten. Doch ich tat es lieber vor versammelter Mannschaft als vor meinem gestrengen Waidmann alleine. „Ich weiß, was der Kuder hatte, und was er hinter dem Stubben fand: Meinen Pflaumenkuchen!“

Alles rannte lachend zum Stubben. Da klebte mein leckerer Proviant wie ein lila-roter Kuhfladen am Waldboden. Mein Mann schwieg und lehnte eine gemeinsame Kaffeeschlacht im nahen Kurhaus Rominten ab. O je!

Unsere Heimfahrt drohte in düsterem Stillschweigen zu verlaufen. Ich saß restlos zerschmettert neben meinem Ehemann und wagte schließlich, als ich es nicht mehr aushielt, mit verkrampfter Fröhlichkeit zu trällern:

„Na... ging ja nochmal gut, nicht? Is ja nichts passiert.“

„Soo, meinst du“, grollte mein Waidmann, „Pflaumen führen ab, wie du weißt, noch dazu verzuckerte. Wenn also dieser Luchs an „Dünnpfiff“ eingeht, bist du daran schuld und kannst einen Neuen beschaffen.“

Heinke Frevert

## Frühlingserwachen

Grüne Saat auf brauner Erde,  
lein wie eines Hauches Spur,  
zeigt im großen Storb und Werde  
Aulerstehung der Natur.

Vogelzwitschern erster Gäste  
wiegt sich auf dem Frühlingswind,  
und es wiegen sich die Äste,  
und die Mutter wiegt ihr Kind.

Große weiße Wolkenwände

Ich versuchte, wie schon so oft in meinem „Jägerleben“, den heiligen Hubertus zu mobilisieren und betete, er möge dem Kuder das Interesse an meinen „Fressalien“ nehmen. Aber der Schutzpatron schien selber derartig fasziniert von dem Schauspiel zu sein, daß er mein Gestammel nicht hörte.

Jetzt war der Luchs beinahe hinter dem Stubben verschwunden. Sämtliche Gläser richteten sich erregt in diese Richtung, aber

wild. Er schob sich bis dicht an sein Opfer — am liebsten Kitze — heran, spränge sie dann blitzschnell an, töte sie mit einem Biß in die Kehle, sauge ihnen das Blut ab und ließe sehr oft das verendete Stück, ohne es anzureißen, liegen.

So mögen es vielleicht andere Luchse tun, überlegte ich, dieser aber schien eher menschliche Geschmacksrichtungen zu haben.

### 3. Fortsetzung

Als die Abendglocke die Gemeinde auch zur Trauerfeier in die Kirche rief, war es zugleich ein Abschiednehmen von der Kotryna Skrandiene: Mit schwarzblauen Beulen an der Stirn war sie in einem heftigen Fieberanfall gestorben. Nun wußten die Karweiter, daß der schwarze Tod in ihrer Mitte war!

Vor dem Sturm konnten sie sich retten: Überall am Haff gab es Häfen, wenn Wolken und Möwen ihn ankündigten. Dem Sand der Düne konnten sie ausweichen; ihre Väter hatten es getan. Auch gegen Wasser und Feuer gab es Hilfe; aber dem Schwarzen Tod waren sie ausgeliefert wie der Fisch dem Netz.

Wer würde der nächste sein, den er mit sich zog?

In das christliche Ja zu Gottes unbegreiflichem Willen, das Rhesa von der Kanzel verkündigte, mischte sich in Kopf und Herz seiner Gemeinde jene Schicksalshörigkeit, die mit der Ohnmacht der Unterlegenen nach einem Ausweg sucht. Nach jenem Ausweg, auf dem auch Sklaven mit ihren übermächtigen Herren fertig werden. Und während der Pfarrer auf die christliche Hoffnung verwies, deren Zeichen das Kreuz ist, das mit den Namen der Toten darauf den Särgen vorangetragen und zu ihren Häupten ins Grab gepflanzt wird, wandten sich die Gedanken der Alten wie der Jungen dem Kesselhaken und Pestgarn zu, mit dem sie den schwarzen Feind zu überlisten hofften.

Schnell wanderten die Schatten der Düne über die frischen Gräber, über die Heimwärtsziehenden und die Häuser des Dorfes; wanderten über das Haff hin und hüllten Eis, Nehrung und drüben die Niederung bald in die dunklen Schleier der kaltwerdenden Frühlingsnacht.

Byruta berichtete am Abend dem Vater von Ertmes Kräutern, die nur in der Memeler Apotheke zu bekommen wären. Sie zeigte ihm auch Ertmes Bernstein und erzählte von dem Ring für Jurgis. „Wenn die Mutter Ertme sich davon trennt, dann nimmt sie bald Abschied von uns“, sagte Rhesa nachdenklich.

Rücksicht auf Jurgis wie ihren Vater ließ Byruta aber von Ertmes anderen Mitteln schweigen.

Jurgis sammelte am Abend seine Freunde um sich. Ihr Kreis wurde verstärkt von den Alten, die Ertmes Wissen mehr zutrauten als den Künsten der klugen Ärzte, die sich kaum einmal in die einsamen Dörfer auf der Nehrung verloren.

So gab es in dieser Nacht im Pfarrhaus wie in den Rauchhäusern der Fischer die verschiedensten Vorbereitungen auf den kommenden Morgen.

Jurgis nahm zu sich seine Freunde Jonas, Andris und Matz. Unter dem aufgesternten Himmel gingen sie durch die Nacht zu Ert-

mes Hütte. Sie tränkten Netzgarn mit dem Blut von Hahn und Katze, um damit die Häuser unter der Düne zu umspannen. An den alten Kesselhaken banden sie ein Zugtau und den Treibbaum eines Keiternetzes zum besseren Führen dieses „Pestpfluges“.

Nach Mitternacht, wenn der halbe Mond das matte Sternenlicht verstärkte, wollten sie sich auf den Weg machen: Jurgis mit Jonas, um die Furchen gegen den schwarzen Tod dreimal um das Dorf zu ziehen. Dem Anris um Matz wollten die Tuta und Ilsbe beim Umgarnen der Häuser helfen.

Die Alten ahnten, daß Rhesa dieses nächtliche Treiben ablehnen würde. Vertrat er doch eine ganz andere Macht, als es die Kräfte waren, mit denen Ertme im Bunde schien. Aber hatte Rhesas Seite die alte



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

Kotryna retten können? Und wo war der Unterschied zu sehen zwischen Ertmes Kräutern und ihrem Garn, zwischen ihrem Trank und dem Kesselhaken, unter dem er gekocht wurde? Rhesa selber hatte doch ihren Tee gegen Schlangenbiß gern getrunken und ihre Kräuter auf seine Frostbeulen gelegt!

So war es besser, man ließ die Jugend jetzt den uralten Bräuchen folgen — und vermied ein Gespräch mit dem Pfarrer in den Häusern.

Petrat hatte seinen Wagen mit den Fischkisten für den Morgen schon beladen: Eisplacken darüber und Kiefernzweige und Segeltuchreste darauf gegen die Sonnenstrahlen gelegt. Sogar einen alten, breiten Handschlitten lud er auf, um nötigenfalls damit und zu Fuß über das Tief zu kommen.

Auch im Pfarrhaus brannte noch Licht. Byruta schrieb sich, um nichts zu vergessen, die Kräuter auf, die die alte Ertme ihr genannt hatte: Engelwurz und Meisterwurz, Biebernell, Alant, Zitwer und Raut.

Ihr Vater saß währenddessen über einem langen Brief an seinen Memeler reformierten Kollegen, Andrew Chrichton. Der sollte den Inhalt an die Memeler Freunde und an die Familie des Toten in Königsberg weitergeben. Wurde es ihm leicht, christliche

Trostworte und auch den Inhalt seiner Predigt niederzuschreiben, so fiel es ihm um so schwerer, die unheimliche Erscheinung und Mitwirkung des Fremden glaubwürdig und verständlich darzustellen. Von der Schuld des Schwarzen am Tode des Kaufmanns im Triebsand wußte er nur aus dem Munde des Kutschers. Beim Tanz im Dorf hatten ihn auch andere gesehen. Aber wie sollte ein nüchterner Schotte in Memel in solch einem greifbaren fremden schwarzen Reiter zugleich den unfassbaren Schwarzen Tod erkennen! Und wie konnte er, Rhesa, als studierter Mann so etwas auch nur andeuten, ohne selber zugleich an Ernst und Würde einzubüßen!

So schrieb er alles nieder, wie er es erzählt bekommen hatte, und vergaß nicht zu

Wind übertönte seine Schritte auf dem Sandweg und das aufgeregte Klopfen seines Herzens. Die Laterne unterm Umhang, sah er mit der Hand über den Augen durch die Scheiben: eine der Kerzen an seinem Bettpult brannte. Ein schwarzer Dreispitz lag auf dem Tisch. Ein dunkler Umhang nahm ihm die Sicht, doch eine Hand langte daraus hervor mit dem Gänsekiel nach dem Tintenfaß. Er hörte das Blättern von Seiten. Da riß er die Tür auf. Die Gestalt fuhr jäh hoch: Der Schwarze sah ihn aus tiefliegenden Augen an. Die eine Hand riß einen Packen Seiten aus dem Kirchenbuch. Die andere griff zum Dreispitz. Rhesa hob seine Laterne hoch, dem Fremden ins Gesicht. Der schwenkte dem Pfarrer den Dreispitz an den Augen vorbei. In der anderen Hand hielt er die Blätter aus dem Buch. Schnell griff Rhesa danach. Die Blätter rissen entzwei. Die obere Hälfte blieb in der Hand des Fremden, der jetzt mit einem meckernden Lachen durch die Tür an Rhesa vorbeisprang. Vom Glockenstuhl her verhallten galoppierende Hufe im Wind.

Rhesa fuhr sich mit der Hand über die Augen: war das ein Traum, ein Gespenst, war das Wirklichkeit? Doch da hatte er die Papiere in der Hand! Er beugte sich über das aufgeschlagene Buch. Es fehlten vier Blätter. Acht Seiten mit den Taufen von fast fünf Jahrgängen. — Vor rund zwanzig Jahren hatte er sie getauft!...

Eifrig durchblätterte er weiter das Buch. Nach einem Todesfall pflegte er hinter den Taufeintrag ein Kreuz mit dem Todestag zu setzen. Doch da waren Kreuze im Buch, Kreuze nicht von seiner Hand! Kreuze bei Alten, Kreuze bei Jungen, bei kleinen Kindern! Und vier Blätter waren ganz herausgerissen. Er glättete ihren Rest, den er immer noch in der Hand hielt. Da las er auch den Namen Byruta: seiner Tochter Byruta! Sollte er sich freuen?

Das alles war so unheimlich und unwirklich. Aber auch er selber hatte nun den Schwarzen gesehen!

Was stand seinem Karweiten bevor? —

Er griff zum Kirchenbuch und schlug das Sterberegister auf. Die Kotryna Skrandiene war schon eingetragen. Er schrieb jetzt darunter: „Am selbigen Donnerstag post festum resurrectionis Do. i. J. Chr. A. D. 1709 ward begraben im Sand neben der Kirchen der Kaufmann William Hamilton, Regiomontanus, geboren A. D. 1672 bei Edinburgh, gestorben im Triebsand an der Poststraße, R. i. P.“

Draußen glaubte er Pferdehufe zu hören — oder war das nur das Klopfen seines Herzens? Rhesa faltete seine Hände über dem aufgeschlagenen Buch, fiel mit dem Kopf auf die Arme, fiel ins Gebet, in ein erschöpftes Schlummern.

Fortsetzung folgt

# Traum einer Fahrt nach Masuren

Über Vor- und Nachteile einer Reise in die Heimat macht sich Heinz Bergau Gedanken

Gestern wurde ich bei der Anmeldung zu einem Kursus der Volkshochschule nach meinem Geburtstag und Geburtsort gefragt. Wahrheitsgemäß antwortete ich etwas verwundert ob der Frage: Lyck/Ostpreußen. Das junge Mädchen gab mir die Durchschrift der Anmeldung, auf der „Lyck“ mit Umlaut von „u“ geschrieben stand, und ich haderte noch ein wenig mit mir, ob ich hier aufklären sollte. Wenn ich es unterließ, dann tat ich das, weil es nur wenig Sinn gehabt hätte, hier zu belehren — man hätte sich nur unbeliebt oder gar lächerlich gemacht. Der Ort, in dem ich wohne, ist klein.

Noch sind wir aber nicht der Vergessenheit anheimgefallen. Denn jetzt zu Jahresanfang werden uns von allen Seiten durch Ferienprogramme und Zeitungsinserte Ferien in der Heimat, Ferien in Masuren angeboten und die Angebote sind reizvoll. Man könnte von Lötzen oder Treuburg mit der Eisenbahn nach Lyck fahren, denn, wenn ich dorthin reisen würde, würde ich die Tage in und um Lyck verbringen wollen. Dort sind leider noch keine Quartiere zu bekommen. Wie man hörte, obwohl dort wiederaufgebaut und neu gebaut worden ist, aber die Stadt soll nun 30 000 Einwohner haben.

Einige Freunde sind schon dort gewesen. Wir sahen und hörten ihre Diavorträge, wir lasen ihre Reiseberichte und wir fragten uns insgeheim, ob wir nicht auch dorthin fahren sollten. Wir besprachen es allein mit uns und denen, die dort waren. Auch sie waren im Zweifel, ob es gut war, Erinnerungen zu stören, die nach so vielen Jahren nicht verblaßt waren, wie z. B. der von der Bunelka gesehene Sonnenuntergang oder das Bild des Weges zwischen den hohen, von der Nachmittagssonne vergoldeten Kiefernstämmen zum Kleinen Selmensee herab, — als man noch Knabe war.

Und die, die dort gewesen waren, sagten auch: „Der Abschied, wenn nur der Abschied nicht wäre — wir sahen noch einmal über den See, die Halbinsel, den Wasserturm — wir nahmen alles in uns auf — wir wollten so viel mitnehmen, wie wir in uns tragen konnten, aber niemandem werden wir je unser Inneres zeigen noch übermitteln können, was da in uns geschah.“

Und es sind ja nicht die Kirche, die Schule,

denkmal, wo Volksfeste stattfanden, so der Flugtag — oder ähnliche Stätten, die wir wiedersehen wollen.

Ich möchte zu den Wiesen, von denen ich zum botanischen Schulunterricht die Sumpfdotterblumen und das Wiesenschaumkraut holte, oder zu dem Bahndamm gehen, auf dem die schönsten Ackerschachtelhalme der ganzen Welt wuchsen, oder dorthin, wo man in des Bahnwärters Garten, aus dem man nie vertrieben wurde, das klare, kühle Wasser aus dem Ziehbrunnen schöpfen konnte, oder dorthin, wo mein Vater in aller Herrgottsfrühe dem Schlag der Nachtigall lauschte. Nachsehen möchte ich, ob der Hydrant vor dem Hause noch steht, über den wir Bocksprünge machten oder der Zaunpfahl noch da ist, auf dessen damals weißgestrichener, tafelförmiger Abdeckung ein Schulkamerad mir die nichtverstandene Aufgabe der Einzeichnung einer mathematischen Gleichung in ein Koordinatensystem zu erklären versuchte. Dort in der Nähe steht auch der Baum, an den ich mit meinem ersten Fünfpennig-Romanheft gelehnt stand und las, damit es ja jeder sehe, der vorbeikommt.

Dort fast gegenüber steht mein Geburtshaus und weiter dahinter ist die Straße der Kasernen, deren große Höfe mit lanzenförmigen, hohen Eisenstangen eingefriedet waren, durch die ich zum Entsetzen und großen Verdruß meines Vaters meinen Knabenkörper hindurchzwängen konnte. „Wenn der Kopf durchgeht“, beruhigte ich, „dann komme ich auch ganz durch!“, verschwie

aber, daß einmal beinahe der Kopf eingeklemmt war. Und ich denke an die tausend Anemonen im Frühjahr, den Wald der Anemonen auf einer der Franzoseninseln im Sunovosee — wie japanisch mir heute dieser Name klingt. All diesen und hundert und mehr Erinnerungen bin ich nicht nur räumlich nähergekommen, seit ich nach meiner Pensionierung in Ostseennähe wohne. Wie wäre es, wenn ich in das Land meiner Kinderträume führe? Was würde ich gewinnen, was in mir zerstören? Genügt nicht diese Sehnsucht aus der Ferne?

Aus alten Tagen liegt eine Luftaufnahme von Lyck vor mir. Direkt unter mir der See und die Insel, dort die Kirche, die rechtwinkligen Straßen, der Bahnhof dort hinten und weiter schon zwischen den Äckern und Feldern die drei Bahnbetriebshäuser, die wir die Elefantenhäuser nannten. — Sollte man hinfahren, um nachzusehen, ob alles noch so ist wie einst?

Ich würde es wohl tun, wenn ich zum nächsten Bahnhofsschalter gehen und eine Fahrkarte verlangen könnte: „Bitte eine Karte Zweiter Klasse nach Lyck/Ostpreußen. Bitte über Berlin, Dirschau, Allenstein — nein, nein, nicht Rückfahrkarte — bitte nur einfache Fahrt!“ Und ich würde im Hotel Kronprinz oder im Königlichen Hof wohnen. Dort würde ich sagen: „Bitte ein Zimmer mit Blick auf den See, die Insel und das gegenüberliegende Ufer, wohin in der Nähe der Kirschbäume die Pferde der Domäne zur Trenke und zum Schwimmen kommen“, — würde ich dann wohl sagen.



„Schau, die Krokusse blühen wieder“

## Bis ein Vogel sein Nest verläßt

Was leidigen Balkonbesitzern mit kleinen Amselfamilien so alles widerfahren kann

Ende März sah der Balkon jeden Tag aus, als hätten Vandalen darauf gehaust. Er war übersät mit Wollgespinnst, Fäden und vor allem mit dünnen abgebrochenen Zweigen.

Mein Mann wußte Bescheid: „Bestimmt ist es die Amsel, die vergangenen Sommer in den Blumenkästen gewühlt hat!“

Vielleicht war sie's wirklich. In diesem Jahr schien sie fest entschlossen, ihr Nest auf unserem Balkon zu installieren. Eines

Als wir nach Ostern von einer kurzen Reise zurückkamen, war unsere Untermieterin verschwunden. Aber eines Morgens lugte ihr Köpchen mit dem energischen gelben Schnabel wieder über den Rand des Nestes. Vorsichtig äugte sie zu mir herüber, während ich am Wäschetrockner hantierte. Brutende Amseln sollte man nicht stören.

Wenn mein Mann abends die Geranien mit Wasser und beschwörenden Blicken hervorzulocken versuchte, um sie

gewesen, nur trauten wir uns überhaupt nicht mehr auf den Balkon, um das Familienglück nicht zu stören.

Und dann kam der Tag, an dem sie das Nest verließen. Mit letzten vorpfingstlichen Arbeiten beschäftigt, hatten wir das aufgeregte Gezwitscher draußen nicht weiter beachtet und merkten erst, was los war, als ein rundes Federbällchen hüpfend und zaghaft flatternd zur offenen Balkontür herein-

## 2. Fortsetzung

In die plötzliche, unheimliche Stille der noch keuchend Dastehenden hinein klang der Skrandiene ihr: „Da, trink erst mal!“, mit dem sie dem Kutscher den Peperinniskrug an den Mund schob.

Nach einem langen Schluck wischte er sich Stirn und Mund ab, sah sich nach seinem Pferd um und lehnte sich ermattet an einen der Netzpfähle.

In den Ring der ihn nun Umdrängenden hinein berichtete er ohne rechte Reihenfolge von der Begegnung auf der Poststraße, von der in den Triebsand gestoßen und dort versunkenen Postkutsche, von dem fremden Kaufmann und von den schwarzen Beulen an Hand und Stirn des Fremden.

Die urplötzliche Stille hatte den alten Rhesa an den Strand gelockt. Er bekam den Rest des Berichtes noch mit. „Gott erbarme sich unser! — Der schwarze Tod kommt nun auch übers Haff! — Zu uns! — In Tilsit wütet schon die Pest. Auch in Memel gibt es Pestkranker!“

Ratlos blickten alle sich an: „Was wird werden? — Was können wir tun?“ Rhesa richtete sich auf: „Petrat, spann deinen Wagen an! Dann ladet vier Bohlen auf! — Wir müssen sehen, was aus dem Triebsand noch zu retten ist.“ Diese notwendigen und verständlichen Aufgaben befreiten alle aus ihrer Lähmung und setzten sie in Bewegung. Die einen an die neue Arbeit, die anderen zurück in die Häuser mit ihren täglichen Pflichten.

Und während der Pfarrer mit den Männern über die Düne zur Poststraße stapfte, zog Jurgis seine Byruta mit sich: „Wir wollen zu Mutter Ertme. Die wird wissen, was zu tun ist. — Und wie man helfen kann!“

Mutter Ertme saß vor ihrem Häuschen und ließ die warmen Sonnenstrahlen auf den grauen Scheitel und ihre gichtigen Finger fallen. Ihr weißes Kopftuch hatte sie nach hinten geschoben. Am Pfosten zur Linken hing ein neues Keiternetz, an dem sie geknüpft hatte, bis das Singen und Spielen so jäh abbrach.

So sah sie den beiden durch den Ufersand auf sie Zulaufenden fragend entgegen.

Mit aufgeregten Worten erzählten Byruta und Jurgis vom Fertigmachen der alten Boote, vom Schmücken des neuen Kahnens, vom Singen, Feiern und Tanzen dabei — und von dem unheimlichen schwarzen Reiter, der das Fest gestört hätte. Und dann vom merkwürdigen Bericht des Kutschers über den Tod des fremden Kaufmanns im Triebsand und der Mitwirkung des Schwarzen dabei, den der Kutscher den „Schwarzen Tod“ nannte. „Jetzt ist der Vater mit den Männern zum Triebsand an der Post-

straße hin“, schloß Byruta beider Bericht ab.

Ertme sah an ihnen vorbei auf das Rohr am Haff: „Ich habe den schwarzen Tod schon zu uns kommen sehen: Im Rohr, da liegen tote Ratten!“ Sie nickte mit dem Kopf zum Haff hinüber, und Byrutas und Jurgis' Augen folgten der Richtung. „Nach dem Schack tarp wird's noch schlimmer werden. — Jetzt hält das Eis die Ratten drüben in ihren Löchern!“

Jurgis ärgerte sich über das Benehmen des Schwarzen beim Tanz. Dazu Ertme: „Das wird bald einen Totentanz in Karweiten geben wie noch nie. Keine Zeit wird sein



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

zum Zarm. Kein Mund mehr willig zur Rauda. Und ihr beiden?“

„Kann man denn gar nichts tun? — Nicht aufhalten, nicht helfen, nicht heilen?“ fragte Byruta und Jurgis fuhr fort: „Mutter Ertme, du wußtest doch immer zu helfen bei Frostbeulen und Schlangenbiß, bei Fieber und Gift...“

„Mein Kind, gegen den schwarzen Tod ist kein Kraut gewachsen. Der ist stärker als die Laima. Aber von meiner Großmutter habe ich einmal gehört: Früher bei Pestzeiten nahmen die Vaidiluten ein Garn. Das tauchten sie in das Blut einer Katze und eines Hahnes: ein Pestgarn. Damit umspannten sie die Häuser. — Sie haben auch mit einem Kesselhaken dreimal um das Dorf gepflügt. Dann konnte der ‚giltne juoda‘ nichts ins Dorf...“ Sie schwieg nachdenkend.

Jurgis rief aufgeregt: „Das sollten wir doch auch tun. — Es wenigstens versuchen!“

Byruta sah ihn fragend an: „Aber wie helfen wir denen, die er schon getroffen hat?“ Und beide dachten an ihre Freunde, die der Schwarze beim Tanz angefaßt hatte.

Ertme: „Früher war das so: Vom Herdfeuer her Kaddigrauch und Bernsteinrauch

in den Häusern. Und Kaddigbeeren kauen. Ein starker Trank aus siebenerlei Kräutern dazu hat geholfen. Kaddigbeeren haben wir hier genug. Doch Engelwurz und Meisterwurz, Biebernell, Alant, Zitwer und Raute, die gibt es nur in der Apotheke in Memel...“ Ertme sah auf das Haff hinaus und kniff die Augen geblendet zusammen: „Wer schafft es noch nach Memel, über das Tief hinüber, wenn jetzt der Schack tarp kommt? Und das kann schon morgen sein!“

Wie als Bestätigung zu Ertmes Worten ging ein drohendes Bersten und Brechen draußen durch das Eis, so daß die Vögel in den Uferbüschen erschreckt aufflogen.

und wie sie mit einer Kopfbewegung zum Dorf zurück: „Ihr habt jetzt viel Arbeit vor euch!“ Dann sah sie über die beiden hinweg, die Düne hinauf in die diesigen Wolken am graublauen Himmel: „Ihr habt noch eine lange Fahrt vor euch: — Ich sehe euch im neuen Kahn schon unterwegs.“ Müde schloß sie die alten Augen und wandte sich wieder dem Netzknüpfen zu.

Byruta und Jurgis faßten sich bei der Hand und gingen am Haff entlang ins Dorf zurück.

Rhesa war inzwischen mit den Männern auf der Poststraße angekommen. Ihnen hatte sich auch der Kutscher mit seinem Pferd angeschlossen. Immer noch wehte der Landwind über den Kamm der Düne. Er löste den Reif von den Zweigen, taute den letzten Frost aus den Pfützen. Auf der Straße war es für Petrats Kunter leichter.

„Dort rechts, neben der Sturmkiefer, muß es gewesen sein!“, wies der Kutscher nach vorne.

Die Leeseite der Düne hing hier über der Straße, die nur knapp zehn Klafter an ihrem Fuß vorbei verlief. Aber dieser Streifen war das Reich des Triebandes, wo Tauwasser, Sand und Wind in gefährlichem Bund gegen Unwissende standen.

Die Deichsel und das rechte Vorderrad ragten aus dem Sand heraus und wiesen den Männern ihr Ziel. Über dem Wagen schlag hatte sich eine Wasserlache gesammelt. Darunter war kein Leben mehr zu retten. Den Männern wehte die Düne herab der Sand in die Augen, als sie ihre Bohlen über die Kutsche legten, um die Tür öffnen zu können.

Nach vieler Mühe mit Schaufeln und Stricken holten sie nach Taschen und Kästen den Kaufmann aus seinem feuchten Grab. Sie legten ihn in seinem Pelz auf den Wagen, nahmen ihre Kappen ab, und Rhesa sprach ein Gebet. Es gelang ihnen — auch mit den beiden Pferden — nicht, die Kutsche dem Triebsand zu entreißen. Dazu sog der feuchte Sand, das sandige Wasser, zu stark.

Rhesa stellte aus den Papieren fest, daß der Tote ein Kaufmann William Hamilton aus Königsberg war, der kurz vorher noch Briefe nach Memel an die Anschrift des Holzhändlers Ogilvie bekommen hatte. „Wir werden Nachricht nach Memel geben. Das ist näher. — Den Toten wollen wir neben der Kirche begraben. — Mehr können wir jetzt nicht tun, bei alle dem, was noch vor uns steht“, entschied der Pfarrer.

Petrat wollte mit der Ausbeute der morgendlichen Eisfischerei nach Memel: „Wenn das Eis noch hält“, sagte er, „aber vor morgen früh kann es nun nichts mehr werden!“

Später Nachmittag war es, als sie mit ihrer Last im Dorf am Haff wieder ankamen.

Fortsetzung folgt

Ertme nickte den beiden freundlich zu



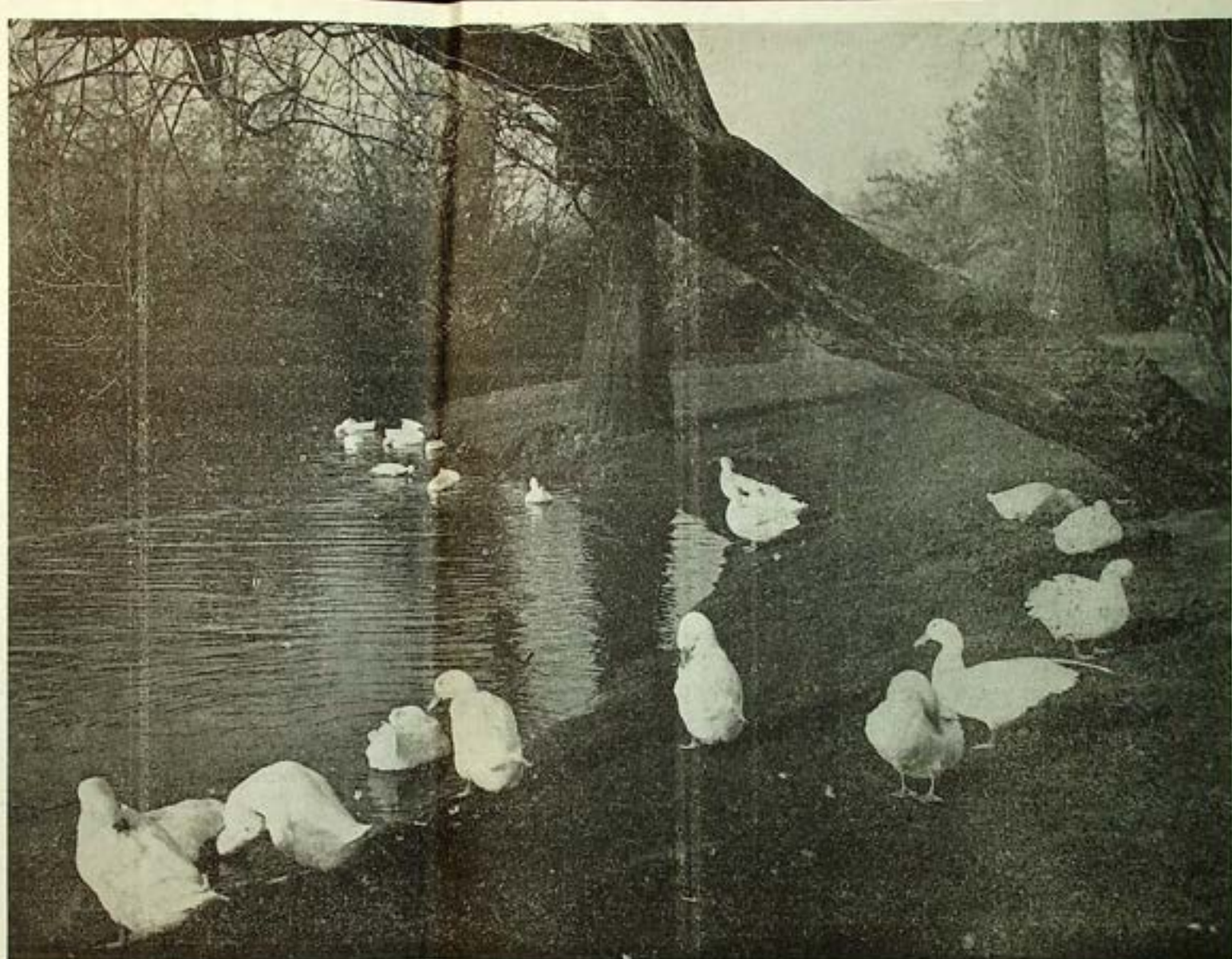
Diese Geschichte sollte eigentlich in der Form einer klassischen Novelle geschrieben werden, da sie die Forderung Goethes erfüllt, eine „sich ereignete, unerhörte Begebenheit“ zu sein: eine junge Frau bewahrte durch einen Tanz auf dem Eis mehrere Dörfer am Gardersee vor der Zerstörung und rettete unzähligen Menschen das Leben.

Zeugen waren auf der einen Seite des Sees die Bewohner der Dörfer Wittstock und Groß Garde sowie deutsche Flakartillerie-Soldaten und auf der anderen Seite die Bewohner des Fischer- und Künstlerdorfes Rowe sowie sowjetische Panzergrenadiere. Außerdem malte Max Pechstein diese Szene.

Die militärische Lage: Am 9. März 1945 stieß das 3. Korps der 1. sowjetischen Panzerarmee an der Ostseeküste von Rügenwalde aus in Richtung Stolpmünde — Leba — Hela vor. Die Vorausabteilung der 18. Panzerbrigade erreichte bereits vormittags das Dorf Rowe an der Lupow, auf der schmalen Nehrung zwischen Gardersee und Ostsee gelegen.

Brigadepolitän Gregor Maximowitsch Stankin, ein 25jähriger draufgängerischer Weißrusse, hatte den Auftrag, die in Richtung Lebasee-Gdingen fliehende Kavallerie-Ersatzabteilung der Stolper Roten Husaren, die versprengten Truppen der Flakartillerie-Abteilung des Schießplatzes von Stolpmünde und die Soldaten des LV. Korps unter Oberst Gürk auszumachen. Die Nachhut der ausweichenden deutschen Einheiten wurde auf der anderen Seite des Gardersees vermutet, und Stankin bekam den Befehl, bei Widerstand in den Dörfern sogleich Verstärkung von Schützenpanzern des 10. motorisierten Bataillons anzufordern und die Ortschaften sofort mit Feuer zu belegen und zu zerstören.

An diesem Morgen zogen so viele deutsche Soldaten durch unser Dorf, daß wir Kinder sie gar nicht alle zählen konnten. Noch vor wenigen Wochen waren sie in Richtung Westen marschiert, nun flohen alle gen Osten, um die Schiffe in Danzig, Gdingen und Hela zu erreichen. Ihnen folgten die Treckwagen der ost- und westpreußischen Flüchtlinge. Der Menschenstrom, der sich auf der Dorfstraße in Richtung Osten bewegte, schien nicht mehr abreißen zu wollen. Viele Flüchtlinge rasteten auf unserem Hof, der direkt zwischen Hauptstraße und See lag. Meine Mutter stand seit dem frühen Morgen in der Küche und verteilte Brot,



Enten beim Frühjahrsputz: Auch sie wittern den Frühling

Foto Zimmermann

mutter das Wort. Sie erhob sich erregt in ihrem Rollstuhl und drohte der jungen Frau mit dem Krückstock: „Dich hat Pikoll geschickt, du schwarze, dünne Hexe, du bist besessen von Pikoll, dem alten Gott der Puzzen!“

Die Frau mit dem asketischen Gesicht wick dem Stock meiner Großmutter mit ei-

Als er noch einmal zur Kontrolle durch sein Fernrohr schaute, sah er plötzlich eine Frau in einem roten Mantel auf Schlittschuhen auf das Eis des Sees hinauslaufen und beobachtete staunend, wie sie zu tanzen begann. So selbstvergessen und ganz der Schönheit der Bewegung hingegeben, zog die Frau ihre Kreise, drehte ihre Pirouetten und zeichnete Halbmonde in das blanke Eis, daß es dem sowjetischen Kapitän nicht möglich war, die Darbietung zu unterbrechen. Er winkte seine Panzergrenadiere herbei und ließ sie nacheinander durch das Fernrohr schauen und die Frau beobachten. Belustigt lachend, setzten sie das Prismenglas vor ihre Augen, schwiegen dann plötzlich beeindruckt und setzten das Fernrohr fast ehrfürchtig wieder ab.

Auf der anderen Seite des Sees sahen die deutschen Soldaten ebenfalls die Frau im roten Mantel auf dem Eis tanzen. Oberst

habe schon seit Jahren Berufsverbot.“ „Kein Verbot“, rief der Rotarmist, „Du malen, los!“ Pechstein gehorchte. Wie in Trance ging er in sein Haus, packte Farben und Stifte ein und stellte die Staffelei an das Ufer des Gardersees, wie er es früher oft getan hatte. Er spürte die Kälte nicht mehr, genauso wie die Frau, die vor ihm tanzte, sie wohl nicht mehr wahrnahm. Die Rotarmisten schauten zu, wie der Maler Weiß, Blau und Grau auf die Leinwand trug, die Farben vermischte und verteilte, schließlich Violett und Rot auftrug, das dem Bild eine unwirkliche Zartheit gab. Pechstein befand sich in einem Schöpferrausch wie schon lange nicht mehr. Zwei — drei Stunden hielt er die unerbittliche Maschinerie des Krieges an, so, wie die Tänzerin fast einen halben Tag lang die Walze des Todes bezwang.

Klaus Granzow

## Tanz auf dem Gardersee

Frau Ursula Enseleit gewidmet

Mit dem hier veröffentlichten Beitrag „Tanz auf dem Gardersee“ errang Klaus Granzow zum drittenmal einen Preis in dem vom Land Nordrhein-Westfalen dotierten und von der Eßlinger Künstlergilde jährlich ausgeschriebenen Preis für Hörspiele und Er-

1. Fortsetzung

„Der Schwarze! Der Schwarze Tod!“ schrie der Kutscher. Auch er hatte die schwarzen Beulen an der Stirn des Fremden gesehen, als er zum Abschied seinen Dreispitz schwenkte. Er stürzte vom Bock, auf die rechte Wagenseite und versuchte vergeblich, die Tür aufzureißen, mußte sich auch erst von seinem schweren Schafspelz befreien. Schon drangen von unten her Trieb- sand und Wasser in den Wagen. Das Gepäck klemmte den Kaufmann in seinem langen Pelz ein. Er kam nicht an den Fensterriegel — und auch der Kutscher bekam die Tür nicht von außen auf. Als er die Türscheibe eintrat, war es zu spät. Zu schnell stand in ihr das Wasser des Trieb- sandes.

Da rettete er sich zu dem zitternden, schnaubenden Pferd. Das linke war schon im gurgelnden Trieb- sand verschwunden. Er ließ seinen Pelz liegen, sprang auf das sattellose Pferd und jagte in Todesangst die Poststraße entlang. Ein Hohlweg zwischen den Dünen wies ihn zum nächsten Dorf: Karweiten auf der Haffseite.

\*

Karweiten am Kurischen Haff — wie ängstliche Küken um ihre Glücke, so drängten sich seine nicht einmal zwanzig Rauch- häuser um das hölzerne Kirchlein. Denn hinter beiden erhob sich drohend die Hohe Dünel.

Mochten Nordweststürme auch auf der Seeseite den begehrten Bernstein auf den Strand werfen, so wanderte unter ihrer Gewalt zugleich die Düne Schritt für Schritt dem Haffe zu. Westwinde sind nun einmal häufiger und stärker als Ostwinde. So wurde der Lebensraum für Karweiten zwischen Düne und Haff immer schmaler.

Schon hatte der weiße Sand das Haus der alten Ertme erreicht und die Fenster zur Düne hin zugeweht. Es war abzusehen, wann die angesetzten Stützbalken dem Druck des wandernden Sandes nachgeben mußten. War es da nicht ratsam, rechtzeitig zu weichen, den Kampf gegen Wind und Sand aufzugeben? Doch Ertme wollte das Haus, in dem sie vor über achtzig Jahren geboren war, nicht verlassen.

Ihr Sohn war mit zwei seiner Jungen in der Brandung ertrunken. Die Schwiegertochter bald darauf gestorben. So blieb ihr der jüngste, der Jurgis, ihr Jurgutis.

Dieses aufgeweckten Blondschofes nahm sich auch Jedem Rhesa an, der Pfarrer von Karweiten. Er schickte ihn nach Memel, brachte ihn dort bei alten Freunden unter und ließ ihn Bootsbauer lernen. An dieser Kunst fehlte es fast überall auf der Nehrung. Und allen Mühen blieb der Erfolg nicht versagt. Jurgis Beitis war im Herbst nach vier Jahren aus Memel zurückgekehrt und hatte sich gleich unter der Neugier und Mithilfe der Karweiter an die Arbeit gemacht: Inmitten der alten Keitelkähne lag auf dem Haffstrand sein erstes Werk und wartete mit den anderen Booten auf das

Freiwerden des Haffes, auf den Schackelpf Kaddig verborgen. Byruta, der Name der Pfarrerstochter. Das war nicht nur ein Dank an ihren Vater, der sich fast als Großvater des neuen Bootes fühlen konnte. Es war vor allem ein Zeichen dafür, wie sehr beide, Jurgis und Byruta, miteinander von klein- auf verbunden waren.

Die Jugend begleitete ihre Arbeit mit dem Gesang jener alten Lieder, die in Wort und Weise die Antwort offen ließen, so offen wie die weite See und das sich in unendliche Fernen verlierende östliche Land. Lieder von Arbeit und Abschied, von Haff und See, von Lust und Leid der Liebe: „O käm das Morgenrot herauf, o ging die Sonne doch schon auf...“, „Fern auf dem Meere,



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

## Die Pest in Karweiten

Diesem Tage galt auch alles Rüsten am Haffstrand von Karweiten. Den Winter über lagen die Kähne kieloben auf ihren Holzböcken. Jetzt waren sie innen und außen frisch geteert, bereit ins Haff geschoben zu werden. Die Masten waren eingesetzt, die Segel ausgebessert. Doch zunächst waren an ihrer Stelle die Kurennetze aufgezogen, nach altem Brauch von der Jugend für die erste Ausfahrt nach der langen Winterruhe mit Kaddig und Fichtengrün besteckt.

Und zwischen den alten Kähnen nun das neue Boot. An den langen Winterabenden hatte Jurgis einen Kurenwimpel geschnitzt: Die Kirche von Karweiten mit dem Pfarrhaus zur Seite, drei trollende Eiche und darunter die schwarz-weißen Rauten von Karweiten mit dem langen, schmalen Heimatwimpel. Jetzt drehte es sich auf dem weißen Mast im Morgenwind der Düne zu. Und unter ihm wehte das neue Netz schwerfällig im Schmuck des frischen Grüns. Im Unterschied zu den anderen Kähnen umwanden Kaddigkränze auch Mast, Schwerkter und Bord des neuen Kähnes. War es doch seit Menschengedenken das erste Mal, daß in Karweiten ein Kahn auf Kiel gelegt wurde.

Jedwedem Brauch aber widersprach, daß der neue Kahn einen Namen an seinem Bug führte. Sein Meister mochte das wohl in Memel gesehen haben. BYRUTA stand an beiden Seiten zu lesen, noch unter dichtem

weit hinterm Haffe...“ „Stellte die Masten, spannte die Segel... hinaus aufs weite Meer mit meinem Kaddigschiffe“.

Ein Fest der Jugend, eine „Schwentadene“, war das in der wärmer werdenden Aprilsonne. Sie brach ihre Strahlen am Dünenhang und in den ersten Blänken auf dem Eis. Sie lockte mit dem Singen der Jugend die Alten aus ihren Pachuttkes: Wer wollte sich dem Mitfreuen, dem Feiern versagen! Wußte man sich doch allezeit in Freud wie Leid als eine große Familie im Dorf unter der Düne.

So holten die Männer Trubas, Kanklos, Sackpfeife und Fiedel hervor wie bei einem Wakarelis und begleiteten das Singen. Und die Frauen brachten den Peperinnis herbei, mit Kaddigbeeren gewürzt, und den Paschukis.

Das Spielen, Singen und Lachen drang vom Strand her auf das Haff hinaus und hielt die Fischer auf dem Eis nicht länger bei ihrer Arbeit. Bald knirschten die Kufen ihrer Schlitten auf dem Ufersand. Sie warfen ihre dicken Jacken ab und mit ihnen die winterliche Steifheit und Ruhe.

Die Jugend tanzte um das neue Boot und zwischen den alten Kähnen. Die Alten ließen die Krüge und Flaschen von Hand zu Hand gehen. Ihre Gespräche wurden um so lebhafter, je leerer die Krüge wurden. Die Älteren sangen sogar das eine oder andere Lied mit und versuchten sich hier und da im Tanz.

Bald würden die ersten Kähne aufs Haff hinaussegeln können und dem mageren Winter ein Ende machen. Kurengarn und Keiternetz würden die mühselige Eisfischerei ablösen, wenn der Schackelpf vorbei war.

Die Sonne stieg höher. Zusammen mit dem Landwind trieb sie den letzten Dunst über den Kamm der Düne, der sich jetzt leuchtend gelb vom blauen Himmel abhob. Wenn der Wind so blieb, vertrieb er auch die Furcht vor der Hohen Düne hinter den Häusern des Dorfes.

Da sprang in diesen Kreis der fröhlich Feiernden plötzlich ein Fremder. Keiner hatte ihn kommen hören, als er seinen Rappen an eine Birke band und den schwarzen Umhang auf den Sattel warf. Den Dreispitz zog er tiefer ins Gesicht.

Ein Augenblick eisiger Stille. Die Musik schwieg. Die Jugend erstarrte im Tanz. Einer aufmunternden, fast befehlenden Bewegung hin zu den Musikern ließ er einen Geldbeutel folgen. Ein zwingender Blick aus den tiefliegenden dunklen Augen traf alle in der Runde. Und lebhafter, ja ängstlich und wilder zugleich wurde die Musik.

Der schwarze Fremde riß der Kotryna Skrandiene den Peperinniskrug aus den Händen, trank einen gierigen Zug allen im Kreise zu, fuhr mit dem Handrücken über den Bart, gab der versteinerten Alten den Krug zurück und einen Kuß auf die Stirn. Sie stolperte erschrocken zur Seite. Der Fremde sprang in den Kreis der wieder tanzenden Jugend und drängte sich zwischen die Paare. Dem einen Mädchen gab er einen flüchtigen Kuß auf die Wange, einer anderen strich er das feuchte Haar aus der Stirn, bei einer dritten hakte er sich ein und drehte sich mit ihr wild im Kreise.

Dem aufbegehrenden Unwillen der jungen Männer begegnete er mit einem kalten Blick aus nächster Nähe, wobei seine schwarzbehandschuhte Rechte sie unters Kinn faßte. Widerwillig und wie gelähmt zugleich floh die Jugend in noch wildere Bewegung.

Als der Blick des Schwarzen auch Byruta traf, riß sie sich mit Jurgis aus dem Kreise der Tanzenden hinter das neue Boot.

Auch der Fremde hatte den Kreis verlassen, dem alten Sangull die Fiedel entrissen, der er nun selber immer schrillere Töne entlockte, Töne, denen kaum noch einer im Tanze zu folgen vermochte.

In diese Verwirrung hinein stürzte den Dünenweg herab ein Pferd. Der Reiter rutschte erschöpft vom Rücken, der Mutter Skrandiene zu Füßen und rief außer Atem: „Der Schwarze... der Schwarze Tod!“

Alle sahen erschrocken vom Kutscher hin zu dem Fremden. Der beendete jäh mit einem wilden Strich sein Spiel; warf dem Sangull die Fiedel wieder zu, schwang sich mit einem wilden Lachen auf seinen Rappen und galoppierte den Dünenweg hinauf und davon.

Fortsetzung folgt

Der 1910 in Danzig geborene Dichter Martin Daß sagt in seinem Gedicht „An dem großen Strom“ von der Weichsel: „Wenn der Frühling aus dem warmen Süden mit dem Eisgang an die Ostsee reitet, fliegt der schattengrüne Weichselvogel von der Mündung bis zu den Karpaten auf und nieder, immer auf und nieder. Niemand fand bis heute seine Federn, aber seine roten Augen leuchten wie zwei kleine warnende Laternen.“

Und ich nehme rasch mit meinen Brüdern Axt und Stangen, um den Deich zu schützen. In den Nächten zittern dann die Ufer und die Herzen unsrer lieben Frauen. Aber später fahre ich alleine in dem breiten Kahn hinaus aufs Wasser. Netz und Angel hab ich ausgeworfen, um den starken Silberlachs zu fangen. Abends rauche ich die kurze Pfeife, schaue in die Ferne, in den Himmel, in die Wolken, die nach Norden wandern, wo die Bären durch das Eismeer schwimmen...“

Das ist das Bild, das wir von der Weichsel hatten, die wir in den Niederungen an dem Unterlauf des Stromes und im benachbarten Ostpreußen wohnten. Zwischen den Kriegen war die Weichsel für uns wie ein Grenzstrom, die wir in Ostpreußen wie auf unserer Insel lebten, die erst durch unseren Willen zu einer Brücke wurde, zu einer Brücke zum Baltikum, nach Polen, nach Skandinavien und nicht zuletzt zum „Reich“ jenseits der Weichsel. Dabei hat uns Agnes Miegel aus der Seele gesprochen, als sie aus der Not der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg dichtete: „Über die Weichsel drüben, Vaterland höre uns an! Wir sinken wie Pferd und Wagen versinken im mahlenden Sand. Recke aus deine Hand, daß sie uns hält, die allein uns halten kann!“

Wie wir im Ostland und die Gruppen der deutschen Jugend, die von jenseits des Korridors zu uns auf Fahrt nach Ostpreußen kamen, die Weichsel erlebten, davon erzählen nachstehende Berichte:

Anfang der dreißiger Jahre bekam die Deutsche Freischar in Elbing den Besuch einer Berliner Gruppe ihres Bundes. Die Berliner berichteten von ihrer Eisenbahnfahrt durch den „Korridor“. In Firchau, der letzten „deutschen Station“, war Maschinenwechsel gewesen. Eine polnische Lokomotive und polnisches Eisenbahnpersonal hatten den Zug bis nach Marienburg übernommen. Über Konitz waren sie gefahren, hatten links und rechts der eintönigen Bahnstrecke mit Recht eine abwechslungsreiche schöne Landschaft geahnt, die ein herrliches Fahrtengebiet für sie gewesen wäre.



Der Hochmeisterpalast der Marienburg

Nach einer Tuschzeichnung von Charlotte Heister

Gruppen Polen und damit den ganzen Lauf der Weichsel als Fahrtengebiet. Die Jungenschaft Danzig in der Deutschen Freischar berichtete in Heft 9/1928 der Jugendschrift „Spur“ ausführlich von diesen Fahrten. Sie eröffneten den Jungen einen Blick in eine heute vergangene, jedoch auch jetzt noch interessanten Welt, so daß wir aus diesen Berichten wenigstens zwei Stellen von verschiedenen Weichselfahrten zitieren wollen.

Zuerst von einem Besuch des damaligen Gettos in Krakau: „Schon ist es Nacht. Wir sind im Getto. Die Stimmung dieses seltsamen Stadtteils, der nur abends lebendig ist, wirkt auf uns. Wir flüstern einander Worte zu, als hätten wir etwas zu verschweigen. Unser Abendspaziergang kommt uns mehr wie ein Ausflug in eine andere Welt vor.“

„Sieh mal den da“, sagt Viktor leise zu mir. Ein Jude in schwerem Mantel rauscht an uns vorüber. Er hat ihn weit aufgeschlagen. Verdammt, muß der schwitzen. Außer dem Kaftan hat er noch eine Jacke und Weste an, ebenfalls aus schwerer Seide. Aus seiner turbanartigen Mütze ringeln sich lange Locken heraus, auch sein Bart ist stark gelockt. Über die 15- bis 17-jährigen Judenbengels müssen wir fast hell auflachen. Die sehen gar zu putzig aus. Nach der etwas oberflächlichen Besichtigung des regen Straßenlebens (um diese Zeit sind alle, falls nicht zur Andacht um den Tisch des Hauses herum, auf der Straße) beginnen wir uns mehr für das Innere der Häuser und Höfe zu interessieren. Langsam gehen wir in ein Haustor hinein. Eine kahle Diele, hinten in der Ecke steigt eine Eisentreppe zu den Stockwerken auf. Ich gehe voran und lehne mich durch ein Fenster in den Hof. Da sehe ich einen unheimlichen Hofschacht, in den sich eine Unmenge erleuchteter Fenster öffnen. Ich kann genau in die Stuben schauen. Überall dasselbe Bild. Ein langer Tisch, in der Mitte darauf Kerzen und in der Runde bemützte Juden, denen anscheinend der Hausvater aus einem Buch vorliest. Sabbath...“

Von einem Besuch in verstreuten deutschen Bauerndörfern an der Weichsel: „Auf dem Flachufer liegt in Obstgärten und Weidendickichten versteckt ein Gehöft neben dem anderen. Stattliche Höfe, Holzhäuser aus dicken Balken gebaut, große Ställe und Scheunen, Wohlstand. In einem Hof fragen wir erst einmal polnisch. Verwundert schaut man uns an. Hier sind wir unter Deutschen. Obwohl sie über hundert Jahre hier wohnen, kann kaum einer richtig polnisch sprechen. In einem Gehöft werden wir gut bewirtet und unterhalten uns längere Zeit. Vor zwei Jahren seien einmal Leute wie wir durchgekommen, ein „Herr Doktor“ sei dabei gewesen. Hier also war unser Bundesleiter vor ein paar Jahren. Man hat das nicht vergessen.“

Bernhard Heister

## Weichselfahrten

auf dem ein weißer Dampfer des Seedienstes Ostpreußen die Jungen heimwärts trug.

Die Gruppen der Deutschen Freischar in den Städten rund um die Marienburg bildeten einen Ring, der sich nach der Marienburg „Die Burg“ nannte. Die Burg feierte die

Nachfrostringes Birkenlaub des vergangenen Herbstes lag auf der alten Poststraße. Grobsteiniger Sand unter den Rädern der Kutsche und das einschläfernde Hüh und Hoh ihres Fahrers begleiteten die Gedanken des einzigen Reisenden darin.

Er war an diesem Aprilmorgen des Jahres 1709 von Memel aufgebrochen und hoffte, bis zum Abend Königsberg zu erreichen. Das Eis des Tiefs hatte noch gehalten. Doch ein dumpfes Grollen vom Haff her machte bei der Überfahrt die Pferde unruhig. Es kündete den Schack tarp an, wenn die Tauwasser der Memelarme sich unter die Eisdecke des Haffes drängten und die ellendicken Schollen durch das Tief in die Ostsee schoben.

William Hamilton hatte die Stille Woche bei Freunden in Memel verbracht. Diese Freunde, die Skotts und Tjarks, die Oglivies und Oliviers und Toussaints, waren eine bunte Gesellschaft aus schottischen, holländischen und französischen Einwanderern. Und wie in Königsberg hatten sie sich auch in Memel in der reformierten Gemeinde zusammengefunden.

Die Brandenburgischen Kurfürsten hatten diesen, um ihres Glaubens willen Vertriebenen, eine neue Heimat angeboten. Gewiß nicht zum Schaden des Landes, daß unter den Folgen von Kriegen und Seuchen litt.

Hamiltons alte Verbindungen zur schottischen Heimat seiner Familie waren nicht abgerissen. Im Gegenteil: Sie erwiesen sich als äußerst nützlich, wenn aus den Weiten Rußlands Getreide, Holz und Pelzwerk nach Memel kamen und dort auf die englischen Segler verladen wurden. Stolz hatten ihm seine Freunde die wachsenden Sandberge am Ufer der Dange gezeigt: „Englischer Sand“, den die Schiffe als Ballast mitbrachten, um dann, bis an den Bord beladen, wieder westwärts zu segeln.

Dort im Westen war Krieg: Krieg um das spanische Erbe zwischen Frankreich und Österreich, Krieg auch zwischen Karl XII. von Schweden und den Herren von Dänemark, Polen-Sachsen und Rußland auf der anderen Seite. Kriegszeiten waren noch immer große Zeiten für Kaufleute. Groß an Gewinn und Gefahren, groß auch an Möglichkeiten und Schwierigkeiten, die einen ganzen Mann erforderten.

Und nicht nur das: William Hamilton zog den schweren Zobelpelz um die durchgeschüttelten Glieder und stemmte seine Füße auf den Wärmstein im Wagen. Darin war er sich mit seinen Glaubensbrüdern in Königsberg wie in Memel einig: Gott selber belohnte ihre Treue. Er hatte ihm seine fast ein Jahr währende Reise durch das weite Rußland sichtbar gesegnet: In den Speichern Memels warteten schon Gerste und Hirse und vor allem wertvolles Pelzwerk auf die Segler. Und seiner wartete ein gut zehnfacher Gewinn! War das nicht der beste Beweis, daß er zu Gottes Auserwählten

gehörte? Dem Wagnis des Glaubens entsprach sein Wagnis letzten Einsatzes, glücklichem Einsatzes zwischen den sich bildenden Fronten hindurch.

In Memel fand er Post aus Königsberg vor: Auch der zweite seiner Söhne besuchte diese neue Schule, das Collegium Fridericianum. Seine Speicher an der Lastadie füllten sich, und das Haus auf der „Neuen Sorge“ hatte den zweiten Winter hindurch sich bewahrt.

Dankbar und wohlgefällig zufrieden nickte er sich selber zu: Gottes wunderbares Walten in seinem Leben, in dieser Welt!

Er warf einen Blick zum linken Wagenfenster hinaus; Begleiteten eben noch Erlin



Ewald Dembsen

# BYRUTA

oder

Die Pest in Karweiten

und Birken auf der Palwe zwischen Meer und Haff die Straße, so schoben sich jetzt die ersten Wanderdünen vor die Sonne. Grauviolett standen sie unter dem eisig-blauen Himmel. Die Weiden in ihrem Schatten zeigten silberne Knospen, und erste Anemonen brachen durch das bereifte Laub. Das Schmelzwasser am Fuß der Düne bedeckte eine hauchdünne Eisschicht. So nahe war dabei der Frühling, daß der Kamm der Düne im wehenden Sand des aufkommenden Windes seine harte Linie verlor.

Eine wunderliche und fremde Welt hier, die ihn, den Sohn des schottischen Berglandes, stets von neuem gefangen nahm: Diese Welt zwischen Haff und Meer, mit den hohen Dünen und den trabenden Eichen. Während sein Heimweg südwärts führte, zogen ihn die Keile nordwärts fliegender Wildgänse und Kraniche entgegen. Durch das Buschwerk am Wege suchten Finken und Goldhähnchen ihren Weg zum alten Nest. Ein Schwarm Wildtauben fiel jäh in die Kusseln ein, verfolgt vom schlagenden Sperber. Auch in dieser so friedlichen Welt der unschuldigen Natur der Kampf ums Dasein, das Morden des Schwächeren: Die Taube, der Vogel ohne Falsch, ein Opfer des blutdürstigen Räubers!

Wie kann Gott das zulassen?

Hamilton schloß das Fenster zur Linken und rückte nach rechts. Ein Elchrudel mit

einem staksigen, eben erst gesetzten Kalb zog, an den Kusseln und Weiden äsend, über die Palwe. Nur der Elchhirsch hob den Kopf mit den spielenden Lauschern dem Wagen zu. Aber Pferd und Wagen waren keine Feinde für ihn.

In das flotte Traben der Postpferde mischte sich jetzt der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes. Hamilton streckte den Kopf zum engen Fenster hinaus, fragend zum Kutscher hin, der ihm beruhigend zunickte: Ein einzelner Mann konnte hier, kurz vor dem Pferdewechsel in Nidden, nicht gefährlich sein.

Ein dunkelbärtiger Reiter mit wehendem, schwarzen Umhang auf einem Rappen, am

„Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen!“ murrte Hamilton kurz angebunden.

„Und sind das alles Gottes Feinde, die der Krieg, der Hunger, der schwarze Tod holte? — Die Frauen und Kinder, die Alten, die Jungen, die Reichen wie die Armen, die Frommen wie die Gottlosen...?“

„Gott wird schon wissen, warum...“ wehrte sich Hamilton.

„Ist aber mit dieser Antwort denen allen geholfen?“

Hamilton wollte das Gespräch in andere Bahnen lenken: „Gott hat mir jedenfalls auf meiner langen Reise bewiesen, daß er mich liebt, daß ich zu seinen Auserwählten gehöre!“

„Noch ist die Reise nicht zu Ende“, so der Schwarze.

„Über tausend Meilen habe ich hinter mir. — Was kann mir da noch auf den letzten zehn Meilen geschehen?“

„Alles, mein Freund!“

„Ich habe ihm schon einmal gesagt, daß ich nicht Sein Freund bin! Will es auch nicht werden!“

„Da hat Er freilich recht. — Ich bin wirklich niemandes Freund; aber jeder muß mit mir fertig werden! — Auch der Tod ist nicht jedermanns Freund — und doch muß jeder mit ihm rechnen!“

Dem Kutscher auf seinem Bock war es bei diesem Gespräch, dem er nicht ganz folgen konnte, unheimlich geworden. Er trieb darum seine Pferde an, um den schwarzen Fremden los zu werden. Doch vergeblich.

Die Straße näherte sich jetzt den hohen Dünen. Hamilton wollte das Gespräch endlich abschließen und dazu das Türfenster verriegeln. Aber der Schwarze ritt dicht an den Wagen heran, legte seine Hand auf den Wagenschlag und sah dem Kaufmann hart in die Augen: „Auch der Schwarze Tod ist jedermanns Feind. — Und jeder muß mit ihm rechnen!“

Da sah der Kaufmann auf der Hand des Reiters blau-schwarze Beulen und warf hastig und erschrocken das Türfenster zu.

Der Kutscher schlug auf die Pferde ein, daß sie sich aufbäumten. Doch der Schwarze ritt ans rechte Pferd und drängte so den Wagen nach links. Umsonst versuchte der Kutscher, ihn auf der Straße zu halten. Er wußte; links vor den Dünen — der Trieb sand! — der war jetzt besonders gefährlich! Da waren die linken Räder und das linke Pferd auch schon im Sand! Der Wagen stand plötzlich mit einem Ruck still und kippte dann langsam zur Seite. Mit ihm das linke Pferd, während dem rechten die Stränge rissen und es sich mit bebenden Flanken aus dem Trieb sand herauszuarbeiten suchte.

Mit einem höhnischen, in der Ferne verhallenden Gelächter galoppierte der schwarze Reiter davon.

Fortsetzung folgt

Dreispiß eine Feder, hob sich gegen den grauen Himmel über den Weiden ab. Der Kaufmann legte die geladene Pistole griffbereit neben sich auf den Sitz: Sicher ist sicher! Der unheimliche Fremde kam schnell näher, zügelte sein Pferd neben dem Wagen, zog grüßend seinen Dreispiß: „Mit dem Leben zufrieden, mein Freund?“ fragte die Stimme — spöttisch, empfand Hamilton — aus dem bleichen, kalten und die Zähne zeigenden Gesicht.

„Ich kann nicht klagen; ich will auch nicht klagen“, antwortete abweisend der Kaufmann und wollte, sich zurücklehnd, das Fenster schließen. Doch der Fremde hob kurz und wie gebietend die Hand, so daß er den Riegel losließ.

„Wie viele würden gerne klagen“, nickte er zum Wagen hin, „wenn sie's noch könnten! — Aber nun sind sie kalt und stumm!“

„Dann werden sie wohl Gott Anlaß gegeben haben, sie stumm zu machen“, warf Hamilton unwillig und überzeugt zugleich ein, um das Gespräch damit zu beenden.

„Laß Er Gott aus dem Spiel, mein Freund!“ fuhr ihn der Schwarze scharf an.

„Ich bin nicht Sein Freund, will es auch nicht werden!“

„Aber Gottes Freund will Er werden?“

„Ich bin es auch!“

„Waren das denn Gottes Feinde, die er stumm gemacht hat in den vielen Kriegen um uns herum?“

# Naturparadies oder Erdöl-Bohrtürme?

Litauischer Architekt schuf Pläne für Nehrung und Samlandküste

„Erdöl und Seebad sind keine Freunde. Erdölzonen sind Wüstengebiete. Die Küsten des Kaspischen Meeres sind ein anschauliches Beispiel dafür...“ Diesen Ausspruch des litauischen Prof. J. Kaveckis zitiert die illustrierte „Švyturys“ (Vilnius, 15/67) im Zusammenhang mit der Dissertation des Architekten V. Stauskas über „Architektonische Organisationsfragen der Erholungs- und Ferienstätten an den Meeresküsten des südlichen Baltikums“. Aus dem Bericht geht hervor, daß man inzwischen mit der Erdölsuche auf der Kurischen Nehrung, im „Tal des Schweigens“ begonnen hat. „Ist es überhaupt sinnvoll, auf der Kurischen Nehrung nach Öl zu suchen?“, fragte der Professor weiter und meint, es sei illusorisch Geld für Pläne zur Erweiterung des Bäderwesens auszugeben, wenn dort eine Ölindustrie entstehen sollte.

Die in jahrelanger Arbeit aufgestellten Pläne des Architekten umfassen die Ostseeküste zwischen dem lettischen Hafen Libau und dem ostpreußischen Pillau. Um der steigenden Nachfrage gerecht zu werden, müßten die Seebäder in diesem Küstenstreifen auf 300 000 bis 400 000 „Plätze“ (vermutlich Bettenzahl) erweitert werden. Die jetzigen Ausbau-Generalpläne würden nur ein Fünftel der Nachfrage befriedigen.

Die Entwicklungspläne gehen von naturgegebenen Bedingungen aus. Kurische Nehrung und Memeldelta sollen als Naturschutzgebiet nur dem „organisierten Tourismus“ zugänglich sein. Das Hafufer nördlich des Memeldeltas ist Anglern und Wassersportlern vorbehalten, ebenso der Küstenstreifen südlich des Deltas, wo sich außerdem Jagdliebhaber betätigen dürften. Die Seebäder Palanga und Rauschen seien auf langfristige Sommergäste zu spezialisieren. Die Küsten am Frischen Haff eigneten sich besonders für Jugend-Sommerlager.

Staukas möchte vermeiden, daß Ufer und Strand linear in geringer Tiefe durchgehend verbaut werden, wie dies anderswo leider geschehen sei. Die flächenmäßige Ausweitung der Seebäder soll vielmehr auf Oedflächen in Richtung Inland erfolgen. Landschaftlich reizvolle Wald- und Grünflächen sollen dagegen erhalten bleiben, bis zum Strand hinablaufend und so die einzelnen Kurorte voneinander trennen. Er schlägt ferner vor, das gesamte Küstengebiet durch ein Netz von Straßen und Wasserwegen miteinander zu verbinden.

Interessant sind schließlich Hinweise auf die regionale Herkunft der Touristen, die „ihre Ferien an der Ostseeküste Litauens verbringen wollen“. Entsprechende Umfragen hätten ergeben, daß 32,1 Prozent aus Moskau, 17,1 Prozent aus Leningrad stammen, weitere 15,7 Prozent wohnen „im benachbarten Bielorußland, das keine eigene Meeresküste hat“, und nur 13,5 Prozent in Litauen. Ein Rest von 22,6 Prozent bleibt nicht näher ausgewiesen, jedoch werden Urlaubswillige aus dem Ural, der Ukraine, dem

Wolgagebiet und dem Fernen Osten in dieser Reihenfolge genannt.

## Forschungsarbeiten auf der Kurischen Nehrung

Die litauische Akademie der Wissenschaften betreibt seit 1954 geologische Forschungen auf der Kurischen Nehrung. Die Ergebnisse werden seit 1963 in dem Almanach „Baltica“ publiziert. An den Arbeiten beteiligen sich neben Geologen aus der Sowjetunion auch Forscher aus Polen, Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark, ebenfalls Prof. T. Mannheim vom Ozeanographischen Institut der USA in Wood-Hall.

Die Arbeiten betreffen Probleme der Dynamik und Morphologie der Hafküste, der Meeresgeologie und Geotektonik sowie des Schwemmsands der Memel. In jedem Jahr würden an Ort und Stelle praktische Arbeiten durchgeführt und zu diesem Zweck ein Sommerlager abgehalten. Die Leitung der Arbeit liegt in den Händen von Prof. K. Bieliukas und seines Assistenten V. Gudelis. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter beteiligten ich ferner an ozeanographischen Expeditionen der UdSSR. (E)



Heute auf der Kurischen Nehrung bei Nidden. Soll diese Landschaft jetzt von Bohrtürmen verschandelt werden!

68

# Heute am Kurischen Haff

Inse, Karkeln und Nidden — 1967 fotografiert

Wie sieht es jetzt zu Hause aus! Diese Frage bewegt uns heute kaum weniger stark als in den ersten Jahren nach der Vertreibung. Insbesondere beschäftigt sie die aus Nordostpreußen stammenden Landsleute, denn während aus dem polnisch verwalteten südlichen Ostpreußen doch zahlreiche Nachrichten in den Westen gelangen, haben die Sowjets über den von ihnen verwalteten nördlichen Teil unserer Heimatprovinz den Mantel des Schweigens geworfen. Nur hin und wieder werden einige Paradebilder veröffentlicht, die die „Errungenschaften des sozialistischen Aufbaus“ im günstigsten Licht präsentieren sollen. Um so mehr freuen wir uns, unseren Lesern heute 1967 aufgenommene Fotos aus Orten am Kurischen Haff zeigen zu können, die kein rotes Make-up tragen. Dieser Teil Nordostpreußens ist von den sowjetischen Industrialisierungsbestrebungen noch nicht erfaßt worden. Lediglich in Labiau gibt es fischverarbeitende Betriebe. Den Landsleuten aus Inse, Karkeln und Nidden mögen diese Bilder über ihren dokumentarischen Wert hinaus zugleich ein Gruß der Heimat sein.



Rechts: Am Bootssteg in Inse



Seekutter auf dem Kurischen Haff



Fischerfahrzeuge im Hafen von Nidden



Wohnprahm am Haffufer bei Nidden



An der Fischannahmestelle in Inse



An der Einfahrt nach Inse



Deutsche Häuser in Karkeln



Kleiner Schwatz auf der Dorfstraße in Karkeln

Am 3. November 1967 entschlief mein geliebter Mann, unser guter Vater, Großvater, Schwiegervater, Schwiegersohn, Bruder, Schwager und Onkel

## Dr. med. Hans-Heinrich Hofer

Pflichtarzt für Lungenkrankheiten  
aus Insterburg, Park Luxemburg  
Allenstein, Frauenwohl

Im Alter von 81 Jahren.

In tiefer Trauer

Marianne Hofer, geb. Kurth  
und alle Angehörigen

2113 Jesteburg, Hundsberg 123 a

Am 21. November 1967 starb fern seiner geliebten ostpreussischen Heimat im 79. Lebensjahre mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

Oberstleutnant a. D.

## Herbert Hansmann

aus Königsberg Pr., Cranzer Allee 117  
Inhaber des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse von 1914/18  
Wir haben ihn auf dem Friedhof in Dransdorf bei Bonn zur ewigen Ruhe gebettet.

In stiller Trauer  
Hanna Hansmann  
geb. Meyer zu Holten  
Anneliese Meyer, geb. Hansmann  
Reinhard Meyer  
Barbara Meyer

22 Bonn am Rhein, Oppelner Straße 21

Nach kurzer, schwerer Krankheit, fern seiner geliebten Heimat, entschlief heute mein lieber Mann, unser treusorgender Vater, Bruder und Großvater

## Walter Hollstein

aus Rockeln, Kreis Bartenstein, Ostpreußen  
Im Alter von 81 Jahren.

In stiller Trauer  
Selma Hollstein, geb. Kawald  
Wilhelm Hollstein und Frau Gretel  
geb. Bosch  
Jürgen Hollstein  
Marie Groß, geb. Hollstein

2021 Groß-Hegisdorf Nr. 3, den 17. November 1967  
Die Beerdigung fand am Dienstag, dem 21. November 1967, um 13.30 Uhr vom Trauerhause aus statt.

Nach einer schweren Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, entschlief mein lieber Mann, unser treusorgender Vater, Schwiegervater und Großvater

## Adam Rutkowski

Im Alter von 69 Jahren.  
Er folgte seinen Söhnen Willi und Ulrich.

In stiller Trauer  
im Namen der Familie  
Margarete Rutkowski

2321 Koltsee, im November 1967

Mein lieber Mann, unser guter Vater und Großvater, Bruder, Schwager und Onkel, der

Landwirt

## Otto Grigat

aus Albrechtshöfen, Kreis Insterburg  
ist heute im 81. Lebensjahre von uns gegangen.

In tiefer Trauer  
Margarete Grigat, geb. Thimm  
Horst Grigat  
Elisabeth Grigat, geb. Sinnhuber  
Gertrud Grigat  
Karl-Rainer, Eckart und Jörg

1 Hamburg 51 (Niendorf), Wendischstraße 21  
den 1. Dezember 1967

Beisetzung fand am Freitag, dem 1. Dezember 1967, um 14 Uhr Kapelle Neuer Friedhof, Hamburg-Niendorf, statt.

Am 1. Oktober 1967 verstarb im Tirol an einem Herzanfarkt

Kaufmann

## Fritz Laubinger

aus Königsberg Pr.

Schmerz erfüllt sind  
seine Frau  
Marie Luise Laubinger  
seine Kinder  
Rosmarie König, geb. Laubinger  
Lothar König  
seine Enkel  
Wolfram König  
Oswald Jäger, geb. König  
Heinrich Jäger

20 Gießen, Högner Straße  
Einkleidung und Beisetzung fanden in Bremen-Oyten statt.

Als letzter aus dem Hause Oberplehnen entschlief heute nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben mein lieber Mann, unser treusorgender, lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Pflegevater

Rittergutbesitzer

## Hans Rasmussen-Bonne

Oberblankenau, Kreis Pr.-Eyiau  
\* 26. 4. 1893 † 28. 11. 1967  
Hauptmann d. Res. im ehem. 2. Garde-Feld-Artill.-Regt.  
EK. I und II 1914/18

Wir danken ihm für seine Liebe und Güte.

Eva Rasmussen-Bonne, geb. Doris  
Christine Flörke  
verw. Gaudlitz, geb. Rasmussen-Bonne  
Hermann Flörke, Generalleutnant a. D.  
Antje Rasmussen-Bonne, gesch. Schroeter  
Rosmarie Janßen, geb. Rasmussen-Bonne  
Carl Janßen  
Hans-Jürgen Rasmussen-Bonne  
Hannelore Rasmussen-Bonne  
geb. Spreckelsen  
Niels Rasmussen-Bonne  
Inge Rasmussen-Bonne, geb. Kettermann  
Waldtraut Haase, geb. Francke  
Friedrich Haase  
3 Enkelkinder

6595 Enkirch (Mosel), Gießen, Mainz, Mamerow, Düsseldorf,  
Hannover, am 28. November 1967

Die Beisetzung fand am Samstag, 2. Dezember 1967, um  
14 Uhr auf dem Friedhof in Enkirch statt.  
Von Beileidsbesuchen bitten wir abzuweichen.

In tiefer Trauer geben wir Kenntnis vom Tode unseres  
herzensguten, stets um uns besorgten Vaters

Postschaffner i. R.

## Gottlieb Klesz

geb. am 4. 4. 1886 in Langendorf, Kreis Sensburg  
gest. am 16. 11. 1967 in Oldenburg (Oldb)

Nach einem erfüllten Leben folgte er unserer lieben Mutter  
nach elf Monaten in die Ewigkeit.

Im Namen aller Angehörigen

Familie Rolf von der Dovenmühle  
Ahlhorn, Blockhaus  
Familie Stegfried Patzke  
Altenhagen bei Bielefeld

29 Oldenburg, Sportplatzweg 3, den 18. November 1967

Die Trauerandacht fand statt im Mittwoch, dem 18. Novem-  
ber 1967, um 11 Uhr in der Friedhofskapelle in Eversten.  
Anschließend war die Beisetzung.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief heute  
unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater, Ur-  
großvater, Schwager und Onkel, der ehemalige

Friseurbermeister

## Hermann Schattner

aus Goldap, Ostpreußen

Im Alter von 83 Jahren.

In stiller Trauer

Otto Handke und Frau Charlotte  
geb. Schattner  
Walter Gamm und Frau Gertrud  
geb. Schattner  
Enkel und Urenkel

299 Flensburg, Mürwiker Straße 14, den 27. November 1967

Am 20. November 1967 entschlief mein lieber Vater, Schwie-  
gervater, guter Großvater und Schwager

Gestüttsberwärter i. R.

## Friedrich Koschorreck

aus Rastenburg  
geb. am 23. 12. 1878 in Wehlack, Kreis Rastenburg

In tiefer Trauer  
Dr. Walter Koschorreck und Familie  
Heidelberg, Steigerweg 35  
Frieda Wachowski  
Schwägerin und Pflegerin  
Olga Krause, geb. Wachowski  
Otto Krause

446 Nordhorn, Hermann-Löns-Platz 18  
Die Beisetzung fand am 24. November 1967 auf dem Nord-  
friedhof in Nordhorn statt.

Nach kurzer, schwerer Krankheit, im 96. Lebensjahre, ent-  
schlief mein herzensguter Vater, Schwiegervater, Großvater  
und Onkel

## Karl Zamkowitz

aus Saberau, Kr. Neidenburg, Ostpr.

In stiller Trauer  
Kunmy Legal  
Arthur Legal  
und alle Angehörigen

21 Gießen, Högner Straße 14  
Die Beerdigung fand am 20. November 1967 in Gießen statt.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief sanft unser lieber  
Vater, Großvater, Urgroßvater, Bruder und Onkel

Lehrer i. R.

## Fritz Gambal

aus Friedrichsberg, Kreis Angerapp

Im Alter von 86 Jahren.

In stiller Trauer  
im Namen aller Angehörigen

Heinz Gambal und Frau Herta  
geb. Block

4961 Warber 76, den 25. November 1967

Die Beisetzung hat am 29. November 1967 stattgefunden.

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte  
und ein Licht auf meinem Wege.

Gott der Herr rief nun auch unseren lieben Vater,  
Großvater und Bruder

## Carl Neumann

Meister der Gendarmerie i. R.  
aus Rosenberg, Baranowen, Wieps u. Lübeckfelde

zu sich in die Ewigkeit.

Er starb fern seiner geliebten Heimat Ostpreußen  
im Alter von 86 Jahren.

In tiefer Trauer  
die Kinder

Herbert Neumann  
Thekla und Edgar  
Schwester Marta  
und Enkelkinder

43 Essen, Hausdykerfeld 4

Mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und  
Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

## Wilhelm Becker

Lehrer und Organist i. R.  
geb. in Reischwalde, Kr. Pr.-Holland  
aus Saberau, Sagau, Pilgramsdorf und Kl.-Kosel  
Kreis Neidenburg

Ist nach kurzer Krankheit im Alter von 78 Jahren am 14. No-  
vember 1967 sanft entschlafen.

In stiller Trauer

Helene Becker, geb. Dalkowski  
Eva Becker  
Margot Schütz, geb. Becker  
Herbert Schütz  
Gisela, Wolfgang  
und alle Anverwandten

6 Frankfurt (Main)-Zeilsheim, Risselsteinweg 23

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir  
die Krone des Lebens geben. Offb. 2, 10

## Adam Bansamir

Kriminal-Oberschreiber a. D.  
Inhaber des EK I und EK II des Weltkrieges 1914-1918  
\* 21. 1. 1891 † 11. 11. 1967  
Memel, Heydekrug, Markt 17, Gumbinnen, Ostpreußen,  
Meelbeckstraße 22

Im Namen aller Angehörigen  
Charlotte Bansamir, geb. Grau  
Alice Feyerabend, geb. Bansamir  
Dr. med. Karl Wilhelm Feyerabend  
Irmgard, Jürgen und Gisela  
als Enkelkinder

686 Hohenlimburg, Jägerstraße 2a, Hagen  
den 11. November 1967

Dankagung

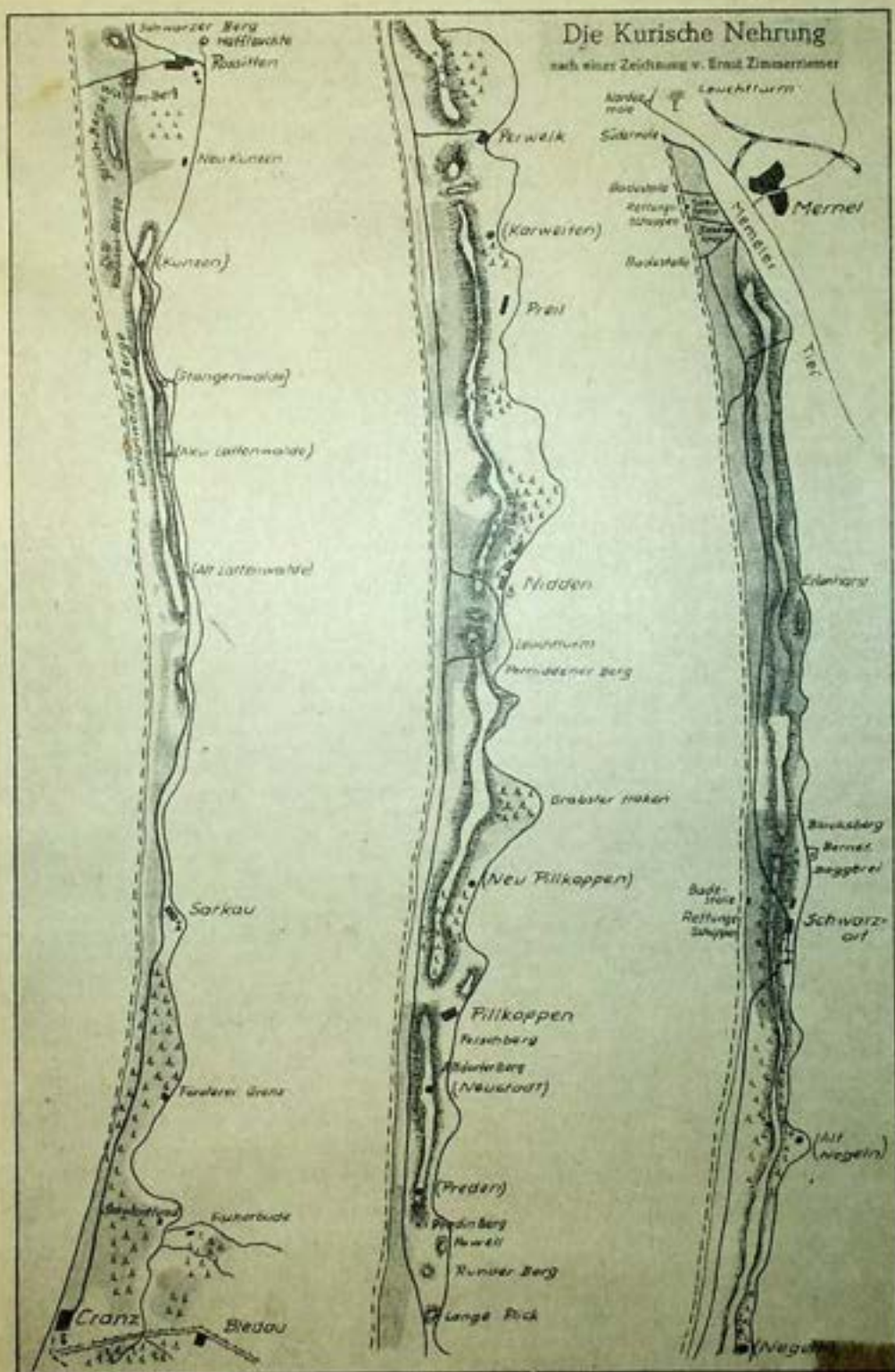
Für die wohltuenden Beweise der Anteilnahme beim Heim-  
gang meines lieben Mannes

## Walther Kerkau

spreche ich hiermit meinen herzlichsten Dank aus.

Martha Kerkau  
geb. Feyerabend-Jann

66 Mainz, Fiedorstraße 23  
im November 1967



Auf dieser Kartenskizze der Kurischen Nehrung sind auch die Orte eingezeichnet, die im Laufe des letzten Jahrhunderts vom Sand verschüttet wurden.

Zeichner: K. K.





**Bildkarte  
rund um das  
Kurische-Haff**

O S T S E E

KURISCHES-HAFF

**Legend:**

- Top left: Scale and title information.
- Top right: Coat of arms of the region.
- Left side: Textual descriptions of various symbols.
- Right side: Symbols for different types of terrain and structures.
- Bottom: Symbols for specific landmarks and features.

## Touristen oder – Pilzsammler

So fragt der Berichtersteller der Wilneer „Tiesa“ in einem Bericht über die Kurische Nehrung. Zum Herbst hin ergießen sich wie aus einem Füllhorn mit besonderen Genehmigungen versehene Ausflüglergruppen aus riesigen Autobussen über die Nehrung. Das sind sonderbare Ausflügler mit Gummistiefeln und großen Körben oder Säcken. Der einzelne Pilzsammler hinterläßt keine Spuren, doch dem Bus entsteigen 60–80 Menschen. Von solchen Autobussen treffen täglich 20–30 ein. Es weinen die Wälder der Kurischen Nehrung. Die Nehrungspilze suchen sich zu verbergen. Doch die Sammler sind gewitzt. Die rauhen das Moos aus, scharren die vorjährigen Blätter fort, stochern mit besonderen Stöcken im Boden. Sie sind nicht zu halten! Auch die im Vorjahr zum Glück geringen Waldbrände traten zur Zeit des Pilzsammelns auf. Jagd und Fischfang können begrenzt werden. Doch gegenüber dieser massenhaften Naturbeschädigung kann man nur machtlos die Hände ringen! Eine Einschränkung der Busgenehmigungen wäre ein großer Gewinn.

## Tomaten und Gurken aus Tauerlauken

Die Wilnaer „Tiesa“ bringt auf der ersten Seite unter einer großen Überschrift einen ausführlichen Bericht über die Treibhäuser in Tauerlauken (Kr. Memel). Diese werden auf einer Fläche von 6 Hektar angelegt. Sie sollen bis zum Herbst fertig werden. Die „Tiesa“ hat eine besondere Berichterstattung von der Baustelle eingerichtet, die laufend über das Fortschreiten der Arbeiten berichten soll. Es werden einzelne Brigaden für ihre zügige Arbeit gelobt. Anderwärts treten Stockungen auf. Die Einwohner Memels sollen ungeduldig auf die Fertigstellung der Treibhäuser warten. Dann soll sich die Belieferung der Hafenstadt mit Gemüse bedeutend verbessern. Von der Sowchose Tauerlauken wurden bisher

---

## ■■■■■■■ Aus den Me

### Generalprobe für Mannheim

Vierzehn Tage vor Mannheim, am 15. September, veranstaltete die Memellandgruppe Iserlohn im Hotel Stätigen einen Bunten Nachmittag, zu

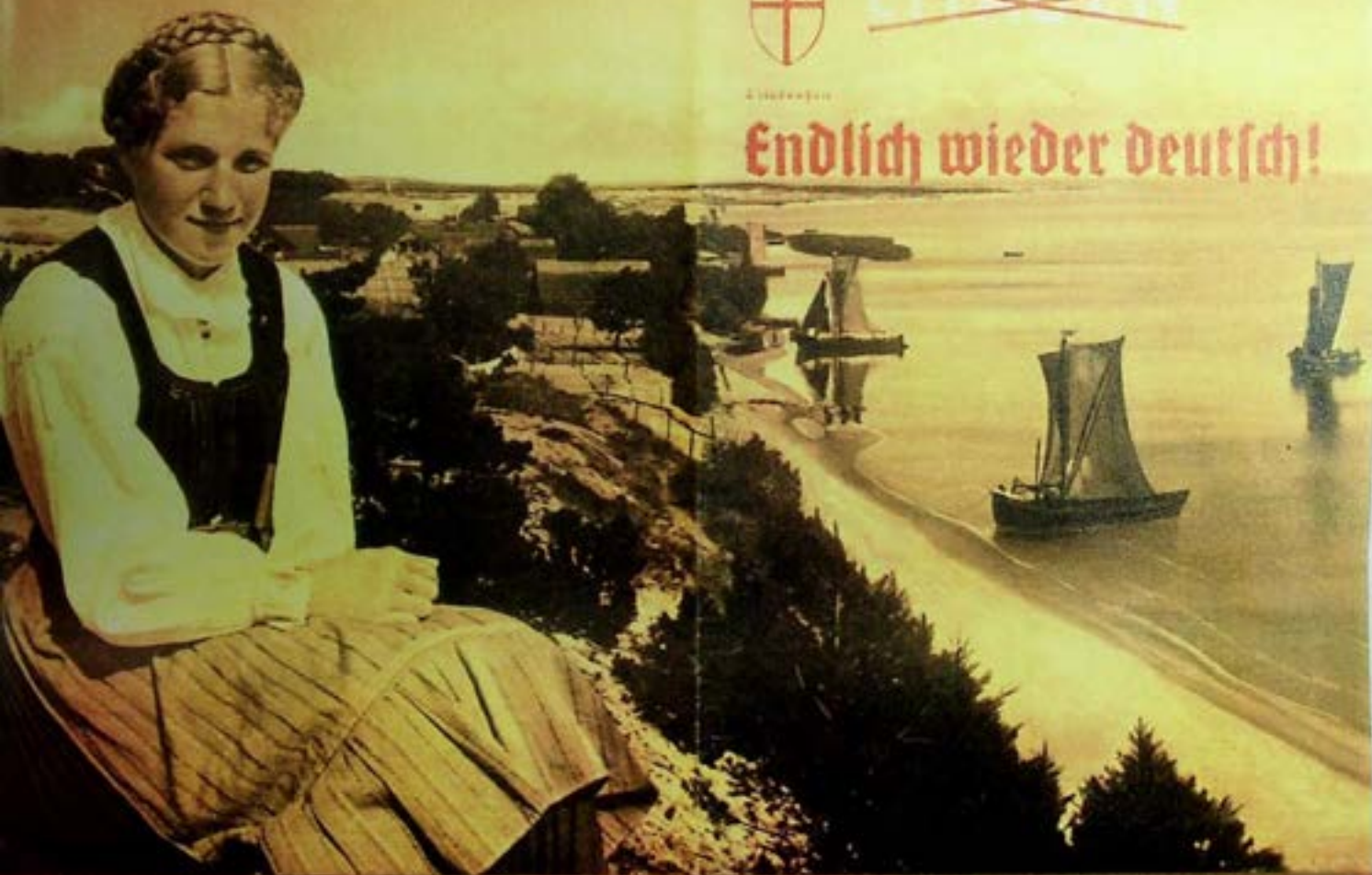
# MEMELGEBIET



~~LITAUEN~~

2. Heft

Endlich wieder Deutsch!



## KURISCHE NEHRUNG

Text, Bilder und Entwurf:  
Paul Jsenfels - Nidden

OSTSEEBÄDER

# MEMELGEBIET

Jetzt wieder deutsch!  
Litauen

Kurische Nehrung  
Memelgebiet — I

Herausgegeben vom Verband  
der Bäder des Memelgebiets E. V.  
Memel Rathaus

Überreicht durch:

**Städt. Verkehrsamt**  
Memel, Kirchenstraße 9



Wanderdünen Aufn. A. O. Schmidt

## Die Entstehung der Kurischen Nehrung

Die Kurische Nehrung ist nicht nur wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und der vorzüglichen Bademöglichkeit weit über die Grenzen Ostpreußens bekannt und geschätzt, sondern darüber hinaus genießt sie unter den Erdkundlern den Ruf der seltenen Naturerscheinung und des aufschlußreichen Studienobjektes. Wir Memelländer sind mit „unserer“ Nehrung und ihrem von Wetter und Jahreszeiten bestimmten Gesicht zu gut vertraut, als daß uns jemand von ihrer reizvollen Landschaft und dem prickelnden Bad in der See zu erzählen brauchte. Wie aber steht es mit unserem Wissen von Entstehung und Wachstum dieser Halbinsel? Hätten wir nicht eine Auffrischung nötig?

Zwar haben wir gesehen, wie im Weststurm Wanderdünen mit rauchender Sandlähne auf Wanderung waren, wie die See durch Abritt und Anlandung die Küste veränderte, wir kennen die gestaltenden Kräfte: Wasser und Wind. Aber in welcher Weise diese Naturkräfte in Verbindung mit anderen Voraussetzungen im Laufe von Jahrtausenden Struktur und Gesicht der Nehrung schufen, weiß am besten der Geograph. Hören wir drum, was er uns, gestützt auf exakte erdgeschichtliche Forschung, über diesen Teil unserer Heimat sagen kann!

Die Kurische Nehrung ist eine Dünenbildung, die trotz ihres Alters von 6000—7000 Jahren gleich allen Dünen in Deutschland der erdgeschichtlichen Neuzeit zugerechnet wird. Vor anderen Dünen zeichnet sich die Nehrung

durch die einzigartige Lage zwischen Haff und See aus, eine Lage, die ihre Voraussetzung in einer alten, untergegangenen Festlandküste hat. Einst waren Haff und Nehrung Festland, das auf Grund seiner niedrigen Lage über dem Meeresspiegel und als Delta des Memelstromes dem Angriff der See ausgesetzt war. Eine fortschreitende Landsenkung begünstigte Einbrüche des Meeres, die etwa um 5000 vor unserer Zeitrechnung zur vollständigen Ueberflutung führten.

So begann die Entstehungsgeschichte der Nehrung mit einer Zerstörung. Immerhin sollten es dieselben zerstörenden Kräfte sein, die in kommenden Jahrhunderten den Aufbau der Nehrung bewirkten. Dort nämlich, wo unter 20—30 m tiefem Meer der alte Küstenrand war, lagerten Grundseen und Strömungen, durch den Widerstand bedingt, Sand ab. Mehrere derartige Naturvorgänge waren am Bau des Nehrungsfundamentes beteiligt. Zunächst waren da die Flüsse. Ihre beträchtlichen Sand- und Schlickablagerungen verflachten die Meeresbucht. Und gerade da, wo Flußwasser und See zusammentrafen, wurden Sinkstoffe in besonderem Maße abgelagert, die an der Samlandküste nach Norden zu anbauen. Weiter halfen Grundseen des Meeres mit. Auch Küstenströmungen, durch Südwest- und Westwinde hervorgerufen, waren von Bedeutung für das Wachsen des Fundamentes. Sie kamen, wie noch in heutiger Zeit vom Samland mit dem Erdreich der

78

Steilküste beladen und luden es an der Widerstand bietenden flachen Meeresbucht ab. Aus einer Reihe von Bohrungen, d. h. aus der genauen Untersuchung des aus der Tiefe geförderten Bodens läßt sich die Entstehung des Unterbaus der Nehrung mit großer Sicherheit in der von uns beschriebenen Weise ablesen.

Eine Epoche in der Geschichte der Nehrung war zu jenem Zeitpunkt abgeschlossen, als das Fundament — in etwa dem wohlbekanntem Schweinerücken am Hall vergleichbar — die Wasseroberfläche erreichte und damit ein festes Hindernis für die Wasser beider Seiten wurde. Es ist anzunehmen, daß mit dem Anwachsen der Sandbänke eine vermehrte Sandablagerung stattfand, was erst recht der Fall gewesen sein muß, als sich die Sandbänke zusammenzuschließen begannen.

Eine Halbinsel in heutigen Ausmaßen darf man sich keineswegs unter dem zunächst flachen Gebilde vorstellen. Vielmehr handelte es sich nur um eine Anzahl kleiner, von tiefen Prieln getrennter Eilande. Und noch lange nach ihrem Zusammenwachsen, als bereits Kiefernhochwald die 30—40 m hohen Dünen bedeckte, existierten neben dem Mølmeler Tief weitere bei Sarkau und Cranz.

Nachdem nun ausgedehnte Sandbänke über den Wasserspiegel ragten, gesellte sich zu den Wellen die gleichfalls aufbauende und gestaltende Kraft des Windes. Bald gewann das Land durch immer erneute Anlandung sowie anschließenden Transport des Windes unter Mitwirkung einer Pflanzenvegetation ein Ge-

sicht, das wir Keiner der Nehrung aus der Anschauung jener auch heute noch lebendiger Teile vorzustellen vermögen. Allerdings ist ein grundlegender Unterschied zwischen damals und heute zu beachten, und er ist wesentlich für die Erklärung der Dünenentstehung. Das Klima war viel feuchter und wärmer, so daß kräftiger Pflanzenwuchs Flächen festlegen konnte, die dem Flugsand Widerstand entgegensetzten und ihn zu Dünen auftürmte. Vor rund 5000 Jahren waren so die Sandbänke zur formenreichen und teilweise 30 und mehr Meter hohen Nehrung herangewachsen, die nicht nur Laub- und Nadelwälder trug, sondern Menschen der jüngeren Steinzeit Heimat war. Im Laufe der Jahrtausende bis hin zur geschichtlichen Neuzeit hat sich die Struktur der Halbinsel nicht mehr wesentlich, wohl aber ihre Oberflächenform geändert. Denn Wälder gingen unter, von den wandernden Dünen verschlungen, und wuchsen auch wieder heran und legten die Sandmassen für lange Zeit fest. Trotz starker Klimaverschlechterung blieb die Vegetation Sieger über den Sand. In der Art des Schwarzortler Hochwaldes haben wir uns die jüngeren Wälder vorzustellen, bis im 17. und den folgenden Jahrhunderten der Mensch ihr Zerstörer wurde. Erst die Schaffung einer größtenteils künstlichen Vordüne sowie umfangreicher Anpflanzungen setzten der zunehmenden Versandung und Dünenwanderung halt, wobei allerdings der Erfolg dieser Maßnahmen von der heutigen und zukünftigen Pflege der Anlagen abhängig sein dürfte.

### *Fischehäusee im Sand*

Aufn.: Inst. f. Ausl. Bez.  
(Beinckmann-Schneider)





### Die Durchbrüche durch die Vordüne

ermöglichten Fischern und Bade Gästen ein  
queres Erreichen des Strandes.

Auß. Nr.

Zirkel auf den Schulterstücken und die gleiche Uniform wie die übrigen Forstbeamten. Sie unterstanden der Wasserbaudirektion in Königsberg, resp. dem Hafenbauamt in Memel. Dienstgehöfte wurden in den neunziger Jahren in Sandkrug, Erlenhorst, Preil und Nidden, Baracken für die Arbeiter in Bärenschlucht und Liebestal gebaut. In Sandkrug war der Sitz des Dünenmeisters in dem schmucken Gebäude nördlich des Alten Sandkrug. Im Waldhaus einen Kilometer südlich von Sandkrug wohnte der Dünenwart, der das Sandkrugrevier und auch die Vordüne von Mellneraggen bis Nimmersatt zu versehen hatte. Das Erlenhorster Revier, mit dem Dienstgehöft auf halbem Wege nach Schwarzort, reichte bis zur Schwarzorter Forstgrenze (Km. 16) und hatte die Betreuung der Vordüne bis Perwelk, das Revier Nidden reichte von Perwelk bis zur späteren Grenze. Im Preiler Dienstgehöft und in Bärenschlucht wohnten Vorarbeiter. Zu jeder Jahreszeit waren die Revierbeamten zu Fuß oder per Achse unterwegs, um Schäden an den beplanten Flächen, an der Vordüne, an der Poststraße oder am Haffufer festzustellen und Arbeiten zu beaufsichtigen. Zur Obliegenheit der Dünenverwaltung gehörte auch die Wartung der Erlenhorster Richtfeuer, die vom Vorarbeiter in Bärenschlucht versehen wurde, und die Registrierung des Haffpegels in Erlenhorst, sowie die Verpachtung der Schilfrohrflächen am Haffufer.

Der Beamten der Dünenverwaltung, die als Pioniere im Kampf gegen den Sand zeichnen kann, soll hier auch gedacht werden. Als Dünenmeister amtierte bis R. Schiweck, ihm folgte bis zur Abtrennung des Memelgebiets Paul Plötz. Der älteste bekannteste Dünenwart, der von 1892—also rund 40 Jahre im Dienste stand unter dessen Leitung die Bepflanzung Strecke Schwarzort-Sandkrug durchgeführt wurde, war Waldemar Muzcate in Erlenhorst. Nach der Abtrennung des Memelgebietes wurde er von der preußischen Regierung Dienstleistung auf der Nehrung beurlaubt, er, schon nahe dem Pensionsalter, als ziger Beamter mit Spezialkenntnissen bei alle anderen optierten für Deutschland. folgte 1932 Förster Hans Karallus, der zur Räumung Memels im Dienst war. Nidden war Dünenwart Spieker und 1923 Bendicks tätig. Im Revier Sandkrug Waldhaus waren jüngere Beamte beschäftigt die mehrfach wechselten. Als Dünenmeister waren nach der Abtrennung litauische Beamte eingesetzt. Nach der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich im Jahre 1939 änderte sich infolge des baldigen Krieges man geänderte. Im Dünenmeistergehöft in Sandkrug wohnte ein Beamter der Hafenverwaltung, und als Dünenmeister kam Hans Schiweck mit dem Dienstsitz Nidden. Dünenwart Bendicks wurde nach Rossitten versetzt.

### Ständige Wartung

verlangten die Durchbrüche. Aus kleinen Beschädigungen konnte eine Gefahr für die gesamten Vordünen erwachsen. Ob die Urnatur heute schon dabei ist, die menschlichen Fesseln abzuschütteln?





# Zwischen Süderspitze und Sandkrug

KLEINE FREMDENFUHRUNG DURCH DEN NÖRDLICHEN NEHRUNGZIPFEL  
VON HEINRICH A. KURSCHAT

Kommen Sie, kommen Sie! Wir müssen uns sputen! Die Fähre wartet nicht! Das ist übrigens unsere Memeler Luisenstraße, nach der Königin Luise benannt. Sie wissen doch, 1806 preußische Residenz. Ja, und hier mündet die Holzstraße ein, da vorn das Hauptzollamt, und hier links die Carlsbrücke. Na, ein Glück, die Fähre steht noch. Heute fährt ja die Badewanne — sieht vorn und hinten gleich aus. Halt, erst die Fahrkarten. Warten Sie, ich erledige das für Sie mit. Sie können mich hinterher dafür bei Sommer oder in der Strandhalle zum Kaffee einladen. Das gleicht sich dann aus.

Feine Fähre, sage ich Ihnen. Ist jedem Andrang gewachsen. So'n halbes Dutzend Autos oder Fuhrwerke machen ihr keine Kopfschmerzen. Bei Lindenau erbaut, natürlich. Wir kommen gleich daran vorbei. Merken Sie was? Wir fahren schon. Mit den beiden kleineren Fährschiffen ist das immer ein Spaß. Die müssen erst drehen, die behäbige „Stadt Memel“ und die kleine „Nehrung“. Mit der werden wir übrigens zurückfahren.

Also das ist nun unsere Dange, ohne die sich Memel genau so wenig denken läßt wie Wien ohne Donau. Wenn man denkt, daß die Donau gar nicht richtig durch Wien fließt, dann ist für uns die Dange — aber passen Sie auf! Das ist die Reismühle. Da mündet der Festungsgraben in die Dange. Romantischer Winkel mit Zitadelle, Fischmarkt und Ruderverein. Hier links hören Sie die Niet-hämmer unserer Werft. Ha, fallen Sie nur nicht in Ohnmacht. Das war nur unsere Sirene! Muß doch sein von wegen der Sicherheit. Haben Sie sich aber erschreckt! Sehen Sie: Links Süderhuk, rechts Norderhuk. Hier gingen mal die Fähren in alter Zeit los, als statt der schönen Motorschiffe Handkähne und Prähme den Verkehr besorgten. Alte Memeler haben sich noch herüberrudern lassen — von zarten Frauenhänden sogar. Ha, sagte ich zart? Goliathstöchter waren das, die sogar bei Eisgang sicher Sandkrug erreichten.

Aber nun haben wir ganz den historischen Moment verpaßt: das Hinausgleiten in das Haff! Da liegt sie also, unsere vielgerühmte Kurische Nehrung. Komisch, nicht wahr? Rechts geht es zur See, links in das Haff

hinein zum Memelstrom, auf dessen Wasser wir jetzt quasi schwimmen. Also schauen Sie genau hin: Hier vor uns das Kurhaus Sandkrug, rechts daneben auf dem Hügel der Alte Sandkrug. Ja, sehr alt, 1616 wird in den Akten schon der Krüger Heinrich Merten erwähnt, der bestimmt nicht der erste gewesen ist. Sie müssen denken, daß seit der Ordenszeit, also seit dem 13. Jahrhundert die Nehrung ein Hauptverkehrsweg war. Von 1486 datiert die Negelner Krügerschreibung, von 1519 die Karweiter. Glauben Sie, daß die Post- und Kurierreiter, die Bischöfe und Ritter in Sandkrug gedurstet haben?

Sehen Sie, da sind wir schon. Hier links fahren wir gerade an dem kleinen Bootshafen vorbei, von dem einst die Handfähren losgingen. Achtung, halten Sie sich fest. Manchmal gibt es beim Anlegen einen kleinen Schubs. Schade, diesmal nicht. Na, dann kommen Sie. Diese Treppe führt also zum besagten Alten Sandkrug. Muß man eigentlich gesehen haben. Herrliche Fließerbecken, Tische im Freien. Und ein Ausblick sage ich Ihnen. Der Dichter Kotzebue ließ sich sogar von diesem idyllischen Fleckchen inspirieren. „Es kann ja nicht immer so bleiben“ oder so ähnlich. Hier links geht es in den Kurgarten. Heute

## Auf der Kanzel in Sandkrug

*Der Wald im Dunkel atmet schwer,  
Tief träumt mein Dünenhügel.  
Fern, wie metallen, glänzt das Meer.  
Blau blinkt des Haffes Spiegel.*

*Ein Segel, das kaum Wind mehr hat,  
scheint wie in Gold zu schwimmen.  
Und auch die Lichter aus der Stadt  
wie Gold im Wasser glimmen.*

*Nun liegt der Nehrungswald wie tot,  
Der Dünen Farben starben.  
Doch fernher strahlen dunkelrot  
des Leuchtturms Feuerfarben.*

FRITZ KUDNIK

ist natürlich nichts los, nur ein paar Kaffeetanten in der Veranda. Aber ich kann Ihnen flüstern: Hier ein Sommerfest! Alles voller Lampions, der ganze Garten voll, und auf dem Wasser natürlich auch. Jedes Boot ist behängt. Und dann hier am Wasser auf der Wiese Riesen-Feuerwerk und Teertonnen, weil es vielleicht gerade Johanni ist. Feenhaft, einfach. Oder Sonntagnachmittag Militärkonzert! Die alten Herrschaften schwärmen noch. Poggendorf von den Einundvierzigern. Ein silbern verhauchtes Trompetensolo, daß den Damen das Korsett zu eng wurde.

Wissen Sie was? Wir gehen erst am Haff entlang. Hier also der Bootsstieg des Kurhauses. Sehen Sie sich diese Treppe an! Regatta vor Sandkrug! Die Herren in weißen Hosen, mit blauen Jacken und Seglermützen! Klasse, sage ich Ihnen. Der Kurhauswirt heißt Müller. Der Name sagt Ihnen wohl nicht viel. Aber ich schwöre Ihnen: Solch einen Müller gibt es nicht zweimal. Diese Küche! Und ein Wein! Aber wenn wir damit jetzt



## Sandkrug im W.

erlebte sich in den 20. Jahrzehnten steigende Beliebtheit. Wenige Schritte der Anlagestelle, die zeigt wird, erhob sich die Alte Sandkrug, ein Rodelberg, auf dessen das Grogwasser brod.

Aut. 32

schon anfangen, kommen wir beim besten Willen nicht rum.

Mal schnell einen Blick auf die Tennisplätze. Na klar, haben wir alles. Tennisvereinigung Memel-Sandkrug. Ja, was? Hier möchten Sie auch wohnen? Die Villen der oberen Zehn. Als die Stadt Memel den gegenüber der Stadt liegenden Nehrungszipfel erwarb, sicherten sich die Herren Stadträte natürlich gleich einen netten Bauplatz und bewiesen damit, daß sie Geschäftssinn und guten Geschmack in sich vereinigen. Halt, laufen wir nicht an der Werner-Kanzel vorüber. Ja, wir können ruhig hinaufsteigen, nachdem wir uns schon um den Aufstieg auf den Alten Sandkrug gedrückt haben. Wer dieser Werner war? Also hören Sie. Fragen haben Sie! Ich bin doch kein Sembritzki. Und ob der das weiß? Da gab es mal im 17. Jahrhundert einen Pfarrer Werner in Werden bei Heydekrug, dann einen Landkammerer Werner in Prökuls und schließlich 1849 einen katholischen Pfarrer Werner in Memel. Ich tippe auf den letzteren, da sowohl der Name wie die Kanzel für ihn spricht.

Nun kommen wir zu den Schwimmvereinen. Die waren früher drüben am Haß und in der Dänge, müssen Sie wissen. Da hat die Stadt sie kurzerhand umquartiert. Die Unterstützung, die sie beim Aufbau der Vereinshäuser leistete, nahm sie durch die Fährgelder mit Zinsen ein, wahrscheinlich.

So, hier sind wir nun auf der Poststraße. Eminent wichtig, sagte ich Ihnen schon, in alten Zeiten. Direkte Verbindung Petersburg-Berlin. Seit dem Bau der Eisenbahn nach Memel und der Einrichtung des Telegraphen nur noch für Wandervögel bedeutsam. Eine der wenigen Straßen Europas mit Autoverbot! Nur per pedes, höchstens Fahrräder oder Pferdewagen.

Wir können gleich von hier zum Seestrand hinüber. Aber da kommen wir wieder an solch einer seltsamen Kanzel vorbei, von der ich nicht weiß, wie sie heißt und nach wem sie so heißt. Da lotse ich Sie lieber längs

der Poststraße zum richtigen Badeweg. Die Poststraße? Ja, die geht also hier südlich weiter nach Schwarzort. Vorher kommt noch Hagenhöhe. Hagen — das ist der Mann, der hier die Dünen befestigt hat. Auf der höchsten Düne hat er hier einen Gedenkstein und eine kleine Laube. Man ist da gleich an der Hirschwiese. Hirsche? Keine Spur! Höchstens mal ein Segler, der seinem wüßlichen Vorschotmann hier Hirsche zeigen will. Ja, das sagte ich doch schon, daß da Hirsche nicht zu finden sind.

Na, sehen Sie! Beim Unterhalten kommt man gut voran. Hier haben wir also den Badeweg. Das war mal kurze Zeit ein Spielkasino. So was hält sich nicht lange bei uns. Zu viel frische Luft, wissen Sie. Und hier drüben: Café Sommer. Wie wär's mit einem Täßchen?

Ein schöner Weg ist das, was? Glatt und sauber, zu beiden Seiten der Wald. Hier geht es ein wenig bergab, und dort, wo der Kiosk steht, biegt ein Weg nach rechts ein. Das waren damals noch Zeiten, als der Großvater und die Großmutter... Da mußten sie sich nämlich hier trennen. Opa ging gerade aus ins Herrenbad, und Oma wanderte am Hubertus-Platz vorbei ins Damenbad. Wehe, wenn sie es umgekehrt gehalten hätten! Opa mit seinem Zebra gestreift mang den Damen, die rechte Schulter sportlich kehlt blößt! Das wäre nicht nur in die Zeit, sondern auch vor den Staatsanwalt gekommen. Ja, und heute brauchen Sie nicht mehr bis Nidden laufen, um den Verächtern des Stofflichen zu begegnen.

Wir gehen also den Herrenweg weiter wobei ich Ihnen aber nicht verschweigen will, daß der Damenweg reizvoller ist. Man hat da eine wunderbar stille Waldpromenade bis nach Süderspitze, ein Weg, wie geschaffen, um seine Tanzstundenliebe am Arm zu führen. Solche Wege gibt es hier in jeder Richtung. Sie brauchen nur irgendwo einbiegen, wo welche schon vor Ihnen das Moos eingetreten haben, und Sie kommen unter Garantie irgendwo hin, wo eine Bank steht

wo Pilze wachsen oder wo man zwei junge Damen beim Sonnenbad überrascht. Hier links zum Beispiel hatte sich irgendwo im Dickicht der Bernecker eine Höhle gebaut — so ein entsprungener Raubmörder aus den zwanziger Jahren. Nein, Sie brauchen sich nicht so scheu umsehen. Das sind alles biedere Memeler, die zum Strand gehen.

Jetzt wird es sandig, mein Lieber. Aber eine freundliche Badeverwaltung hat uns Bretter gelegt. Nun geht es die Vordüne hinauf. Hier rechts biegt der Weg zur Badeanstalt ab. Das war früher die neutrale Zone zwischen den Herren und Damen. Sie meinen, die meisten biegen hier gar nicht ab? Wo werden die! Am schönsten ist es doch im Freibad! Kommen Sie, wir gehen zum dicken Bremenfeld in die Strandhalle. Da setzen wir uns ein Weilchen unter einen Sonnenschirm und schauen zum Strand hinunter. Das ist ein Gewimmel, was? Nein, leider — Ferngläser werden hier nicht vermietet. Ach so — Sie meinen, was dort für ein Auflauf ist! Warten Sie mal — halb zwei! Da kommt gerade der Sandkrug-Elch zum Baden. Natürlich ein richtiger Elch, falsche Elche haben wir hier überhaupt nicht. Tolle Schaufeln hat der Bursche. Der kommt täglich um halb zwei sein Bad nehmen. Ob man ihn streicheln kann? Lieber nicht! Sehen Sie — da jagt er grade ein paar Zudringliche in die Flucht.

Wollen wir ein Ende am Strand entlangwandern? Wenn uns der Bademeister nicht sieht, können wir schnell durch das Bad schlüpfen. Fühlen Sie nur mal diesen Sand! Wie Samt so weich. Sandkrug ist für seinen feinen Sand berühmt. Da kommen weder Meineraggen noch Schwarzort mit. Hoppla, steigen Sie nicht den Kindern in ihren Stuchelteil! Ja, und hier beginnt das Reich der Badebuden. Eigentlich verschampieren sie ja die Gegend, aber die Stadt hat doch auf eine ansprechende Gestaltung, auf netten Anstrich und gewisse Einheitlichkeit geachtet. Und die Besitzer schwimmen natürlich in Glückseligkeit. Solch eine billige Badereise gibt es sobald nicht wieder. Vier Quadratmeter reichen zum Glück. Da kann man drin schlafen. Da wärmt die Mutti die Rouladen auf dem Primus, und die Kinder brauchen nur angezogen werden, wenn die Ferien um sind.

Was halten Sie von diesem Weg? Irgendwohin kommen wir schon. Ich schätze so, wir

kommen wieder am Alten Sandkrug heraus, aber auf der Rückseite, wo die Försterrei steht, wo es das gute Speiseeis gibt, wo die Zöllner hausen. Aber so weit werden wir nicht zum Half hinübergehen. An solch einem Sonntag bleibt man lieber im Schatten, und ich glaube, daß Ihnen der Waldweg gefallen wird. Sehen Sie, hier steigen wir über die Vordüne. Nein, hier liegen keine Bretter, mein Lieber. Sie haben Ihre Schuhe schon voll? Ersparen Sie sich die Mühe des Ausschüttens, bis wir im Walo sind. Nein, auf den Strandhaler dürfen sie nicht treten. Das Befestigen der Vordüne war eine Hundearbeit, und ehe Sie sich versehen, haben sie vom Dänenwärter ein Strafmandat in der Tasche. Sehen Sie, da hinten taucht er schon auf — er, der einzige, der ungestraft da herumsteigen darf, wo wir nicht dürfen. Sie haben recht. Sein Dasein ist nicht immer beneidenswert. Immer wie ein Wauwau auf die bösen Badelustigen losgehen, die an den unmöglichsten Stellen über die Düne steigen. Aber eintönig? Glaube ich gar nicht recht. Was der so hinter den Dünen zu sehen kriegt! Sie alter Schäker, was Sie nicht denken! Ich meine, was der nicht alles an Naturschönheiten zu sehen kriegt: blühende Stranddiesteln, Ameisenlöwen in ihren kleinen Trichtern, einen Elch, der an Weidenbüschen gnagt.

Sehen Sie, hier hinter den Dünen geht am Rande der Kujellichten nochmals ein Weg entlang. Wem es am Strand zu heiß ist, der lagert hier. Mutti präsentiert sich im rosa Unterrock und verteilt Stullen an ihre Sprößlinge, und Vater entkorkt die Kaffeebuddel. Das Fräulein Tochter sieht wie ein Krebs aus und geht mit ihrem Sonnenbrand einer schmerzreichen Nacht entgegen. Na ja, jedem sein Vergnügen.

So, hier wird nun der Boden fest, und Sie können Ihre Schuhe entleeren. Aber setzen Sie sich doch nicht gerade in den Ameisenhaufen! Was sollen die Ameisen von Ihnen denken? Was das für ein Galgen da drüben hinter den Dünen ist? Das ist ein Raketenübungsgeschütz. Paar hundert Meter weiter haben wir den Rettungsschuppen von Süderspitze. Das ist ein ganz solider Ziegelbau mit dem Rettungsboot. Die Besatzung besteht aus Süderspitzer Fischern. Wenn die mal mit dem Raketenapparat üben, dann schießen sie die Leine über diesen Galgen, wie Sie sagen, der das Schiff darstellen soll, und wenn sie ge-

## Die Strandhalle von Sandkrug

auf der Höhe der Vordüne galt als Vorbote eines sonnenfrohen Tages mit feinem Sand, wunderbarer Brandung und einer guten Tasse Kaffee auf Bremenfelds unvergleichlicher Terrasse.

Aufn.: M.D.-Archiv



83

# ~ Zauber der Poststraße ~

VON G. GRENTZ

Straßen, die weit ins Land hinein, Straßen, die weiße Bänder im Sonnenschein . . .

So beginnt eine alte Ballade von Lulu von Strauß und Torney, und sie muß auch alt sein, diese Ballade, denn wo gibt es noch zwischen all dem Grau und Schwarz und Blau der Teer-, Asphalt- und Betonstraßen heute noch weiße Bänder im Sonnenschein, wenn man nicht gerade an den endlosen über Berg und Tal führenden weißen Mittelstrich denkt?

Ja, bei uns gab es sie noch, die echten weißen Landstraßen, die kreuz und quer durch unsere Heimat führten, durch Felder, Wälder, Wiesen und Äcker, von schlanken, weißstämmigen Birken begleitet zum Unterschied von den Feldwegen, die sich nur knorrige Kopfweiden mit strubbelhaarigen bemoosten Häuptern als Weggefährten leisten konnten. Und wenn der Heidedichter Löns singt: Auf der Straße, auf der Straße, da ist alles voll Staub -, dann traf das auch auf unsere Straßen zu, und wir denken sofort an die lange Staubfahne, die ein Auto zum Schrecken aller Wanderer und Radfahrer hinter sich herzog. Denn sie waren ja auch keineswegs für die neumodischen Benzinstinker angelegt, unsere Straßen, die nur geruhsam-beschaulichen Hufschlag gemischt mit dem Rattern eisenbeschlagener, und allenfalls am Sonntag gummibereifter, Räder schätzten. Zu den gummibereiften zählten als erlaubt und tragbar und als Zugeständnis an die Neuzeit noch die Fahrräder. Aber die mußten sich schon brav am Straßenrand halten, der noch einigermaßen eben und frei von Schlaglöchern war. Diese hatten übrigens auch ihre Bedeutung und erfüllten einen Zweck. Sie rüttelten und schüttelten die Wageninsassen schön durch, damit es mit der Verdauung klappte, auch wenn man nicht mehr zu Fuß ging. Und damit sie nicht einschliefen und einen Blick für die gemächlich vorüberziehende Landschaft hatten und sich immer und immer wieder einprägten, wie schön doch die Heimat war. Vielleicht wissen wir darum heute noch so viel von zu Hause, von unserem Heimatland, weil wir es einst nicht im Auto durchjagten, sondern es, alles in uns aufnehmend, mit Pferd und Wagen, mit dem Fahrrad oder Fuß vor Fuß setzend durchzogen und durchwanderten. Denn der Wanderer war zu allen Zeiten der Straße liebster Gefährte, vor dem sie alle Herrlichkeit ringsum zum geruhsamen Beschauen und Genießen ausbreitete.

Die schönste, die Königin all unserer weißen, staubigen, löcherigen, sandigen, holprigen und doch so reizvollen Straßen aber war zweifellos die Poststraße, die wie ein schnurgerades, hundert Kilometer langes Band, von Sandkrug bis Sarkau ins Samland hinein führte und auf der Karte wie eine kraftspendende Lebensader wirkt - vom Herzen Ostpreußens, dem ehrwürdigen Königsberg, hinauf zum äußersten Zipfel deutschen Landes, zur ältesten Stadt Ostpreußens, Memel. Und als dann die Litauer das Land nördlich des Memelstromes besetzten und sich zu eigen machen wollten, da war der Schlagbaum, der diese Straße genau auf der Hälfte ihrer Länge trennte und zerschnitt, wie ein Symbol der Abtrennung einer Ader: Ein blühendes Land begann darniederzuliegen, die Bauern verarmten, Not, Elend und Kummer machten sich breit, weil man organisch Verwachsenes und Zusammengehöriges nicht ohne schweren Schaden trennen kann und darf.

Poststraße! Wer wohl wüßte heute von dir ein Lied zu singen, dich zu preisen und zu loben, so er die lächerlichen zwanzig

Kilometer von Sandkrug bis Schwarzort auf heutige Weise per Auto in einer kleinen Viertelstunde durchmessen hätte? Wer wohl wüßte etwas von atembeklemmender Verzauberung der Dünenwelt, von der gottnahen Stille und Einsamkeit des Eldreviers, so er zwischen Mittag und Abendbrot nur mal so nach Nidden und zurück geflüzt wäre wie es heute ganz selbstverständlich? Gottlob, die gute alte Poststraße gehörte noch ganz den Radlern und Wanderern, und wer sie unter seine Füße nahm, anstatt den bequemen und schnellen Dampfer zu benutzen, der wußte, weshalb. Zwar gab es an vielen Stellen weichen, staubigen und den Schritt hemmenden Sand, gab es ermüdende und in glühender Sonnenhitze schweißtreibende Steigungen und dort, wo sich das Röhrich des Haifufers bis hart an das Band der Straße heranschob, tausende helltönend singende und blutdürstige Mücken, Millionenheere stecknadelkopf großer in Mund, Nase und Augen geratender Gnitzen, Haifmücken genannt. Doch das alles wurde zur Belanglosigkeit, zu kaum beachteter Randerscheinung vor all der Herrlichkeit, die sich rechts und links der Straße in immer neuem Wechsel und Wandel auftrat.

Hoher Kiefernwald durchsetzt mit tiefgrünem Tannengeholz beim Abmarsch im Sandkrug. Erfrischender Harz- und Nadel, duft, schwellende Moospolster, etwas verfrüht zur Rast ladend. Feste, tischebene Straße, in gemessenem Abstand von frisch-fröhlich-grünen Birken gesäumt, eine Lust zu wandern. Ein richtiger Waldspaziergang ohne Mühe und Plag!

Doch dann, der großen Hirschwiese zu, beginnt der Wald zu schrumpfen, immer niedriger zu werden, und die buschigen

Kiefernkrone geraten mehr und mehr in Bodennähe, bis aus schlanken Stämmen ein dicht verschlungenes Gewirr von schier undurchdringlichem Kusselkieferngeheck wird. Schachbrettartig aufgeteilt in ein Geviert einzelner Felder durch zahlreiche sich rechtwinklig kreuzende schmale Gestellwege, welche die Ausbreitung eines Waldbrandes im zundergetrockenen Unterholz verhindern sollen. Noch heller, fast weiß ist das Band der Straße geworden, sandig und weich. Sanftes Ansteigen und Absinken zeigt an, daß sie jetzt durch einstmals rücksichtslos abgeholztes und mühsam wieder aufgeforstetes Dünen Gelände führt. Unten am Haifufers, von Birken, Espen und Strauchwerk frischgrün eingefärbt, die große und kleine Hirschwiese, Ziel vieler Paddel-, Ruder- und Segelboote auf kleiner Fahrt. Und darüber, einsam aus einem Meer von Kusselkiefern herausragend, der ehemalige Aussichtsturm von Hagenshöf, von dem nur noch ein auf vier Pfählen ruhendes Dach übrig geblieben ist, nachdem ein Herbststurm das morsche Holz zum Einsturz brachte. Und nun hat auch die Poststraße die höchste Steigung erklimmt, und der Blick weitet sich bis fast in die Unendlichkeit. Zur Rechten, hinter dem Wald, zieht sich der endlose Wall der Seedüne hin und über ihrem Grat ein tiefdunkler, sonnenüberglänzter Streifen Ostsee bis zu einem fernen Horizont, über dem wie zarte Wattebüsche ein paar Schönwetterwolken dahinschweben.

Nach links zu ein Blick, ein Bild unendlicher Ruhe und tiefsten Himmelsfriedens, das in die Seele eindringt und sie erschauern und schier andächtig werden läßt in der Bewußtheit der eigenen Winzigkeit vor diesem gewaltigen Panorama grenzenloser Weite. Glänzend und schimmernd, von den Schatten darüber hinsegelnder Wolken belebt, der endlos weite Spiegel des Hafes, nur im Vordergrund begrenzt vom schmalen, dunkelgrünen Saum des Festlandes, des Hochwaldes von Starrischken bis Schäferrei. In der Ferne dann verschwimmend und sich

## Vesperpause bei der Roggenernte

Roggenernte im Memelland! Höhepunkt der Erntezeit! Hell klangen die Sensen auf den weiten Feldern. Flink banden die Frauen in ihren weißen Kopftüchern die Garben. Schöne, schwere Zeit voller Schweiß und Segen! Unser Bild zeigt eine Vesperpause der Schnitter und Schnitterinnen. Ein reinliches Tuch ist am Rand des Feldes ins Gras gebreitet. Brot, Speck und Wurst liegen in handlichen Stücken auf sauberen Brettchen. Eine ganze Milchkanne voll kühler, erfrischender Labsal stillt den Durst. Unsere Aufnahme wurde auf der Besitzung des Bauern Martin Sudmann in Dittauen, Kreis Memel, gemacht. Wir danken sie unserem Leser H. Szardenings in 211 Buchholz, Poststraße 4.



auffösend, wo man die Landspitze von Windenburg mehr ahnen als sehen kann. Und auf dem hellen Blau dieser Wasserfläche wie hingetupft, die Endlosigkeit und Weite noch betonend, ein paar weiße Segel und der schlanke Leib eines Nehrungsdampfers mit schnurgerader Kiellinie, die wie ein Schnitt in eine riesige Glasplatte wirkt. Möwenschwärme, im Sonnenlicht silbern aufleuchtend, folgen dem Schiff und seiner langen grauschwarzen Rauchfahne. Näher zum Ufer stehen in langen Reihen die in den Haflgrund getriebenen Haltestöcke weit ausgespannter Fischernetze, und auf jedem zweiten oder dritten Stock wie holzgeschnitzte Figuren regungslos ins Wasser starrende Fischreier, die, gäbe es nicht den Elch, ein Symbol der ganzen herrlichen Nehrung sein könnten.

Voraus in zwei, drei Kilometer Entfernung, tritt der Wald zurück bis ganz auf die rechte Seite der Straße, und auf grasiger Lichtung, in einem Kranz hoher alter Linden und Erlen, leuchten die roten Dächer der Försterei Erlenhorst. Eine gute halbe Stunde noch bis dorthin, und es heißt jetzt, die höchste Steigung des ganzen Weges bis Schwarzort zu überwinden, die die Poststraße noch näher an das Haflufer heranzuführt. Nach rechts zweigt ein schmaler Sandweg ab, an seinem Beginn steht ein Pfahl mit hölzernem Briefkasten und einer Tafel, die mit ungelent aufgemalten Buchstaben anzeigt, daß es hier nach „Bärenschlucht“ geht. Bärenschlucht! Welch grimmiger Name, und doch nur in schützendem altem Dünental eine kleine Ansammlung hölzerner Häuschen, bewohnt von einigen litauischen Grenzbeamten mit ihren Familien. Es sind freundliche Leute, die dem durstigen Wanderer gerne die Benutzung der Wasserpumpe gestatten, wie ja überhaupt der einzelne Litauer gastfreundlich, aufgeschlossen und entgegenkommend dem Deutschen begegnete, wenn er nicht durch böswillige Propaganda aufgehetzt, zu Mißtrauen und Haß aufgestachelt war.

Diese neun Kilometer durch Sonne und Sand bis Erlenhorst reichen aus, um das Verlangen nach einem großen und kühlen Glas frischer Milch ins Riesengroße wachsen zu lassen. Dieses Verlangen kam nicht von ungefähr, denn jeder wußte, daß in Erlenhorst ein Schild an der Straße zum Ausruhen auf schattiger Bank bei einem herrlichen Glas frischer Milch einlud, dargeboten vom unwüchsigen alten Dänenmeister Muskate und seiner hübschen Tochter oder später von seinem Nachfolger, dem uns allen durch seine prächtigen Schilderungen memelländischen Waldes und Wildes so gut bekannten Förster Hans Karallus und seiner Frau. Hier im schattigen Garten unter hohen Erlen, duftendem Flieder, Phlox und Reseden wurde so manches Wald-

mannsgarn gesponnen und ließ gar in der sich ausbreitenden Gemütlichkeit die geplante Weiterfahrt nach Schwarzort vergessen, wobei die Milch gar bald von erheblich schärferen Getränken – gegen die Mücken – abgelöst wurde.

Uns aber lockt weiter das helle Band der Straße, noch elf Kilometer sind es bis Schwarzort. In sanftem Auf und Ab führt sie am zum Haß sich neigenden Hang dahin, und immer noch begleitet uns zur Linken das herrliche Bild, der breite Schilfsaum, in dem es von Abertausenden von Wasservögeln schnattert, ziept, quort und piept, dahinter die unendliche Wasserfläche mit den Segeln, Netzen und Reihern und weit drüben das mehr und mehr zurückweichende grüne Festland. Zwei, drei Kilometer geht es so dahin. Dann schneidet die Straße ein in einen feucht-sumpfigen Auwald aus verknotzten Birken, Erlen, Espen und Weiden, zu deren Füßen aus quappenden, triefnassen Moospolstern, gestürzten und verrotteten Stämmen, sumpfigen Gräben und Lachen gelbe Schwertlilien hervorleuchten, Pfeilkraut und Froschlöffel ihre Blütentrauben in die spärlich einfallenden Sonnenstrahlen recken. Hier quakt's und quort's vom Froschkonzert in allen Tonarten, und den Sopran singen dazu die Mückenschwärme, die sich mit wilder Be-

geisterung auf den ach so seltenen und darum hochwillkommenen Blutspender stürzen. Feucht und hart ist jetzt die Straße, feucht und fast urwaldhaft dumpf und modrig ist auch die Luft. Manche ungeahnte Seltenheit aus der Pflanzen- und Insektenwelt mag sich in diesem Stück Urlandschaft wohl verbergen.

Nicht allzu lange, dann wird der Boden trockener, kommen die zur Seede hin verdrängten Sandkiefern wieder an die Straße heran. Der Wald öffnet sich zu einer großen Lichtung, auf der einsam und verlassen ein paar Holzhäuser stehen, barackenartig niedrig, die Fenster ohne Glas. Der Brunnen, dessen eisernen Deckel wir mal kurz lüften, ist ohne Wasser. Das Ganze ein Bild trostloser Verlassenheit und Ode, bedrückend und traurig trotz des lichtblauen Himmels darüber. „Liebestal“ heißt dieser Platz, und Gott weiß, wer ihm diesen poetischen Namen gab, diente er gewiß doch nur als Unterkunft und Station für am Bau der Straße, am Befestigen der Dünen beschäftigte Arbeiter.

Doch welcher Radler, welcher Wanderer hat auf seinem Wege nach Schwarzort an dieser Stelle nicht gerastet, nicht, auf dem Rand des Brunnens oder im Grase sitzend, ausgeruht und friedlich eine Zigarrette geschmaucht? (Schluß folgt)

## In Memel 1810

VON HERBERT MEINHARD MUHLPFORDT

In der „Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812“ (Leipzig, 1814) findet sich eine Schilderung von Memel, die der Verfasser, Dr. Christian Müller, ein 24-jähriger Jurist, schon zwei Jahre vorher, 1810, besucht hatte.

Ich teile von dieser Beschreibung zwei Episoden mit:

### Das Memeler Theater

Nach Tische fuhren wir gewöhnlich, wenn kein Theater war, nach dem Leuchtturme an den Strand, von dessen Leucht-Spiegel man eine herrliche Aussicht auf die umliegende Gegend und auf das Meer hat, ein Standpunkt, der besonders am Abend bey untergehender Sonne höchst reizend ist. Hier wurde Kaffee genommen, oder wir gingen miteinander zu einem unserer Memeler Bekannten, dem Besitzer einer der großen, einträglichen Papiermühlen, einem sehr strengen lieben Menschen. Abends wurde an Strande zum zweitenmale gebadet, oder

an den bestimmten Tagen ins Theater gegangen, was Du Dir nicht lächerlich und schlecht genug vorstellen kannst, eine Eigenschaft, wodurch es eben vortrefflich und deshalb von uns sehr häufig besucht wurde. Die Bühne war in einem ehemaligen Hanomagazin an dem Kanal aufgeschlagen. Wenn man nicht dicht davor saß und im eigentlichen Sinne hineinsah: so bekam man die Gesichter der etwas großen Personen oft nicht zu sehen, weil sie hinter und zwischen den Vorhängen verschwanden. Das Verhältniß der Breite und Tiefe war in eben demselben Maßstabe, so daß ich allen Ernstes vorgeschlagen habe, Marionetten darauf spielen zu lassen. Aber noch unter dem Verhältnisse des Raumes waren die Schauspieler, eine „reißende“ Truppe. Alles, was Deutschland Schändliches in dieser Rücksicht hatte und von Ort zu Ort, bis an diese nördlichste Spitze aufwarf, fand sich hier vereinigt. In ein Trübspiel, z. B. Romeo und Julie, Fiesko, oder große heroische Dramen, z. B. die Kreuzritter, mit allem Apparate von ihnen aufgeführt, würde ich alle hypochondrische Menschen und spleenhafte Lachfeinde bringen, um sie zu heilen: mit dem schreiendsten Dialekt aus Schwaben, Bayern, Oesterreich, Obersachsen, oder dem gemeinen Platten aus Berlin und Norddeutschland. Der primo amoroso und Held war unglücklicher Weise ein sehr langer Mann, der, nach seinem Dialekt und seiner Haltung zu urtheilen, unter der württembergischen Garde servirt haben muß, er spielte daher bey obgedachter Beschaffenheit des Theaters nicht allein sinnlos, sondern wirklich ohne Kopf, da dieser stets zwischen den Deckenvorhängen steckte, eine optische Täuschung, wodurch er vollends etwas Riesenhaftes erhielt. Die Damen, alle über 30 Jahre, waren aus Berlin und Oesterreich, und des amoroso in jeder Hinsicht würdig. Die geschriebenen Theaterzettel enthielten übrigens ganz barbarische Namen. –



Auf der Poststraße nach Schwarzort

85

ja schon saft- und kraftlos die Hände, bar jeden Stolzes, allen Lebenwillens. Nein, ihre Augen blickten auf dich melancholisch, wie von Trauerweidenzweigen verschleiert, wie von Witwenschleiern umflort. Und ihre Stimme bebte in schluchzender Resignation, wenn sie dir ehrlichkeitstriefend gestand, daß sie ja sooo gut verstehen könnte, daß es dir bei ihr unmöglich schmecken könne, wo du doch . . . zu Hause und von Hause aus . . . und überhaupt all und immer . . . soviel Besseres gewöhnt seist!!

Tja, da warst du machtlos! Kein Tod schreckte dich mehr; jeder konnte nur, jeder mußte Erlösung bringen. Aus irgend einem durch Wunder noch intaktem Gehirnecken schrie es Ingrimmgig zu dir, daß das Nötigen über das Stadium der Nötigung hinaus nun in brutale Vergewaltigung gebrochen sei; aber es interessierte dich nicht sonderlich. Du warst nicht mehr Theologe, Jurist, Mediziner, Lehrer oder wer weiß was sonst; du warst — schlicht — leidende Kreatur. Die Energie, aufzuspringen und schreiend wegzulaufen, hattest du nicht mehr; du warst zu systematisch weich gemacht. Du schlucktest den Angstschweiß, der dir von der Oberlippe in den Mund lief, bedauertest mal wieder, daß deine Frau keinen Bart an dir duldet, und fraßt und würgtest, was sie dir während ihrer Trauerarie auf den Teller geschmissen und gekleckert hatte. Was in den Augen des Hausherrn, des Hundes oder der Pflegerin zu lesen war, war dir gleichgültig und nasser Schmutz.

Wie dir am Ende war — wenn dir gestattet wurde, der kreuzspinnenhaft glücklich Lächelnden zu danken und zu versichern, wie wunderbar es dir geschmeckt habe — ist schwer zu sagen. Vielleicht so, als seist du bis zum Rachenzipfchen mit Blei ausgegossen. Ich weiß nicht, ob das Gefühl trotzig; ich war noch nie mit Blei ausgegossen; ich dachte nur immer, daß es so sein müsse.

Ja, ich dachte oft, ich würde es nicht überleben; aber ich habe. Es kann also doch wohl nicht zu lebensgefährlich gewesen sein.

Ich konnte sogar schon tags drauf wieder mit Appetit von dem essen, was uns die Hausfrau, wie's Brauch war, an fleischernen und süßen Leckerbissen mitgegeben hatte und was Hund und Katze vorzuwerfen ich mir bei der dankumrahnten Entgegennahme still vorgenommen und beim Heimweg laut und wortreich geschworen hatte. Und am übernächsten Abend, wenn wir die Reste „des Mitbringels“ genossen, bedauerte ich ehrlich, daß „es aller war“. — Nein, lebensgefährlich kann es nicht gewesen sein.

Ich fühle mich am Schluß verpflichtet, einem Gerücht entgegenzutreten, dem man früher „im Reich“ auf Schritt und Tritt begegnete, das einem aber auch noch in der Bundesrepublik gelegentlich in den Weg läuft. Das ist die Behauptung, die memelländische Hausfrau habe in der Regel mit der Formel genötigt: „Assen Se man, lassen Se man! Was lebrich bleibt, kriegen doch bloß de Schwein.“ — Das ist eine Fabel, würdig der, daß die Wolfe, wenn nicht schon unsere Hausgenossen, so doch unsre Hofgenossen gewesen seien. Nein, die besagte Formel habe ich äußerst selten, und wenn, dann nur aus den Mündchen landentfremdeter Stadthausfrauen vernommen. Schon aus Mangel an benachbartem

Schweinevieh beeindruckte sie das nie sonderlich, so ernst sie auch gemeint sein mochte. — Das Nötigungsrepertoire einer echten memelländischen Hausfrau war viel reichhaltiger und gefährlicher.

Früher hätte ich nie von diesen Gefahren unserer Heimat gesprochen, schon um nicht den Fremdenverkehr zu gefährden. Ich hätte geschwiegen, wenn es die Gastmähler noch gäbe. Sie sind mit den memelländischen Tischen und Tafeln verschwunden und dahin. Nie wieder wird es sie geben. (Nicht, daß ich nicht an Heimkehr glaube!

Ich glaube nur, wenn es mal soweit ist, haben wir zu lange unter Holsten und Hessen, Niedersachsen, Friesen und Bajuwaren gelebt, als daß der Drang zum Nötigen und zum Danken nicht verkümmert wäre.

Aber schön war's doch!

Memelländische Gastfreundschaft! — Nur mit dem Versuch zu scherzen, kann die Erinnerung sich an sie wagen. Wir haben es gelernt, dem Galgenhumor die Zügel frei zu geben, wenn uns zum Heulen zumute ist. Nicht war, Landsmann?

## Gäste in Elenhoest / Von Hans Karallus

Unser einsames Forsthaus auf der Kurischen Nehrung in Erienhorst hatte im Laufe des Jahres viele Besucher und Gäste, die meist längere Zeit bei uns wohnten. Nicht selten waren aber auch unbetene Gäste Besucher unseres Hauses. Das waren Elche, die leicht und beschwingt über den Gartenzaun setzten und sich dann an Sträuchern und Obstbäumen gütlich taten. Ein Dachs hatte unter der Scheune sein Lager errichtet und sich eines Nachts über unsere Enten hergemacht. Mit einer Mistgabel bewaffnet, rannte ich auf das Geschrei der in höchster Not befindlichen Vögel im Nachthemd auf den Hof und in den Schuppen, wo der Dachs schon einige Enten „abgemurkt“ hatte. Weitere Untaten konnte ich verhindern, aber des Einbrechers konnte ich nicht habhaft werden mit dem Instrument, das mehr für die Landwirtschaft als die Jagd Verwendung findet. Eine junge Krähe fand sich eines Tages ebenfalls ein, die mit der noch jungen Katze schnell Freundschaft geschlossen hatte. Leider fand das Tieridyll bald ein Ende. Tot lag die Krähe eines Morgens im Garten. Habichte gaben manches Jahr unangenehme Gastrollen ebenso wie Füchse, die alle den unschuldigen Hühnern nach dem Leben trachteten. Aber nun zu den Besuchern unseres Hauses.

Eines Wintertages öffnete die Tür zu meinem Dienstzimmer ein in mehrere Kleiderschichten und Decken eingehüllter Mann. „Ich bin der Kunstmaler Vladas Eudukevicius!“ Damit stellte der Ankömmling sich vor und begann seine Kleider und Decken in eine Ecke des Zimmers zu werfen. Ein kleiner Berg häufte sich bald. Mir war

das alles etwas unangenehm, und ich sah verwundert den Mann an. „Kleider machen Leute“, so sagte schon Paul Keller. An den Tisch gesetzt, erfuhren wir von dem „Sonderling“, daß ihn Herr Elnars aus Sandkrug zu uns geschickt hatte, da er seiner wohl überdrüssig war. Vladas war viel in der Welt herumgekommen und sprach gut Deutsch. So war er lange Jahre in Frankreich und Italien gewesen. So konnte er mir gleich an Hand eines Kataloges beweisen, daß ein Bild „Winter“ von ihm in Paris auf einer Kunstausstellung mit einem Preis bedacht worden war. Er malte meist im Adamskostüm und sang dabei, wenn er gut gelaunt war. Meine Mädchen wollten er nackt malen. Zu diesen Aktmalereien hatten diese jedoch nicht die geringste Lust. Zu Besuch hatte unser Maler einmal die Schwester des großen litauischen Dichters, Komponisten und Malers Mironas. Wenn Birute Mironas neben Vladas saß, so gab es nur Kunstwerke. Eines Wintertages, aber schon Anfang April, wollte Vladas unbedingt mit den Schlittschuhen noch über das schon bedenklich schwache Eis bis Schmelz laufen. Ich riet ab. Aber ohne Erfolg. So beobachtete ich das Unternehmen vom sicheren Boden aus. Dann geschah auch tatsächlich das, was ich ohne Prophet zu sein, voraus sah. Mit einmal verschwand Vladas von der Bildfläche des Eises. Er war in eine offene Stelle, allerdings schon im flachen Wasser der Landseite gefallen, aus der er aber dann schnell wieder auftauchte. Er wohnte lange Zeit bei uns; eigentlich schon zu lange. Mit einem weinenden und einem lachenden Auge feierten wir dann seinen Ab-



Das einsame Forsthaus in Erienhorst auf der Kurischen Nehrung

zur Erinnerung an unseren lieben Erich Knopp bei uns. Auch die später folgende junge Frau des Malers bleibt uns in bester, angenehmster Erinnerung.

An stillen Wintertagen, wenn die Gedanken in die Vergangenheit wandern, denke ich oft an die Menschen, die mir in Erlenhorst begegneten. Dann lese ich die Eintragungen aus den vergilbten Gästebuchblättern, die ebenfalls noch aus der alten Heimat herübergerettet wurden. Namen, verschiedene Schriftgrade, „dichterische“ Eintragungen bilden einen unersetzlichen Schatz von Erinnerungen. Künstler und Gelehrte, Frauen und Männer, bekannte und unbekanntere Größen haben sich hier verewigt.

Bei Sturm kehrten wir ein,  
Bei Regen sind wir geschieden.  
Dazwischen lag Sonnenschein  
Und so etwas wie Frieden.

Diese Eintragung entstammt der Feder eines Universitätsdozenten aus Königsberg. Das war schon im Kriegsjahr 1943. Ein Professor schrieb zur Erinnerung an die Walpurgisfeier 1944:

Wie ein altes Schloß kriegt Rost,  
Wenn es wird nicht eingeschmiert,  
schieb. Sein Landschaftsbild aus Erlenhorst hängt als bleibende Erinnerung heute noch in unserem Heim.

Ein Maler nach unserem Geschmack war der damals noch junge Erich Knopp aus Kowno. Ich führte ihn in das Elchrevier um Perwelk, wo er gute Studien machen konnte. Als Landschaftsmaler wandte er sich der Tiermalerei zu. Ich besorgte unserem Maler auch einen toten Elch, den ich damals mit freundlicher Genehmigung des Landesdirektors Szigaud auf der Nehrung schießen durfte. Knopp suchte dann im Wasserwild, besonders den Wildenten, aber auch im Rehwild dankbare Motive, die das Schaffen des jungen akademischen Malers wesentlich förderten. Heute noch hängen die Elche, Wildenten und Rehbilder, die allein aus Erlenhorst gerettet wurden,

#### Unser Heimatgedicht

### Lebe wohl

Lebe wohl, du leure Heimat mein!  
Fern bin ich heut' von dir - allein. -  
Es keimt und grünt an Baum und Strauch -  
mein Herz das keimt in Sehnsucht auch.  
Mein Memelland, lebe wohl!

Wie warst du wert mir, trautes Land,  
wo meiner Kindheit Wiege stand,  
mit Kiefernwald und Saatenfeld -  
kein gleiches weiß ich auf der Welt.  
Mein Memelland, lebe wohl!

MARIA BAKSCHIES

Hat mir dieses Erlenhorst  
Die Gelenke präpariert.  
Werd' jetzt lautlos wie die Elche  
Memels Dunkel durchmarschieren,  
Sehnsucht suchend, ob nicht welche,  
Aufgelegt sind zu charmieren.

Der Kinooperateur L. meinte:

Meine Frau fraß sich hier dick,  
Frage: Wird sie wieder chick?

Und noch manche andere Reime und Verse sind in den alten Gästebuchblättern enthalten, traurige und lustige. Aus manchen Zeilen spricht schon die Vorahnung eines baldigen Todes.

Im Winter kehrten Rodler und Skifahrer schon damals bei uns ein. Herr Walter Jaetzel und Frau versäumten bei guter Schneelage nicht, an den Sonntagen mit dem Bobschlitten nach

Erlenhorst zu ziehen. Dann aber kamen auch Revierförster Haselmeier und Frau aus Starrischken über das Eis und besuchten uns, wie wir ebenso über das Eis nach Starrischken wanderten. Im Sommer das Wasser, im Winter das Eis, das waren unsere Freuden und Leiden.

Und dann im Frühjahr waren wir wieder froh, wenn der Winter vorbei war. Wenn das letzte Eis ins Meer hinaustrieb, waren wir froh und begrüßten lebhaft den ersten Dampfer auf dem Haff. Dann kamen auch die Paddler und Kanuten nach Erlenhorst. Und in der Scheune auf dem Heu kampierten in mancher Nacht mehr Gäste bei uns, als im besten Hotel in Memel. Diese Einkehr auf dem Heu war schon zur Tradition mancher Wasserratten Memels geworden.

Der Sommer brachte dann die Gäste aus dem Reich. Sie kamen aus Königsberg, Leipzig, Berlin und anderen Städten unseres damaligen Vaterlandes. Aber auch aus Memel sind die Eintragungen ebenso zahlreich. Frä. Fuhrmann, Frä. Mierwaldt, Frä. Suwan und Marta Biermann sind in Erlenhorst längere Zeit zur Erholung gewesen. Der Seestrand bei Erlenhorst war wohl einmalig. Weicher Sand und vollkommen steinfreier Strand. Auch am Kurischen Haff waren Badegelegenheiten vorhanden.

Als Reiter auf der Nehrung kehrte auch unser Memeler Dampfboot-Verleger F.W. Siebert in unserer Behausung ein. Dann besuchte uns als junger Radaktionsvolontär auch unser jetziger Schriftleiter Heinrich A. Kurschat bei einem Waldbrand auf der Nehrung. Zwanzig Morgen Wald und Heide in Flammen... lasen wir am nächsten Morgen im Dampfboot. Der Bericht gefiel mir damals sehr gut. Schade, daß ich ihn heute nicht mehr besitze.

Der MRC (Memeler Radfahrer-Club) kehrte traditionsgemäß Himmelfahrt zum Milchfrühstück im Garten ein. Überhaupt waren die Radfahrer damals die häufigsten Besucher der Nehrung. Die alte Poststraße sah nur wenig Autos, und diese nur in der letzten Zeit. Die schönste Zeit des ganzen Jahres fiel auf der Kurischen Nehrung in den Herbst. Die Farben leuchteten dann in Gold und Rot und Blau. Blauer Himmel, blaue See, blauer Enzian. Gold und Rot in den Blättern der Birken, Erlen und Weiden. Die Zeit der Jäger und Wanderer. Die Zeit der stillen Pferdefuhrwerke, die behaglich und langsam die Poststraße belebten. Herbst auf der Nehrung... Morgen- und Abendnebel verhiessen wieder einen sonnigen Tag. Vogelzug an der Vordüne und Palwe. Heiterer, fröhlicher Sonnenschein. Ein Tag schöner als der andere.

Dann fuhr mit seinem Einspanner der Hoteller Henry von Zaborovski bei uns vor. Jedes Jahr kam er. Jedes Jahr brachte er ein Präsent von guten Zigarren mit und trank im Garten seinen Kaffee oder Milch. Der andere Wagen von Herrn Müller aus Sandkrug hielt auch in Erlenhorst. Und der dritte schließlich war der Pächter des „Alten Sandkrug“ und der Strandhalle, Herr Walter Bremenfeld, der uns seinen Besuch abstattete. Diese Wagen fuhren immer bis Schwarzort. Jahr für Jahr im Herbst bis zum Ende.

Wanderer belebten im Herbst die Poststraße. Mit Fahnen und Fähnlein die Jugendwanderer, Fahrradwanderer glitten unbeschwert über die sandige Straße.

Die Zeit der Jäger war gekommen. Die Entenjagd auf dem Kurischen Haff trug reiche Beute. Auch der Elchabschuß erfolgte im September und Oktober. Wildtauben wurden auf dem Zug geschossen. Auch den Hasen ging es um den Balg.

Die Zeit des Herbstes war auch die Zeit der Fischer. In und um Erlenhorst trieben auf dem Haff die Keitelkähne. Und die Zugnetzfisher von Starrischken belebten das Haffufer. Ihre Fänge waren oft recht gut. In den Schilfbuchten standen die Aalwenter.

So war die Zeit auf der Kurischen Nehrung eine goldene Zeit. Und die Erinnerung zieht mit uns hinaus in das Land zwischen Meer und Haff. Abschiednehmend grüßen wir das einsame Forsthaus Erlenhorst.

#### Anzeigen aus alter Memeler Zeit

### Konfitüren-Geschäft Hermine Leichmann

Bismarckstr. No. 3.  
Reich sortiertes Lager von Konfitüren,  
B. Bonbons, Schokoladen, Parfümerien,  
Weine, Tee's, Kakao's und Kaffee's.

### Salonschraubendampfer

#### „Schwarzort“

Liegestelle Karlsbrücke-Memel  
vermischt den Verkehr  
Memel-Schwarzort  
und umgekehrt.

Alles Nähere bringen Zeitungsanzeigen und  
Tabellpläne.  
Schwarzort. L. Stellmacher.

### J. Sausmikat

Holzstrasse No. 11. Memel. Telefon No. 55.  
Brennholz en gros und en detail.  
Kohlen, Anthracit- und Kiefern-Briketts,  
Kolonialwaren und Schiffs-Verpackungs-Geschäft.  
Bestellungen werden prompt und pünktlich erledigt.

9 ist nicht Pfarrer Klumbies sondern Pfarrer Knispel aus dem Kreise Pögegen (Laugszargen) zu sehen. Ich habe selber an der Feier teilgenommen.“ Dies schreibt uns Ruth Gudwe aus Hagen-Kabel (Westf.), Knüwenstr. 36.

#### Karkelbeck hatte vier Friedhöfe

„Im MD S. 148 wird von zwei Friedhöfen meines Heimatdorfes Karkelbeck berichtet. Als gebürtiger Karkelbecker möchte ich hinzufügen, daß wir insgesamt vier Friedhöfe besaßen. Der eine Friedhof lag in Bruwelsoaken zwischen Bertuleit und Schlasza - das war der sogenannte Dietschmann- oder Bruwel-Friedhof. Der zweite lag zwischen Moors und Ensins, etwa 50 Meter vom Ostufer des Karkelbecker Sees, Plotz genannt - das war der Plotz-Friedhof, auf dem meine Eltern bestattet sind. Der dritte war 500 Meter südöstlich vom Plotz gelegen - das war der Neumann-Friedhof, auf dem mein Bruder ruht. Der vierte war der Lindenfriedhof, der noch heute benutzt wird. Die anderen drei Friedhöfe sollen vom Boden verschwunden sein, da vom Racke-Fluß nach Nimmersatt zu ganz Karkelbeck ein Truppenübungsplatz wurde. Die Karkelbecker Kirche, die der letzte Memelland-Kalender auf Seite 69 zeigte, liegt auch in Trümmern.“

Dies schreibt uns unser Mitarbeiter Martin Budwitz aus Genkingen, Kreis Reutlingen.

# Geschichte Niddens in Jahreszahlen

Nach Archivakten, Chroniken, Büchern, Zeitungen, Erinnerungen und Briefen zusammengestellt von Henry Fuchs

- Um 2500 v. Chr. Sehr zahlreiche Bodenfunde aus der Jungsteinzeit (Neolithikum) zeugen von einer dichten Besiedlung dieser Gegend. Die große Zahl der Fundstellen läßt auf Einzelsiedlungen schließen. Völkische Zugehörigkeit der damaligen Bewohner unbekannt, wahrscheinlich indogermanische Stämme.
- 1800 - 800 v. Chr. Aus der Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa fehlen hier Siedlungsspuren im Gegensatz zum gegenüberliegenden Festland. Bewohnbarkeit der Nehrung wohl infolge allgemeiner Versandung unmöglich.
- 98 n. Chr. Der römische Historiker Tacitus nennt die Anwohner der südlichen Ostsee (zwischen Weichsel u. Memel) Aestier.
9. Jahrhundert Reinhard, der Biograph Kaiser Karls d. Gr., erwähnt die Aesten als Nachbarn der Goten. Orte werden nicht genannt.
- 965 Der spanische Jude Ibrahim ibn Jacob stellt auf seiner Forschungsreise in diese Länder fest, daß die Aestier in Wirklichkeit „Brus“ genannt werden; daraus entsteht der Name Prußen, später Preußen.
- 1225 Erste urkundliche Erwähnung der Nehrung (I. Aufstand der Samländer).
- 1290 Nach der „Livländischen Reimchronik“ wohnen bis hin zum Samland Kuren (854 erste Erwähnung der Kuren als „Cori“ in einer Chronik über einen schwedischen Kriegszug in der Gegend von Libau).
- Um 1300 Die Kurische Nehrung erstmalig unter diesem Namen genannt: Peter von Dusburg († um 1300) berichtet in seiner „Cronica terrae Prussia“, daß im Winter 1283 800 litauische Reiter über die „Neria curonensis“ ins Samland einbrachen und 1309 sogar „5000 Szameiten“.
- 1366 Teilung der Fischereigrenzen auf dem Haff zwischen Kirche im Norden und Ordensstaat im Süden; Grenzlinie „vom Berge Kropstein am Grabster Haken (Nidden) bis zum Breiten Stein am gegenüberliegenden Festland“. Für Nidden Zinszahlung (getrocknete Fische) an den Fischmeister zu Rossitten.
- 1385 Erste urkundliche Erwähnung Niddens in Wegeberichten des Ordens als „Noyken“ auch „Nyden“ auf dem Grabster Haken (Gründungsjahr unbekannt).
- 1391 - 1393 Kriegszug des Hochmeisters Konrad von Wallenrod. Sein Heer übernachtet auf Bulwik und setzt dann mit Niddener Fischerkähnen nach Windenburg über.
- 1406 Erste Erwähnung der Nehrung als Straße mit Übernachtungsmöglichkeit in Nidden (nicht Posthalterei).
- 1409 u. Folgezeit Kuren siedeln hier.
- 1437 Erste urkundliche Erwähnung als Nidden: der Krug von „Nydden“ zahlt „7 gute mark“ als Zins, 1447 nur noch 6 Mark.
- 1502 Die Niddener werden vom Orden vor plündernden Heerhaufen gewarnt: „Paßt auf euer Geflügel auf!“
- Um 1510 Großes Sterben durch die Pest.
- 1515 Der Memeler Komtur klagt, daß die „Einwohner von Nidden nach der Verödung durch die Pest eher in die Berge laufen würden als die Post weiterzubefördern“.
- 1525 Nidden gehört nach Umwandlung des geistlichen Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum zum Hauptamt Memel, Kreis Samland.
17. Juni 1529 Philipp Pepper wird durch Handfeste des Herzogtums Preußen als erster Krüger von Nidden in sein Amt eingesetzt.
- 1531 Kirche in Kunzen, die älteste auf der Nehrung, für die Dörfer Nidden, Negeln, Karwaiten.
- 1539/40 Eine Steuerliste des Amtes Memel nennt für „Nyden“ folgende deutsche Einwohner: Krauß, Rauch, Schmidt, Rauer, Reuter, Zeuser, Denn, Lange.
- 1550 Nidden: 16 Fischer, 2 Halbfischer, 10 sonstige Personen.
- 1569 (Alt-)Kunzen versendet; Nidden gehört zur Kirche (Alt-)Karwaiten (zwischen den heutigen Dörfern Preil und Perwelk).
- 1600 Der Krüger Gerholz von Nidden schreibt, daß man „das graß weit über drei Meilen nicht ohne einfallende leibs und lebensgefahr holen und suchen muß“ (von der Ostseite des Haffes).
- 1604 Der Krüger von Nidden auf dem Grabster Haken klagt, daß „in Nidden nur Sand zu erblicken“ sei.
- 1604 Versandung der Kapelle in (Alt-)Karwaiten; Nidden daher zur Kirche (Alt-)Negeln.
- 1610 Verlängerung des Niddener Krugprivilegs von 1529.
- 1618/19 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, in diesen beiden Jahren auch Herzog von Preußen, läßt die Nehrungsstraße anlegen.
18. April 1620 Alexander Kahlau kauft den Krug „zu Neden“.
- 1628 Gründung der Kirche in Windenburg, ihr wird Nidden zugeteilt, da die Kapelle in (Alt-)Negeln versendet ist.
- 1640 „Haab- und Fischerordnung“: Für das Halten eines Wintergarns 20 Mark, 1/2 Schock Hechte und 2 Schock Brassan an Zins. Fischpreise: 1 Tonne bester Fische 5 Mark, 1 Tonne gesalzener Aale 36 Mark, 1 Schock Dorsche 16-18 Groschen (je nach Jahreszeit), Lachs und Stör nur für die Landesherrschaft.
- 1645 Regelmäßig wöchentlich zweimalige Reitpost zwischen Memel und Königsberg. Eilreiter brauchen für die ganze Strecke 40 Stunden; später viermal wöchentlich, sie legen den Weg in 18 Stunden zurück.
- 1649 Der kurländische Superintendent Einhorn: „Die Kuren am Haff ... können über ihre Herkunft und wie lange sie schon auf der Nehrung wohnen, keine Auskunft geben.“
- 1679 Memeler befürchten den Durchzug der vom Großen Kurfürsten von Brandenburg verfolgten Schweden und bringen ihre schwedischen Kriegsgefangenen vom Vorjahre nach Nidden (und weiter) in Sicherheit.
- 1684 Hartknoch in „Altes und Neues Preußen“: „Die Leute am Haff gebrauchten meistens die Curische Sprache.“
- Um 1700: Casimir Kuwert, Sproß einer reichbegüterten Familie an Atmath und Minge, zieht nach Nidden am Grabster Haken. Er ist ein Vetter des Posthalters von Pillkopen (damals nur zwei Poststationen auf der Nehrung: Sarkau und Pillkopen), dem der zunehmende Reiseverkehr zu beschwerlich wird und der daher die Verlegung seiner Posthalterei nach Nidden (und Schwarzort) zuläßt.
- 1701 Nach der Gründung von Petersburg wird ein regelmäßiger Staatspostkurs eingerichtet, der über Nidden geht.
- 1702 Die Kirche in Windenburg, zu der Nidden gehört, stürzt ein und wird nach Kinten verlegt. Damaliger Pfarrer, Wittich.
- 1708 Nidden zur Kirche (Neu-)Karwaiten, wo jeden 3. Sonntag ein Pfarrer der Landkirche Memel predigen soll, aber nur selten kommt, weil das Dorf versendet und die Einwohner nach und nach weiter südlich siedeln.
- 1711 Die Pest beginnt zu wüten.
- August 1714 König Friedrich I. kehrt über Nidden von der Huldigung in Memel zurück.
- 1719 Kapelle im dritten Karwaiten. Sie brennt in der Mitte der 30er Jahre ab, worauf der Gottesdienst - auch für Niddener - in der 1737 erbauten Schule stattfindet.
- 1720 Feuersbrunst in Nidden.
- 1737 Casimir Kuwert baut sich in (Neu-)Nidden, dem heutigen Dorfe, ein zweckentsprechendes Haus. 1829 brennt es ab. „Es war das schönste Fischerhaus, das ich je gesehen habe“, berichtet 1832 Oberfischmeister Beerbohm aus Feilenhof. Kuwert baut nicht in Grabst-Nidden, weil die meisten Bewohner das Dorf wegen Versandung schon verlassen und sich an drei Stellen weiter nördlich niedergelassen haben.
- 1740 (3.) Karwaiten wird eigenes Kirchspiel mit Nidden. 30 Jahre später wieder Versandungsgefahr; das Dorf leert sich.
- 1741 In Karwaiten ein Pfarrer; da aber 133 Taler zu wenig zum Leben sind, wird er wieder fortgenommen.
- 1743 Schneider Zyntius wird erster Schulmeister in Nidden; sein Jahresgehalt: von jedem Haus eine Mark, hinzu aus einem Provinzial-Zuschußfond 15 Taler, ferner Wiese und 3 Achtel Brennholz, zusammen etwa 30 Taler. Sein Nachfolger wird ein Bierbrauer der Posthalterei. 1763 erhöht sich das Gehalt um 24 Fuder Lagerholz zu 9 Groschen je Fuder, so daß die Besoldung über 32 Taler steigt.“
- 1745 1. Schulhaus in Nidden.
- 1746 Kirche und Schule in Karwaiten brennen ab, werden aber nicht wieder aufgebaut.



- 1753 Neuer Pfarrer in Karwaiten, der auch in der Niddener Schule Gottesdienste abhält.
- September 1757 Russen, Feinde Preußens im Siebenjährigen Kriege, zwingen Niddener Fischer, sie mit ihren Kähnen zum Labiauener Ufer überzusetzen. Infolge Verrats der am Südufer des Haffes aufgestellten Miliz entgehen die Russen dort ihrer Gefangennahme.
- 1758-61 Besetzung durch die Russen. Plünderungen offiziell verboten. Russische Soldaten schießen aber rücksichtslos Hirsche weg. Posthalter Casimir Kuwert beklagt sich über die Vernichtung des Wildbestandes beim russischen General. Dieser läßt „mehrere Kerls, die es sich hatten beikommen lassen, überstrecken mit der Warnung: Ihr Halunken, wollt ihr das bleiben lassen! Was tun euch die Viecher?“
- 1775 In Nidden 15 Fischerwirte.
- 1778 Die Niddener Schule brennt ab. Forstamt Kloschen ordnet an, die stehengebliebenen Schornsteine mit Stroh zu umwickeln, damit sie der winterlichen Witterung nicht ausgesetzt sind und für den Wiederaufbau des Gebäudes benutzt werden können.
- 1780 Der Schulze Englin aus Nidden ist von den 18 Schulzen des Amtes Memel der einzige, der seine Gehaltsquittung mit seinem Namen unterschreiben kann, während die anderen 17 nur Kreuze machen.
- 1784 Vorschlag des Schaakener Erzpriesters Goldbeck, dem die Nehrungskirchen unterstehen, alle Nehrungsorte ohne Sarkau in einer neuen Kirche in Nidden zu vereinigen. Nicht erfüllt, da inzwischen Schwarzort selbständig mit dem Bau einer Kirche begonnen hat.
- 1791 Nur noch vier Häuser in Karwaiten; die meisten Bewohner nach Nidden, Schwarzort, (Neu-)Negeln umgesiedelt. „Beim Krüge bleiben nur noch der Präzenter Bernhard und zwei Fischer“ bis 1797.
- 1795 Weil die Kirche Karwaiten verschüttet ist, gehört Nidden jetzt zum Kirchspiel Schwarzort. Alle drei Monate kommt der dortige Pfarrer nach Nidden. Konfirmanden allwöchentlich nach Schwarzort; manche bleiben dort bei Verwandten.
- 1795 „Nidden wüste und leer“ (Erinnerungen eines Engländers von einer Reise durch einen Teil von Deutschland, Preußen ...).
- Um 1800 Nanke: „Hier (auf der Nehrung) ist nichts als eine ewige Sandwüste, alle 3-4 Meilen eine Poststation, deren Posthalter sich durch Grobheit auszeichnen.“
- 1806 In Nidden 27 Fischerwirte, 8 Losleute, der Krüger und der Lehrer.
- 8./9. Januar 1807 Übernachtung der Königin Luise auf der Flucht vor den Franzosen in der Posthalterei Nidden.
- September 1808 Die Königin Luise auf der Rückreise von Memel nach Königsberg.
- 1808 Landgerichtsrat Louis Passarge entdeckt die Schönheiten der Kurischen Nehrung: „Oase Nidden!“
- Oktober 1809 Der Geheime Staatsrat Wilhelm Freiherr von Humboldt reist über die Nehrung. Er macht durch Aufsätze in Zeitschriften auf die einmaligen Schönheiten der Nehrungslandschaft aufmerksam.
- 1811 Der Königsberger Anatom und Physiologe Carl Friedrich Burdach (1776-1847) reist über die Nehrung und schreibt darüber 1848 in seiner Selbstbiographie: „... Man erblickte nur Sand und Wasser, keine Spur von Vegetation, außer Möwen und Libellen kein Tier... Wir mußten 5 Pferde nehmen...“
- 1812 Posthalter David Kuwert (1748-1827), der Nachfolger seines Vaters Casimir Kuwert, in Königsberg studiert, erwirbt die Reste der versandeten Kirche von Kunzen und baut damit ein weiteres Krughaus in Nidden.
- 1812 Durchzug französischer Truppen. Optische Telegraphen, um rechtzeitig die befürchtete Ankunft einer englischen Flotte signalisieren zu können.
- 1813/14 Zahlreiche französische Kriegsgefangene werden während der Befreiungskriege durch Nidden nach Rußland gebracht.
- 1817 Längs der Poststraße werden schwarz-weiß gestrichene Eichenpfähle als Meilenanzeiger (Ganz-, Halb-, Viertelmeilen) aufgestellt, die aber bald versanden. Ein letzter im Nehrungsmuseum.)
- 1818 König Friedrich Wilhelm III. auf seiner Rückreise von Petersburg über Nidden nach Königsberg.
- 1819 Das russische Zarenpaar auf der Durchreise nach Königsberg. Großfeuer in Nidden: 12 Fischerhäuser und die Schule brennen ab. Schulmeister Dimscheit muß bis zum Wiederaufbau der Schule in einer kleinen Fischerstube wohnen, schlafen und unterrichten.
- 1825 Posthalter David Kuwert versucht, die Düne bei seinem Hause festzulegen mit Anpflanzen von Kiefern, Birken und Weiden (Parabeldüne hinter der Südseite des späteren Hotels Königin Luise).
- 1826 Nidden hat 228 Einwohner, darunter 15 Eigenkätnerfamilien.
- 1827 Anpflanzung von Weidenbäumen längs der Poststraße. Tod des Posthalters David Kuwert. Er wird in dem noch heute erhaltenen Wäldchen an der Poststraße beigesetzt (Dort ruht auch der 2. Schulmeister Niddens).
- 1828 Die Regierung in Königsberg kauft für 400 Taler das neue Krughaus und läßt es durch Herausnahme einer Wand in einen Betsaal umbauen.
- 1830 In Nidden 235 Einwohner. 1840 = 355 Einwohner in 40 Wohnhäusern. 1871 = 701 Einwohner, 47 Häuser. 1895 = 803 Einwohner, 76 Häuser. 1905 = 787 Einwohner, 96 Häuser.
- 1834 Nachdem 1833 die neuerbaute Straße Tilsit-Memel dem Verkehr übergeben werden konnte, wird die Reitpost über die Nehrung eingestellt, so daß die Nehrungsstraße nur noch örtliche Bedeutung behält. Ablösung der Weidberechtigung (wobei die Niddener Fischer noch nach hundert Jahren klagen).
8. November 1835 Einweihung des Betsaales. Nidden verbleibt im Kirchspiel Schwarzort.
- 1838/39 Der Winter ist so streng, daß noch am 25. April die Niddener mit beladenen Schlitten über das Haff fahren können.
- 1844 Beerbohm zu Feilenhof wird Oberfischmeister für das ganze Kurische Haff; der Fischerschulze von Nidden untersteht dem Fischmeister in Schmelz.
- 1844 Um die Ortszugehörigkeit der fahrenden Fischerkähne auf dem Haff leichter feststellen zu können, entwirft Oberfischmeister Beerbohm für alle Uferdörfer Farbtafeln, die im Auftrage der Regierung an den Kahnwimpeln auf den Masten anzubringen sind. Die umrahmenden Verzierungen hierzu dürfen von den Fischern beliebig gestaltet werden. Als „Kurenwimpel“ werden sie später von Kurgästen gern als Reiseandenken erworben, was zu einem Wettstreit unter den Wimpelschnitzern führt.
- 1847 Um die kirchlichen Beschwernisse zu beseitigen, wird in Nidden ein Predigamt kandidant angestellt, der gleichzeitig Lehrer sein muß. Er gilt bis 1849 als 2. Pfarrer von Schwarzort.
- 1849 Nidden mit Preil und Perweik „provisorisches Kirchspiel“.
- Um 1850 Fünf Familien aus dem versandeten Negeln gründen Purwin, den heutigen nördlichsten Dorfteil von Nidden.
29. Mai 1854 Nidden selbständiges Kirchspiel. 1. Pfarrer Egbert Sylla 1854/55. Nach ihm bleibt die Stelle bis 1861 unbesetzt, von Schwarzort „mitpastoriert“.
- 1858 1. Dampfer: Friedrich Wilhelm IV. für die Strecke Memel-Cranzbeek.
- 1867 Fischerwirt Blode kauft ein Haus mit Fischereiberechtigung, das sein Sohn Hermann Biode nach der Jahrhundertwende durch Umbauten, Erweiterungsbauten und nach dem 1. Weltkrieg durch Hinzuerwerb eines Nachbargrundstückes und künstlerischer Gestaltung durch den Schwiegersohn Ernst Mollenhauer (1892-1963) zum besuchtesten Hotel Niddens entwickelt.
25. April 1869 Feuersbrunst: 29 Fischeranwesen vernichtet. Betsaal und Schule bleiben bestehen. Zur künftigen Verhinderung solcher Brandkatastrophen werden 14 Häuser aus dem Hauptdorf umgesiedelt zu einem neuen Dorfteil „in der Skrusdine“, so daß die übrigen nicht mehr so dicht beieinander stehen und geordnet an neu angelegten Wegen gebaut werden können.
- 1870 Fischerschulze Salawik stellt eine mit Bootshaken bewaffnete Bürgerwehr auf, die von einer strandnahen Düne aus die See beobachtet, um nicht durch eine mögliche Landung englischer Kriegsschiffe überrascht zu werden.
- 1874 Standesamt in Nidden.
- 1874 Leuchtturm mit Sturmwarnungsstation in Betrieb genommen.
- 1875 Amtsbezirk Nidden.
- 1881 Oberfischmeister-Amt provisorisch nach Ruß verlegt, 1919 endgültig.
- 1885 Schlangenbergländ Leuchtturm werden bepflanzt nach einem Plan, den schon bei einem Wettbewerb in Danzig 1768 der Rektor der Universität Wittenberg, Prof. Johann David Titus vorgeschlagen hat und der 1811

durch den dänischen Forstmann Sören Björn zwischen Cranz und Sarkau und nach ihm durch Plantageninspektor Epha aus Goldap auch weiterhin erprobt worden ist.

Um 1885 Eine Hebamme in Nidden.

15. Juni 1887 Grundsteinlegung zur Kirche.

10. Oktober 1888 Einweihung der Kirche, des Lebenswerkes von Pfarrer Gustav Echternach (1876-94).

1888 Fischer Perlmann kauft den Betsaal für 2110 Mark und baut sich mit dem Material Wohnhaus und Stall.

Um 1890 Die ersten Maler in Nidden: Dettmann, Wolff, Bischoff-Kulm, Andersen, Lovis Corinth. - Schaffung der Vordüne zum Schutz gegen neuen Sandantrieb vom Seestrande. - Erster Arzt in Nidden mit staatlichem Gehaltszuschuß von jährlich 1800 Mark. - Rettungsstation mit Booten zur Rettung Schiffbrüchiger.

1898 Zur Behebung der wirtschaftlichen Not „dürfen Niddener 28-mm-Garn (d. i. engmaschig) auf 5 Jahre benutzen“ (Schädigung des Fischbestandes); 1904 beanspruchen sie weitere Benutzung, schließlich Kompromiß.

1903/04 Niddener Hafendamm aufgemauert, so daß die Dampfer anlegen können und nicht mehr ausgebootet zu werden braucht.

1907 Ausbau der Nehrungsstraße durch Notstandsarbeiten bei Nidden (mit einer Unterbrechung von 3 km, von der man annimmt daß sie zwecks Unterbindung des Kraftwagenverkehrs nie vollendet werden wird).

Um 1907 Eine Wanderdüne südlich des Tals des Schweigens gibt eine alte Begräbnisstelle frei, die von wandernden Studenten im Hinblick auf die zahlreichen Grabreste als „Pestfriedhof“ bezeichnet wird, ein Ausdruck der bald zur allgemeinen Bezeichnung wird.

1908 Maler Pechstein erstmalig hier.

1912 Kriegerverein; Fahne ein kostbares Geschenk Kaiser Wilhelms II. als Anerkennung und Dank für die Rettung gekenterter Seeoffiziere und Fähnriche aus Seenot.

1914 Bei Kriegsbeginn durchstreift Amtsvorsteher Henkel mit einer Schar Fischer den Nehrungswald, um die Feinde aufzuspüren, die angeblich Gold von Frankreich nach Rußland bringen sollen.

1915 Nidden beherbergt 477 Dauergäste, 1916 = 985, 1917 = 1031, 1918 = 2000.

17. März 1915 Russeneinfall in Memel. Etwa 1200 Flüchtlinge in Nidden. Lastwagen mit Lebensmitteln aus Königsberg bleiben z. T. im Schnee stecken, so daß die Fracht auf Schlitten umgeladen werden muß. Ein Teil der Flüchtlinge über das Haff zum Festland.

1916 Vergeltungslager im Tal des Schweigens für französische Kriegsgefangene, bis die deutschen Kriegsgefangenen vom Eisenbahnbau aus der afrikanischen Wüste zurückgezogen werden.

1919 Fischmeisterbezirk Nidden (bisher hier nur Fischerschulzen); 1. Fischmeister Franz Korinth, nach seinem Tode Seekapitän Tiedke.

27. April 1920 Zollgrenze in Nidden, memelländische Zollbeamte.

16. Januar 1923 Nidden erstmalig in der Geschichte zu Litauen gehörig; Grenzpolizei Zollbeamte nach und nach durch Litauer ersetzt.

1923 Alle drei Schulstellen mit Lehrern besetzt (Der Hauptlehrer nicht mehr ein Pfarrer). - „Kleiner Grenzverkehr“ zwischen Nidden und Pirkoppen; kurzbefristete Grenzübergangsausweise werden vom Amtsvorsteher (z. Z. Kaufm. Martin Sakuth) ausgestellt.

1924 Die Postbeförderung durch Kariol-

post wird abgelöst durch Kraftwagen, der auch drei Personen mitnehmen darf (außerhalb der Dampferzeit). - Fahnenweihe des Fischereivereins Nidden unter Beteiligung vieler Fischereivereine des Memellandes. (Vors. Martin Fröse)

1925 Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Wegbereiter der Niddener Künstlerkolonie Maler Ernst Bischoff-Kulm, Maler Hans Peppo Borschke, Dichter Walter Heymann. Entwurf Ernst Mollenhauer, Wäherede Paul Anderjahn-Königsberg. - Bau einer dreiklassigen Schule mit drei Lehrerwohnungen. - Gründung des Rasensportvereins Nidden. - Seit Fortzug des letzten Niddener Arztes, Dr. Krüger, kommt Dr. Zachleher aus Schwarzort wöchentlich einmal mit dem Dienstwagen des Polizeibeamten Regge zur ärztlichen Betreuung hierher.

1926 Trachtenverein Nidden: Pflege überlieferten Brauchtums, wirtschaftliche Unterstützung in Notzeiten durch Heimarbeit, Allgemeinbildung durch Lichtbildervorträge, Dorfbühne (Spielleitung Frau Anna Fuchs, Bühnengestaltung Ernst Mollenhauer), später Teilfinanzierung des Museumsbaues. - Einrichtung einer Jugendherberge beim Hotel Hermann Blode. - Segelregatta der Fischerkähne (erstrebenswerte Preise).

1927 Gründung des Kurischen Eisyachtclubs im Hotel Hermann Blode durch die Niddener Henry Domscheit und Ernst Mollenhauer, und die Memeler Ernst Albrecht, Walter Duscha, Walter Prieß und Heinrich Schanter. - Das alte Schulgebäude (mit einem Klassenraum, zwei Klassenzimmer waren in Fischerhäusern eingemietet) wird vom Direktorium des Memelgebiets der Kirche geschenkt; 4 Morgen Wiese auf der Festlandseite verbleiben der Schule.

6. Mai 1927 Streckenrekordflug des Segelflugges Lehrers Ferdinand Schulz von Rossitten bis Memel, nachdem er am 3. Mai bereits die Rekordzeit von 14 Stunden 7 Minuten gesegelt ist.

Winter 1927/28 Der historische Krug, das Hotel Königin Luise, brennt ab (Besitzer Gustav Blode).

20. Mai 1928 Einweihung der Jugendherberge Nidden des Memelländischen Jugendherbergs-Verbandes, 190 Betten, 1934 = 3053 Übernachtungen.

21. August 1928 Festliche Grundsteinlegung des Nehrungsmuseums.

1929 Elektrizitätswerk für Nidden (Initiator Gemeindevorsteher Johann Fröse), nachdem die Kirche das Baugelände hierfür gegen kostenlose Beleuchtung der Kirche hergegeben hat. - Nachdem die Kurische Nehrung durch die erfolgreichen Segelflüge 1923, 1924 und in den Folgejahren bei Rossitten als „eines der besten Segelfluggelände anerkannt“ worden ist und seit 1925 Fluglehrgänge durchgeführt werden, beginnen Litauer auf der Hohen Düne bei Nidden mit der Heranbildung von Segelfliegern. - Die Schule erhält vom Direktorium des Memelgebiets die Erlaubnis zur versuchsweisen Einführung der Sütterlinschrift. Lehrer Georg Simaitis gibt nach einem Jahr einen Erfolgsbericht, worauf die Einführung allen Schulen freigestellt wird (Deutsche und lateinische Schreibschrift in den Schulen der Bundesrepublik



Der Evangelische Volksverein in Ruß

Unser Bild, das wahrscheinlich aus der Zeit kurz vor dem ersten Weltkrieg stammt, wurde in der Anlage neben der Russen Kirche gemacht. Die Männer mit ihren martialischen Schnurrbärten könnten mit den gleichen blauen Schirmmützen, mit ihren Kokarden und Abzeichen ein Kriegerverein sein. Aber die Fahne sagt es uns anders: Es ist der Evangelische Volksverein von 1903, und tatsächlich sieht man barhäuptig neben der Fahne den langjährigen Russen Pfarrer Konrad Olott sitzen. Ein Volksverein ohne Frauen? Für die damalige Zeit nichts Besonderes, da die Frauen ihre eigenen Zusammenkünfte hatten, den Vaterländischen Frauenverein, die Evangelische Frauenhilfe. Das Bild danken wir Erna Schulz aus 433 Mülheim 11, Roonstr. 8, deren Vater, Schuhmacher Peimer aus Sleszkrand, auf dem Bild zu finden ist. Frau Schulz erinnert sich noch an einen Schuhmacher Seelka und einen Niemann aus Ruß.

Deutschland in Anlehnung an die Sütterlinschrift).

1931 Kaufmann Johann Fröse gründet zusammen mit einigen Fischern die Niddener Schiffsreederei GmbH, die den Marktdampfer „Herta“ kauft, der nach baldiger Auflösung der Reederei ganz in Fröses Besitz übergeht. 1944 gelangt Fröse und seiner ganzen Familie mit dem Dampfer die Flucht von Pillau über Bornholm nach Danemark und später von dort nach Hamburg. - Niddener Fischer fassen in einer Fischerei-Versammlung ihren Einspruch gegen litauische Anordnungen in folgenden Feststellungen zusammen: „Abnahme der Fangergebnisse, unzulängliche Schonzeit, Raubzeuge, durch Grenzziehung Berufsausübung erschwert“. - Der Landrat genehmigt die von Ernst Mollenhauer und Henry Fuchs beantragte Heimatbaupolizei für Nidden; keine Baugenehmigung ohne ihre Befürwortung (Litauer setzen sich darüber hinweg).

1931-33 Schriftsteller Thomas Mann als Sommergast in seinem neuerbauten Hause im Forstgutsbezirk Nidden.

1932 Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr; Brandmeister wird Pfarrer Johannes Kypke (1930-34 in Nidden, wird dann als Reichsdeutscher vom litauischen Gouverneur ausgewiesen). Motor-Feuerspritze. - Eröffnung des Nehrungsmuseums (s. MD Nr. 2-8/1969).

1933 Vergrößerung des Friedhofes

1932-36 Haussuchungen in Wohnung und Klassenzimmer des Hauptlehrers durch Grenzpolizei, heimliche Durchsuchungen des Museums, ein litauischer Lehrer zur Bespitzelung hierher versetzt.

1933 Aufzeichnungen im Nehrungsmuseum über die kulturelle Entwicklung der Nehrungsdörfer (Wohnweise, Berufe, Verkehr, Hygiene, Bildung...) geben abschließend für Nidden unter anderem eine Aufstellung der gegenwärtigen Handwerksberufe: Schuhmacher Pietsch und Pinkis, Schneider Pietsch, Maler Föge, Tischler Beserokow, Friseur Graff, Bäcker Block, Schornsteinfeger Fritz Sakuth VII. Als Neueinrichtung wird ferner erwähnt Drogerie Leisner. - Litauische Grenz- und Zollbeamte bieten Gänse zum Kauf an, weil sie selbst nicht so viele verbrauchen können, wie sie als Gehaltsteil nehmen müssen.

1934 In Nidden 3300 Kurgäste, 1935 = 4450. - Bau eines Postgebäudes mit 30 Telephonanschlüssen. - Litauischer Kindergarten aus rein politischen Gründen; Beteiligung fast nur in Notzeiten. - Litauische Militärkapelle zieht durch Nidden; kein Einwohner zeigt sich währenddessen auf der Straße oder an den Fenstern.

1934 Lehrer Horst Lakischus macht während der Sommerferien in der Segel-

## Nach Redaktionsschluß

Mannheim: Wir fahren zum diesjährigen „Süddeutschen Großtreffen aller Memelländer“ nach Stuttgart-Feuerbach am 22. September. Freunde und Bekannte sind herzlich eingeladen. Halten Sie bitte den Termin frei! Alles weitere wird durch Rundschreiben rechtzeitig bekannt gegeben. Der Vorstand

flugschule Rossitten seine A-Prüfung und wird bald darauf durch die Grenzpolizei verhaftet und nach Memel gebracht; er darf nicht nach Nidden zurück (Im Kriege gefallen).

1935 Schulrat Lazitas beklagt sich darüber, daß Nidden als einzige Volksschule seines Landkreises von der Gemeinde noch nicht als litauische Schule anerkannt wird, d. h. daß die Unterrichtssprache noch immer deutsch ist und Litauisch nur als Fremdsprache erteilt wird.

März 1936 Da Hauptlehrer Fuchs nicht freiwillig Nidden verläßt, wird er vom litauischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und unter Umgehung der Memelländischen Gerichtsbarkeit nach Bajorien gebracht, mit ihm Lehrer Purwins; letzterer wird bald entlassen und an eine andere Schule versetzt, während Fuchs nach neun Monaten Untersuchungshaft unter Mißachtung seiner Zeugen und des Verteidigers in Kowno verurteilt wird. Sein Nachfolger in Nidden wird Richard Schwelnus.

1937 Kaufmann Johann Fröse kauft das große Wohnhaus des verstorbenen Holzgroßkaufmanns Ancker in Ruß und baut sich mit dem Material in Nidden ein stilgerechtes Gästehaus. Er besitzt nun zwei Villen und benennt sie nach seinen Töchtern Eva und Christel.

Um 1938 In Nidden etwa 60 Kurenkähne. Die Raiffeisenkasse (in Nidden vertreten durch die Geschwister Gulbis) gibt für Kahnneubau bis 7000 Lit Kredit.

1939 Nach der Rückgliederung des Memellandes zum Deutschen Reich erhält Nidden eine „Fischerei-Aufsichtsstelle“: Fischmeister Adolf Schiller.

1940 Durch die Neugliederung der Gemeinden im Memelland ist Nidden eine Gemeinde mit den Dörfern Nidden - Ortsteil Purwin und Skrusdin - und Perwelk. - Dünenmeisterei Nidden: Hans Scharf; Hilfsförsterei Nidden: Hans Kurschus (6 Hilfsförster in der Zeit nach dem 1. Weltkriege haben Niddenerinnen geheiratet).

Herbst 1944 Räumungsbeginn. Letzten Schulunterricht erteilen Rektor i. R. Blode (Bruder des Hermann Blode), Erna Bredul, Lehrerin von der Simon-Dach-Schule in Memel, und eine weitere Lehrerin.

1944 Der Heimatdichter Fritz Kudnig nimmt ahnungsvoll Abschied von Nidden.

Januar 1945 Fortdauer der Räumung; nur wenige Bewohner bleiben in Nidden. - Erste Truppenverbände aus dem Brückenkopf Memel über die Nehrung zum Samland am 14. 1. - Absetzbewegung der schweren Tröbteile von Memel über die Nehrung ab 15. 1.

30./31. 1. 1945 Letzte Truppen von Memel und Volkssturmmänner von Nidden auf der alten Poststraße nach Craz; Sprengung des Leuchtturms und einiger Häuser mit Wehrmachtsvorräten (Kolonnade und Jugendherberge Hermann Blode, Hotel Nordische Linnaea - Besitzer Henry Domschelt) am 30. u. 31. 1. - Mit der Flucht des Bürgermeisters Richard Trotzky endet zunächst die deutsche Verwaltung der deutschen Gemeinde Nidden und damit die deutsche Geschichte unserer lieben deutschen Heimat zwischen Haff und Meer.

## Liebe im Memeler Dampfboot!

Ein Gruß aus dem fernen Brasilien

Aus Rio de Janeiro erreichte uns ein Gruß von Professor Dr. Richard Sanders, Mitglied des brasilianischen Pen-Clubs. Sanders ist 1897 in Bommelsvitte geboren. Seine ersten Verse erschienen vor dem ersten Weltkrieg in unserer Zeitung. 1934 besuchte er seine Vaterstadt Memel zum letzten Male, und zwar im Monat Mai. Daher heißt sein neuestes Gedicht auch

### Mai im Memelland

Auf dem Anger, frisch vom Tau  
an dem Maienmorgen,  
seh' ich in des Himmels Blau,  
frei von Leid und Sorgen.

Junge Mädchen singen süß  
frohe Frühlingslieder;  
hier, das ist das Paradies,  
hier laß' ich mich nieder.

Und ich saug' mit ganzem Ohr  
ein die lieben Töne,  
daß der Sang mich armen Tor  
mit der Welt versöhne.

Oh, wie stehen stolz im Tann  
rings herum die Bäume!  
Wie erfreu' ich mich im Bann  
neuer Jugendträume!

Oh, wie duften gar so zart  
Gras und Klee und Flieder!  
Oh, wie ist die Gegenwart  
voller Hoffnung wieder!

Ach, solange ein Lied erklingt  
hier am Haff beim Reigen,  
woll'n wir Alten unbedingt  
vom Gewes'nen schweigen!

Denn solange es Flieder gibt,  
sollen wir nicht klagen,  
und solange es Lieder gibt,  
woll'n wir nicht verzagen!

Auch ich war dabei

„Zu dem Bericht ‚25 Jahre AdM‘ (S. 84/1974) muß ich folgendes richtigstellen: Auch ich gehörte zu den ersten Mitbegründern der AdM. Ich weiß nicht, warum man das zu verschweigen versucht. Ich empfehle dem Verfasser des Berichts sowie dem AdM-Vorsitzenden Preuß, im Buch vom Memelland (H. A. Kurschat) auf Seite 224 nachzuschlagen. Hier gab es, wie ganz richtig dargestellt wird, zunächst noch keinen Gutsbesitzer Strauß, keinen Buttgerit, keinen Dr. Schützler. Auch unser verehrter Schulrat Meyer war noch nicht mit von der Partie. Aber es gab damals schon einen von Schlenther. Wieviele leben denn noch, die damals das erste Protokoll unterzeichneten? Hätten diese nicht eine Anerkennung verdient? Anscheinend verzichtet man heute darauf, die Mitbegründer der AdM auch nur zu erwähnen.“

Kurt Lenz, Vorsitzender der  
Memellandgruppe Grafschaft Diepholz  
2838 Sulingen

- Deutschland in Anlehnung an die Sütterlinschrift).
- 1931 Kaufmann Johann Fröse gründet zusammen mit einigen Fischern die Niddener Schiffsreederei GmbH, die den Marktdampfer „Herta“ kauft, der nach baldiger Auflösung der Reederei ganz in Fröses Besitz übergeht. 1944 gelingt Fröse und seiner ganzen Familie mit dem Dampfer die Flucht von Pillau über Bornholm nach Dänemark und später von dort nach Hamburg. – Niddener Fischer fassen in einer Fischerei-Versammlung ihren Einspruch gegen litauische Anordnungen in folgenden Feststellungen zusammen: „Abnahme der Fangergebnisse, unzulängliche Schonzeit, Raubzeuge, durch Grenzziehung Berufsausübung erschwert“. – Der Landrat genehmigt die von Ernst Mollenhauer und Henry Fuchs beantragte Heimatbaupolizei für Nidden: keine Baugenehmigung ohne ihre Befürwortung (Litauer setzen sich darüber hinweg).
- 1931–33 Schriftsteller Thomas Mann als Sommergast in seinem neuerbauten Hause im Forstgutsbezirk Nidden.
- 1932 Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr; Brandmeister wird Pfarrer Johannes Kypke (1930–34 in Nidden, wird dann als Reichsdeutscher vom litauischen Gouverneur ausgewiesen). Motor-Feuerspritze. – Eröffnung des Nehrungsmuseums (s. MD Nr. 2–8/1969).
- 1933 Vergrößerung des Friedhofes
- 1932–36 Haussuchungen in Wohnung und Klassenzimmer des Hauptlehrers durch Grenzpolizei, heimliche Durchsuchungen des Museums, ein litauischer Lehrer zur Bespitzelung hierher versetzt.
- 1933 Aufzeichnungen im Nehrungsmuseum über die kulturelle Entwicklung der Nehrungsdörfer (Wohnweise, Berufe, Verkehr, Hygiene, Bildung...) geben abschließend für Nidden unter anderem eine Aufstellung der gegenwärtigen Handwerksberufe: Schuhmacher Pietsch und Pinkis, Schneider Pietsch, Maler Föge, Tischler Beserokow, Friseur Graff, Bäcker Block, Schornsteinfeger Fritz Sakuth VII. Als Neueinrichtung wird ferner erwähnt Drogerie Leisner. – Litauische Grenz- und Zollbeamte bieten Gänse zum Kauf an, weil sie selbst nicht so viele verbrauchen können, wie sie als Gehaltsteil nehmen müssen.
- 1934 In Nidden 3300 Kurgäste, 1935 = 4450. – Bau eines Postgebäudes mit 30 Telefonanschlüssen. – Litauischer Kindergarten aus rein politischen Gründen; Beteiligung fast nur in Notzeiten. – Litauische Militärkapelle zieht durch Nidden; kein Einwohner zeigt sich währenddessen auf der Straße oder an den Fenstern.
- 1934 Lehrer Horst Lakischus macht während der Sommerferien in der Segel-
- flugschule Rossitten seine A-Prüfung und wird bald darauf durch die Grenzpolizei verhaftet und nach Memel gebracht; er darf nicht nach Nidden zurück (Im Kriege gefallen).
- 1935 Schulrat Lazitas beklagt sich darüber, daß Nidden als einzige Volksschule seines Landkreises von der Gemeinde noch nicht als litauische Schule anerkannt wird, d. h. daß die Unterrichtssprache noch immer deutsch ist und Litauisch nur als Fremdsprache erteilt wird.
- März 1936 Da Hauptlehrer Fuchs nicht freiwillig Nidden verläßt, wird er vom litauischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und unter Umgehung der Memelländischen Gerichtsbarkeit nach Bajorien gebracht, mit ihm Lehrer Purwins; letzterer wird bald entlassen und an eine andere Schule versetzt, während Fuchs nach neun Monaten Untersuchungshaft unter Mißachtung seiner Zeugen und des Verteidigers in Kowno verurteilt wird. Sein Nachfolger in Nidden wird Richard Schwellnus.
- 1937 Kaufmann Johann Fröse kauft das große Wohnhaus des verstorbenen Holzgroßkaufmanns Ancker in Ruß und baut sich mit dem Material in Nidden ein stilgerechtes Gästehaus. Er besitzt nun zwei Villen und benennt sie nach seinen Töchtern Eva und Christel.
- Um 1938 In Nidden etwa 60 Kurenkähne. Die Raiffeisenkasse (in Nidden vertreten durch die Geschwister Gulbis) gibt für Kahnneubau bis 7000 Lit Kredit.
- 1939 Nach der Rückgliederung des Memellandes zum Deutschen Reich erhält Nidden eine „Fischerei-Aufsichtsstelle“: Fischmeister Adolf Schiller.
- 1940 Durch die Neugliederung der Gemeinden im Memelland ist Nidden eine Gemeinde mit den Dörfern Nidden – Ortsteil Purwin und Skrusdin – und Perweik. – Dünenmeisterei Nidden: Hans Scharf; Hilfsförsterei Nidden: Hans Kurschum (6 Hilfsförster in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg haben Niddenerinnen geheiratet).
- Herbst 1944 Räumungsbeginn. Letzten Schulunterricht erteilen Rektor i. R. Blode (Bruder des Hermann Blode), Erna Bredul, Lehrerin von der Simon-Dach-Schule in Memel, und eine weitere Lehrerin.
- 1944 Der Heimatdichter Fritz Kudnig nimmt ahnungsvoll Abschied von Nidden.
- Januar 1945 Fortdauer der Räumung; nur wenige Bewohner bleiben in Nidden. – Erste Truppenverbände aus dem Brückenkopf Memel über die Nehrung zum Samland am 14. 1. – Absetzbewegung der schweren Troßteile von Memel über die Nehrung ab 15. 1.
- 30./31. 1. 1945 Letzte Truppen von Memel und Volkssturmmänner von Nidden auf der alten Poststraße nach Craz; Sprengung des Leuchtturms und einiger Häuser mit Wehrmachtsvorräten (Kolonnade und Jugendherberge Hermann Blode, Hotel Nordische Linaea – Besitzer Henry Domscheit) am 30. u. 31. 1. – Mit der Flucht des Bürgermeisters Richard Trotzky endet zunächst die deutsche Verwaltung der deutschen Gemeinde Nidden und damit die deutsche Geschichte unserer lieben deutschen Heimat zwischen Haff und Meer.

## Nach Redaktionsschluß

Mannheim: Wir fahren zum diesjährigen „Süddeutschen Großtreffen aller Memelländer“ nach Stuttgart-Feuerbach am 22. September. Freunde und Bekannte sind herzlich eingeladen. Halten Sie bitte den Termin frei! Alles weitere wird durch Rundschreiben rechtzeitig bekannt gegeben. Der Vorstand

durch den dänischen Forstmann Sören Björn zwischen Cranz und Sarkau und nach ihm durch Plantageninspektor Epha aus Goldap auch weiterhin erprobt worden ist.

Um 1885 Eine Hebamme in Nidden.

15. Juni 1887 Grundsteinlegung zur Kirche.

10. Oktober 1888 Einweihung der Kirche, des Lebenswerkes von Pfarrer Gustav Echernach (1876-94).

1888 Fischer Perlmann kauft den Betsaal für 2110 Mark und baut sich mit dem Material Wohnhaus und Stall.

Um 1890 Die ersten Maler in Nidden: Dettmann, Wolff, Bischoff-Kulm, Andersen, Lovis Corinth. - Schaffung der Vordüne zum Schutz gegen neuen Sandantrieb vom Seestrande. - Erster Arzt in Nidden mit staatlichem Gehaltszuschuß von jährlich 1800 Mark. - Rettungsstation mit Booten zur Rettung Schiffbrüchiger.

1898 Zur Behebung der wirtschaftlichen Not „dürfen Niddener 28-mm-Garn (d. i. engmaschig) auf 5 Jahre benutzen“ (Schädigung des Fischbestandes); 1904 beanspruchen sie weitere Benutzung, schließlich Kompromiß.

1903/04 Niddener Hafendamm aufgemauert, so daß die Dampfer anlegen können und nicht mehr ausgebootet zu werden braucht.

1907 Ausbau der Nehrungsstraße durch Notstandsarbeiten bei Nidden (mit einer Unterbrechung von 3 km, von der man annimmt daß sie zwecks Unterbindung des Kraftwagenverkehrs nie vollendet werden wird).

Um 1907 Eine Wanderdüne südlich des Tals des Schweigens gibt eine alte Begräbnisstelle frei, die von wandernden Studenten im Hinblick auf die zahlreichen Grabreste als „Pestfriedhof“ bezeichnet wird, ein Ausdruck der bald zur allgemeinen Bezeichnung wird.

1908 Maler Pechstein erstmalig hier.

1912 Kriegerverein; Fahne ein kostbares Geschenk Kaiser Wilhelms II. als Anerkennung und Dank für die Rettung gekenteter Seeoffiziere und Fähnriche aus Seenot.

1914 Bei Kriegsbeginn durchstreift Amtsvorsteher Henkel mit einer Schar Fischer den Nehrungswald, um die Feinde aufzuspüren, die angeblich Gold von Frankreich nach Rußland bringen sollen.

1915 Nidden beherbergt 477 Dauergäste, 1916 = 985, 1917 = 1031, 1918 = 2000.

17. März 1915 Russeneinfall in Memel. Etwa 1200 Flüchtlinge in Nidden. Lastwagen mit Lebensmitteln aus Königsberg bleiben z. T. im Schnee stecken, so daß die Fracht auf Schlitten umgeladen werden muß. Ein Teil der Flüchtlinge über das Haff zum Festland.

1916 Vergeltungslager im Tal des Schweigens für französische Kriegsgefangene, bis die deutschen Kriegsgefangenen vom Eisenbahnbau aus der afrikanischen Wüste zurückgezogen werden.

1919 Fischmeisterbezirk Nidden (bisher hier nur Fischerschulen); 1. Fischmeister Franz Korinth, nach seinem Tode Seekapitän Tiedke.

27. April 1920 Zollgrenze in Nidden, memelländische Zollbeamte.

16. Januar 1923 Nidden erstmalig in der Geschichte zu Litauen gehörig; Grenzpolizei. Zollbeamte nach und nach durch Litauer ersetzt.

1923 Alle drei Schulstellen mit Lehrern besetzt (Der Hauptlehrer nicht mehr ein Pfarrer). - „Kleiner Grenzverkehr“ zwischen Nidden und Pillkopen; kurzfristete Grenzübertrittsausweise werden vom Amtsvorsteher (z. Z. Kaufm. Martin Sakuth) ausgestellt.

1924 Die Postbeförderung durch Kariol-

post wird abgelöst durch Kraftwagen, der auch drei Personen mitnehmen darf (außerhalb der Dampferzeit). - Fahnenweihe des Fischereivereins Nidden unter Beteiligung vieler Fischereivereine des Memellandes. (Vors. Martin Fröse.)

1925 Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Wegbereiter der Niddener Künstlerkolonie Maler Ernst Bischoff-Kulm, Maler Hans Peppo Borschke, Dichter Walter Heymann, Entwurf Ernst Mollenhauer, Weiherede Paul Anderjahn-Königsberg. - Bau einer dreiklassigen Schule mit drei Lehrerwohnungen. - Gründung des Rasensportvereins Nidden. - Seit Fortzug des letzten Niddener Arztes, Dr. Krüger, kommt Dr. Zachlehner aus Schwarzort wöchentlich einmal mit dem Dienstwagen des Polizeibeamten Regge zur ärztlichen Betreuung hierher.

1926 Trachtenverein Nidden: Pflege überlieferten Brauchtums, wirtschaftliche Unterstützung in Notzeiten durch Heimarbeit, Allgemeinbildung durch Lichtbildervorträge, Dorföhne (Spielleitung Frau Anna Fuchs, Bühnengestaltung Ernst Mollenhauer), später Teilfinanzierung des Museumsbaues. - Einrichtung einer Jugendherberge beim Hotel Hermann Blode. - Segelregatta der Fischerkähne (erstrebenswerte Preise).

1927 Gründung des Kurischen Eisyachtclubs im Hotel Hermann Blode durch die Niddener Henry Domscheit und Ernst Mollenhauer, und die Memeler Ernst Albrecht, Walter Duscha, Walter Prieß und Heinrich Schanter. - Das alte Schulgebäude (mit einem Klassenraum, zwei Klassenzimmer waren in Fischerhäusern eingemietet) wird vom Direktorium des Memelgebiets der Kirche geschenkt; 4 Morgen Wiese auf der Festlandseite verbleiben der Schule.

6. Mai 1927 Streckenrekordflug des Segelfliefers Lehrer Ferdinand Schulz von Rossitten bis Memel, nachdem er am 3. Mai bereits die Rekordzeit von 14 Stunden 7 Minuten gesegelt ist.

Winter 1927/28 Der historische Krug, das Hotel Königin Luise, brennt ab (Besitzer Gustav Blode).

20. Mai 1928 Einweihung der Jugendherberge Nidden des Memelländischen Jugendherbergs-Verbandes, 190 Betten, 1934 = 3053 Übernachtungen.

21. August 1928 Festliche Grundsteinlegung des Nehrungsmuseums.

1929 Elektrizitätswerk für Nidden (Initiator Gemeindevorsteher Johann Fröse), nachdem die Kirche das Baugelände hierfür gegen kostenlose Beleuchtung der Kirche hergegeben hat. - Nachdem die Kurische Nehrung durch die erfolgreichen Segelflüge 1923, 1924 und in den Folgejahren bei Rossitten als „eines der besten Segelfluggelände anerkannt“ worden ist und seit 1925 Fluglehrgänge durchgeführt werden, beginnen Litauer auf der Hohen Düne bei Nidden mit der Heranbildung von Segelfliegern. - Die Schule erhält vom Direktorium des Memelgebiets die Erlaubnis zur versuchsweisen Einführung der Sütterlinschrift. Lehrer Georg Simaitis gibt nach einem Jahr einen Erfolgsbericht, worauf die Einführung allen Schulen freigestellt wird (Deutsche und lateinische Schreibschrift in den Schulen der Bundesrepublik



Der Evangelische Volksverein in Ruß

Unser Bild, das wahrscheinlich aus der Zeit kurz vor dem ersten Weltkrieg stammt, wurde in der Anlage neben der Russen Kirche gemacht. Die Männer mit ihren martialischen Schnurrbärten könnten mit den gleichen blauen Schirmmützen, mit ihren Kokarden und Abzeichen ein Kriegerverein sein. Aber die Fahne sagt es uns anders: Es ist der Evangelische Volksverein von 1903, und tatsächlich sieht man behäuptig neben der Fahne den langjährigen Russen Pfarrer Konrad Oloff sitzen. Ein Volksverein ohne Frauen? Für die damalige Zeit nichts Besonderes, da die Frauen ihre eigenen Zusammenschlüsse hatten, den Vaterländischen Frauenverein, die Evangelische Frauenhilfe. Das Bild danken wir Erna Schulz aus 433 Mülheim 11, Roonstr. 8, deren Vater, Schuhmacher Reimer aus Sileskrandt, auf dem Bild zu finden ist. Frau Schulz erinnert sich noch an einen Schuhmacher Szelka und einen Niemann aus Ruß.

Deutschland in Anlehnung an die Sütterlinschrift).

1931 Kaufmann Johann Fröse gründet zusammen mit einigen Fischern die Niddener Schiffsreederei GmbH, die den Marktdampfer „Herta“ kauft, der nach baldiger Auflösung der Reederei ganz in Fröses Besitz übergeht. 1944 gelingt Fröse und seiner ganzen Familie mit dem Dampfer die Flucht von Pillau über Bornholm nach Dänemark und später von dort nach Hamburg. – Niddener Fischer fassen in einer Fischerei-Versammlung ihren Einspruch gegen litauische Anordnungen in folgenden Feststellungen zusammen: „Abnahme der Fangergebnisse, unzulängliche Schonzeit, Raubgezeuge, durch Grenzziehung Berufsausübung erschwert“. – Der Landrat genehmigt die von Ernst Mollenhauer und Henry Fuchs beantragte Heimathauptpolizei für Nidden; keine Baugenehmigung ohne ihre Befürwortung (Litauer setzen sich darüber hinweg).

1931–33 Schriftsteller Thomas Mann als Sommergast in seinem neugebauten Hause im Forstgutsbezirk Nidden.

1932 Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr; Brandmeister wird Pfarrer Johannes Kypke (1930–34 in Nidden, wird dann als Reichsdeutscher vom litauischen Gouverneur ausgewiesen). Motor-Feuerspritze. – Eröffnung des Nehrungsmuseums (s. MD Nr. 2–8/1969).

1933 Vergrößerung des Friedhofes

1932–36 Haussuchungen in Wohnung und Klassenzimmer des Hauptlehrers durch Grenzpolizei, heimliche Durchsuchungen des Museums, ein litauischer Lehrer zur Bespitzelung hierher versetzt.

1933 Aufzeichnungen im Nehrungsmuseum über die kulturelle Entwicklung der Nehrungsdörfer (Wohnweise, Berufe, Verkehr, Hygiene, Bildung...) geben abschließend für Nidden unter anderem eine Aufstellung der gegenwärtigen Handwerksberufe: Schuhmacher Pietsch und Pinkis, Schneider Pietsch, Maler Föge, Tischler Beserokow, Friseur Graff, Bäcker Block, Schornsteinfeger Fritz Sakuth VII. Als Neueinrichtung wird ferner erwähnt Drogerie Leisner. – Litauische Grenz- und Zollbeamte bieten Gänse zum Kauf an, weil sie selbst nicht so viele verbrauchen können, wie sie als Gehaltsteil nehmen müssen.

1934 In Nidden 3300 Kurgäste, 1935 = 4450. – Bau eines Postgebäudes mit 30 Telephonanschlüssen. – Litauischer Kindergarten aus rein politischen Gründen; Beteiligung fast nur in Notzeiten. – Litauische Militärkapelle zieht durch Nidden; kein Einwohner zeigt sich währenddessen auf der Straße oder an den Fenstern.

1934 Lehrer Horst Lakischus macht während der Sommerferien in der Segel-

## Nach Redaktionsschluß

Mannheim: Wir fahren zum diesjährigen „Süddeutschen Großtreffen aller Memelländer“ nach Stuttgart-Feuerbach am 22. September. Freunde und Bekannte sind herzlich eingeladen. Halten Sie bitte den Termin frei! Alles weitere wird durch Rundschreiben rechtzeitig bekannt gegeben. Der Vorstand

flugschule Rossitten seine A-Prüfung und wird bald darauf durch die Grenzpolizei verhaftet und nach Memel gebracht; er darf nicht nach Nidden zurück (Im Kriege gefallen).

1935 Schulrat Lazitis beklagt sich darüber, daß Nidden als einzige Volksschule seines Landkreises von der Gemeinde noch nicht als litauische Schule anerkannt wird, d. h. daß die Unterrichtssprache noch immer deutsch ist und Litauisch nur als Fremdsprache erteilt wird.

März 1936 Da Hauptlehrer Fuchs nicht freiwillig Nidden verläßt, wird er vom litauischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und unter Umgehung der Memelländischen Gerichtsbarkeit nach Bajorien gebracht, mit ihm Lehrer Purwins; letzterer wird bald entlassen und an eine andere Schule versetzt, während Fuchs nach neun Monaten Untersuchungshaft unter Mißachtung seiner Zeugen und des Verteidigers in Kowno verurteilt wird. Sein Nachfolger in Nidden wird Richard Schweltnus.

1937 Kaufmann Johann Fröse kauft das große Wohnhaus des verstorbenen Holzgroßkaufmanns Ancker in Ruß und baut sich mit dem Material in Nidden ein stilgerechtes Gästehaus. Er besitzt nun zwei Villen und benennt sie nach seinen Töchtern Eva und Christel.

Um 1938 In Nidden etwa 60 Kurenkähne. Die Raiffeisenkasse (in Nidden vertreten durch die Geschwister Gulbis) gibt für Kahnneubau bis 7000 Lit Kredit.

1939 Nach der Rückgliederung des Memellandes zum Deutschen Reich erhält Nidden eine „Fischerei-Aufsichtsstelle“: Fischmeister Adolf Schiller.

1940 Durch die Neugliederung der Gemeinden im Memelland ist Nidden eine Gemeinde mit den Dörfern Nidden – Ortsteil Purwin und Skrusdin – und Perwelk. – Dünenmeisterei Nidden: Hans Scharf; Hilfsförsterei Nidden: Hans Kurschus (6 Hilfsförster in der Zeit nach dem 1. Weltkriege haben Niddenerinnen geheiratet).

Herbst 1944 Räumungsbeginn. Letzten Schulunterricht erteilen Rektor i. R. Blode (Bruder des Hermann Blode), Erna Bredul, Lehrerin von der Simon-Dach-Schule in Memel, und eine weitere Lehrerin.

1944 Der Heimatdichter Fritz Kudnig nimmt ahnungsvoll Abschied von Nidden.

Januar 1945 Fortdauer der Räumung; nur wenige Bewohner bleiben in Nidden. – Erste Truppenverbände aus dem Brückenkopf Memel über die Nehrung zum Samland am 14. 1. – Absetzbewegung der schweren Truppenteile von Memel über die Nehrung ab 15. 1.

30./31. 1. 1945 Letzte Truppen von Memel und Volkssturmmänner von Nidden auf der alten Poststraße nach Cranz; Sprengung des Leuchtturms und einiger Häuser mit Wehrmachtsvorräten (Kolonnade und Jugendherberge Hermann Blode, Hotel Nordische Linnaea – Besitzer Henry Domscheil) am 30. u. 31. 1. – Mit der Flucht des Bürgermeisters Richard Trotzky endet zunächst die deutsche Verwaltung der deutschen Gemeinde Nidden und damit die deutsche Geschichte unserer lieben deutschen Heimat zwischen Haff und Meer.

Am 28. Mai 1948 verschleppten die Russen aus ihren Reihen die Familie Naujoks mit fünf Personen, die Familie Pakalinskis-Purwins, früher Daupen, mit vier Personen, nach Sibirien. Das Dorf gehört heute zur Kolchose „Weg zum Kommunismus“. Die Bauernhöfe Kunkies, Ganga, Labrenz, Lazitis, Naujoks und Konrad sind verschwand; sie wurden zum Teil niedergebrannt, zum Teil später abgebrochen. Heute leben noch im Dorf Frau Alts mit drei Kindern und ihrer Mutter Ganga, Frau Bliese und Erna Bukus, geb. Kun- kles. Gertud Pakalinskies heiratete in

## Ein Gruß aus dem fernen Brasilien

Aus Rio de Janeiro erreichte uns ein Gruß von Professor Dr. Richard Sanders, Mitglied des brasilianischen Pen-Clubs. Sanders ist 1897 in Bommelsville geboren. Seine ersten Verse erschienen vor dem ersten Weltkrieg in unserer Zeitung. 1934 besuchte er seine Vaterstadt Memel zum letzten Male, und zwar im Monat Mai. Daher heißt sein neuestes Gedicht auch

## Mai im Memelland

Auf dem Anger, frisch vom Tau  
an dem Maienmorgen,  
seh' ich in des Himmels Blau,  
frei von Leid und Sorgen.

Junge Mädchen singen süß  
frohe Frühlingslieder;  
hier, das ist das Paradies,  
hier laß' ich mich nieder.

Und ich saug' mit ganzem Ohr  
ein die lieben Töne,  
daß der Sang mich armen Tor  
mit der Welt versöhne.

Oh, wie stehen stolz im Tann  
rings herum die Bäume!  
Wie erfreu' ich mich im Bann  
neuer Jugendträume!

Oh, wie duften gar so zart  
Gras und Klee und Flieder!  
Oh, wie ist die Gegenwart  
voller Hoffnung wieder!

Ach, solange ein Lied erklingt  
hier am Haff beim Reigen,  
woll'n wir Alten unbedingt  
vom Gewes'nen schweigen!

Denn solange es Flieder gibt,  
sollen wir nicht klagen,  
und solange es Lieder gibt,  
woll'n wir nicht verzagen!

## Auch ich war dabei

„Zu dem Bericht ‚25 Jahre AdM‘ (S. 84/1974) muß ich folgendes richtigstellen: Auch ich gehörte zu den ersten Mitbegründern der AdM. Ich weiß nicht, warum man das zu verschweigen versucht. Ich empfehle dem Verfasser des Berichts sowie dem AdM-Vorsitzenden Preuß, im Buch vom Memelland (H. A. Kurschat) auf Seite 224 nachzuschlagen. Hier gab es, wie ganz richtig dargestellt wird, zunächst noch keinen Gutsbesitzer Strauß, keinen Buttgeriet, keinen Dr. Schützler. Auch unser verehrter Schulrat Meyer war noch nicht mit von der Partie. Aber es gab damals schon einen von Schlenther. Wieviele leben denn noch, die damals das erste Protokoll unterzeichneten? Hätten diese nicht eine Anerkennung verdient? Anscheinend verzichtet man heute darauf, die Mitbegründer der AdM auch nur zu erwähnen.“

Kurt Lenz, Vorsitzender der  
Memellandgruppe Grafenschaft Diepholz  
2838 Sullingen

## Niddens Geschichte in Zahlen

Henry Fuchs hat mit seiner Ortschronik für alle geschichtlich interessierten Heimatfreunde eine verdienstvolle Arbeit geleistet. Die Bedeutung der lehrreichen Zusammenstellung leidet keinen Abbruch, auch wenn einzelne Angaben an Hand der Geschichte überprüft und richtig gestellt werden müssen. Dazu folgende Hinweise:

**1225:** Hier wird die erste urkundliche Erwähnung der Bezeichnung „Nehrung“ mit dem ersten Aufstand der Samen in Verbindung gebracht. Bekanntlich erfolgte aber die Unterwerfung des Samlandes und die Gründung Königsbergs durch den Kreuzzug Ottokars von Böhmen erst etwa 30 Jahre später, nämlich 1254. 1228 gelangte die Streitmacht des Ordens bis an die Weichsel.

**1808:** Hier müßte es richtig heißen: Die Königin Luise fährt auf der Rückfahrt von Memel, wohin sie auf Einladung der Stadt zusammen mit ihrem Gemahl von Königsberg aus besuchsweise für eine Woche gereist war, durch Nidden. Siehe hierzu den historischen Stich: Abfahrt des Königspaares von Memel im September 1808!

**1834:** Nachdem 1833 die neu erbaute Steinstraße Königsberg-Tilsit-Taugoggen-Petersburg (nicht Tilsit-Memel, wie irrtümlich in der Aufstellung vermerkt!) als neue Postroute in Betrieb genommen war, hatte die bisher so wichtige Nehrungsstraße nur noch örtliche Bedeutung. Dennoch verblieb die Nehrung nicht ganz ohne Postverbindung. Noch mehrere Jahrzehnte nach 1833 verkehrte, vor allem in den Wintermonaten, eine Reitpost und außerdem noch eine „Karriolpost“ von Königsberg bis Memel. (Siehe hierzu das Farbbild „Karriolpost auf der Nehrung“ im Memelland-Kalender 1964.) Schließlich übernahmen die zwischen Cranzbeek und Memel verkehrenden Haffdampfer, allerdings mit Ausnahme der Wintermonate, in denen das vereiste Haff einen Schiffsverkehr nicht zuließ, die Post- und Personenbeförderung für die Nehrungsortschaften.

95 Max Szameitat

meiner Freizeit, aber wie viele Künstler hatte ich kein Selbstvertrauen und wagte mich nicht an den Verkauf meiner „Machwerke“ heran. Das besorgte also mein Bruder Erich, der den Heydekruger Honoratioren nach und nach meine Bilder andrehte. Mit einem Hirschgemälde kam er auch nach Matzicken, und R. erklärte, das Bild gefiele ihm, er wolle aber den malenden Bruder selbst kennen lernen. Da er die röhrenden Hirsche gleich da behielt, blieb mir gar nichts anderes übrig, als an einem Wochenende nach Matzicken zu pilgern. In-

zwischen hatte sich R. als weltgewandter Geschäftsmann bereits nach meinem Alter, meiner Lehrstelle und meinen sonstigen Arbeiten erkundigt. Ich bekam ein für damalige Verhältnisse fürstliches Honorar für meine Hirsche und dazu den Auftrag, drei seiner Prachtpferde und eine Landschaft beim Gut Matzicken für ihn zu malen. Ich malte in diese Landschaft ihn, seine schöne Frau und sein Töchterchen mit hinein, und daher werde ich ihn meiner Lebtag nicht vergessen — den letzten Besitzer des Gutes Matzicken im Kreise Heydekrug.

teilte und ein Fuhrwerk zu Spazierfahrten auf der für Autos gesperrten Nehrung bereithielt.

In Schwarzort stand natürlich A. Gudatis mit dem „Kurischen Hof“ („Erstes Haus mit 100 gut eingerichteten ruhigen Fremdenzimmern“) an erster Stelle. Er hatte Kurgarten, eigene Konditorei und tägliches Künstlerkonzert zu bieten. Das Kurhaus May warb mit Vereinssälen, Kurgarten mit Bootssteg, elektrischem Licht und — heute nicht mehr verständlich — „Wechselschaltung in allen Fremdenzimmern.“ Die Geschwitser Gilde konnten mit ihrer „Villa Flora“ auf den großen Garten und die schöne Terrasse verweisen. Nach dem 15. August gab es bereits auf die Vollpensionspreise von 5 — 7 RM Ermäßigung.

In Försterei warben das Hotel Franz mit täglichem Konzert im vornehmen Familienrestaurant und das Kurhaus von Paul Ullmann mit Vollpension von 5 RM an und warmen Seebädern. J. Karnowsky rief ins Kurhaus Nimmersatt; er bot Wald, Meer und den besten Badestrand, beste Verpflegung und billigsten Preis, dazu Autoverbindung mit Memel und Polangen und Tennisplatz. Das Kurhaus Memel-Sandkrug entsandte den Portier zu jedem Zug und Dampfer, bot Tennisplätze mitten im Walde, tägliche Konzerte und gute bürgerliche und vegetarische Küche ab 5 RM. Das Hotel „Baltischer Hof“ in Memel nannte sich „altbekanntes Reisehotel“ und hatte Zimmer mit fließendem Wasser und Privatbad bei Vollpension für 6 — 7 RM zu bieten.

Bei der Vorstellung der einzelnen Kurorte hebt Nidden seine Wanderdünen und das Tal des Schweigens, die idyllische Lage und das zwanglose (damals schon gelegentlich textiltfreie) Badeleben hervor. Es wird auf die zahlreichen Besuche von Landschaftsmalern und den ständigen „Sommerwohnsitz des bekannten deutschen Dichters und Nobelpreisträgers Thomas Mann“ hingewiesen.

Preil wendet sich an Erholungssuchende, die die Einsamkeit lieben und nahe den höchsten Dünen sein möchten.

Schwarzort nennt sich Kurort erster Ordnung. Es hat Herren-, Damen- und Familienbad, eine Kuranstalt mit medizinischen Bädern, Tennis-, Krocket- und Kinderspielflächen im Walde, Konzerte mit Reunions, Mondscheinfahrten und selbst Badearzt und Apotheke aufzuweisen.

Sandkrug wirbt mit Laub- und Nadelwald, mit der viertelstündlichen Fährverbindung nach Memel, wo man Stadtbibliothek und Warmbadeanstalt findet.

Försterei weist auf die Lage zwischen See und Heide hin. Memel könne man entweder mit täglichen bequemen Zuverbindungen oder auf prächtigen einstündigen Spaziergängen durch Hochwald oder Heide gut erreichen.

Nimmersatt betont, daß Seebäder frei sind und daß man Konzert und Theater im nahen Polangen finde.

Ruß durfte sich Kurort am Memelstrom nennen und erwähnte sein eigenes Eichrevier im Mündungsgebiet des Memelstroms, die Strombadeanstalt, Moorbad, das Postauto nach Heydekrug und die Dampfverbindungen nach Tilsit (täglich) und nach Memel, Schwarzort, Nidden und Kowno.

## Das Memelland und seine Ostseebäder

Das ist der Titel eines Faltprospektes, den der Verband der Bäder des Memelgebiets e. V. zusammen mit dem Verband Deutscher Ostseebäder in Berlin von dem Königsberger Photographen Fritz Krauskopf herausgeben ließ. Nicht ohne Rührung liebt man heute die kargen Angaben, die Anzeigen der Hotels und Pensionen von Nimmersatt bis Nidden. Unter den Bädern sind Ruß und Mellneraggen, Südspitze und Preil nicht vergessen; Perwelk fehlt jedoch. Natürlich wird Wilhelm von Humboldt mit seinem bekannten Wort zitiert, daß man die Nehrung eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben müßte, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen sollte. Dann wird den Interessenten allerdings der Bär aufgebunden, daß die Nehrungsdünen „die höchsten in ganz Europa“ sind, obwohl es an der französischen Atlantikküste doppelt so hohe Wanderdünen gibt. Der Stolz der Nehrung sei der Eich, zu dessen Besichtigung es Wagenfahrten von Schwarzort und Nidden aus gebe. Als der Prospekt so um 1930 herum erschien, waren die Bäder für den Fremden ein Scharaffenland. In den

Hotels und Pensionen kam man bei voller und reichlicher Verpflegung für 5 — 7 Reichsmark unter. „Außerdem sind genügend Sommerwohnungen ohne Pension zu angemessenen Preisen zu haben.“ Wir selbst hatten unsere Schwarzort Ferienwohnung für 80 Lit (für die gesamte Saison!) gemietet, was 32 RM entsprach.

In Nidden bot sich der „Kurische Eich“ als ruhigstes Haus am Platze mit WC und elektrischem Licht in den Zimmern, aber auch mit einer Jugendherberge an. Dann folgte die „altberühmte Gaststätte Herm. Blode“, Pensionat seit 1867, wo es gut eingerichtete Zimmer, zum Teil mit fließendem Wasser, gab. Das Kurhotel „Nordische Linnäa“ von H. Domscheit warb mit freundlichen, sonnigen Balkonzimmern und Fahrten ins Eichrevier. Auch Martin Sakuth am Niddener Hafen kündigte tägliche Fahrten ins Eichrevier an und pries den Ausblick auf Hafen und Dampferanlegestelle. Die letzte Niddener Anzeige stammt von dem Kaufmann Johann Froese, der mit Lebensmitteln, Konfitüren, Glas- und Manufakturwaren, Andenken und Geschenkartikeln han-



MS „Kurisches Haff“



Prominentenmaler Eduard Matzick erinnert sich

## Vom Pferde- u. Frauenhandel im Memelland

In Nr. 2/79 stellte Heinrich A. Kurschat den aus dem Kreise Heydekrug stammenden Berliner Prominentenmaler Eduard Matzick vor. Dieser rief uns sofort an und erklärte, der Bericht sei „prima, ganz ausgezeichnet“, und er werde gleich noch ein bißchen in seiner Erinnerung herumkramen, um noch etwas Heimatliches vorzusuchen.

Hier sind seine Aufzeichnungen, in denen ein Stückchen heimatlicher Klatsch eingefangen wird.

Meine Großeltern väterlicherseits wohnen in der Moorkolonie Bismarck etwa einen halben Kilometer vom Memelstrom entfernt und bauten Kartoffeln und Gemüse an. Mein Großvater Martin Matzick war in seinen Jugendjahren Bernsteintaucher an der samländischen Küste. Er hatte seine Frau zeitweilig auf dem Taucherschiff mit dabei, und so kam es, daß mein Vater Martin Eduard damals auf einem Schiff zur Welt kam. Seine Großmutter war eine geborene von Falkenkrausch, eine sehr resolute Frau, die von einem Gut gleichen Namens stammte. Sie war eine verarmte Familie, und daher machte es ihr nichts aus, meinen auch nicht sehr betuchten Großvater zu heiraten. Er hatte bei ihr nichts zu lachen, denn sie teilte ihm den Meschkinnis nur in kleinen Rationen zu, so daß er sich die zum Leben notwendigen Mengen dieses süßen Seelentröstlers bei meiner Mutter in der Landwirtschaft zuverdienen mußte... Was meine Mutter anbetrifft, so war diese eine geborene Szameit, eine Großbäuerin aus Hermannlöhlen nahe beim Gute Matzicken, auf dem Sudermann seine Jugend verlebte.

In der Moorkolonie Bismarck waren die Kolonisten, wie man aus Sudermanns Litauischen Geschichten weiß, mit irdischen Gütern nicht gesegnet. Eine dieser armen Familien hatte drei Söhne, von denen ich einen näher kennen lernte. Der älteste R. stand schon im besten Mannesalter, als ich ihm begegnete. Er war ein gut aussehender, stattlicher, großer Mann. Im ersten Weltkrieg wurde er Pferdehändler, und man erzählte sich, daß er sein Geschäft auf eine sehr merkwürdige Weise betrieb. Er verkaufte, so hieß es, Remonten für die Armee, und wenn diese zum Abtransport in Waggonen verladen wurden, ließ er von einem jungen Burschen, dem Sohn eines Landarbeiters, einige der Pferde nachts heimlich entführen und verkaufte sie dann zum zweiten oder gar dritten mal. Daß der junge Kerl, wenn die Bewachung der Waggonen zu streng war, auch mal wildende Bauernpferde von der Koppel mitgehen ließ, kann ich nicht beschwören. Geredet wurde da so manches. Kurz und gut: der Kolonistensohn wurde durch seine Geschäfte in kurzer Zeit reich, und sein junger Freund überstand mit seiner Unterstützung selbst eine Gefängnisstrafe mehr als gut.

Der Pferdehändler war der letzte Besitzer des Gutes Matzicken, und natürlich kam

### Ein Memeler in der Drosselgasse

Wäre es da nicht schön, wenn unsere Memellandgruppen auf ihren Fahrten ins Blaue auch „Siegfrieds Mechanisches Musikabinett“ ansteuern würden? Und wer allein oder mit seiner Scheelminas hinfährt, darf sich ihm ruhig zu erkennen geben, daß auch er mit Dangewasser getauft ist, denn Siegfried hat aus seiner Tatsache, daß er am 29. 6. 1935 in Memel geboren wurde, nie einen Hehl gemacht!

H. A. Kurschat

er oft nach Heydekrug, wo er ein Auge auf die Frau eines bekannten Kaufmannes geworfen hatte. Da der Ehemann das feldgraue Ehrenkleid trug, konnte R. bei der lustigen Strohwitwe bei Tag und Nacht ein- und ausgehen, bis die Spatzen dieses Treiben von allen Dächern pfliffen. So ein Spatzenlied gelangte auch zu dem betrogenen Ehemann in die Kaserne, und eines Nachts überrascht er die Turteltauben in flagran-

ti. Wer nun auf eine dramatische Szene hofft, in der es mindestens zwei Tote gibt, muß enttäuscht werden. Der Kaufmann erklärte, er sei bereit, sein schönes Weib für eine angemessene Summe an den Pferdehändler abzutreten, und tatsächlich wurde dieser Handel — so erzählte man sich — perfekt. R. konnte die Kaufmannsfrau heiraten, und die Schöne schenkte ihm ein Töchterchen. Sie verstarb jedoch nach etwa siebenjähriger Ehe, so daß es fraglich ist, ob sich die für sie angelegte Summe bereits amortisiert hatte. R. sah man oft in Trauerkleidung die kurze Strecke von Heydekrug nach Matzicken kutschieren, wo er nur allzu kurze Zeit glücklich gewesen war.

Nun aber muß ich von meiner Bekanntschaft mit R. erzählen, die aus der Zeit datierte, als das Glück noch bei ihm in Matzicken zu Hause war. Mein mittlerer Bruder Erich war in Heydekrug Schneiderlehrling. Später wurde auch er Kunstmaler. Ich als ältester der drei Matzickbrüder war Malerlehrling in Neukirch in der Käseniederung. Ich malte damals schon tüchtig Bilder in



Die Prachtperde des Gutes Matzicken

Zeichnung: Eduard Matzick

92

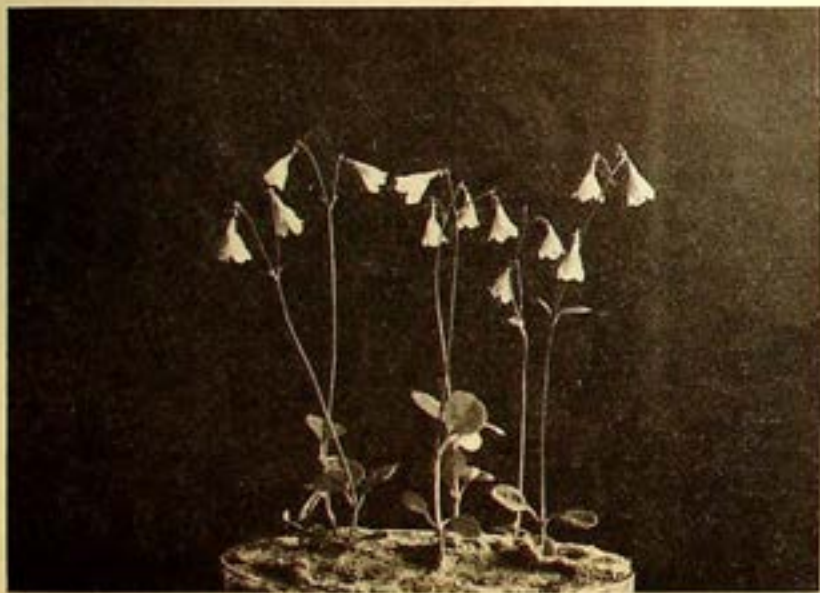
## Das Memelland und seine Ostseebäder

Anzeigen des Seedienstes Ostpreußen mit „den neuerbauten, hocheleganten“ See-Motor-Schnellschiffen „Hansestadt Danzig“ und „Preußen“ und der Memeler Dampfschiffahrts-Gesellschaft mbH. „mit dem Doppelschrauben-Motorschiff Kurisches Haff“ wiesen auf die damals beliebtesten Verkehrsmittel zur Erreichung der Memelländischen Bäder hin. Im allgemeinen kam man aus dem Reich mit einem

Seedienst-Schiff bis Memel und fuhr von dort mit der „Kurisches Haff“ weiter nach Schwarzort oder Nidden. Die Ostpreußen bevorzugten dagegen die Bahnfahrt von Königsberger Nordbahnhof bis Cranzbeek, von wo man mit der „Kurisches Haff“ nordwärts über Sarkau, Rossitten und Pillkopen zu den memelländischen Nehrungsbädern fuhr.



Unser Sandkrug-Elch



### Die Nordische Linnæa im Blumentopf

Die reizvolle Waldblume war um die Jahrhundertwende noch weit im Nehrungswald verbreitet. Die Unvernunft der Menschen ließ sie zu einem seltenen Gast werden.

Aufn.: Tabitha Schüz



**Auf der Poststraße**

Einmal lief über die Kurische Nehrung der Postverkehr von Berlin nach Petersburg. Auch das preussische Königspaar wählte wiederholt diesen Weg, der durch den Bau der Eisenbahn ein einsamer Wanderweg wurde. Heute rollen auf der asphaltierten Poststraße sowjetische Omnibusse nach Nidden. Aufn.: Wolfgang Witte-Kiel



**Poststraße und Fuchsweg**

erschlossen dem Wanderer die Schönheiten des Nehrungswaldes, von denen H. Karallus hier so sachkundig zu erzählen weiß. Sein Bild zeigt die Poststraße bei km 4,0.



**Fahrcäder und Wagen**

waren die einzigen Fahrzeuge, die auf der Nehrung verkehren durften. Die Poststraße (hier bei km 3,5) war für Motorverkehr gesperrt. Welche Abenteuer man im Wagen abseits der Poststraße erleben konnte, wird auf dieser Seite sehr anschaulich erzählt.

Aufn.: Karallus

### Erlenhorst

war der Dienstat des Verfassers dieser schönen Nahrungsbilderungen. Auf dem Wege von Sandkrug nach Schwarzort hat jeder Nahrungswanderer einmal sein freundliches Gehört am Hoff passiert und wohl auch die Karallus'sche Gastfreundschaft genossen.

Aufn.: Jaebel



### Hier war der Schauplatz

mancher Entenjagd. Die Schilfbuchten von Erlenhorst waren ein Tummelplatz der Wasservögel.

Aufn.: Karallus



### Unterkunftshaus „Fischers Ruh“

An der Halbküste der Kurischen Nehrung bei der Försterei Erlenhorst befand sich ein vom Landesdirektorium errichtetes Unterkunftshaus „Fischers Ruh“, das den Halbschiffen eine bescheidene Bleibe und Kochgelegenheit bot. Die Hütte, deren Einweihung wir im Bilde zeigen, wurde zur Nacht und bei schlechtem Wetter von den Fischern aufgesucht. Aufn.: W. Schulze



### Man muß schon sehr genau hinsehen

Ja, wenn man von Erlenhorst auf der Kurischen Nehrung über das Hoff blickte, sah man Starnischen als dünne Streifen auf der gegenüberliegenden Seite. Auf dem Bilde von Hans Karallus muß man schon sehr genau hinsehen, um das Festland zu erkennen.

# Zwischen Memel und Schwarzort

Unsere Gedanken wandern mitunter bekannte, einsame Wege. In unseren Träumen erscheinen die Bilder der unvergessenen Heimat. Sei es das blaugrüne, freundliche oder das dunkle, wildschäumende Wasser der Ostsee, sei es das Land am Kurischen Haff mit seiner Schönheit. Seien es unsere Heimatstadt Memel und die herrliche Umgebung mit Strandvilla und Försterei,



Der Gedenkstein auf Hagenshöh erinnert an die Festlegung der Wanderdünen vor Memel

sei es die Nehrung mit ihren reizenden Farben und Formen, mit kleinen alten Pfaden und Wegen, die Zivilisation und Einsamkeit verbanden. Auch die Landschaft jenseits des Haffs mit lieblichen Wiesen gehört dazu, mit wogenden Kornfeldern und großen Hackfruchtflächen in unendlicher Weite sich verlierend. Zwischen Memel und Schwarzort war die Landschaft so verlockend voller Naturschönheiten.

Auf der Kurischen Nehrung sind die Wege und Pfade recht zahlreich. Ein einsamer Weg ist es, der zur Hagens Höh führt. Eigentlich sind es mehr als vier Wege, die auf diese einsame Höhe führen. Von der Poststraße, von der Haffseite, von Sandkrug und endlich von Bärenschlucht, überall führen Wege durch die Bergkiefern auf Hagens Höh. Bald 40 Meter über dem Meer verschaffen eine überaus reizvolle Aussicht auf die See, das Haff, auf Schmelz und Memel und weit auf das Festland hinaus. Auch der Schweinsrücken hebt sich wie eine Insel mit seinem grauen Schlamm sand aus dem Wasser des Haffs. Straßen und Dörfer säumen das Haff. Die Einmündung des König-Wilhelm-Kanals und der Holzhafen schieben sich in die Wasser des Haffs und verbinden sich zu einer Eifheit. Der Wald von Starrischken und Schäferlei steht wie eine dunkle Mauer am Horizont. Die Bergkiefern und die höheren Erlen- und Birkenhorste decken wie ein grüner Teppich den Sand. Und im Westen ver-

liert sich der Blick in die unendliche Weite der Ostsee.

Alles das zeigt uns die Aussicht von Hagens Höh. Dieser einfache und schlichte Denkstein ist uns eine bleibende Stelle der Erinnerung. Wir hoffen, er steht auch heute noch so da wie in unseren Tagen. Und wir hoffen auch, daß wir eines Tages selbst wieder den Sand von dieser Höhe unter unseren Füßen verspüren.

Im Herbst 1941 erzitterte auch der Sand von Hagens Höh unter einem Bombenangriff. Hier standen die Baracken und die Einrichtungen des Flugmeldedienstes. Auch der grüne Teppich der Bergkiefern stand in Flammen. Aber wir löschten sie aus. Und heute zieht die Erinnerung mit uns hinaus in die Heimat, in das unvergessene Land zwischen Memel und Schwarzort.

Und der Schweinsrücken mitten im Haff, was soll man von diesem Sandhügel sagen? Gemach, gemacht, lieber Leser! Uns war der Sand des Schweinsrückens nur zu gut bekannt, uns Jägern! Wenn ein niedriger Wasserstand vorherrschte, dann war der Schweinsrücken sogar eine respektable Insel. Mehr als einen Kilometer lang und mehr als 100 Meter breit. Im Herbst gruben wir uns hier in den Sand und paßten auf die Wildenten, die manchmal an regnerischen und nebelverhangenen Tagen in großen Schoofen dort einfliegen oder vorbeistrichen. Wir setzten uns an mehreren Stellen an und kamen so oft zu einer reichen Beute. Für die Schifffahrt war die Nähe des Rückens gefährlich. Links vor dem aufgeschütteten Land der Nehrungsseite war das Haff tief. Hier war die eigentliche Fahrwinne für die Schifffahrt. Hier war auch das Reich der Neunaugenfischer. Diese überaus geschätzten, frisch gerösteten Neunaugen, die gibt es heute nur noch an einigen, wenigen Wassern unseres Vaterlandes. Sie gehörten ebenso wie der Sand und der Schweinsrücken zum Bild unserer Heimat...

So wie die Poststraße die ganze Nehrung verband, so blieb auch der Fuchsweg an Romantik und Schönheit seiner Umgebung einzig bis Schwarzort. Und der Wald, der von den vielen Nehrungswegen durchkreuzt wurde, schimmerte in vielen Farben und Variationen. Der Wald von Liebestal oder auch der Wald der Eumberge rechts der Poststraße hinter Liebestal, oder aber der Wald des Blocksberges und der Grikinwald kurz vor dem alten Bernsteinhafen, sie alle waren Träger eines einmaligen, unvergeßlichen Landschaftsbildes. Auch die Grikin-Schlucht wird noch so sein, wie sie in unserer Erinnerung lebt. Ein breiter Graben durchzog hier, von der Sturzdüne kommend, die etwas sumpfige Landschaft bis zum Haff. Rohr und Schilf, Binsen und Weiden, größere und kleinere Erlen waren hier zu einer einmaligen Sumpflandschaft vereint. Und hier war es auch, wo der Zeuge der Urzeit, der Elch der Kurischen Nehrung, uns oft entgegentrat oder neugierig nachschaute.

Der alte Schwarzortener Bernsteinhafen war ebenso wie das Nehrungsfort in Süderspitze voller Romantik und eigenartiger Schönheit. Bis fast an die Poststraße zog er sich hin. Da stand auch das Dienstgebäude des Fischmeisters auf der anderen Straßenseite; ein etwas

dunkler Bau aus Holz. Und in der Hafenecke ragten die gekreuzten Stämme des Pegels, des Wahrzeichens unserer Heimat, in das zauberhafte Landschaftsbild. An der Haffseite schirmte ein breiter Steinwall die Hafeneinfahrt gegen Verlandung und Versandung ab. Die Ufer waren mit Weiden und Erlen reich bestockt. Sie beherbergten eine große Zahl von Singvögeln, und ihre Schatten spielten auf dem verträumten Wasser des alten Hafens. Sie träumten noch von der Zeit, als die Bagger dort noch das gelbe Gold des Memellandes, den Bernstein, suchten. Und die Romantik dieser vergangenen Zeit schwebte fast unsichtbar über dieser Wasserfläche. Du alter Hafen, nördlich von Schwarzort, bleibst uns unvergessen!

Dann begann der Wald von Schwarzort; mehr ein Waldesdom. Ein Heer von unendlich langen Baumkronen ragte hier zum Himmel. Diese alten, starken Stämme trugen die Geschichte dieses Dorfes und der Landschaft in sich. Sie erlebten viel in der Zeit ihres Daseins. Diese uralten Kiefern sangen uns oft genug das Lied der Heimat. Der Wind sang es dann in seinen Baumkronen, der Wind, der nirgends so sein kann, wie in der Heimat, der Wind an der See und am Haff.

Und auch heute noch ziehen die Wolken über unser Nehrungsland. Auch die Sterne leuchten immer noch so wie einst über dieser uns nun fernen Inselheimat. Und wir alle warten auf den Tag, der einst kommen wird. Der einst so sicher kommen wird, wie das Morgenrot über das Haff kam. Und wir, das Haff, das Land und die See werden wieder eins sein.

Hans Karallus.

# Schiff in Not - am Nehrungsstrand

Wenn die starken Winterstürme von der Küste her durch das Land brausen und die strohgedeckten Häuser sich noch tiefer ducken, gehen meine Gedanken auf die Reise, und ich denke an die vielen großen und kleinen Schiffe, die sich gerade jetzt in Gefahr befinden mögen. Besonders jetzt, da noch das Pamir-Unglück in uns nachwirkt, denken wir daran, daß es auch an unserer memelländischen Küste oft genug Seenot gab. Bis in die Jahre meiner frühesten Kindheit zieht sich der Ruf: „Schiff auf Strand!“

Wenn ich die Strandungen an der Nehrungsküste bedenke, glaube ich, daß die Schiffe immer wieder bei unsicheren Verhältnissen zu früh die Memeler Hafeneinfahrt suchten. Vielleicht waren es auch unbekannte Strömungen, die die Schiffe von ihrem Kurs abdrängten und auf den Strand warfen.

Auf unseren Vordünen standen die schmucken Bauten der Rettungsstationen, von uns schlicht Rettungsschuppen genannt. Oft schaute ich bei Sonnenuntergang von dem abfallenden Strandweg aus dem Wald hinunter auf unseren Schwarzortter Rettungsschuppen. Als Kind war er mir romantisch wie die Wartburg in unserem Lesebuch und geheimnisvoll wie ein Märchenschloß. Das ganze Jahr über war er dicht verammelt. Nur einmal im Jahr, wenn der Lotsenkommandant die Übung abnahm, kam Leben in die Einsamkeit am Rande der Kujelfichten.

Unser Nachbar war der Strandvogel und hatte den Schlüssel zu diesem Geheimnis. Was war das schon allein für ein Schlüssel! Es war ein komisches Eisenstück mit abgerundeten Enden, und auf geheimnisvolle Art wurde damit die Tür geöffnet. Gingen kreischend die Türflügel auf, so schlug einem kühle Grabesluft entgegen, und dunkel war es drin außerdem. Dann wurden die Fenster geöffnet, und ich stand mit bloßen Füßen zwischen den Männern, und der Boden war so kalt wie ein Eisklotz.

Das Rettungsboot stand auf einem Eisengestell mit riesigen Rädern, die man besonders für den lockeren Sand konstruiert hatte. Vier Pferde wurden vor dieses Monstrum gespannt, und mit viel Gebrüll ging der seltsame Zug auf abschüssigem Wege zum Wasser. Am Wasser wurde eine Hälfte des Gestelles fortgezogen, die andere Hälfte samt dem Boot aber ins Wasser geschoben. Die Männer der Rettungsmannschaft, mit Korkwesten angetan, schwangen sich ins Boot und ergriffen die Ruder. Der Vormann saß schon am Steuer. Und hinein ging es in die See! Soweit ich mich erinnern kann, gab es bei den meisten Übungen bewegte See. Es wurde also immer eine Zeit gewählt, die Bedingungen mit sich brachte, die dem Ernstfall entsprechen konnten.

Das Herausholen des Bootes verlangte weitaus mehr Kraftanstrengung. Nun kam der nächste Teil der Übung. Im Schuppen befanden sich noch Wagen mit Leinen und dem Raketenapparat. Immer wieder wurden diese Geräte überprüft, um sie für den Ernstfall bereit zu haben. Nach überstandener Prüfung wurde alles fortgeräumt und wieder eingeschlossen — als Geheimnis für die Sommergäste.

Gerade die Schwarzortter Rettungsmannschaft hat sich oft im Ernstfall bewähren müssen. Viele Schiffsnamen sind auf unangenehme Weise mit unserem Strand verknüpft. Soweit ich mich noch erinnern kann, war das

erste Schiff, das in meinem Gedächtnis haften blieb, die „Hannelore“, die mit einer Kohlenladung bei uns festsaß, später aber flottkam. Ja, das war immer eine Sache mit dem Flottwerden. Dazu mußte ein Teil der Ladung über Bord geworfen werden. Das Auflesen von Strandgut war streng untersagt. Aber auf unerklärlichen Wegen fand doch so manches seinen Weg in die Fischerhäuser. Schließlich riskierten ja die Fischer für die Schiffbrüchigen ihr Leben. Ich denke noch an den Heringdampfer, der einen Teil seiner Fässer über Bord warf. Was gab es da Heringe in allen Familien!

Besonders schwierig war die Bergung der Mannschaft von dem gestrandeten litauischen Frachter „Neringa“. Die Männer erhielten, obwohl wir damals noch zu Litauen gehörten, von der deutschen Regierung die Lebensrettingsmedaille. Die Medaille meines Vaters befindet sich noch in meinem Besitz.

Am dritten Weihnachtstage des Jahres 1942 ertönte in Schwarzort wieder der Ruf: „Schiff auf Strand!“ Es war morgens in aller Herrgottsfrühe. Ich sprang sofort aus den Federn. Draußen jagte ein eisiger Wind die Schneeflocken waagrecht über das Wasser. Als der Tag graute, sah man das Schiff kurz hinter dem Memeler Weg in der Brandung. Das war ein Erlebnis für uns, so dicht bei einer Havarie Augenzeuge zu sein!

Da es seine gute Weile dauerte, bis die Pferde zur Stelle waren, nahm ein Rettungsmann mit Signalflaggen Verbindung mit den Schiffbrüchigen auf. Unsere Fischer hatten ja alle bei der

kaiserlichen Marine gedient, und auch ein Signalgast fehlte nicht unter ihnen.

Frage: „Wollt ihr von Bord geholt werden?“

Antwort: „Ja, holt uns von Bord!“

Diese Antwort war entscheidend für die weiteren Maßnahmen. Vom Land konnte man ja nicht beurteilen, ob das Schiff beschädigt oder ob ein Abschleppen möglich war. Der Kapitän mußte entscheiden, ob er das Schiff aufgab oder nicht. Schnee und Sand wurden durch den Sturm gepeitscht, und die Wellen jagten wie wild. Wir untätigen Zuschauer spürten davon nichts.

Die Männer versuchen, das Boot zu Wasser zu bringen. Vergeblich — die Brandung ist zu stark. Dann wird der Raketenapparat auf der Vordüne aufgestellt. Eine dünne Leine soll über das Schiff geschossen werden. Aber das ist nicht so einfach. Das Ziel ist auf die Entfernung kleiner als man denkt. Und dann ist der Sturm zu berücksichtigen, der die Leine zur Seite trägt und ins Wasser fallen läßt. Doch dann klappt es. Die Besatzung hat die Leine fest und holt langsam an ihr ein stärkeres Seil herüber, und erst an diesem Seil ist das Tau befestigt, das die Hosenboje tragen soll.

Zuerst versuchen die Männer nochmals, längs des Seiles mit dem Boot durch die Brandung zu kommen. Es ist unmöglich. Nun erst wird die Hosenboje zum Schiff geschickt. Werden die Matrosen wagen, sich ihr anzuvertrauen? So eine Hosenboje ist wie eine Gondel. Man steckt in einem Rettungsring, in dem eine Segeltuchhose befestigt ist, damit man nicht aus dem Ring rutschen kann. Die Boje läuft auf dem Tau und wird mit einem Seil gezogen.

Ja, der erste Mutige vertraute sich ihr an. Wohl tauchte er in die Brecher. Aber er erreichte sicher den Strand. Nun folgten die anderen nach. Dreizehnmal machte die Hosenboje ihren Weg und holte die Männer von dem gefährdeten Schiff herunter. Das Schiff hieß „Marie Siedler“ und kam mit Weizen aus Danzig. Die Männer wurden in Schlitten verstaut und zum Dorf gefahren. Dort tauten sie bei einigen Groggs bald auf. Nur der Ka-



Photographieren verboten!

So hieß es im Sommer 1943, als in Söderspibe ein Fahrzeug der Kriegsmarine strandete. Eugen Wichmann plirschte sich liegend wie ein Indianer an sein Objekt heran.

pitän blieb sehr verschlossen. Auf ihm lastete die Verantwortung. Er hatte noch den Spruch des Seeamtes vor sich, der auch über seinen weiteren Berufsweg entscheiden konnte. Was würde mit seinem Schiff werden?

In den nächsten Tagen, als sich das Wetter etwas beruhigt hatte, kreuzten

seinem Kahn hinaus. Wenn das sicher auch nicht im Programm vorgesehen war, wurde auf diese Weise dazu beigetragen, das Schiff schneller zu entladen. Wenn der Weizen in den Säcken auch durchnäßt und von Salzwasser durchtränkt war — als Schweinefutter ließ er sich bestimmt gebrauchen.

ihm über den Rücken. Noch versucht er, sich die Angst auszureden. Aber dort auf der Düne? Ist das nicht ein Gespenst? Er schaut und schaut. Weiß und ganz groß steht etwas auf der Düne. Er geht klopfenden Herzens weiter. Das Gespenst rührt sich nicht, wird aber immer größer und schaut den Einsamen unentwegt an. Den Wanderer packt die kalte Angst. Er rennt. Bäume und Sträucher werden neben ihm lebendig. Überall regt es sich, greift nach ihm, starrt ihn an. Schweißgebadet kommt er in den vertrauten Wald und sinkt zusammen. Kein Mensch wird ihn je dazu bringen, um Mitternacht wieder allein über die Nehrung zu gehen.



Weit auf den Strand

Der Libauer Dampfer „ROJA“ wurde weit auf den Mellneragger Strand geworfen und bildete eine Memeler Sehenswürdigkeit. Aufnahme: W. Schapok

schon die „Hunde“, die Memeler Bergungsschlepper auf, um die „Marie Siedler“ abzuschleppen. Doch „Mariechen“ rührte und regte sich nicht. Dann kamen Leichter aus Memel, um die Weizenladung zu übernehmen. Inzwischen schritt aber der Winter voran, und Eisberge schoben sich vom Land fast bis an das Schiff. Jetzt traute sich auch mancher Fischer mit

1943 wurde dieser Frachter flottgemacht und nach Memel eingebracht. Der Kapitän war glücklich und dankbar und versäumte es nicht, Schwarzort im Sommer 1943 zusammen mit seiner Frau zu besuchen, um der Rettungsmannschaft nochmals seinen Dank auszusprechen. Er wußte nur zu gut, was die Schwarzorter für ihn und seine Männer geleistet hatten.

Elisabeth Klüwe-Pietsch.

## Unheimliche Stückchen von der Nehrung

Nach Berichten alter Leute aufgezeichnet von Elisabeth Klüwe

Unsere Nehrungsfischer waren alle, obwohl mit beiden Beinen im Leben stehend, etwas abergläubisch. Hinter einem harmlosen Hindernis sahen sie oft genug den Teufel stehen. Einige Erlebnisse, die hier nach Berichten alter Nehrunger aufgezeichnet wurden, mögen das beweisen.

Unsere Fischer waren gezwungen, oft des Nachts ihrer Arbeit nachzugehen. Sie hatten sich schon so daran gewöhnt, daß es ihnen nichts ausmachte, auch im Dunkeln zu arbeiten.

Eines Abends waren die Leute schwer mit der Fischerei beschäftigt. Es war Herbst, ganz stockfinster, und der Nebel war grauerregend dicht. Kaum ahnte man den Nebenmann neben sich. Alles wirkte geisterhaft. Die Fischer wurden, obwohl sie doch oft genug bei Nacht draußen fischen mußten, von einem unbestimmten Grauen gepackt. Man kann verstehen, daß in ihnen eine Bereitschaft herrschte, in diesem Augenblick an übersinnliche Kräfte zu glauben.

Und da passiert es auch schon! Eine Leine, die sie gerade an Land holen, bietet Widerstand! Sie sind erschreckt! Sie setzen vereint ihre Kraft drein,

die Leine dem Bösewicht, den sie am anderen Ende glauben, zu entreißen. Doch vergeblich! Alle Mühe ist umsonst! Der Unbekannte ist stärker. Keiner hat den Mut, sich dem unheimlichen Gegenüber zu nähern. Die Arbeit bleibt ruhen, bis das Morgen grauen kommt. Da zeigt sich, daß die Leine sich in einem Strauch verwickelt hatte und deshalb nicht weiterlief.

Ein einsamer Wanderer hat sich eines Abends verspätet und muß erst um Mitternacht von Perwelk nach Schwarzort gehen. Obwohl es dunkel ist, geht er ohne Furcht den bekannten Weg. Aber die Länge trägt die Last. Je weiter er schreitet, desto unheimlicher wird ihm zumute. Rührt sich dort nicht etwas im Gebüsch? Geht dort nicht jemand wie er durch die große Einsamkeit? Gänsehaut läuft

Fest glaubt der Fischer, daß der böse Geist ihm oftmals die Fänge vertreibt. Eines Tages kommt ein Grenzbeamter zu den Seefischern an den Strand. Er sieht sie bedrückt beisammenstehen. Sie haben schon Stunden hindurch gefischt und kaum etwas gefangen. Da tritt ein alter Fischer an ihn heran und bittet ihn, er möchte doch einen Schuß durch das Netz feuern. Der Grenzer lacht zuerst, läßt sich aber dann doch überreden. Als das Netz eingeholt wird, ist es voller guter und großer Fische. Der Grenzer erhält zur Belohnung einen großen Fisch und fragt sich noch lange, ob wirklich sein Schuß einen Geist vertrieben hat.

## Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLANDER  
Herausgeber, Verlag und Druck: Buchdruckerei  
F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag,  
(13) Oldenburg (Oldb), Cloppenburg Str. 105,  
Tel. 41 70, Schriftleitung: F. W. Siebert, unter  
Mitarbeit von H. A. Kuschat. — Artikel, die  
mit dem Namen des Verfassers oder seinen  
Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung  
des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung  
des Verlages und der Schriftleitung. — Ein-  
sendungen nur an den Verlag erbeten. — Bank-  
verbindung: Oldenburgische Landesbank AG.,  
Konto-Nr. 46075, Postscheckkonto: F. W. Siebert  
Hannover 117 538. Bezug nur durch alle Post-  
anstalten. — Monatlicher Bezugspreis 1,— DM  
zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr.





## *Es ist schwer, nach Memel zu kommen*

Wenn die Herbststürme über die Ostsee brausen, wenn die Brecher an den Strand des Memellandes rollen, ist es schwer, nach Memel zu kommen. Die Hafeneinfahrt hat ihre Tücken. Immer wieder kommt es vor, daß Dampfer bei Nacht und Nebel den schmalen Durchlaß zwischen den Molen verfehlen und in der Brandung stranden. Unser Bild zeigt einen litauischen Dampfer, der bei Schwarzort auf Grund geriet. Der Strand ist mit den Trümmern der Deckaufbauten übersät. —



Wir ließen unsere Groggläser neu füllen. Der Pfeifenrauch legte sich mehr und mehr als eine dunkle Schicht unter die Holzdecke der Halle. Und nun lassen wir Max Sakuth erzählen: „Unser Motorschiff hieß „Merkur“ und war gelinde gesagt ein veralteter Kasten. Es war noch lange vor dem Krieg. Wir kamen von Hamburg und hatten verschiedene Güter unter Deck. In Danzig nahmen wir noch eine Beiladung auf, eine Menge Fahrräder und Sturmlaternen. Weiter steuerten wir den Memeler Hafen an. Leider kamen wir niemals in Memel an, weil wir schon vorher in dichtem Nebel bei Nacht strandeten. Zuvor überlebten wir einen fürchterlichen Sturm auf unserer Fahrt, der uns einen Teil der Decksaufbauten wegriß und dem auch unser Rettungsboot zum Opfer fiel. Als schließlich der Sturm etwas nachlies, kam dichter Nebel auf. So dicht, daß wir keine Sicht hatten, weder nach hier oder dort. Zu allem Unglück fiel auch noch der Motor aus, und mit diesem Maschinenschaden war unser Schicksal besiegelt. Auch kein Rettungsring war mehr da. Wir kamen immer mehr vom Kurs ab, und schließlich gab es einen gehörigen Rumppler und dann noch mehrere Hopsen, und wir saßen auf Grund. Die Wellen gingen immer noch sehr hoch, und unser Schiff legte sich mehr und mehr auf die Seite. Und zudem hatten wir in Nacht und Nebel gar kein Sicht. Unsere Lage war nicht rosig. Wir hielten Kriegsrat und beschlossen, möglichst viele Laternen mit Petroleum zu füllen und diese über die Toppen aufzuziehen. So brachten wir an die zwanzig Sturmlaternen zum Leuchten. Aus den Fahrradschläuchen und aus den Laternenkörpern ohne Glas banden wir auf einer Leine ein Floß zusammen, das eine Person tragen konnte. Aber das Wasser war eisig. Das ganze Gebilde wurde mit einer langen Leine gesichert, um es wieder zum Schiff zurückzubefördern. Licht nahmen wir mit. Und so gelangten wir nacheinander trotz Nebel und Dunkelheit gut an Land. Aber wo waren wir gelandet? Nun – zunächst stellten wir fest, daß wir an der Nehrungsküste gestrandet waren. Mir war hinreichend bekannt, daß auf der Vordüne alle 500 Meter eine eiserne Kilometermarke stehen muß. Die Suche dauerte auch nicht lange. Wir waren bis Kilometer 14, also zwischen Bärenschlucht und Schwarzort gelandet. Alles verlief für mich so günstig wie noch nie. Das Schiff wurde ein Opfer der See, aber ich konnte zu Hause ein frohes Weihnachtsfest feiern.“



*Mit Rakete wird ein Seil zum gestrandeten Schiff geschossen.*



Am Strand von Süderspitze

# Die Kurische Nehrung zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Von Herbert Meinhard Mühlfordt

Die Menschen des Mittelalters und der Neuzeit bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein hatten noch nicht gelernt, in der Übergewalt einer heroischen Landschaft, wie sie das Hochgebirge mit seinen öden Felsentürmen und seinen Gletschern oder auch die Wüste bieten, das Erhabene und Schöne zu sehen; sie fühlten sich ihr gegenüber klein, machtlos und verzagt.

Erst als der Lärm, das Getriebe, die Hast in den größer werdenden Städten zunahm, flüchtete die Menschheit nicht bloß wie bisher in das Lieblich-Idyllische der Natur, sondern begann auch gemäß Rousseaus „Zurück zur Natur“ in die Gletscherwelt der Alpen hinaufzusteigen, sie begeistert zu malen, wie Josef Anton Koch, und sie zu verstehen und schön zu finden.

Noch länger aber dauerte es, bis die Schönheit der Kurischen Nehrung und ihrer weiten Sandwüste entdeckt wurde; restlos geschah dies erst durch die Malerkolonie in Nidden um die letzte Jahrhundertwende.

So sah auch der bekannte Patriot und Geh. Oberfinanzrat Friedrich August Staegemann, der 1807 beim Hofe in Memel lebte, nur das Beschwerliche in einer Nehrungsreise. Er machte sich am 8. April 1807 „nach Tische“ auf zur Reise nach Königsberg:

„Nachdem ich schon drei Stunden an der Überfahrt verloren, kam ich in der Nacht um 12 Uhr hier an (Schwarzort, von wo St. den Brief am 9. April 1807 morgens an seine Gattin Elisabeth schrieb); an Pferde war so wenig wie an ein Unterkommen zu denken, ich schlief also ruhig im Wagen, befand mich übrigens ganz wohl und habe nur den Verdruß der Langeweile. Wahrscheinlich bekomme ich heute keine Pferde; könnte ich nach Memel zurück, würde ich die ganze Reise aufgeben. Leider aber ist der Memelsche Postillon während meines Schlafes schon zurückgeritten. In Nidden und Rossitten (beides damals Poststationen) wird es mir ebenso gehn; ich kann Dir also die Zeit meiner Ankunft gar nicht bestimmen. Hier liegen schon seit gestern Abend mehrere Russen, unter anderen der General Engelhardt, die auch auf Pferde warten. Der Sturm hat sich gelegt, der Strand aber war wenigstens bis hier sehr schlecht, auch fürchte ich neuen Sturm...“

„Nach den Memelschen Nachrichten werden der Kaiser (Zar Alexander I.) und König (Friedrich Wilhelm III.) in diesen Tagen in Königsberg seyn. Auch die Königin (Luise) scheint eine längere Abwesenheit von Memel zu intendieren, da sie gestern ihre Küche nachkommen ließ...“

„Die russischen Truppen, die der Kaiser führt, sollen noch glücklich über die Memel gekommen seyn (vor dem Eisgang). Unsere Garde du Corps, die schon längst hätte reiten können, werden erst in einigen Ta-

gen an der Memel seyn und nicht mehr herüber kommen...“

Auch der nächste Besucher sieht, obwohl er ein helles Auge für die sich bietenden Erscheinungen der großen Nehrungsart hat, nur das Merkwürdige und Wundersame ihrer Landschaft — nicht das Schöne:

Als der Königliche Hof und die Regierung vom 16. Januar 1808 bis zum 15. Dezember 1809 in Königsberg residierten, kam Wilhelm v. Humboldt als Geh. Staatsrat und Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium nach der nunmehrigen Landeshauptstadt und wohnte vom 14. April bis 5. Dezember im Saturgusschen Hause am Neuen Graben. Er ließ die Gelegenheit sich nicht entgehen, die Kurische Nehrung und die Samlandküste zu besuchen.

Am 10. Oktober 1809 schrieb er einen Brief aus Königsberg an seine Gattin Caroline: „Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich an einer Seite anwütet, und den an der andern eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten traurigsten Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm, emporwachsen und nur oben durch die Luft zu wachsen scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meer-

res nichts zu übertönen gibt, nur einzelne große Möven, die am Ufer hinschweben. Dann auf einmal, aber freilich selten, eine ordentliche Oase, hübsche Wiesen, gute Weide, schöne Bäume, ein freundliches Dorf.

„So fuhr ich fast 24 Stunden lang einen Tag und eine mondhele Nacht, immer mit einem Rade im Wasser. Die See war sehr bewegt, ohne eigentlich zu stürmen. Manchmal ist sie so schlimm, daß neulich die Wellen das Verdeck der Chaise eines Reisenden hinweggerissen haben.

„Von der Nehrung reiste ich weiter der Küste nach bis Pillau...“

Zwei Jahre später, 1811, fuhr der langjährige Königsberger Anatom und Physiologe Carl Friedrich Burdach, der 1776 in Leipzig geboren war, anlässlich seiner Berufung nach Dorpat mit der Post über die Nehrung. Von dort wurde er 1814 nach Königsberg berufen, wo er 1847 starb. Sein Name ist in einem der Nervenstränge des Rückenmarks verewigt worden und seine starke Persönlichkeit als aufrechter Liberaler der Vormärzzeit nötigt uns noch heute Achtung ab.

Er schreibt in seiner 1848 in Leipzig erschienenen Selbstbiographie „Blicke ins Leben“ (S. 220f): „Die gegen 15 Meilen lange Kurische Nehrung zwischen Königsberg und Memel war damals noch viel öder als sie es jetzt ist, und eine reine Sandwüste, gegen welche die trostlose Tuchelsche Haise anmuthig erschien. Auf dem größten Theile derselben erblickte man nur Sand und Wasser, keine Spur von Vegetation, außer Möven und Libellen kein Thier; ich stieg auf den Kamm des Sandgebirges, welches sich längshin zieht, und sah so zugleich links die Ostsee, rechts das Kurische Haff; wir mußten fünf Pferde nehmen und mit diesen kamen wir nur dadurch etwas rascher fort, daß wir mit den Rädern der einen Seite im Saume der See im feuchten Sande fuhren; einige Stationen bekamen wir gar nicht zu sehen, indem zu Ersparung des Weges der Postillon



Die Königin Luise in Nidden

Ein Symbol für das Nehrungsereignis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist dieses Gemälde, das die Ankunft der Königin Luise im verschneiten Nidden zeigt. Damals waren Schönheit und Romantik der Sahara des Nordens noch unentdeckt.

## Die Kurische Nehrung zu Beginn des 19. Jahrhunderts Schluß

mit den Pferden dahin ritt, um abgelöst zu werden, indeß wir am Strande auf frische Pferde warteten.

„Mehr als merkwürdig war unser Mangel an Nahrungsmitteln: auf den meisten Stationen war nur Brod und Wasser zu haben, aber Beides war als das, was es sein sollte, nicht zu erkennen: das aus gestampftem Roggen gebackene Brod bestand aus Klumpen, die beim Drücken Wasser in Tropfen gaben, mit Spelzen gemengt, und das Wasser war undurchsichtig, braungelb. Nachdem wir den ganzen Tag geschmachtet hatten, brachten uns am Abend der Postillon und mein älterer Sohn, die nach der Station geritten waren, Weißbrod, reines Wasser und Milch.

„Das war ein Jubel! Auf einer Maschine wurde Kaffee gekocht

und unter Abfeuern meiner Doppelpistolen fröhlich verzehrt. Ein junger Postschreiber war mit den Pferden von der Station gekommen und erklärte auf meine Bemerkung über die furchtbare Ode, von Zeit zu Zeit kämen Reisende vorbei, die er zu sehen Gelegenheit erhielt, und im Winter gehe er auf Jagd, da auf dem gefrorenen Haß sich öfters Hasen sehen ließen.

„Am folgenden Nachmittag kamen wir über die Gränze und hörten nicht ohne einige Beklemmung den verhängnisvollen Schlagbaum hinter uns zufallen. Der Gränzort Polangen war mir grauenvoll: denn außer den habstüchtigen Zollbeamten umgab uns eine Schaar Juden, die des Schmuggels wegen hier lebten, mit gierigen Blicken.“



# Eine Frau reist über die Nehrung

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

In dem von Wieland herausgegebenen „Neuen Teutschen Mercur“ vom Jahre 1799 (Weimar) veröffentlicht eine anonyme Verfasserin den „Auszug eines Tagebuches über eine Reise von Königsberg nach Memel“, den ich gekürzt wiedergebe:

„Milsen, (Milsen im Samland) Station hinter Königsberg, den 9ten July in der 9ten Morgenstunde. „Nun werden Sie bey nahe zweymal vier und zwanzig Stunden Gelegenheit haben, gegen Langeweile und Mismuth zu kämpfen! Der Weg längs dem Kurischen Strande ist noch trauriger als die Lüneburger Heide; ich komme eben daher, und weiß von dieser Sandwüste ein Liedchen zu singen!“ Mit diesen Worten stieg der Reisende in seine Postchaise, wünschte sich Glück, diese traurige Erdzunge hinter sich zu haben, und fuhr weiter.

Auch mein Postillon stößt ins Horn, und so geht es denn weiter fort. —

Zwischen Milsen und Sarjo, (Milsen und Sarkau) am Strande der Ostsee aus meinem Wagen.

Dunkelgrün und hellglänzend wie der Smaragd ist in diesem Augenblicke des Meeres unabsehbare Fläche! Brausend und zischend bricht der Rand aufgeregter Wellen sich zu schneeweißem Staube, und rollt der gelben Sandfläche zu, in welcher mein Wagen langsam dahin schleicht. Hier hört die Pracht der sich hoch empor hebenden silberhellen Meereswogen auf, und gebrochen ziehn sie sich in den majestätischen Ozean zurück. So macht der Tod aller Größe ein Ende!

Jetzt hat das unabsehbare Meer durch größere Stille, und durch die glänzenden Strahlen der Sonne andere mannichfaltige Schönheiten. Die weite leicht bewegliche Fläche zeigt nun in hellerem Glanze vielfarbige Schattirungen von Grün. Kleine blinkende Silberwellen entstehen und verschwinden im Augenblicke. Lichtblau ist der ewige Raum des Aethers von der blendenden Sonne durchglänzt. . . .

In diesem Augenblicke ziehen eine Menge Wassermöven von der See herüber, und lagern sich an den nächsten Hügel, der nun

in der gelblichen Sandfläche gleich einem glänzenden Schneeberge hervorragt, und dem traurig einförmigen Anblick eine kleine Mannigfaltigkeit giebt. . . . Dort wo die Atmosphäre mit der Meeresfläche vereinigt zu seyn scheint, da herrscht ein heiliges Dunkel, das sich ins schwarze färbt. —

Zwischen Sarjo und Rosieten, immer noch aus meinem Wagen.

Wir führen die Sandberge nicht hinauf; der eine Postillon ritt zur Station hinüber, und da Pferde für mich bestellt waren, so dauerte es keine halbe Stunde, daß wir unsere Schneckenfahrt weiter fortsetzen konnten. Indessen machte der Postillon uns eine fürchterliche Erzählung vom Trieblande, in welchem Reisende durch unwissende Postillone einsanken, und nur mit Mühe und Gefahr heraus kommen könnten. Auch erzählte er uns, wie eine vornehme Herrschaft an der See umgeworfen, und ihre ganze Equipage naß geworden sey. \*) Jetzt ist der seelenerhebende Anblick des Meeres gegen die traurige Aussicht von wüsten Sandbergen und von armseligen Fischerhütten vortauscht. Diese müssen alle sechs Jahre umgebaut werden, weil der fliegende Sand die ärmlichen Wohnungen in solch einem Zeitraum ganz verschüttet, und sie allmählig unbewohnbar macht. — Wäre ich hier geböhren und erzogen, wie eingeschränkt wäre mein Ideenkreis dann! . . . Dankgefühl belebt meine Brust, daß ich nicht hier geböhren und in diesen elenden Fischerhütten zu leben bestimmt wurde: aber für diese meine Mitmenschen, die in dieser traurigen Sandwüste leben, hoffe ich einst auch Entschädigung. —

Indessen mein Wagen hier langsam im tiefen Sande fortgezogen wird, unterhält mich mein Postillon, welcher neben meinem Wagen im Sande wadet, von der Anmuth dieser ärmlichen Gegend.

Er gab mir durch sein Gespräch die freudige Überzeugung, daß Freude und Zufriedenheit an allen Orten einheimisch sind. Auch bestätigte seine einfache Erzählung die mir teure Wahrheit, daß Vaterlandsliebe auch ödste Steppe in ein Paradies umwandeln kann. Unter anderem sagte er: „Sie glauben

es nicht, was der Fischfang für Lust giebt! und das ist auch kein klein Vergnügen, wenn man so magrer Erde durch Fleiß was abgewinnt! Es wäre ewig schade, wenn die See diesen Strich Landes verschlucken sollte! sie hat, wie alte Leute uns sagen, schon sehr viel weggerissen! — Ja, ja, das Meer ist noch mächtiger wie unsre große Herren! Das schluckt mir nichts dir nichts! einen ganzen Erdstrich in sich. — Glauben Sie mir, der hier am Strande geböhren und erzogen ist, giebt sich so leicht an keinem andern Orte zu frieden. Meine Schwester heyrathete nach Manierworder hin, sie bekam einen wackern Mann. Die Bäume sind dort schön, groß und grün. Aber meine Schwester grämte sich immer nach ihrer lieben lebendigen See. Als der Mann starb, zog sie wieder zu uns; unsre gelben, kahlen, hohen Sandberge gefallen ihr besser, als die grünen Wiesen im Werder!

Wer kann denn noch das Meer tief im Lande so brausen hören, so toben sehn, als wir an unserm Strande! Und dann ein andermal ist es wieder so klar, so ruhig, wie ein heller Teich! Und wann die Schiffe so umher fliegen, das ist eine Lust! aber auch oft ein Jammer, wenn sie scheitern! Und dann! Landeinwärts, da haben wir auch Felder und Wald, und das sieht gegen die gelben kahlen Sandberge so schön aus! Und ein Berg ist weiter unten; wenn man da steht, so hat man an der einen Seite die offenbare See, an der anderen das Kurische Haff. Da sieht man dann oft das Meer wild und unruhig, das Haff wie einen hellen Spiegel klar und still! Schiffe dort, kleine Fahrzeuge hier! Ja, ja, glauben Sie nur, es ist schöner bey uns als es hier aussieht! Wenn nur das liebe Meer, das uns Fische und Bernstein giebt, unser Land nicht verschluckte!

Ja! wenn das Meer unser Land haben will, das kann unser König ihm nicht verbieten! So weit reicht aller Könige Macht nicht! Hier lächelte mein Postillon, als freute er sich seines witzigen Einfalles, er rauchte aus seiner Pfeife noch kräftiger, und hielt dann dem Toback eine Lobrede.

Der Anblick des Kurischen Haffs giebt dieser öden Gegend nun wieder ein lebendigeres Ansehn; denn diese weite spiegelgatte Wasserfläche ist mit Fahrzeugen wie besäet. Die weißen blendenden Segel, die von den Sonnenstrahlen Glanz erhalten, stehen gegen die dunkle Stahlfarbe des Haffes schön ab. Beym ersten Anblick dieser großen Wassermasse hielten wir sie für das Meer. Mein M- (der Verfasserin junger Sohn), um nach seiner Idee des majestätischen Anblickes noch besser zu genießen, verließ meinen Wagen, setzte sich auf den Bock und floß vor Freuden über, seine Blicke in den unabsehbaren Ozean senken zu können. Kaum hatte ich das Kurische Haff erkannt, so sagte ich meinem guten M., daß er dießmal sein Opfer nicht der Ostsee, sondern einer kleineren Wasserfläche gebracht habe. Sogleich verließ er seinen hohen Sitz, und fand keine Freude mehr an den umhersegelnden Fahrzeugen und dieser unabsehbaren Wasserfläche. So bestimmt oft bloß die Idee, die wir von einem Ding haben, den Wert desselben in uns.

Rossitten, Abends nach acht.

Schon eine Stunde vor Rossitten hat man den unerwartet angenehmen Anblick von grünen Wiesen, Feldern, schönem Walde, und sogar von Rosengebüschen. Ich fühlte mich überrascht, weil ich bis dahin nur traurige Sandgegenden gesehen hatte. Mein Postillon rief uns mit Wohlbehagen zu: „Habe ich nicht recht? nach all den Sandbergen freuet man sich doppelt über dieß schöne Grün!“ Wirklich fühlte ich mich erquickt, lachendes Grün und angebaute Erde um mich herum zu sehn. — In einer durch die Natur gesegneten Gegend würde Rossitten nichts angenehmes, nichts überraschendes haben. Auf dieser Erdzunge hingegen scheint der Ort seinen Bewohnern das, was mir die

Schweitz seyn würde. Das Posthaus liegt am Haff, und man würde ein ganz leidliches Nachtlager finden, wenn man ruhn wollte. Ich aber will meine Reise auch die Nacht hindurch fortsetzen, und freue mich, daß

#### UNSER HEIMATGEDICHT

##### Der Weg zurück

Zum Wandern laß dich rufen,  
Dein Herz klopft wild und weit,  
Es führen viele Stufen  
Ins Land der Kinderzeit,

Den Weg der alten Weiden,  
Vorbei an Rohr und Ried,  
Wo über Moor und Heiden  
Die wilde Schnepfe zieht.

Du atmest blaue Weite  
Und trinkst der Wolken Trank,  
Der Wind geht dir zur Seite  
Am Wiesenrain entlang.

Schon blauen tief die Wälder,  
Es riecht nach Thymian,  
Es wogen Roggenfelder  
Wie Meeresbrandung an.

Hier pflücktest du Kamille  
Als Kind im bunten Kleid,  
Um dich war Ruh und Stille,  
Niemand tat dir ein Leid.

Und heute? Diese Weiten  
Sind nicht aus Wirklichkeit,  
Du kannst sie nur beschreiten  
Im Hauch der Ewigkeit.

Der Weg hat viele Meilen  
Aus Traum und aus Gebet,  
Doch hinter Feuersäulen  
Der Gott der Väter geht.

Er ist nicht tot – er handelt  
Auch in der wirren Zeit.  
Wenn er befiehlt, dann wandelt  
Sich Traum zur Wirklichkeit.

Rudolf Naujok

meine Pferde schon fertig stehen. Hier auf dieser Küste fängt die lettische Sprache unter dem Landvolke schon an, die der Bauer in Kur- und Liefland spricht. Die hiesigen Fischerbauern mögen also auch eigentlich Letten seyn.

Hinter Rossitten aus meinem Wagen.

Hier hat die Natur das Ansehn einer Leiche! Zu beyden Seiten sieht man nichts als eine gelbliche Sandfläche, und traurig zusammengewehlte Sandhügel. In der Folge sieht man einzelne kleine, dürre, von der Sonne gelb gebrannte Fichten; hin und wieder sprossen sie ärmlich hervor, so wie die kleinlich guten Thaten eines hartherzigen Menschen. Aber Seelen erhebend ist nach dieser öden Wüste der Anblick der Ostsee, den man nach mühsamer Fahrt einer vollen Stunde wieder erhält. Sie erhebt uns um so höher, weil die ewige Bewegung des Ozeans gegen die todte Unfruchtbarkeit der Sandfläche noch herrlicher kontrastirt.

Hinter Nidden, aus meinem Wagen, bald nach Aufgang der Sonne.

Indessen M. fest an meiner Seite schlief, freute ich mich des purpurumsäumten Morgenhimmels, welcher über dem wüsten Sandhügel gleich einem gestreiften Zelte ausgespannt war. Ich sah aus der dunklen Nacht den Anbruch des Tages allmählig in prächtvollem Glanze hervortreten. Die feyerliche Stille wurde durch das Toben des Meeres unterbrochen, und auf der schauerlich dunkeln Fläche erhoben sich weiße schäumende Wellen, die den düstern Anblick milderten. Als die Sonne aus dem Feuermeer glänzend hervortrat, fühlte ich mich über alle ängstlichen Sorgen freudig emporgehoben.

M. wurde wach und freute sich mit mir des herrlichen Morgens. Ich fand es unbegreiflich, daß so viele Menschen den Anblick des Meeres für zu einförmig erklären.

Prachtvoll beglänzt die Sonne diese grünlige Fläche jetzt; eine aufgeregte Welle jagt der andern nach; hoch steigen sie schäumend empor, und wie Silberstaub sinken sie in hellglänzenden Tropfen funkelnd nieder und bilden wieder neue größere Wellen, die dann in ermattetem Schaum zur blaugrünligen Meeresfläche zurück kehren. Einige schäumende Wogen schwellen zur majestätischen Größe hinauf, und bilden auf dieser beweglichen Fläche schnell entstehende und versinkende Berge und Thäler. Andere zerrieben in einem kleinen unbedeutenden Raume.

Unser Postillon erzählte mit Teilnahme die Not und den Jammer, dem er mit eigenen Augen vorigen Frühling beygewohnt habe, als in der Nähe von Nidden ein schwedisches und ein holländisches Schiff gescheitert sey. Mit dem besten Willen wäre es ihnen nicht möglich gewesen, die nach Hülfe schreienden zu retten. Schiffe und Menschen wären ein Raub wüthender Wellen geworden, und nur ein Teil der holländischen Kajütte sey mit einem Hunde an den Strand geworfen. Der Hund habe vier Tage und vier Nächte diese Trümmer des Schiffes nicht verlassen. Wüthend habe er um sich her gebissen, wenn man sie ihm habe wegnehmen wollen. Da hätte der Stationshalter zu Nidden den Vorsatz gefaßt, dem treuen Hunde so lange auf diesen Trümmern des Schiffes selbst Essen und Trinken zu reichen, bis er sich an ihn gewöhnen und ihm freywillig folgen würde. Dieß sey dann nach vier Tagen geschehen, und nun wäre der schöne, schwarze und weiße Pudel unter dem Namen Seemann der treue Begleiter seines guten Herrn.

Schwarzort, Abends nach sechs.

Nun sind wir nur noch drey Meilen von Memel; mir war diese Reise nicht so langweilig, als man sie ausschreit. Es kommt nur alles darauf an, aus welchem Gesichtspunkte wir die Dinge in der Welt ansehen."

Im Gegensatz zu anderen Reisenden hat die ungenannte Verfasserin ein lebendiges

Naturgefühl, das beim Anblick der Ostsee sich zur Bewunderung steigert, aber die stille einsam-öde Majestät der Dünen läßt auch sie ganz kalt. Darin bleibt sie ein Kind ihrer Zeit.

\* Der Fall ist sehr selten, daß Reisende in Trieb- sand gerathen; auch ist mir kein Fall bekannt, daß Reisende jemals in diesem Trieb- sande versunken wären. Wohl aber weiß ich Fälle, daß man halbe Tage arbeiten kann, um das Fuhrwerk aus dem Trieb- sande heraus zu bringen. Oefter tritt der Fall ein, daß Reisende in der See umgeworfen werden; denn die Postillone fahren mehrentheils mit der einen Seite der Räder in der See, weil der Sand da am festesten ist.

#### 100 Doktorarbeiten über unsere Heimat

Wie die exillitauische Presse meldet, befaßten sich bis zum Sommer 1963 mehr als hundert deutsche Doktorarbeiten mit „kleinlitauischen“ Themen. M. Gelzinis zählt die verschiedenen Bemühungen in der Bundesrepublik für die Fortsetzung der Ostforschung auf: das Staatliche Archivlager Göttingen mit seinem Glanzstück, der Goldenen Bulle Friedrich II. vom Hoherstaufen aus dem Jahre 1226, in der Hermann von Salza die Ordensgebiete übereignet erhält, die Münchener Universitätsbibliothek, den Göttinger Arbeitskreis mit seinen Hauptvorhaben (Druck des Preußischen Urkundenbuches und der Mitteilungen des Generalprokurators des Ritterordens in Kurland, Prof. Mortenses geographisch-historischen Atlas), die Gemeinnützige Gesellschaft Albertinum, die nun ein Collegium Albertinum in Göttingen errichtete. Und was tun wir, fragt Gelzinis.

#### WER - WO - WAS

Eine neue Rubrik des „Memeler Dampfboots“

Manfred Lietz, Sohn des Oberstudienrates und früheren Memeler Stadtbüchereidirektors Dr. Gerhard Lietz, Bad Oeynhausen, Hindenburgstr. 34, bestand sein Examen als Diplomphysiker.

## Ein ganz großartiger Gedanke!

Das Hotel „Königin Luise“ in Nidden, wohl allen Wehrungsbesuchern bekannt, Besitzer Gustav Blode, ist in der Nacht vom 29. zum 30. März bis auf die Mauern abgebrannt. Das „Dampboot“ gibt dazu die folgenden interessanten Reminiszenzen: „Diese ver- nichtete Gaststätte stand jahrhundertlang im Mittel- punkte der geschichtlichen Begebenheiten Niddens. In einem Bericht des Deutschen Ritterordens von 1529 wird sie erstmalig erwähnt. Herzog Albrecht übergab sie in diesem Jahr, am 7. Juli, dem ersten deutschen An- siedler, Philipp Pepper (die andern Einwohner waren Preußen und Kuren). Der Krug war damals gleich- zeitig Posthalterei und gewann noch an Bedeu- tung, als 1646 eine Reitpost eingerichtet wurde, die 180 Jahre lang zweimal wöchentlich ihren Weg über die Wehrung nahm und so die Postverbindung zwischen Memel und Königsberg darstellte. Der Krug besaß das Braurecht. 1720 brannte er ab. An seine Stelle trat ein kleines Holzgebäude. Von hier aus wurde zu Anfang des nächsten Jahrhunderts durch Posthalter Ruwert die Bepflanzung der Niddener Dünen begonnen. Im Unglücksjahr 1807 übernach- teten in diesem Hause vom 6. bis 7. Januar die Köni- gin Luise und König Friedrich Wilhelm III. Bei dem großen Dorfbrande am 3. Juli 1819 wurde der Krug abermals zerstört. Es folgte der letzte Holzbau, und 1912 wurde diesem, dem wachsenden Fremdenverkehr Rechnung tragend, ein dreistöckiges massives Haus hin- zugefügt. Durch vier Generationen wird dieses Gasthaus von der Familie Blode bewirtschaftet.“

Mündung des Habes oder Hawes (= Haff), des kurischen Meeres, wo die Memel (polnisch Niemen) in das Meer einmündet, nicht weit von Klaipedy oder Memel, einem wehrhaften preußischen Schlosse – wie ich es selbst im Jahre 1580 sah – (und zum baltischen oder wenedischen Meer einmündet) und dann gelangten sie auf der Memel in ein Meer, das sogenannte kleine oder ungesalzene und kurische oder Niemener Meer, und deshalb so genannt, weil die Memel (Niemen) in das kurische Meer an zwanzig Stellen (es sollen auch nur zwölf sein) einmündet, und jede nennt man mit eigenem Namen; davon heißt die eine Mündung Gilge (poln. Gilia); und sie führen nach oben zu, stromaufwärts bis sie zur ganzen Memel gelangten, wo also die Memel selbst in einem Strome fließt, und sie kamen zum Fluß Dubissa und weiter auf der Dubissa . . .

S. 77 . . . und da ich selbst alles zum Beweise schriftlich niederlegen wollte und durch eigene Anwesenheit erfahren wollte, fuhr ich absichtlich im Jahre 1580 von der Stadt Libau nach Memel direkt über See, wo allerdings gute Häfen fehlen und gelangte dann durchs kurische Meer und den Mündungsarm des Memelstromes bei Memel (!) und fuhr direkt bis nach Königsberg, um unsere Chronik drucken zu lassen, zwanzig Meilen auf ganz ungewöhnlichem Wege. Dort kam es mir nämlich vor als wäre ich im sandigen Arabien. Wenn man nämlich zwischen kurischem und baltischem Meer fährt, wobei die Meereswellen selbst unter den Wagen schlagen, sieht man nichts weiter als Sand, Wasser und Himmel, kein Lebewesen, Gehöfte nur drei, und die noch weit ab vom Wege. Mittels Zeichen findet man die Wege zu ihnen, nämlich durch Tannen und Fähnchen, die auf den Dünen ausgesteckt sind. Die Wege selbst sind nicht zu erkennen infolge der Sandmassen, die durch die starken Stürme aus dem Meere ausgeworfen und ausgeweht sind. Die Leute leben dort nur von Fischen, weshalb die dichte Bevölkerung denn auch vor Hunger aus dem unfruchtbaren Lande nach Italien und anderswohin mit den Goten und Cymbem zusammen auswanderte. In der Gegend von Libau und Memel dagegen gibt es genügend von allen Lebensmitteln. An diesen Gestaden verweilte wahrscheinlich Libo oder Palemon, der Fürst, mit seinen Walachen-ähnlich wie Aneas aus Troja, als er von Afrika nach langer Irrfahrt und Meeresgefahren an der italienischen Küste landete – und versorgte sich mit Nahrung durch Jagd auf verschiedenes Getier; denn damals gab es an den Küsten tierreiche Wälder, wovon Reste noch heute vorhanden sind."

## Worüber das M.D. vor rund hundert Jahren berichtete

### MEMEL IN ZAHLEN

„Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Memel für die Rechnungsjahre 1885/86 und 1886/87.“ So stand es im „Memeler Dampfboot“ 1887.

„Bereits im Jahre 1885 sahen sich die städtischen Körperschaften veranlaßt, eine Erweiterung der hiesigen Städtischen Sparkasse durch tägliches Offenhalten sowie durch Errichtung von Filialen im ländlichen Teile des Memeler Kreises vorzunehmen.“ Weiter hat die Stadt den Bau eines auf ca. 234000 Mark veranschlagten und auf dem

## Kurische Nehrung – Anno 1580

Zu den ältesten Schilderungen der Kurischen Nehrung gehört die aus der Feder des Chronisten Mathias Stykowski Ossoatevicius, dessen „Chronik“ 1582 in lateinischer Sprache bei Osterberger in Königsberg gedruckt wurde. Eine zweite Ausgabe erschien 1766 in Warschau in polnischer Sprache. Stykowski berichtet:

S. 56 . . . und auf diesem Flusse Suma gelangten sie in den Ozean (baltisches oder wenedisches Meer) und durch das Meer zur



Wenn dann an langen Winterabenden in den Stuben die Spinnräder surrten, um das NÄHER über die Geschichte wüßte. Es klang zuerst abweisend, als er sagte, das hätten ihn

einem Baumstamm einen sogenannten 'Einbaum' geschaffen. Damit fuhr er zum Fisch-

# Langsam sickerte der Sand in das Innere

Als die Wälder abgeholzt waren, begruben die Dünen vor 500 Jahren auch das Dorf Konzen

VON OTTO WENDORFF

Garn für die Fischernetze zu spinnen, wenn der Sturm heulend in die Schornsteine fuhr, daß die Glut der Holzscheite im Ofen hell aufblühte und Funken in den Raum sprühte, dann trat nicht selten die Wirklichkeit vor dem Eindruck des Gespenstischen mancher Geschichten zurück. Man sprach von den Dörfern und Hütten, die den wandernden Dünen zum Opfer gefallen waren, wobei nicht selten die Mär von der „Dünenhütte“ zur Sprache kam, von der man am Ende nicht wußte, ob sie wirklich bestanden hatte oder nur der Phantasie eines dichterisch veranlagten Menschen entsprungen war.

Auch ich hatte sie einmal vernommen, bei einer Wanderung durch die Dünenwelt, ihr jedoch keine Bedeutung zugemessen und nur mit halbem Ohr zugehört. Erst als ich auf der Höhe einer Düne entlang nach dem Ort, den man Neu-Konzen nannte, eine alleinstehende Kiefer entdeckte, die sich aus dem Sandmeer hervorreckte, fiel mir die Geschichte von der Dünenhütte wieder ein. Ich fand sie genauso, wie ein Fischer sie mir beschrieben hatte. Kleine Harzbäche waren wie Tränen an ihrer runzeligen Haut herabgeflossen und zu Stein erstarrt. Ermüdet ließ ich mich daran nieder, den Rücken an den Stamm gelehnt, ließ gedankenträchtig den Sand neben mir durch die Finger rieseln, von der Sonne erwärmt.

Plötzlich wachte ich zu vollem Bewußtsein auf, als sich ein Schatten über mein Gesicht lehnte. Aufblickend sah ich einen Mann vor mir stehen, ohne seine Annäherung wahrgenommen zu haben. Es war, wie man sich einen Spuk vorzustellen pflegt. Ein alter Mann, wie ein Fischer gekleidet, war vor mir stehen geblieben. Sein weißer Bart, die hohe, fast ungebogene Gestalt und die von Sonne und Wind eingebrannten Gesichtsrunden gaben ihm etwas absonderlich Ehrfurchtgebietendes, so

schon viele gefragt. Wieder schaute er mich an, als ob sein Blick in mich eindringen wollte. Dann sagte er, und seine Stimme bekam einen merkwürdigen Klang, als wollte er mir ein Geheimnis offenbaren: Wenn sie nicht so tief unten läge, könnte man sagen, wir stehen auf ihrem Dach. Was ich erfuhr, lautete etwa so, kam einer Sage gleich und schien, aus dem Munde des Alten, Wirklichkeit zu sein:

„Damals, als noch der Wisent durch das Bruch stampfte, kamen hier nach einer langen Wanderung zwei Menschen an. Der Jüngling trug einen Speer über der Schulter, daran hing ein großes Bündel. An der anderen Hand führte er ein Mädchen, das er Nina nannte. Mit ihren langen, blonden Flechten spielte der Wind. An dieser Stelle, unter einer alten Kiefer, haben die beiden die erste Nacht ihres Aufenthaltes verbracht. Zuerst hat Hendrik, so hieß der Jüngling, auf der Erde ein großes Bärenfell ausgebreitet und dort, wo ihre Köpfe ruhen sollten, eine geflochtene Schilfmatte zusammengerollt, daneben den Mundvorrat und was sonst noch vorhanden war, sichergestellt, den Speer geprüft und sich neben Nina hingelegt. Mit einem zweiten Bärenfell haben sie sich zugedeckt. Am anderen Morgen kam eine Elchkuh vorbei und blieb vor dem Menschenpaar stehen. Da stand Nina auf und legte ihren Arm um den Hals des Tieres. Als Hendrik sah, daß sein Euter geschwollen war, holte er ein Holzgefäß und fing an zu melken. Da legte das Tier seinen Kopf sanft an Ninas Schulter. Die Elchkuh kam nun jeden Tag um die gleiche Zeit. Ihr Kälbchen hatte ein Wolf gerissen, darum hatte sie mit der Milch ihre liebe Not.“

Schon am nächsten Morgen begann Hendrik hier eine Hütte zu bauen. Damals gab es noch genug Bäume. Sie gaben das Material für die Seitenwände. Die Lücken wurden mit Schilf flechtenartig ausgefüllt und die Ritzen

fang auf das Haff hinaus. So vergingen die Jahre.

In einer Spätherbstnacht war es soweit, daß Nina zum anderen Mal in den Wehen lag. Man hoffte, daß es dieses Mal eine Tochter sein würde. Der Sohn, der sich prächtig entwickelt hatte, war über Nacht draußen geblieben. Das tat er des öfteren, um für den Vater einem Bären auf die Spur zu kommen. Da kam von der See her plötzlich ein Sturm auf, wie ihn die Küste noch seither nicht erlebt hat. Da die Wehen stärker wurden und die entscheidende Stunde kam, saß Hendrik bei Nina und hielt ihre Hände fest in den seinen. Plötzlich weiteten sich ihre Blicke, als hätten sie bereits über Wolken und Sterne hinausgeschaut: „Ich werde von dir gehen müssen, Hendrik“, flüsterte sie. „Geh' hinaus, rette dich und den Jungen. Hörst du den Sturm und den rieselnden Sand? Sie sind dabei, uns zu begraben. Geh' schnell, ehe es für dich zu spät ist!“ Doch ihr Mann: „Nie und nimmer verlasse ich dich!“ Zugleich ging es ihm durch den Sinn, wie recht Nina haben könnte. „Komm!“ sagte er und ergriff das Bärenfell, auf dem sie lag, hob sie auf und schritt mit seiner kostbaren Last dem Ausgang zu. Da stellte er fest, daß von der Öffnung nur noch ein kleiner Spalt übriggeblieben war. Er machte sich daran, den Sand wegzuräumen, doch je mehr er sich mühte, desto stärker sickerten die Sandmassen in das Innere der Hütte hinein. Ratlosigkeit überkam ihn, während die Nina auf's Neue in ihn drang, sich allein zu retten. „Ich kann dir doch nichts mehr nützen!“

Doch Hendrik neigte sich lächelnd zu ihr: „Ich bleibe bei dir!“ sagte er. „Immer und ewig, und niemand und nichts wird uns trennen, weder Sturm noch die Düne, weder Tod noch die Zeit! Für unseren Hendrik draußen werden die Götter sorgen!“ So war es!“ beendete der Alte

„Bist du nicht eben einem alten Mann begegnet?“ Der kleine Bursche nickte nur flüchtig. Auch er schien es eilig zu haben, nach Hause zu kommen.

„Kennst du ihn?“ fragte ich.

„O ja!“ kam die Antwort. „Das war doch unser alter Fischmeister, der Herr Hendrikat!“

Hendrikat — Hendrik...? Welche seltsamen Geschichten doch das Leben schreibt, ging es mir durch den Sinn. Eine plötzlich aufkommende Bö wirbelte mir Sand ins Gesicht.

## Einbanddecken

Bezieher, die den Jahrgang 1980 unserer Wochenzeitung DAS OSTPREUSSEN-BLATT einbinden lassen wollen, können die dafür benötigten Einbanddecken jetzt bei uns bestellen.

Ausführung wie bisher: Ganzleinen, schwarz oder dunkelgrün, mit Weißdruck und Titelblatt. Zusendung erfolgt nach Einsendung des Betrages von 32,50 DM (darin sind 13 Prozent Mehrwertsteuer und Versandkosten enthalten) auf unser Postscheckkonto Hamburg 8426-204 oder auf unser Girokonto Nr. 192 344 bei der Hamburgischen Landesbank, Hamburg, BLZ 200 500 00. Die gewünschte Farbe des Einbands bitten wir auf dem Zahlkartenabschnitt zu vermerken.

Ohne Voreinsendung des Betrags kann leider nicht geliefert werden. Zum gleichen Betrag sind auch die Einbanddecken früherer Jahrgänge zu haben. Da der Versand mehrerer Decken in einem Paket keine zusätzlichen Versandkosten verursacht, sind weitere bestellte Einbanddecken nur mit 29,- DM je Exemplar zu bezahlen.

Außerdem sind Zeitungsmappen in Form von Schnellheftern — ausreichend für ein halbes Jahr — zum Preis von 6,- DM (einschließlich Mehrwertsteuer und Versandkosten) lieferbar.

Gebundene Jahrgänge 1980 in grünen oder schwarzen Einbanddecken (wie oben) kosten 140,- DM plus Versandkosten und 6,5 Prozent Mehrwertsteuer. Auch ältere Jahrgänge sind noch lieferbar. Die Preise werden auf Anfrage gern mitgeteilt.

**Das Ostpreußenblatt**  
Vertriebsabteilung  
Postfach 323255  
2000 Hamburg 13

**D**ort, wo die Dünen seit Jahrhunderten in emsiger Kleinarbeit die Krüppelkiefern auf der Kurischen Nehrung tiefer und tiefer begraben, wo zu ihren Füßen die See das Lied der Ewigkeit singt, die Möwen über ihre Einsamkeit klagen, wo im Dickicht der Brüche die Vögel ihre mannigfachen Melodien in den Äther hinaufzitschern, wo selbst ein Freund jeder Natur beklommenen Herzens das Sirren des alles Leben auslöschenden Sandes verspürt — stand einst, vor fünf-hundert Jahren, das Kirchdorf Konzen. Etwa sechsundzwanzig Fischerfamilien hatten sich im Ablauf der Jahre dort, unter schattenspendenden Eichen und dunklen Fichten, eine ansehnliche Siedlung geschaffen. Die begrünten Moore mit ihrem reichen Schilf- und Rohrbestand lieferten die dickschichtigen Dächer, und die knorrigen Fichten das Holz für die doppelwandigen Blockhäuser. Gärten umgaben die fest-soliden Anwesen.

Doch die törichten Menschen gingen mit dem Gut, das ihnen die Natur in Gestalt der Eichen- und Kiefernwälder beschert hatte, sorglos und verschwenderisch um. Der Wald wurde nicht nur durch das Fällen der Bäume für notwendige Zwecke allmählich gelichtet, die Versuchung war groß, damit Geschäfte zu machen. Auch das unfern gelegene Königsberg hatte zu jener Zeit einen wachsenden Bedarf an Bauholz zu verzeichnen. Die Preise begannen zu steigen und der Transport von der Nehrung zur Stadt war leicht zu bewältigen. So ist es damals gekommen, daß nach einer Reihe von Jahren nur noch Reste der herrlichen Wälder, Baumgruppen oder gar einzelne Stämme übriggeblieben waren. Der von der See her wehende Wind, der sich nicht selten zum Sturm entwickelte, hatte nun leichtes Spiel, den von der Sonne getrockneten Sand, den die Wellen an Land spülten, quer über die Nehrung zum Haff hinzutreiben. Dort, wo er Widerstand fand, und das waren zumeist die Häuser der Menschen, der Dörfer, türmte der Sand sich zu hohen Dünen auf, die sich schließlich über die Heimstätten der Bewohner legten und dann weiter zum Haffufer wanderten, dort steil abfielen und im Haff die Sandbänke zu bilden begannen, die der Schifffahrt gefährlich wurden. Die Fischer, die ihre Wohnungen zwangsläufig verlassen hatten, siedelten sich in der Nähe der Tragödie, die lange Zeit kein Ende nahm, neuerlich an.

Sein besonderer Lohn... überhaupt keinen Feierabend gekannt hatten.

daß ich mich augenblicklich erhob. Der Alte ließ seinen Blick hin und her wandern, von mir zu der Kiefer und wieder zu mir zurück. „Sie sind hier fremd“, sagte er, „dann können Sie es auch nicht wissen: Der Baum hier hat eine alte Geschichte!“

„Nein!“ erwiderte ich. Und plötzlich fiel es mir ein, als habe es mir eben jemand ins Ohr geflüstert: „Hat er vielleicht etwas mit der Dünenhütte zu tun, von der man sagt...?“

Er sah mich prüfend an, als ob er fragen wollte, woher ich das wüßte, doch ernickte nur, und ich beeilte mich ihn zu fragen, ob er etwas

mit Moos verstopft. Um dem Wind, dem Nina mißtraute, ein Schnippchen zu schlagen, legte Hendrik den Ausgang zur Hütte der entstandenen Böschung zugekehrt an. Nina äußerte ihre Sorge, als der Wind nach einiger Zeit den fliegenden Sand fast bis unter das Dach geweht hatte, aber Hendrik meinte, das könnte doch nur von Vorteil sein. Wenn der Wind es so weitertrieb, würde es im Haus immer stiller und wärmer.

Nach einem Jahr brachte Nina einen kleinen Hendrik zur Welt. Indessen hatte der Vater des Kindes sich in mühevoller Arbeit aus

seine Erzählung, stand auf und schritt davon, ohne Abschied, ohne ein letztes Wort.

Ich rief ihm nach: „Woher wissen Sie das alles?“ Da wandte er sich noch einmal um: „Der Wind hat es mir erzählt, aber das werden Sie nicht verstehen. Das kann nur einer verstehen, der ein Leben lang mit der Düne und mit dem Seewind... und mit dem allen gelebt hat.“

Es dämmerte bereits, bald würde es Abend sein. In entgegengesetzter Richtung wollte ich gerade meinen Weg fortsetzen, als plötzlich ein Junge erschien, der von dort kam, wohin der Alte sich gewandt hatte. Ich fragte ihn

Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung

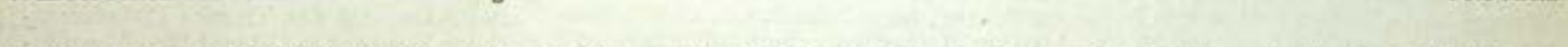


Foto Archiv

nach allen Sonntagsgottesdiensten besichtigt werden.  
Fritz Paul

LEBENSLEISTUNG LAGERTEILUNG... NORDSTADT IN FRIEDLAND: IRE GROBE KLOCKE STAMMT AUS DEM DOM ZU FRAUENBURG (OSPREUBEN), DIE KLEINE AUS WELKERSDORF (SCHLESLEN), DIE DRITTE WURDE IN IHREN MITARBEITERN, DIE OFT MIT IHM ZUSAMMEN GESEHEN.

Wenn dann an langen Winterabenden in den Stuben die Spinnräder surrten, um das

Näheres über die Geschichte wußte. Es klang zuerst abweisend, als er sagte, das hätten ihn

einem Baumstamm einen sogenannten 'Einbaum' geschaffen. Damit fuhr er zum Fisch-

„Bist du nicht eben einem alten Mann begegnet?“ Der kleine Bursche nickte nur flüchtig. Auch er schien es eilig zu haben, nach Hause zu kommen.

„Kennst du ihn?“ fragte ich.

„O ja!“ kam die Antwort. „Das war doch unser alter Fischmeister, der Herr Hendrik!“

Hendrikat — Hendrik...? Welche seltsamen Geschichten doch das Leben schreibt, ging es mir durch den Sinn. Eine plötzlich aufkommende Bö wirbelte mir Sand ins Gesicht.

# Langsam sickerte der Sand in das Innere

Als die Wälder abgeholzt waren, begruben die Dünen vor 500 Jahren auch das Dorf Konzen

VON OTTO WENDORFF

Garn für die Fischernetze zu spinnen, wenn der Sturm heulend in die Schornsteine fuhr, daß die Glut der Holzscheite im Ofen hell aufblammte und Funken in den Raum sprühte, dann trat nicht selten die Wirklichkeit vor dem Eindruck des Gespenstischen mancher Geschichten zurück. Man sprach von den Dörfern und Hütten, die den wandernden Dünen zum Opfer gefallen waren, wobei nicht selten die Mär von der „Dünenhütte“ zur Sprache kam, von der man am Ende nicht wußte, ob sie wirklich bestanden hatte oder nur der Phantasie eines dichterisch veranlagten Menschen entsprungen war.

Auch ich hatte sie einmal vernommen, bei einer Wanderung durch die Dünenwelt, ihr jedoch keine Bedeutung zugemessen und nur mit halbem Ohr zugehört. Erst als ich auf der Höhe einer Düne entlang nach dem Ort, den man Neu-Konzen nannte, eine alleinstehende Kiefer entdeckte, die sich aus dem Sandmeer hervorreckte, fiel mir die Geschichte von der Dünenhütte wieder ein. Ich fand sie genauso, wie ein Fischer sie mir beschrieben hatte. Kleine Harzbäche waren wie Tränen an ihrer runzeligen Haut herabgeflossen und zu Stein erstarrt. Ermüdet ließ ich mich daran nieder, den Rücken an den Stamm gelehnt, ließ gedankenträchtig den Sand neben mir durch die Finger rieseln, von der Sonne erwärmt.

Plötzlich wachte ich zu vollem Bewußtsein auf, als sich ein Schatten über mein Gesicht lehnte. Aufblickend sah ich einen Mann vor mir stehen, ohne seine Annäherung wahrgenommen zu haben. Es war, wie man sich einen Spuk vorzustellen pflegt. Ein alter Mann, wie ein Fischer gekleidet, war vor mir stehen geblieben. Sein weißer Bart, die hohe, fast ungebogene Gestalt und die von Sonne und Wind eingebrannten Gesichtsrunden gaben ihm etwas absonderlich Ehrfurchtgebietendes, so

schon viele gefragt. Wieder schaute er mich an, als ob sein Blick in mich eindringen wollte. Dann sagte er, und seine Stimme bekam einen merkwürdigen Klang, als wollte er mir ein Geheimnis offenbaren: Wenn sie nicht so tief unten läge, könnte man sagen, wir stehen auf ihrem Dach. Was ich erfuhr, lautete etwa so, kam einer Sage gleich und schien, aus dem Munde des Alten, Wirklichkeit zu sein:

„Damals, als noch der Wisent durch das Bruch stampfte, kamen hier nach einer langen Wanderung zwei Menschen an. Der Jüngling trug einen Speer über der Schulter, daran hing ein großes Bündel. An der anderen Hand führte er ein Mädchen, das er Nina nannte. Mit ihren langen, blonden Flechten spielte der Wind. An dieser Stelle, unter einer alten Kiefer, haben die beiden die erste Nacht ihres Aufenthaltes verbracht. Zuerst hat Hendrik, so hieß der Jüngling, auf der Erde ein großes Bärenfell ausgebreitet und dort, wo ihre Köpfe ruhen sollten, eine geflochtene Schilfmatte zusammengerollt, daneben den Mundvorrat und was sonst noch vorhanden war, sichergestellt, den Speer geprüft und sich neben Nina hingelegt. Mit einem zweiten Bärenfell haben sie sich zugedeckt. Am anderen Morgen kam eine Elchkuh vorbei und blieb vor dem Menschenpaar stehen. Da stand Nina auf und legte ihren Arm um den Hals des Tieres. Als Hendrik sah, daß sein Euter geschwollen war, holte er ein Holzgefäß und fing an zu melken. Da legte das Tier seinen Kopf sanft an Ninas Schulter. Die Elchkuh kam nun jeden Tag um die gleiche Zeit. Ihr Kälbchen hatte ein Wolf gerissen, darum hatte sie mit der Milch ihre liebe Not.“

Schon am nächsten Morgen begann Hendrik hier eine Hütte zu bauen. Damals gab es noch genug Bäume. Sie gaben das Material für die Seitenwände. Die Lücken wurden mit Schilf flechtenartig ausgefüllt und die Ritzen

fang auf das Haff hinaus. So vergingen die Jahre.

In einer Spätherbstnacht war es soweit, daß Nina zum anderen Mal in den Wehen lag. Man hoffte, daß es dieses Mal eine Tochter sein würde. Der Sohn, der sich prächtig entwickelt hatte, war über Nacht draußen geblieben. Das tat er des öfteren, um für den Vater einem Bären auf die Spur zu kommen. Da kam von der See her plötzlich ein Sturm auf, wie ihn die Küste noch seither nicht erlebt hat. Da die Wehen stärker wurden und die entscheidende Stunde kam, saß Hendrik bei Nina und hielt ihre Hände fest in den seinen. Plötzlich weiteten sich ihre Blicke, als hätten sie bereits über Wolken und Sterne hinausgeschaut: „Ich werde von dir gehen müssen, Hendrik“, flüsterte sie. „Geh' hinaus, rette dich und den Jungen. Hörst du den Sturm und den rieselnden Sand? Sie sind dabei, uns zu begraben. Geh' schnell, ehe es für dich zu spät ist!“ Doch ihr Mann: „Nie und nimmer verlasse ich dich!“ Zugleich ging es ihm durch den Sinn, wie recht Nina haben könnte. „Komm!“ sagte er und ergriff das Bärenfell, auf dem sie lag, hob sie auf und schritt mit seiner kostbaren Last dem Ausgang zu. Da stellte er fest, daß von der Öffnung nur noch ein kleiner Spalt übriggeblieben war. Er machte sich daran, den Sand wegzuräumen, doch je mehr er sich mühte, desto stärker sickerten die Sandmassen in das Innere der Hütte hinein. Ratlosigkeit überkam ihn, während die Nina auf's Neue in ihn drang, sich allein zu retten. „Ich kann dir doch nichts mehr nützen!“

Doch Hendrik neigte sich lächelnd zu ihr: „Ich bleibe bei dir!“ sagte er. „Immer und ewig, und niemand und nichts wird uns trennen, weder Sturm noch die Düne, weder Tod noch die Zeit! Für unseren Hendrik draußen werden die Götter sorgen!“ So war es!“ beendete der Alte

## Einbanddecken

Bezieher, die den Jahrgang 1980 unserer Wochenzeitung DAS OSTPREUSSENBLATT einbinden lassen wollen, können die dafür benötigten Einbanddecken jetzt bei uns bestellen.

Ausführung wie bisher: Ganzleinen, schwarz oder dunkelgrün, mit Weißdruck und Titelblatt. Zusendung erfolgt nach Einsendung des Betrages von 32,50 DM (darin sind 13 Prozent Mehrwertsteuer und Versandkosten enthalten) auf unser Postscheckkonto Hamburg 8426-204 oder auf unser Girokonto Nr. 192 344 bei der Hamburgischen Landesbank, Hamburg, BLZ 200 500 00. Die gewünschte Farbe des Einbands bitten wir auf dem Zahlkartenabschnitt zu vermerken.

Ohne Voreinsendung des Betrags kann leider nicht geliefert werden. Zum gleichen Betrag sind auch die Einbanddecken früherer Jahrgänge zu haben. Da der Versand mehrerer Decken in einem Paket keine zusätzlichen Versandkosten verursacht, sind weitere bestellte Einbanddecken nur mit 29,- DM je Exemplar zu bezahlen.

Außerdem sind Zeitungsmappen in Form von Schnellheftern — ausreichend für ein halbes Jahr — zum Preis von 6,- DM (einschließlich Mehrwertsteuer und Versandkosten) lieferbar.

Gebundene Jahrgänge 1980 in grünen oder schwarzen Einbanddecken (wie oben) kosten 140,- DM plus Versandkosten und 6,5 Prozent Mehrwertsteuer. Auch ältere Jahrgänge sind noch lieferbar. Die Preise werden auf Anfrage gern mitgeteilt.

**Das Ostpreußenblatt**

Vertriebsabteilung

Postfach 323255

2000 Hamburg 13

# Die „Kuren“ und die Kurische Nehrung

Von Carl Meißner

Noch heute sitzt auch bei sonst recht unterrichteten Deutschen der Irrtum fest, als sei der Volkspplitter, der seit langen Jahrhunderten die Kurische Nehrung bewohnt und der auch in Samland Neu- und Groß-Kühren den Namen gegeben hat, ein Rest jenes alten ausgestorbenen Volksstammes der Kuren, den die Deutschen im dreizehnten Jahrhundert noch außer den Letten in Kurland vorfanden und nach dem sie das Land benannten. Daß dies ein Irrtum ist, haben wir schriftlich. Denn bald nach 1400 gab es einen

Schriftwechsel zwischen dem livländischen und preussischen Orden, d. h. dem Komtur zu Goldingen und dem Vogt Grobin, die unter dem livländischen Meister standen, auf der einen, und dem Komtur von Memel und dem Hochmeister zu Marienburg auf der ande-

ren Seite. Die Kurländer wollten nicht dulden, daß ihnen ihre „Ezinslute“ wegliefen, und die preussischen Ordensleute ließen sie nicht ungern auf der kurischen Nehrung, wo damals die heute gänzlich verschwundene Ordensburg Rossitten stand, siedeln.

Damals also kam die Hauptmenge. Sie nannten sich „Kuren“, lediglich, weil sie aus Kurland kamen. Mit den kriegerischen Kuren haben sie schlechtweg nichts zu tun. Sie sind Letten, die noch heute nur einiges Dialektische von der Sprache der Latwija-Letten unterscheidet. Sie gehören also mit Letten und Litauern zu jener sprachlich langsam entwickelten Zwischengruppe zwischen Germanen und Slaven. Ihr Dialekt herrscht auch auf der kurischen Nehrung, nur von Ridden nördlich untermischt mit litauisch und deutsch, rein fast nur in den Dörfern Preil und Perwelk, also dem Teil der Nehrung, der heute zum Freistaat Memel gehört.

Aber diese friedlichen Leute, die ein halbes Jahrtausend in der Weltgeschichte kaum vorkommen, hatten derweil mit der Erdgeschichte um so mehr Berührung. Ihr Kampf ging gegen die langsam aber unabwendbar sich heranarbeitenden feindlichen Sandmassen, hinter denen der Westwind als schließlich stets siegreicher Führer stand. Ach, sie unterlagen immer — von acht Dörfern, die die Wanderdünen verschüttet haben, wissen wir aus geschichtlicher Zeit —, bis ihnen im letzten Jahrhundert der Staat zu Hilfe kam

und zähe Menschenarbeit dem Feinde langsam an bedrohten Stellen Halt gebot. Die Kurische Nehrung, dies schmale Band zwischen Haff und Ostsee, war nie eine „wohlbegründete dauernde Erde“. Das Kurische Haff war in Alluvialzeiten ein



Düne im Winter auf der Kurischen Nehrung

Mündungstrichter der Memel, ein Delta, das statt der heutigen Nehrung südlich von einem breiten Ausstrom zwei breite Inseln abschloß. Es geschah dann im Seitenlauf eine Senkung, die dem Strom und dem Meer die Überspülung freigab. Die unterseeische Barre hob sich — wohl durch Anschlickung und Ansandung — wieder über den Meeresspiegel. Der treibende Sand verschluckte die verschiedenen „Tiefe“, nur nördlich das Memeler Tief hielt sich die Memel offen. Ein Laubwaldgürtel fesselte das niedrige Land. Dann kam schon tief in historischer Zeit die zweite Senkung, die bis 1800 anhielt. Zunächst hemmte eine Barre im Meer versunkener Wälder noch die ausschließliche Herrschaft des Sandes und gestaffelte dahinter einen neuen Nadelwaldanwuchs. Aber die Barre brach und sank fester, und nun siegte der Westwind, der den Sand vor sich hertrieb. Er baute zunächst am Meer eine gewaltige Düne auf, trieb sie Jahr um Jahr

weiter über die Fläche und begrub Wälder, Kirchhöfe, Dörfer unter seinem gelben Totentuch. Acht Dörfer hat die Wanderdüne, Sandkorn um Sandkorn — im Jahre etwa 3 bis 6 Meter vorrückend — verschüttet. Noch im neunzehnten Jahrhundert Kunzen, Neuregeln, Neupillkopen. Die Verschüttung Karwaitens, seines Heimatdorfes, besang der Dichter Rhesa, der Schöpfer des Königsberger Rhesanums, 1797 im empfindsamen Charakter der Zeit, aber doch so anschaulich, daß die merkwürdigen Naturvorgänge fast körperlich vor einem stehen:

Weil', o Wanderer, hie und schaue die Hand der  
Zerstörung.  
Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende  
Gärten,  
und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und  
Hütten  
lief vom Walde herab bis zu des Haffes Westade.  
Aber anjehst, was siehst du? Nur bloßen Boden  
und Sand! —  
Wo —  
ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden  
Gärten?  
Ach, dem Auge entfällt hier eine Träne der  
Wehmut.  
Siehst du dort die Fichte und eine ärmliche Hütte,  
vor dem Falle gestürzt, mit grauem Moose  
bewachsen?  
Dies nun ist der traurige Rest von allem geblieben.  
Hinter dem Walde empor hob steil ein Berg sich  
mit Flugsand,  
der die Tannenwipfel und weit die Flut über-  
schaute,  
stürmend trugen die Winde am Hang und Gipfel  
den Sand ab  
und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens  
Umschattung.  
Ach, kein sperrender Damm hielt jezt den Vor-  
tritt des Berges,  
und allmählich verschlang er Teich und Gärten  
und Häuser.  
Neben dem Wald im Dunkel und Graun'n viel-  
jähriger Eichen  
stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem  
Volksbrauch,  
rings von Grabeshügeln umdrängt der fried-  
lichen Toten.  
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom  
Spätsicht!  
Hier versank die Kapelle. Dort rettete man die  
Geräte  
und den heiligen Altar. Die frommen Bewohner  
des Eilands  
slohn zu anderen Dörfern mit den armseligen  
Resten,  
die sie dem Berge entzogen, zu bauen dort ihre  
Hütten.

Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier  
geschehen,  
weist die Stätte ihm noch, wo seine Väter  
gewandelt,  
tief versank ihr Gebein, und droben grünet  
kein Frühling. —

Die unbeterbar jähe Konsequenz dieses Angriffs ergibt sich durch die einheitliche Führung. Im Gegensatz zur Frischen Nehrung, auf der das Spiel verschiedener fast gleichwirksamer Windtriebkräft oft bewegtere Dünenwellengestalt schuf, ist der Weststurm über die häufigen Ostwinde unumschränkter Herr. Er trieb die Hochwelle der Wanderdüne im Verlauf etwa zweier Jahrhunderte über die ganze Nehrungsbreite. Er gibt ihren Formen großzügige Einfachheit, wuchtige Monumentalität. Da fast jeder Maßstab fehlt, so ist es nötig zu sagen, daß die höchsten Stellen dieses Kammes einige sechzig Meter über Haff und Meer stehen. Der Fallwinkel des Sandgeriefels dem Haff zu erreicht an den steilsten Stellen 50 Prozent. Auf der Antriebsseite ist der Steigungswinkel ungefähr von 7—30 Grad unterschieden. Weht einmal der Ostwind besonders lange, so wird der Kamm umgekämmt. Aber in der Gesamtaktion des Westwindes bedeutet der kleine Rückschlag nichts. — Nur wenn das niedrigstehende Himmelsgestirn von Anfang oder Niedergang feste Lichter und Schatten in diese unwirkliche Welt zeichnet, in der nur eine Naturgewalt, der Wind, herrscht, bekommt sie bestimmte Formen. Am geisterhaftesten ist sie im schattenlösenden vollen Mittagslicht: ein Traum am hellen Tag. Da löst sich die Welt — von der mittleren Hochdüne gesehen — in unbestimmt hingewischte Flächen auf. Kein Maßstab, keine Form mehr, nur Wind, Wasser, Sand. — „Ehe Gott die Welt erschuf“, sagt' ich dort zu mir. Das Gefühl dabei war stark und der Gedanke nur halb töricht. Denn wenn Gott zu Beginn die Feste von den Wassern schied — die Wasser sind da, wo aber ist hier die Feste? — Als der Mensch sich zu tun unterfang, was der liebe Gott hier sozusagen vergessen hatte, da gab es schwere Mühe. Der drohende Wall der Wanderdüne stand, als die Arbeit im neunzehnten Jahrhundert nach und nach an besonders gefährdeten Stellen begann, schon sehr nahe am Haff. Dreierlei tat not. Erstens den Nachtrieb neu vom Meer ausgespülten Sandes zu hemmen. An einem Steckzaun häufte sich der meilenlange, heute etwa fünf Meter hohe Dünenwall am Meeresstrande auf. Dazwischen konnte nun wieder auf weite Strecken zunächst Buschwald,

und zwar nicht nur Kiefern, sondern in flachen Tiefstellen, die die Feuchtigkeit hielten, auch Birken- und Ellernwald aufgepflegt werden. Die zweite Aufgabe war, die Wanderdüne selbst zu hemmen, wo sie die lieblichen Dorsoasen, die alle auf der Sasseite liegen, bedrohte. Auch das gelang. Das Strandgras schaffte es nicht. Aber die quadratische Bepflanzung, vor allem mit totem Holz — in die Quadrate wurde dann die Krüppelkiefer gepflanzt — besiegte allmählich das herrische Element. So wurde *Niddén*, so wurde *Pillkoppén* gerettet und der sichernde Waldgürtel um *Schwarzort* und *Rossitten* verbreitert. Der Dünenbauinspektor *Epha* in *Rossitten*, der klug und zähe die Hauptarbeit geleitet hat, galt denn auch als „lieber Vater“ auf der Nehrung. Eine dritte Gefahr bleibt noch abzuwenden. Nördlich von *Preil* und *Perwelk*, den ärmsten Dörfern der Nehrung, droht die Wanderdüne mit ihrem Eintiefeln ins *Hass* allmählich

auch die Ausflustrinne der *Memel*, die an der Nehrung entlang geht, zu versanden. Da muß noch gesteuert werden. Das ist nun Aufgabe des Freistaats *Memel*.

Die Menschen, die jahrhundertlang schußlos in dieser unerbittlich ernsten Natur lebten, wurden im Kampf um Boden und Brot zäh, aber nicht mutig. Ihre Art ist zurückhaltend. Stille Menschen mit „sinnigen“ Kindern, deren Spiel selten laut und übermütig ist. Die älteren haben Neigung zu einer sektiererischen Frömmigkeit, die von muckerischen Zügen nicht frei ist. Lieder sind selten und meist geistlich. In diese Menschen hat sich *Bischoff-Culm*, der Meister, von dem in dem Hefte, das den im Kriege gefallenen Künstlern des Ostens gewidmet sein wird, eingehend gesprochen werden soll, tief hineingelebt.

Die nur vom Winde laute Stille, der erhabene Ernst dieser Dünen- und Wasserwelt weist nach innen.

# Im Winter über die Nehrung

VON HERBERT MEINHARD MOHLPFORDT

Im März 1812 trat ein aus Thüringen gebürtiger, damals in St. Petersburg lebender junger Deutscher, der 24jährige Jurist Dr. Christian Müller, eine Reise an, die ihn in Schlitten und Wagen nach Königsberg und von dort über Berlin, Leipzig, Dresden, Prag nach Wien führte. Auch er nahm den üblichen Weg über Dorpat, Riga, Mitau, Memel und die Kurische Nehrung nach Königsberg. Er hat diese Reise beschrieben (Leipzig, 1814). Seine Schilderungen, oft langatmig, abschweifend, von Empfindsamkeiten strotzend, teilweise von unreifem Urteil, sind doch sehr lebendig, zumal bei Naturschilderungen und Reiseerlebnissen und noch heute von hohem Interesse. Hören wir ihn unter Weglassung überflüssiger Weit-schweifigkeiten selbst:

„Wir fuhren von Polangen ab und bald schnellte der letzte russische Schlagbaum auf. Freundlich drückte ich dem belanzten am Wege stehenden Ural-Kosaken die nervige Hand voll Kopeken und nahm Abschied von dieser asiatischen Erscheinung. Nach einer Viertelstunde kamen wir an dem russischen Grenzpfahle an, dem der preußische dicht gegenüber steht. —

In Nimmersatt freute ich mich, das neue preußische Silbergeld zu sehen, das mit so gediegenem inneren Werthe ein so geschmackvolles Aeußeres verbindet. —

Indeß war es schon ziemlich düster geworden, und wir mußten im Dunkeln nach Memel fahren. Ein Theil des langweiligen Wegs wurde durch ein Schälchen verkürzt, das nur durch die Annäherung gegen den Strand unterbrochen werden konnte. Es war eine ossianische Scene! Das Meer brüllte greulich gewaltsam, seine Wogen gegen den Strand schleudernd, an dem sie sich hoch hinan bäumten und mit brausend schäumenden Unwillen ihre drohende Kraft brachen; das scheue Mondlicht, an dem der Sturm bleiche zerrissene Wolken vorüber jagte, zeigte dem Auge nur die zischenden Schaumsäulen, die in ihrem reinen Weiß wie Geistergestalten sich erhoben und verschwand! Ein Glück war es, daß ein nach Memel zurückkehrender Postillion sich hier zu uns gesellte, um uns in der düsteren Nacht nicht vom Wege ab und auf die vom Meere überschwemmten Vertiefungen oder auf die eisbrüchigen Stellen des Wegs gerathen zu lassen. Freundlich und gastlich tröstend schien uns endlich ein Stern zwischen den Wolken durch: Memels Leuchtturm. Ich fühlte einen kleinen Theil von dem Entzücken, was arme unkundige Schiffer, auf dem grausamen gierigen Elemente mit der Vernichtung ringend, empfinden müssen, wenn dieß rettende, sicher leitende Licht ihnen erscheint! — Nach einer halben Stunde des abscheulichsten Weges kamen wir endlich in Memel an, und stiegen in dem mir von meiner Hinreise nach St. Petersburg vortheilhaft bekannten und durch Mancherlei sehr interessant gewordenen Gasthof Zum schwarzen Adler ab. Es war erst 8 Uhr. Thee, Grock und Pfeifen waren bald in Ordnung und wir traulich geborgen an einem gastlich wärmenden Ofen, das Vergangene fröhlich überdenkend.

Am Nachmittag des folgenden Tages fuhren wir vom Schwarzen Adler ab. Wir hatten bis Königsberg einen Kutscher genommen, der in einem Knaben von vierzehn Jahren bestand, zu dem ich wegen seines heiteren fröhlichen Gesichts ein gutes Zutrauen hatte. Der Wagen war schlecht gegen Wind und Regen verwahrt. Die Mündung des Haffs war schon ziemlich aufgethaut, so daß es zu gewagt würde gewesen seyn, unseren ziem-

lich schweren Wagen zusammen mit den Pferden über das Eis zu bringen, welches dicht am Ufer schon ganz gebrochen war. Wir mußten also trotz des abscheulichsten Wetters, welches mit umreißendem Sturm, Schnee, Regen und Eisstückchen in undurchsichtigen Wolkenmassen auf uns hernieder schleuderte, aussteigen; es wurde abge-spannt und die Pferde zuerst auf das Eis gebracht, was nur nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang, da sie einigemal durchbrachen, ehe sie eine feste tragbare Stelle fanden; sodann brachten vier stämmige Männer den Wagen auf untergelegten Bohlen hinüber. Obgleich das Eis mit jedem Schritt heftig dröhnte; so konnte wegen des tiefen Schnees doch nur ganz langsam gefahren werden, und wir brachten bey dieser nicht ganz gefahrlosen Überfahrt nahe an drei Viertelstunden zu. Mir war das schon recht; denn die ganze Operation, das Schreien der Leute, das Dröhnen des Eises, das Heulen des Sturms und die Verhüllung in Schnee- und Regenwolken, die empfindliche Nässe, auf der wir tief und langsam waden mußten, der naßkalte Frost, der uns überall durchdrang, alles dies paßte trefflich zu meiner schlechten Stimmung. Endlich kamen wir glücklich auf die Nehrung, aber es war indeß ziemlich die Nacht herbygekommen, welche nur von flüchtigen Mondblicken durch die jagenden Wolkenmassen unterbrochen wurde. Das Meer brüllte fürchterlich vom Sturm aufgerührt, und schleuderte seine brandenden Wogen mit brausendem Gezische am Strand in die Höhe, wo sich in den vorhergehenden kälteren Monaten eine hohe Schaumwand gebildet hatte, die jetzt wie ein Damm gegen die anstürmende Brandung dastand. Oed war alles, was wir erblicken konnten, eine endlose Sandfläche; kein entblätterter Baum, kein erstorbenes Gestrüpp erfreute das Auge in der greulichen Wüste, keine freundliche Eule, kein trauriger Wolf [In Livland war M. mit Wölfen zusammengetroffen.] unterbrach harmonisch das tobende, betäubende Brüllen des Meeres, nichts erinnerte an das

Daseyn einer organischen Schöpfung. So fuhren wir sieben schredliche Stunden lang. Es war unmöglich ein Wort zu reden, denn die Brandung überschrie jeden Ton, es war unmöglich einen Augenblick zu schlafen bey dem furchtbaren Getöse, es war unmöglich eine Reihe von Gedanken zu fassen, weil man sich ganz betäubt fühlte. Ich glaube, man könnte diese Existenz als einen Torturgrad gebrauchen, und er würde vielleicht bey vielen Menschen die bezweckten Wirkungen weit sicherer haben, als körperliche Schmerzen; ich wenigstens will lieber die härtesten ertragen, als diesen Zustand schmerzlicher Spannung, diese fruchtlose Bemühung der Seele sich aus dem betäubenden Chaos herauszureißen, noch ein mal empfinden. Mein einziger Trost war das Auffassen einzelner abgerissener Bilder aus Deutschland und flüchtig gefaßte Vorstellungen lieber interessanter Menschen; aber festzuhalten waren die freundlichen Bilder nicht, eine neue anstürmende Woge riß sie von der Seele weg. Unser kleiner Fuhrmann aber — beynahe durch den Sturm vom Pferde gerissen — saß wohlgemuth, und bisweilen hörten wir sein Pfeifen durch das Getöse der Brandung!

Eben so wenig als das Peinigende unseres Zustandes vermag ich den Grad meines Entzückens zu beschreiben, als ich eine Stunde nach Mitternacht durch Regen und Schnee links vom Strande ab ein kleines Licht gewahrte, und der brave Knabe fröhlich sagte, daß dieß ein Krug sey, wo er ausspannen und füttern werde. Nicht mehr Wohlthat kann der Ruf: Land! vom Mastkorbe eines beschädigten, an Wasser und Speise Mangel leidenden Schiffes haben, als mir das Erblicken des tröstlichen gastlichen Lichts süß und wonnig war. Der Krug war freilich elend, aber mir schien er ein Lusthaus. Ich eilte in die Stube, wo die ganze Familie des Krügers, so wie er selbst, in Betten lag, und eine fürchterliche Ausdünstung war, die sich nicht eher verbesserte, als bis ich mir die Erlaubniß erworben hatte, Fenster und Thüren zu öffnen, bey welcher Demephtisierung mich die älteste in nicht eben zierlichem Negligee mit origineller Unbefangenheit aus dem Bette gestiegene Tochter durch die Anzündung eines großen Wacholderstrauchs unterstützte, ein mir bis dahin unbekanntes Mittel, was — die kleine Unbequemlichkeit eines dicken Rauchs abgerechnet — wirklich von guter Wirkung war. Nun endlich schien es mir möglich, auf einer schmalen Bank



Wunderwelt der Wanderdünen

Zwischen Schwarzort und Nidden breitet sich auf der Kurischen Nehrung die memelländische Wunderwelt der Wanderdünen aus. Es handelt sich um eine eigenartige, niemals eintönige Landschaft mit einer Fülle von Formen. Im Bilde mit Strandhafer bewachsene Hügel auf dem Dünenrücken, Kupsten genannt; im Vordergrund vom Sand ausgeformte Rippelmarken.

# Neue Streiflichter zu einem alten Thema

Nach Briefen und Tagebuchblättern des Geh. Staatsrates von Beguelin

bearbeitet von Max Szameitat

hinter dem Tische, dicht in meinen dicken Bärenpelz gehüllt, liegend Platz zu nehmen, eine Lage, deren Härte und Unbequemlichkeit einen so wenig verwöhnten Menschen, wie mich, nicht im geringsten hinderte, so gleich fest und süß einzuschlafen. Das Meer brauste zwar auch hier noch sehr hörbar, sein Getöse war aber doch nicht mehr so grell. Vier Stunden lang hatten mich freundliche Traumbilder aus der Vergangenheit und Zukunft umgaulert, als der kleine Vetturino mich allzu früh zum Wiederaufbruch weckte. Indeß war unsere Fahrt doch nun weit erträglicher als die vorige, da wir uns immer mehr vom Strande entfernten, also durch das Brausen der Brandung weniger betäubt wurden.

Schon graute der Tag; der Sturm und das Staupenwetter hatte sich gelegt und es war kälter geworden. Bald wallte das Sonnenfeuer aus dem Meere (?) empor und sein Himmelslicht scheuchte alle düstern Eindrücke aus meiner Seele. Wer das Aufsteigen der Sonne aus den Wellen nie gesehen hat, dessen Auge entbehrt einen der schönsten Augenblicke, die es im Leben immer nur haben kann, denn es ist unmöglich, dieses Hochamt der Natur zu beschreiben und zu malen. —

Aber noch immer war weit und breit auch nicht das ärmlichste Gestrüpp zu sehen, überall nur Sandhöhen und Tiefen; indeß schien dies schon erträglich, da der Anblick des heiteren Himmels und des mehr beruhigten Meeres mit dieser Oede aussöhnte, und die bildende Phantasie den Blick von der Wüste abziehen konnte. Gegen elf Uhr ward eins unserer Räder schadhaf und brach bald nachher ganz. Das würde einen andern als unsern kleinen braven Schwager an dieser Stelle in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben; er hielt sich aber nicht lange mit unnützem Reparieren auf, sondern spannte schnell sein bestes Pferd ab und jagte im Galopp über die nächste Sandhöhe hinweg, um in dem Hauptorte der Nehrung — in Nidden — was nur noch drei Viertelstunde weit entfernt war, ein anderes Rad zu holen. Er versprach uns, in einer Stunde wieder zurück zu seyn. Obgleich die Existenz auf einer Sandhöhe der Nehrung im Monat März, bey einem schneidend kalten Winde, eben keine von den angenehmsten war; so hatten wir doch an unsern noch immer nicht erschöpften St. Petersburger Viktualien und an dem in Memel acquirirten danziger Goldwasser ein so gutes Mittel, um unsere Langeweile abzuleiten und unsern Unmuth zu ersticken, daß wir das Unbehagliche der Lage nicht sehr empfanden.

Noch war eine Stunde nicht verflossen, als unser kleiner Freund rasch mit noch einem Knaben hinter sich über die Höhe herangebracht kam und auf einer kleinen Kufe ein Rad nachschleifte. In sieben Minuten war unser Wagen wieder im Stande und hätte fortgefahren werden können, wenn ich es nicht für billig gehalten hätte, vorher die beyden braven Knaben mit Speise und Trank zu erquicken, was ihnen recht wohl that. —

Wir kamen bald nach dem Hauptorte der Nehrung, nach Nidden. Mehrere Häuser schienen mir hier ein ansehnlicher Ort, das Wirtshaus und seine geräumige Gaststube ein Hotel, die umgebende Nadelwaldung eine schöne Partiel. Solch eine optische Täuschung hatte der Eindruck der Sandwüste, welche hinter uns lag, auf meine Phantasie hervorgebracht. Nach einem guten Mittagmahle und einer Stunde Schlaf ging es weiter gen Königsberg. Jetzt immer weit vom Strande entfernt und größtentheils durch Nadelwaldung, die als Theil der bessern Kultur und Kulturfähigkeit der Nehrung erst bey Nidden anfängt und durch häufigere Ortschaften unterbrochen sich bis Königsberg fortsetzt, wo wir, ohne weiteren Anstoß, um zehn Uhr Abends ankamen und in dem mir wohlberufenen Hôtel de Prusse abstiegen.

Unter den ziemlich zahlreichen Chronisten, die die Vorgänge in Memel 1807/08 persönlich miterlebten und deren Aufzeichnungen in Form von Briefsammlungen, Tagebüchern oder Erinnerungsberichten der Nachwelt erhalten geblieben sind, ragt Heinrich von Beguelin durch besondere Sachkunde heraus. In seiner Eigenschaft als Geh. Staatsrat und Finanzsachverständiger der Preußischen Regierung nahm er während seines Memeler Aufenthaltes von Januar bis Juni 1807 und von Anfang Oktober bis zum Fortgang des Hofes im Januar 1808 an allen wichtigen Sitzungen der Regierung teil. Während der Amtszeit des Ministers vom Stein war er als dessen Sekretär und Bürochef tätig. Seine erst 1892 veröffentlichten „Denkwürdigkeiten“ sind deshalb von besonderem Interesse, vor allem in den Punkten, die sich auf sein spezielles Ressort, die Finanzwirtschaft beziehen.

Erwähnt soll noch werden, daß seit der Memeler Zeit ein enges Freundschaftsband Beguelin mit Gneisenau verband. Letzterer



**Darauf  
kommt  
es an!**

Bei Wohnungswechsel melden Postbezieher die Zeitung zweckmäßig eine Woche vorher bei ihrem Postamt mit der neuen Anschrift um. Die Überweisung des Abonnements kann dann zeitig erfolgen. Wer ganz sicher gehen will, frage nach dem Umzug bei dem neuen Postamt an, ob die Überweisung erfolgt und die Zustellung der Zeitung gesichert ist. Diese kleine Mühe lohnt sich. Eine etwa doch ausbleibende Nummer sendet die Vertriebsabteilung des Memeler Dampfbootes auf Anfordern gern unberechnet nach.

weilte im März 1807 mehrere Wochen in Memel, wo ihm der König den Auftrag erteilte, die Verteidigung der von den Franzosen belagerten Festung Kolberg zu übernehmen. Ein in den „Denkwürdigkeiten“ verzeichneter Brief Gneisenaus aus Kolberg, gerichtet an Beguelin in Memel, legt Zeugnis ab von dem freundschaftlichen Verhältnis der beiden. Er schließt mit den Worten: „Mit unverbrüchlicher Freundestreue Ihr treu ergebener Gneisenau“.

Sofort nach dem Tilsiter Frieden kam Gneisenau erneut nach Memel, wo der König seine tapfere Tat durch Beförderung zum Oberleutnant ehrte. Das Vertrauen des Königs berief ihn in die neu geschaffene Militär-Reorganisations-Kommission, die unter Vorsitz von Scharnhorst in Memel tagte. Vor allem waren es drei Männer — Stein, Scharnhorst und Gneisenau —, die den

Reformbestrebungen, trotz mancher Widerstände einflußreicher Kreise, zum Siege verhalfen.

Nach der Schlacht bei Friedland entstand in Memel eine wahre Panikstimmung: Schwarzseher sahen Napoleon schon vor den Toren der Stadt. In aller Eile begann man bereits, einen Teil der Beamenschaft und die öffentlichen Kassen nach Rußland, vorerst Libau bzw. Riga, zu evakuieren. Beguelin schreibt darüber in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Man hätte die Ausgaben für diese kostspieligen Reisen sparen können, wenn man nach Abschluß des Waffenstillstandes (Ende Juni 1807) die Flüchtenden durch Kuriere sofort zurückgerufen hätte. In der allgemeinen Kopflosigkeit unterblieb das leider. So wurden viele Tausende in Rußland unnütz ausgegeben.“

Während der Memeler Zeit begegnete B. des öfteren, teils dienstlich, teils privat, dem Vertreter der ostpreussischen Provinzialverwaltung, Herrn von Schoen. In seinen Aufzeichnungen urteilt er, wie folgt, über den in Willkürhaken an der Jura geborenen Memeländer, der am Hofe als einer der eifrigsten Befürworter freiheitlicher Reformen galt: „Herr von Schoen ist unzweifelhaft ein geistig hochstehender Kopf. Ich möchte ihn weder einen Unruhmacher noch einen Exaltierten nennen, und doch wäre er imstande, durch die Art seiner geistigen Fähigkeiten einen Staat umzustürzen. Alles, was er vorbringt, hat eine glänzende Seite. Übrigens kann er, wie ein Diktator, keinen Widerspruch vertragen. Unter Berufung auf Adam Smith und auf den Königsberger Professor Kraus glaubt er, jede Erwiderung von vornherein abschneiden zu können.“

Eine ähnliche Charakteristik des Memeländers von Schoen hat uns auch der Dichter und Geschichtsforscher Ernst Wichert in seiner 1807 in Memel spielenden historischen Novelle „Die falsche Uniform“ überliefert. Wichert nach verfocht Schoen eine einmal gefaßte und als richtig erkannte Meinung aufrecht und unerschrocken auch dann, wenn die Regierung, ja selbst der König, sich gegen sie aussprachen. Er gehörte niemals zu „den Höflingen, die ihr Mäntelchen nach dem Winde drehen.“

Seiner aufrechten Haltung wegen ernannte ihn der König nach dem Befreiungskrieg zum Oberpräsidenten von Ostpreußen.

Der König hatte im Tilsiter Frieden Napoleon versprechen müssen, seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen. Ein entsprechender Befehl sollte auch an die Schifffahrtsbehörde in Memel ergehen. Herr Beyme, seit 1800 Geh. Kabinettsrat und in Memel bis zu Steins Wiedereintritt in die Regierung anfangs Oktober 1807 von großem Einfluß auf die Regierung, übergab das Schreiben persönlich: „Hier ist der schriftliche Befehl; aber Sie werden so machen“ — dabei hielt er die Hand vor die Augen — „und Sie werden nichts sehen!“ Die Folge war, daß die englischen Schiffe ohne jede Behelligung weiter in den Memeler Hafen einliefen. Den sich in Memel aufhaltenden französischen Agenten blieb das jedoch nicht lange verborgen.

Nach Übernahme der Regierung durch Stein trat eine Änderung ein. Der Minister bestand darauf, daß man Frankreich gegenüber in der Schifffahrtsfrage loyal handeln müsse. Fortan untersuchte man die einlaufenden Schiffe strenger, was den Rückgang des Handels mit England nach sich zog. Der





## *Frisch aus dem Rauch!*

Zu einem Sommerurlaub auf der Kurischen Nehrung gehörten nicht nur das Baden in der Ostsee, das Wandern über die Dünen, das Sitzen am Haff – auch die kulinarischen Genüsse sollen nicht vergessen werden. Unsere kurischen Fischer beherrschten die Kunst, ihre Fänge appetitlich zu räuchern, und zwar mit Kiefernzapfen, die wir Burren nannten. Die geteerten Räucherkästen wurden mit feuchten Säcken abgedeckt, und dann zogen liebliche Düfte die Niddener Dorfstraße entlang: nach Rauchaal, geräucherten Flundern und Malfischen, die respektlos Perpel genannt wurden. Heiß und fettriend konnten die Kurgäste diese Leckerbissen an Ort und Stelle verzehren.

Aufn.: Wilh. Paupers

4694  
Chr. Müller Braunschweig, Str. 115  
98 / 6

Deutschland entlassen und Polen nicht endgültig unterstellt. Im Einklang mit dem Bundesverfassungsgericht ist die Heimat der Ostdeutschen nicht als „Polen“ zu bezeichnen. Die Ortsnamen, die Bezeichnungen und Grenzlinien in amtlichen Karten und Urkunden müssen der verfassungsmäßigen und völkerrechtlichen Lage entsprechen.

- Das Selbstbestimmungsrecht und das Recht auf die Heimat für alle Deutschen ist nach innen wach zu erhalten und nach außen beharrlich zu vertreten. Die deutsche Frage muß bis zu einem frei vereinbarten Friedensvertrag offen bleiben. Die im Bund der Vertriebenen vereinigten Deutschen fordern die freie Heimat im freien Deutschland und Europa.
- Der Bund der Vertriebenen fordert die Berufung einer Kommission von Wissenschaftlern, darunter insbesondere ostdeutsche, die mit den deutsch-polnischen Beziehungen vertraut sind, zur Überprüfung der deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen. Die Übernahme verfassungswidriger Empfehlungen in den Unterricht ist sofort in allen Ländern zu unterbinden.
- Der Bund der Vertriebenen warnt vor unerlösten Warenkrediten an den Ostblock, die dort nicht den Menschen, sondern der Planwirtschaft sowie der politischen und militärischen Machtentfaltung zugute kommen und die als staatsverbürgte Kredite die deutschen Steuerzahler mit Zins- und Tilgungsleistungen erheblich belasten.
- Das Zurückdrängen der Pflege und Entfaltung des ostdeutschen Kulturbeitrags und des ostdeutschen Geschichtsbewußtseins zugunsten einer nur osteuropäisch ausgerichteten Kulturpflege durch einseitige Förderungsziele ist sofort zu beenden und die eigenständige Kulturarbeit der Vertriebenenverbände gleichwertig zu fördern.
- Die Interventionen des Auswärtigen Amtes und der deutschen Botschaft in Warschau für die Ausreise von Deutschen aus den Oder-Neiße-Gebieten müssen auf alle ohne Angabe von Gründen abgelehnten Ausreisungsanträge ausgedehnt werden.  
Die deutsche Öffentlichkeit ist über die Familienzusammenführung getrennter Ehegatten, über die erfolgten Ausreisen in Härtefällen sowie über die Zahl der Ablehnung von Ausreisearträgen

- Der Bund der Vertriebenen fordert, die Verhandlungen um die Verwirklichung der Volksgruppenrechte der Deutschen — insbesondere Recht auf Gebrauch der Muttersprache und Recht auf Pflege der eigenen Kultur — in den Oder-Neiße-Gebieten, in Polen und in der Tschechoslowakei, entschiedener als bisher zu führen.
- Der Bund der Vertriebenen verlangt die Verbesserung der Eingliederung, des Lastenausgleichs, der Altersversorgung und der Hauptbeschädigung sowie der gewerblichen und bäuerlichen Förderung in der nächsten Legislaturperiode. Den Deutschen in den Vertriebensgebieten, die durch Leistungen in die deutsche Sozialversicherung die Wartezeiten erfüllt haben, sollten Exportrenten gewährt werden.
- Der Bund der Vertriebenen fordert die Beseitigung der Nachteile, die den Vertriebenenorganisationen durch den Ausschluß aus der institutionellen Förderung des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen unter Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes zugeführt worden sind.

#### Reisen in dringenden Familienangelegenheiten

Aus der jüngsten Veröffentlichung des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen über Zahlen zum Reiseverkehr mit der „DDR“ in der Broschüre „Auskünfte zum Stand der innerdeutschen Beziehungen“ — vierte überarbeitete Auflage — geht hervor, daß im Jahre 1975 außer den rund 1,33 Millionen Personen im Rentenalter auch 40442 Bewohner der „DDR“, die noch nicht das Rentenalter erreicht haben, in dringenden Familienangelegenheiten zu ihren Verwandten in der Bundesrepublik Deutschland (ohne Westberlin) reisen konnten. Der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen, Karl Herold, wies in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Reisen zu sportlichen Veranstaltungen und zu Besuchen bei der DKP oder mit ihr zusammenarbeitenden Organisationen keine Reisen in „dringenden Familienangelegenheiten“ sind und daher nicht in der Zahl 40442 enthalten sind. Der Staatssekretär bedauerte, daß über die genannten Regelungen hinaus — von Sondergenehmigungen abgesehen — leider keine Möglichkeiten für Be-

suchen, Ehejubiläen, lebensgefährliche Erkrankungen oder bei Sterbefällen.

#### Vertriebene und Mitteldeutsche protestieren

Die neue intensive Handhabung des Schießbefehls durch die „DDR“ (Schußwaffengebrauch an der Grenze ohne vorherigen Anruf des Überschreiters) verurteilen zahlreiche Vertriebenensprecher und Vertriebenenzeitungen. Zum berechtigten Wortführer in dieser Protestaktion machte sich der Bund der Mitteldeutschen.

#### Zu Besuch aus Heydekrug in der Bundesrepublik Deutschland

Aus einer uns zugegangenen Zuschrift können wir folgendes entnehmen und geben es wegen des allgemeinen Interesses bekannt:

Aus Heydekrug, Ortsteil Barsdühnen weite eine Memelländerin in der Bundesrepublik Deutschland zu Besuch. Eine Ausreisungserlaubnis war nicht erteilt worden. Dafür war die Überraschung umso größer als der Antrag auf ein Visum in die Bundesrepublik Deutschland positiv beschieden wurde. Die Reise mußte allerdings alleine unternommen werden. Die Fahrt verlief über Kaunas und Wilna nach Moskau, wo von der deutschen Botschaft das Einreisevisum ausgestellt wurde und ging dann weiter nach Köln und Mannheim. Die Fahrtzeit betrug 5 Tage. Von der sowjetischen Botschaft in Bonn wurde das Visum ohne große Formalitäten um 4 Wochen verlängert.

Die Besucherin berichtete, daß ihre vier Kinder in Heydekrug zur Schule gehen, das jüngste auf die ehemalige Herderschule. Dort soll demnächst der Englisch-Unterricht durch Deutsch-Unterricht ersetzt werden.

Ferner soll die Absicht bestehen, die Kirchen konfessionsmäßig zu tauschen. Die große katholische (litauische) Gemeinde soll die große evangelische Gustav-Adolf-Kirche erhalten, während die kleine evangelische (z. T. deutsche) Gemeinde über die kleine katholische Kirche verfügen soll. Der Grund soll mit darin zu sehen sein, daß der kleinen evangelischen Gemeinde der Unterhalt der großen Kirche recht schwer fällt, während die kleine katholische Kirche die große katholische Gemeinde nicht fassen kann.

Die Besucherin brachte weiter zum Ausdruck, daß für die Erlangung eines Visums vor der Beantragung die Besuchseinladung von nahen Verwandten aus der Bundesrepublik vorhanden sein muß.



## *Wenn der Hollunder blüht...*

*Am Hollerstrauch, am Hollerstrauch saß ich im Monat Mai . . . Bei uns im Memelland dauert es gewöhnlich bis in den Juni, bis der Hollunder blüht. Der stark duftende Zierstrauch mit seinen grünweißen Blüten braucht nicht angepflanzt zu werden. Er findet sich von selbst an Zäunen und Stallwänden, wie hier am Rande des Hochwaldes von Schwarzort auf der Kurischen Nehrung. Die rohrgedeckten Scheunen, Netzschuppen und Kleten nahmen zur Sommerszeit oft die Fischerfamilie auf, die die eigene Wohnung den Sommergästen überließ.*

*Aufn.: Dr. Neubert*

ten im Reichsgebiet zurückgelegt waren. Die Beschlüsse der Koalition werden in künftigen Rentenfällen zu großen Härten bei den Betroffenen führen.

Die deutschen Vertriebenen im Ausland konnten sich in aller Regel nach der Flucht oder Vertreibung keine angemessene eigene Altersversicherung in der neuen Heimat aufbauen. Auch soweit sie sich trotz ihres bereits vorgeschrittenen Alters in ihren Heimatländern einen neuen Versicherungsschutz schaffen konnten, haben sie gleichzeitig auf den Bestand der durch ihre früheren Beitragsleistungen erworbenen Rechtsposition vertraut und den Versiche-

eingeschränkt ins Ausland gezahlt werden können, stellen die jetzigen Rentenbeschlüsse der Koalition auch einen Verstoß gegen den verfassungsrechtlich garantierten Grundsatz der Gleichbehandlung (Art. 3 Grundgesetz) dar.

Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß auch Memelländer durch diese Streichung betroffen sind. Bisher waren deutsche Renten bei unseren betagten Landsleuten, die in der Heimat zurückgeblieben sind, eine willkommene Zulage zu den sowjetischen Minimalrenten. Plötzlich sind Beitragszeiten, die bis 1945 zurückgelegt wurden, nichts mehr wert.

#### Die meisten Aussiedler wollen in die Nähe von Verwandten

Nach den Feststellungen des Beauftragten der Bundesregierung für die Verteilung im Grenzdurchgangslager Friedland haben 95 Prozent aller ankommenden Aussiedler konkrete Vorstellungen über ihre Wohnsitznahme in der Bundesrepublik Deutschland. Dies beruht durchweg auf verwandtschaftliche Bindungen. In vielen Fällen wird dadurch die Arbeitsvermittlung erheblich erschwert. Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung hat deshalb die Bundesanstalt für Arbeit gebeten sicherzustellen, daß die mit Wohnraumangeboten verbundenen Vermittlungsaufträge für Aussiedler in die Aufnahmelager und Durchgangwohnheime gelangen und dort von den Vermittlern den Aussiedlern bekanntgegeben werden. Auf diese Weise soll den Aussiedlern die Möglichkeit gegeben werden abzuwägen, ob sie mit Wohnungsangeboten verbundenen Arbeitsangeboten den Vorzug vor einer Unterbringung in der Nähe ihrer Verwandten geben wollen.

#### Im ersten Quartal 1977 kamen 13 085 Aussiedler

Im Monat März 1977 trafen 5 160 Aussiedler aus ost- und südosteuropäischen Staaten in die Bundesrepublik Deutschland ein. Das ist der höchste Monatszugang seit zwanzig Jahren. Es kamen 567 Aussiedler aus der Sowjetunion, 2 975 aus Polen, 37 aus der Tschechoslowakei, 10 aus Ungarn, 1 540 aus Rumänien und 31 aus Jugoslawien. Bemerkenswert sind die auffallend hohen Zugänge aus Polen und Rumänien. Bei Rumänien ist seit Beginn der Aussiedler-Statistik im Jahre 1955 nie ein so hoher Monatszugang erreicht worden. Im ersten Quartal 1977 wurden insgesamt 13 085 Aus-

siedler registriert. Es trafen in diesem Vierteljahr 1 720 Aussiedler aus der Sowjetunion ein, 8 319 aus Polen, 77 aus der Tschechoslowakei, 48 aus Ungarn, 2 847 aus Rumänien und 76 aus Jugoslawien. Wenn sich die Aussiedlung aus diesen Ländern so fortsetzt, wie sie im ersten Vierteljahr begonnen hat, so wird das Jahr 1977 ein Aussiedlungs-Rekordjahr.

Im Monat April 1977 kamen 4 468 Aussiedler aus ost- und südosteuropäischen Staaten in die Bundesrepublik Deutschland. Es kamen 556 aus der Sowjetunion, 2 379 aus Polen, 42 aus der Tschechoslowakei, 14 aus Ungarn, 1 456 aus Rumänien und 21 aus Jugoslawien. Gegenüber dem Vormonat sind die Zugänge aus Polen um 596 Personen geringer, entsprechen aber der Norm. Trotz Schwierigkeiten bei der Erteilung von Ausreisegenehmigungen trafen aus Rumänien wieder überdurchschnittlich viele Aussiedler ein. In den ersten vier Monaten des Jahres 1977 kamen aus der Volksrepublik Rumänien insgesamt 4 303 deutsche Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland, das sind bereits 539 Personen mehr als die Gesamtzahl der Rumänien-Aussiedler des Jahres 1976.

#### Rußland-Deutsche erbitten Austausch gegen Kommunisten

Neun Rußland-Deutsche, die – nachdem sie gewaltsam versucht hatten, in die deutsche Botschaft in Moskau einzudringen und nach einem Handgemenge mit sowjetischen Milizsoldaten verhaftet und zu 15 Tagen Gefängnis wegen „Rowdytums“ verurteilt worden waren – in den Hungerstreik getreten sind, haben ihren Austausch gegen angeblich schlecht behandelte Kommunisten in der Bundesrepublik Deutsch-

land einen Deutsch-Kurs zu beruflichen Förderung der Aussiedler. In Bonn ist man nun dazu übergegangen, einen Sprachkurs für Nicht-Berufstätige einzurichten, weil sich gezeigt hat, daß die Kinder von Aussiedlern ihren Eltern „sprachlich“ als bald über den Kopf wachsen. Träger des Kurses, der am 1. Juni begann, ist der Caritasverband. Teilnehmer sind durchweg Hausfrauen und Mütter. Während die Mütter ihre Deutschkenntnisse auffrischen, werden ihre Kinder nebenan in einem Kindergarten betreut. Für die Kosten des Deutsch-Kurses kommt das Arbeitsamt auf.

#### Jugendliche reisen in die Litauische SSR

Wie die sowjetlitauische Propagandaschrift „Gimtasys kraschtas“ in ihrer Ausgabe vom 5. Mai mitteilt, besuchten 18 Jugendliche aus der Bundesrepublik Deutschland die Litauische SSR und kamen dabei nach Wilna, Kowno, Elektrenai, Traken, Druskininkai und Polangen. Die meisten Teilnehmer seien litauischer Herkunft gewesen, schreibt die Zeitschrift. Unter den Teilnehmern werden genannt: Harald Maus (Gymnasium Warendorf), Walter Glied (Berufsschule Mülheim), Danute Lang (Schwesterntochter aus Essen), Elke Mark und Romana Zutautas (Universität Münster), Christina Zutautas, (Universität München), Antanas Schiugzdinis (Bankangestellter), Luzie Ritter aus Kybarten (Photographin bei Mercedes Benz).

#### Die Verschandelung der Nehrung geht weiter

Die „Tiesa“ berichtet von einem Treffen der Bewohner der Kurischen Nehrung mit Vertretern des Exekutivkomitees wegen der Bauvorhaben für den laufenden Fünfjahresplan. In diesem Jahr soll die erste Reihe von Wohnhäusern in Schwarzort fertiggestellt werden. Ein neues Wohnviertel ist in Nidden geplant. Pläne für Dienstleistungspavillons in Preil und Perwelk sind fertig. In diesen Orten sollen neue Wasserstellen angelegt werden. Dieses ist auch für Schwarzort geplant. Die Hauptstraßen in Perwelk und Preil sollen instand gesetzt werden. In Schwarzort soll eine Anzahl von Erholungshäusern und Sommerhäusern renoviert werden. Der Urbo-Kalns in Nidden soll als Erholungszone mit einem Aussichtspunkt hergerichtet werden. Zur Erweiterung der Erholungsmöglichkeiten und Verbesserung der Dienstleistungen wird eine Erweiterung der Verpflegungs- und Dienstleistungsbetriebe angestrebt. al.

Christ wie wir, leichtfertig über das Schicksal von 150 000 Deutschen aus dem Memelland hinwegging.

Unser Leser David Bertulies, Hildesheim, Fichtestraße 5, drückte Dr. Gerstenmayer seine Erbitterung und Erschütterung über diese uns unbegreifliche Haltung aus. Er schreibt uns dazu, er würde sich freuen, wenn der Bundestagspräsident auch von anderer Seite auf diese vom Rundfunk verbreitete Entgleisung hingewiesen werden würde. „Wir müssen wachsam bleiben“, schreibt Bertulies an das MD, „und bei jeder unangebrachten Äußerung, von woher sie auch gesagt wird, auf unsere angestammte Heimat hinweisen damit unser Memelland nicht in Vergessenheit gerät und unser langjähriger Kampf umsonst ist.“

#### Die Antwort des Präsidenten

Im Wahljahr wandern Briefe, wie sie David Bertulies schreibt, nicht gleich in den Papierkorb. Der Präsident hat das Schreiben wohl kaum zu Gesicht bekommen, wenn es ihm auch keineswegs geschadet hätte, als geborener Württemberger eine kleine Nachhilfe in Ostgeschichte zu erhalten. Aber sein persönlicher Referent hat sich der Mühe unterzogen, dem Memelländer zu antworten.

Hier ist der Wortlaut dieses aufschlußreichen, wenn auch kaum überraschenden Schreibens:

„Ihren Brief vom 25. April d. Js. habe ich mit großem Verständnis gelesen. Ihre Hinweise auf die Geschichte des Memellandes in den letzten Jahrzehnten sind völlig richtig. Wenn der Präsident in seiner Rede auf dem Kölner Parteitag der CDU von den Reichsgrenzen von 1937 gesprochen hat, so geschah das deshalb, weil nach der im Westen anerkannten völkerrechtlichen Regelung die damalige Grenzziehung den Ausgangspunkt für den territorialen Teil der künftigen Friedensverhandlungen bilden muß. Die ganze Problematik der einstigen und künftigen Grenzziehung wollte der Präsident gewiß nicht ansprechen. Ich hoffe, Ihnen mit diesem Hinweis gedient zu haben.“

Dr. Lohmann, der Schreiber dieses Briefes, hat uns wirklich mit diesem Hinweis gedient. Die Reichsgrenzen

den Grenzen von 1937 gesprochen zu wollen wir nicht von „Völkerrecht“ reden. Über die unveränderte Zugehörigkeit unserer Heimat zum Reich liegt ein hieb- und stichfestes völkerrechtliches Gutachten von Dr. Hecker vor. Nie kann es Völkerrecht sein, ein Stück deutschen Landes, dessen Bewohner sich in zahlreichen Wahlen zu über 80% zum Deutschtum bekannten, abzuschreiben.

Die Formulierung von den „Grenzen von 1937“ wurde gewählt, um die mit Gewalt durchgeführten territorialen Korrekturakte Hitlers zu kennzeichnen. Um es deutlicher zu sagen: was Hitler dem Reich bis 1937 eingliederte, also das Saarland, karh rechtens zu Deutschland. Was er dagegen ab 1. 1. 1938 „heimholte“ (Österreich, Sudetenland, Memelland, Protektorat, Danzig, ist Unrecht. Statt einen recht willkürlich gewählten Zeitpunkt als Grenze zu setzen, hätte man sich im Westen schon lange auf Anregung Bonnes darauf einigen sollen, in welchen Fällen Hitler Unrecht tat und in welchen Fällen er ein bestehendes Unrecht beseitigte.

Österreich ist heute ein souveräner Staat, der sein Schicksal — in gewissen Grenzen — selbst bestimmen kann. Die Freiheit, sich evtl. für einen Anschluß an Deutschland zu entscheiden, besitzt er allerdings nicht. Ob Hitler Unrecht tat, als er seine österreichische Heimat ans Reich angliederte, darüber sind selbst in Österreich die Meinungen geteilt. Der Reaktion der „Ostmärker“ beim Einmarsch der deutschen Truppen erinnern wir uns jedenfalls noch gut.

Das Sudetenland hat, wie übrigens Österreich auch, nicht zum Deutschen Reich, sondern zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehört. Ob Hitler mit dem Anschluß des Sudetenlandes, der ja noch unter internationaler Kontrolle vor sich ging, ein Unrecht begangen hat, soll hier nicht untersucht werden. Das Sudetenland läßt sich mit dem seit sieben Jahrhunderten deutschen, seit der Entstehung Preußens preußischen und seit der Reichsgründung reichsdeutschen Memelland nicht in einem Atemzug nennen. Was die Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren betrifft, so wird niemand einen Gewaltakt Hitlers bestreiten. Eine Sonderstellung nimmt

unklar ist. Hier wurde im Vertrag von Versailles ein Stück deutschen Reichsbodens abgetrennt, der so einwandfrei deutsch war, daß man auf alliierter Seite keinen Augenblick eine Volksabstimmung in Erwägung zog, da über ihren möglichen Ausgang kein Zweifel herrschte. Dieses Gebiet wurde 1923 unter Bruch des Völkerrechtes von regulären litauischen Truppen erobert. Die internationale Kommission der Botschafterkonferenz von 1924 hat dies in aller Klarheit festgestellt und den deutschen Charakter des Landes so eindeutig betont, daß man die Litauer zwang, den Memelländern volle Autonomie zu gewähren. Die Rückgliederung des Memellandes im März 1939 erfolgte nicht durch einen Feldzug Hitlers gegen Litauen, sondern durch einen Staatsvertrag, der vom Kownoer Parlament gebilligt wurde.

Wenn heute das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen in seinen Kartenrichtlinien verlangt, daß das Memelland zwar mit seinen Grenzen, nicht aber mit der Signatur der Reichsgrenze dargestellt werden solle, wenn Bundestagspräsident Dr. Gerstenmayer von den Grenzen von 1937 spricht — dann wird hier von führenden Bonner Stellen ohne jeden ersichtlichen Grund ein Rechtstitel geopfert, dessen Aufgabe niemand von uns Deutschen verlangt hat. Es widerspricht eindeutig deutschen Interessen, die Grenzen von 1937 als „Ausgangspunkt für den territorialen Teil der künftigen Friedensverhandlungen“ anzusehen. Wenn dies die ehemaligen Feinde Deutschlands tun, ist es für uns bitter genug. Als heutige Nato-Verbündete müßten sie — bei entsprechender Aufklärung — Verständnis dafür aufbringen, daß im Falle des Memellandes kein Gewaltakt Hitlers vorlag. Die Stärke der deutschen Verhandlungsposition muß sein, keinen Quadratmeter Boden zu verlangen, der nicht einwandfrei nach dem Völkerrecht deutsch war. Es heißt aber, die Verhandlungsposition schwächen, wenn man vor dem Beginn von Gesprächen über territoriale Fragen bereits stillschweigend auf ein Gebiet verzichtet, über dessen Zugehörigkeit bei einem Deutschen keine Zweifel herrschen dürfen. MD.



## **Pfingstgrüße mit der Karriolpost**

*Die Pfingstgrüße, die wir unseren Lesern mit dieser festlichen Pfingstausgabe übermitteln, kommen — wenigstens auf unserem Titelbild — mit der Karriolpost, und sie kommen auf einem vertrauten Wege zu uns: entlang des Halbstrandes bei Nidden, dessen Fischerkähne im Hintergrund sichtbar sind. — Über die Karriolpost in unserer Heimat, über die Geschichte des Memellandes und seiner Post ist in diesen Tagen eine wichtige Arbeit von Alfred Koch erschienen, die wir im Inneren dieser Ausgabe unseren Lesern vorstellen. Dies Bild entstammt der interessanten Abhandlung; sein Original hängt im Frankfurter Postmuseum. — Uns gefiel das Gemälde sehr gut, und wir hoffen, daß auch unsere Leser an dem Nehrungspostillon mit dem silbernen Armschild, der auf ungefedertem, zweirädrigem Wagen nach Rossitten „karriolt“ — wer erinnert sich nicht noch dieses gebräuchlichen Ausdrucks in ganz anderen Zusammenhängen! — ihre Freude haben werden.*

# Kreuzfahrten auf dem Kurischen Haff

Jetzt ist wieder die Zeit, wo sich auf dem Wasser die Segler, Ruderer und Kanuten tummeln. Da gehen die Gedanken zurück in die alte Heimat, wo der Wassersport eine dominierende Rolle spielte. In meinem Zimmer hängt eine Bildkarte vom Kurischen Haff, die mich täglich an die Erlebnisse der Segeltouren erinnert. Wer irgend eine Beziehung zu Haff und Nehrung hatte, dem hat diese Karte so mancherlei zu erzählen.

Schon Ende März wurde mit den Instandsetzungsarbeiten an den Booten begonnen. Was war da nicht alles zu tun! Die alte Farbe mußte weg, es wurde geschliffen, gespachtelt, gestrichen und lackiert, Segel und Tauwerk wurden überholt. Endlich war es dann so weit, nachdem jede freie Minute diesem Ziel geopfert worden war, daß die Boote im neuen strahlenden Glanz zu Wasser gelassen wurden. Mast und Segel wurden eingesetzt, das Inventar an Bord genommen, dann wurde noch einmal alles überprüft, und das Boot war startklar.

Es war in manchem Jahr noch recht frisch, wenn am Himmelfahrtstag die Saison mit einer Fahrt nach Schwarzort eröffnet wurde. Warme Pullover und Ölzeug mußten für die äußere und ein guter Tropfen für die innere Wärme sorgen. Es war nicht ungewöhnlich, wenn uns ein steifer Südwest an diesem Tag eine lange Kreuztour versprach. An der Schweinsrücken-Anseglungstonne wurde der erste Schnaps dem Neptun geopfert, erst dann kam der Mann am Steuer dran und dann die übrige Besatzung. Bis Erlenhorst ging es in kurzen Schlägen, dann wurde die Fahrinne breiter, und man konnte schon weiter ausholen. Gegen Mittag erreichte man das Ziel. Am Steg wurde das Boot sauber aufgetrimmt, das Segel aufgetucht, Fallen und Tauwerk aufgeschossen, und dann ging es zum Kurischen Hof, wo das Mittag eingenommen wurde. Gegen 16 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten, die uns in etwa zwei Stunden wieder in den Hafen brachte. Manchmal mußte uns der Begleitdampfer in Schlepp nehmen, wenn der Wind eingeschlagen war. Schwarzort war das beliebteste Ziel, weil es an einem Tag zu erreichen war. Nidden war schon schwieriger zu erreichen. Von einem freien Wochenende, wie es heute üblich ist, konnte man damals nicht sprechen. Es wurde am Sonnabend den ganzen Tag gearbeitet. Nur die Behörden machten eine Ausnahme und schlossen ihre Büros schon mittags. So blieb eigentlich nur der Sonntag zu einer Fahrt, oder man startete zu einer Nachtfahrt am Sonnabendabend, die auch ihre Reize hatte, besonders wenn ein leichter Nachtwind aus Ost über das stille Haff wehte.

Standen die Sommerferien in Aussicht, konnte man schon Pläne für größere Fahrten machen, die uns nach Nidden, Rossitten, Cranz und Labiau führen. Auch Ruß war dann ein beliebtes Ziel. Nach der Abtrennung des Memellandes wurde die Grenze hinter Nidden quer durch Nehrung und Haff gezogen, und uns blieb praktisch nur der nördliche Teil des Haffs als Segelrevier. Bis 1933 gab es noch die Möglichkeit, auf dem Seemannsamt in Memel eine Musterrolle zu beantragen und die Besatzung als angeheuerte Mannschaft eintragen zu lassen, aber dann machten die Litauer einen Strich durch die Rechnung, und diese Möglichkeit zum Grenzübertritt war uns verbaut. So blieb nur als letzter Ausweg das offizielle Visum, welches aber recht kostspielig war.

Ich erinnere mich noch recht gut an meine erste Fahrt nach Cranz auf dem Kajütboot meines Lehrmeisters. Ich kannte die Strecke wohl schon von Fahrten mit dem Dampfer, aber es ist doch etwas anderes, wenn man auf einer Segelyacht in eigener Verantwortung diese Strecke fährt und selbst auf den

richtigen Kurs und die Seezeichen achten muß. Lande- und Ablegemanöver müssen klappen, die Segelfläche muß richtig der Windstärke angepaßt werden, und man muß auf blitzschnelle Reaktionen vorbereitet sein. Das große Haff hinter Perwelk ist ein Gewässer mit allerlei Tücken, Untiefen, großen ins Haff weit hineinragenden Haken, die umfahren werden müssen, und bei starkem Wind rollt eine kurze, harte See, die auch eine erfahrene Hand am Steuer erfordert.

Es gab sehr schöne, aber auch schwere und gefährvolle Fahrten. 1923 fuhren wir mit drei Booten ins alte Vaterland. Rossitten, Cranz und Labiau wurden angelaufen, und überall wurden wir mit offenen Armen empfangen. Wir hatten damals schon Litwähnung, während in Deutschland die Inflation ihrem Höhepunkt zustrebte. Unser Geld war sehr begehrt, und wir konnten uns so manches leisten, was bei uns infolge des Einfuhrzolls unerschwinglich war. Als wir nach einer Woche nach Hause kamen, hatte jeder im Höchstfall zwanzig Lit ausgegeben. Auch an eine Fahrt mit Studenten auf einem Schulboot erinnere ich mich gern. Wir hielten damals in Rossitten und Cranz ziemlich auf die Pauke. Bei einer anderen Fahrt von Rossitten nach Windenburg machten wir infolge Abdrift Bekanntschaft mit der Eschebank. Wir kamen aber ohne fremde Hilfe wieder frei, allerdings mußte das Boot in Reparatur.

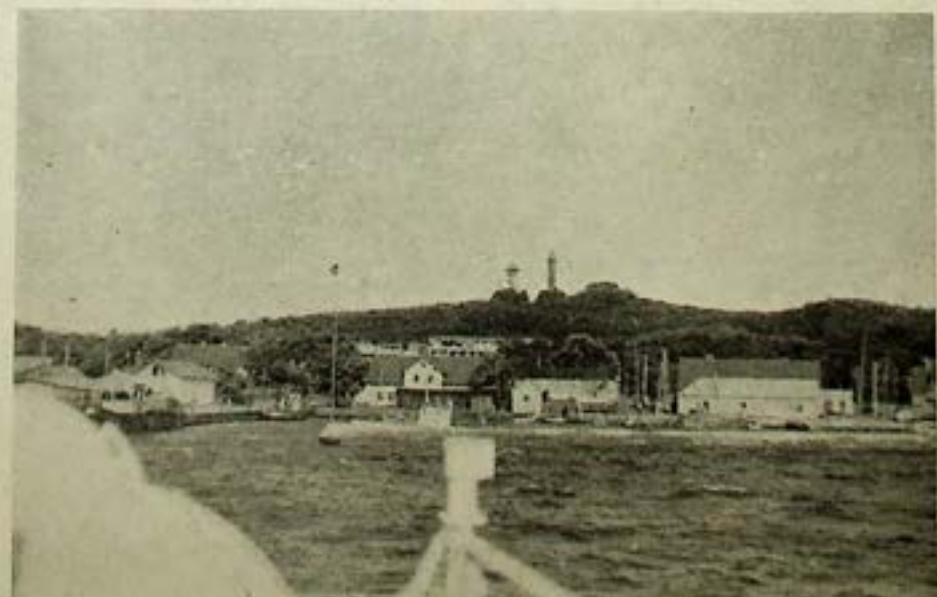
Eine Rückfahrt von Cranz auf einer ehemaligen Rennyacht mit offenem Cockpitt hätte für uns am Grabster Haken vor Nidden fast auf dem Grunde des Haffes geendet. Wir verließen Cranzbeek mit südlichem Wind und etwas Gewitterstimmung. Sicherheitshalber hatten wir drei Ringe weggeriffelt. Die Sonne schien, und das Boot lief mit dem achterlichen Wind eine rasante Fahrt. Das Haff wurde mit zunehmender Entfernung immer rauher, die Sonne war verschwunden. Eine Landung bei dem auflandigen Wind in Rossitten schien uns nicht ratsam, und so beschlossen wir, nach Nidden weiterzusegeln. Wir hatten wohl gemerkt, daß wir zuviel Segel führten, aber ein Nachreifen war bei dem Wellengang nicht möglich, zumal wir nur zwei Mann an Bord waren. Die Tonne am Grabster Haken hatten wir passiert, als der Druck auf das lange Vor-

schiff so groß wurde, daß es in einer großen Woge bis zum Mast unterschritt und äußerste Gefahr bestand vollzuschlagen. Mein Kamerad sprang auf das Heck, und nur durch diese Gewichtsverlagerung kam die Nase wieder hoch, und wir waren gerettet. Im Windschatten des Hakens wurde die See ruhiger, und wir erreichten, wenn auch reichlich erschöpft, den Niddener Hafen. Wir hatten einen Sturm von Windstärke acht überstanden. Wenn auch unsere Sachen im Boot alle naß waren, weil wir bis zu den Bodenbrettern Wasser im Schiff hatten, so waren wir doch heilfroh, diese schwere Fahrt glücklich beendet zu haben.

Ein anderes Mal wäre ich bei Windenburg beim Setzen der Sturmfock fast über Bord gegangen, aber im letzten Moment konnte ich noch das Vorstag greifen und mich hochziehen. Mit Ölrock und Gummistiefeln hätte ich mich nicht lange schwimmend in der groben See halten können.

Es war immer ein erhebendes Gefühl, wenn man in den Jahren der Abtrennung mit dem Boot über die Grenze und in Rossitten als ersten deutschen Hafen Anker werfen konnte. Die Zollbeamten in Nidden waren meist Memelländer und machten uns eigentlich nie Schwierigkeiten, wenn wir von drüben zurückkamen. Die Fahrt nach Labiau war besonders interessant, weil man auf einer ganzen Strecke kein Land sieht und nach Kompaß fahren muß. Erst allmählich tauchen am südlichen Horizont die ersten Landmarken auf. Es sind hohe Bäume bei Rinderort, aber es dauert noch Stunden, bis die Deime-Anseglungstonne in Sicht kommt und man in den Fluß einfährt.

Auch ein Abstecher nach Nemonin, dem späteren Elchwerder, ist mir in Erinnerung. Allerdings sind wir dort nicht an Land gegangen, sondern haben nur geankert und sind dann nach Nidden zurückgesegelt. Als die Fahrt ins alte Vaterland dann so gut wie unmöglich wurde, mußten wir uns mit dem memelländischen Teil des Haffs begnügen, aber auch da gab es noch genug Möglichkeiten. Perwelk und Preil wurden angelaufen. Das Landesdirektorium hatte dort Landungsstellen bauen lassen, die es jetzt dem Marktdampfer Herta ermöglichen, dort anzulegen. Diese beiden kleinen Fischerdörfer hatten in ihrer Urwüchsigkeit mit den hohen bepflanzten Dünen und dem Elchrevier in Heide und Erlenbruch auch schon einige Feriengäste, die immer wiederkamen. Nidden war das Paradies der Maler und bot mit



Der Niddener Urbokains

Die neue Aufnahme aus dem heutigen Nidden beweist, daß der Leuchtturm auf dem Urbokains wiedererrichtet wurde. Daneben ist ein weiterer Turm entstanden, evtl. eine Radarstation oder ein Fernsehrelais. Wir blicken über die noch intakte Hafenmole zu den Anlegestellen des Ortsteils Haken.

seinen schönen Hotels dem Gast schon die Atmosphäre eines Kurortes. Segler aus Königsberg, Tilsit und Memel, manchmal auch aus Danzig, kamen hier zusammen, um Kameradschaft zu pflegen und Regatten zu segeln. Der große Dreieckskurs erforderte besonders bei stürmischen Winden von Führern und Mannschaften ganzes Können.

Ruß war auch öfter das Ziel unserer Fahrten. Es war besonders reizvoll, den Atmathstrom mit den saftigen grünen Wiesen zu beiden Seiten stromauf zu segeln. Dieser Ort, einstmal ein großer Umschlagplatz für die Langholzflöße aus Rußland, mit großen Schneidemühlen und Speditionen, die den Weitertransport des Holzes nach Memel in die Wege leiteten, war durch den Grenzstreit zwischen Polen und Litauen, der die Flößerei stilllegte, seiner Einnahmequelle beraubt und siechte dahin. Die schöne Petersbrücke über die Atmath wurde im letzten Krieg gesprengt.

Schwarzort blieb unser Nahziel, welches oft und gern angelaufen wurde. Von den Schönheiten dieses beliebten Kurortes brauche ich wohl nichts zu erzählen. Es war das Klein-Thüringen unserer Nehrung, wie es im Bäderprospekt einstmal hieß. Auch die Negler Bucht mit der steil abfallenden toten Düne war ein beliebter Nachmittagsausflug. Wir saßen im Kurischen Hof, aber auch ebenso gern bei Bolz, im Hotel May oder in der Eiche. Wir sahen uns die Fischerregatten an und kamen auf der Rückfahrt in so manche Flaute. Die Segel hingen schlapp umher und die Halbmücken kamen in Schwärmen. Dann wurden Pfeifen und Zigaretten in Brand gesetzt und es ertönten die alten Seglerlieder: Heut geht es an Bord, heut segeln wir fort – Ein alter Frosch im Pregel saß und Mummelsupp zu Mittag fraß – Das Lied vom Klabautermann – Wir fuhren nach Madagaskar und hatten die Pest an Bord – Jan Hindrik von der Lamer-Lamerstraat – und noch viele andere. Wenn der Wind dann noch immer nicht kommen wollte, wurde der Mast gekratzt und gepfiffen. Meistens hat es geholfen. Der Zelluloseschornstein war unser Windanzeiger. Solange der Rauch steil in die Höhe stieg, war keine Hoffnung, zog er aber allmählich nach Westen, dann konnten wir in Bälde mit Ostwind rechnen. Auf leisen Sohlen kam er dann auch, nur hier und da die Wasserfläche kräuselnd. Kaum merklich blähte sich die Segelfläche, und das Boot nahm Fahrt auf. Doch manchmal half alles nichts, wir trieben mit Strom und waren froh, wenn wir auf Schmelz die Holzgärten erreichten und uns mit dem Bootshaken von Pfahl zu

GERHARD WILLOWEIT

## Die Geschichte der Fischerei im Memelgebiet

Jeder Memelländer weiß, daß wir bei den Gewässern des Memellandes unterscheiden: die Binnengewässer des Memelstromgebietes und des Kurischen Haffes sowie die Küstengewässer der Ostsee.

Das große Mündungsdelta des Memelstromes beginnt unterhalb von Tilsit. Die weiten Bruch- und Moorflächen des Deltas sind von zahlreichen Wasserläufen, von Kanälen und kleinen Seen durchsetzt. Beim Dorf Kallwen gabelt sich der Memelstrom in die Flüsse Ruß und Gilge. Kurz vor der Mündung gabelt sich die Ruß wiederum in Atmath und Skirwit, während die Gilge in südlicher Richtung im Kurischen Haff mündet.

Im nördlichen Memelland haben wir die kleineren Flüsse Dange und Minge, die ebenfalls in das Kurische Haff münden, für die Fischerei jedoch nur geringe Bedeutung haben.

Erste Nachrichten über die Fischerei erhalten wir aus dem Mittelalter. Damals bildete sie im Ordensgebiet einen wichtigen Ernährungs- und Erwerbszweig, man denke nur daran, daß die Ordensbrüder wegen der zahlreichen Fastentage nur an 114 Tagen im Jahr Fleisch essen durften. Der Fisch war eine willkommene Bereicherung der nicht gerade abwechslungsreichen Kost an den Fastentagen.

Die Ausübung der Fischerei wurde vom Orden rechtlich genau festgelegt. Wie viele andere Rechte war auch das Fischereiregal ein Vorrecht der Landesherrschaft. Nur sie konnte das Regal an Städte und Fischer verleihen. Oft wurde die Fischerei aber auch unter Leitung von besonderen Beamten durch den Orden selbst betrieben. In den Ordenshäusern gab es hierfür den sog. Fischmeister, der für die Verwaltung und Aufsicht über die Fischerei und Beschaffung der notwendigen Fischnahrung zuständig war. Im Marienburger Treßlerbuch wird ein Memeler Fischmeister in den Jahren 1400, 1402 und 1403 erwähnt. Aus dem Jahre 1434 erhalten wir von einem Fischhof in Memel Kunde, dem ein Schiff des Fischmeisters angehört.

Welche Bedeutung die Hafffischerei bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte, geht daraus hervor, daß der livländische Orden bei der Abtretung der Komturei Memel an den Deutschen Orden in Preußen im Jahre 1328 ausdrücklich eine Bestimmung in den Vertrag aufnehmen ließ, wonach die Goldinger Ordensbrüder ihre Einkäufe bei den Memeler Fischern unbeschränkt machen durften, nachdem die Memeler Brüder ihren Bedarf an Fischen gedeckt hatten. Vor der Abtretung der Komturei durfte das Ordenshaus Goldingen in Kurland zur Bestreitung seines Bedarf sogar die Fischerei im Kurischen Haff selbst ausüben. Im Abtretungsvertrag waren die Preise für die Fische, die Goldingen in Memel einkaufte, festgelegt: Ein Schock Zander sollte 2 1/2 preuß. Mark, 100 Hechte sollten 1 1/2 Mark kosten.

Im Jahre 1331 bestimmte dann der Hochmeister Luder von Braunschweig, daß Memel an Goldingen jährlich 20 Schock große Brassen und 1000 Hechte zu den schon 1328 festgelegten Preisen zu liefern habe. Goldingen nutzte dieses Kaufrecht auch in den nächsten Jahren aus. 1341 heißt es in einem Bericht der Komturei Goldingen, daß dem Komtur in Memel 32 Rigaische Mark für eine Fischlieferung bezahlt wurden.

Aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts gibt es noch einige Angaben über die Bestände an Fischern und Fischereigerät sowie über die Fischvorräte der Kom-

turei. In den ältesten erhaltenen Inventarverzeichnissen der Komturei wird für 1376 ein Bestand von 10, für 1377 von 6 und für 1389 von 5 Fischerschiffen genannt. Der Rückgang des Fischerbootbestandes ist wohl auf kriegerische Ereignisse zurückzuführen, bekannt ist die völlige Zerstörung Memels im Jahre 1379.

An Fischereigerätbeständen ist aus jenen Jahren festzuhalten, daß 1376 62 Fische, im Jahr darauf 30 solcher Säcke nebst 19 bzw. 21 Garnen (= Netzen) existierten. Im Jahre 1389 wurden 40 „Metrisen“ – trichterförmige Netzsäcke – ausgewiesen.

Die Fischvorräte der Komturei schwankten natürlich je nach der Saison, in der gerade eine Übergabe der Burg an den nächsten Komtur stattfand. Trotzdem kann man anhand des vorliegenden Zahlenmaterials sagen, daß rein mengenmäßig die Brassen und Perpel – beides Hafffische – die häufigsten Arten waren. Daneben spielten Dorsch, Zander und Hecht eine Rolle; die Heringe wurden wohl eingeführt.

Aus späterer Zeit wissen wir, daß der Komtur in Memel verpflichtet war, der Marienburg jährlich eine große Menge von getrockneten Fischen zu liefern. Offenbar wurde im Laufe des 14. Jahrhunderts zu einem nicht näher zu bestimmenden Zeitpunkt die Lieferung nach Goldingen zugunsten der Komtur in den Jahren 1398-1409 (außer 1406) jährlich 100 preuß. Mark als Gegenleistung für Lieferungen „uf trugin fisch“, dazu 7 Mark als Frachtlohn für den Transport von Memel nach Marienburg.

In den Jahren 1408 und 1409 mahnte der Komtur seine an sich festen Fischeinnahmen in Marienburg mit dem Hinweis an, er habe sich bereits Geld ausgeliehen, um die Fischerei auch durchführen zu können. Im Jahre 1407 sandte die Komturei Memel 39 Tonnen Dorsch, die Tonne zu 16 Scot = 26 Mark, gewissermaßen als Sonderlieferung neben den jährlich gleichbleibenden Abgaben über Elbing nach Marienburg. Die Erwähnung Elbings und in einem Fall auch Königsberg (1409) deutet darauf hin, daß die Fische wahrscheinlich über Binnenwasserstraßen und nicht über den Seeweg transportiert wurden.

Bereits 1257 erhielt die Stadt Memel Fischereiprivilegien zugesprochen, aber erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Bevölkerung allmählich anstieg, wurde das Fischereirecht nachweislich auch an verschiedene Bürger der Stadt verliehen. Die älteste uns bekannte Bewilligung, die einem Memeler Bürger zur Seefischerei ausgesprochen wurde, stammt aus dem Jahre 1462. Für die Hafffischerei erhalten wir aus dem Jahre 1486 entsprechende Kunde.

Man darf sich den Handel mit Fischen nicht so wie heute vorstellen; denn bevor die frischen und getrockneten Fische auf dem Markt veräußert werden konnten, mußten sie von den Fischern dem Ordenshaus angeboten werden. Die in den einzelnen Verleihungen festgesetzten Zinssätze wurden von den Regalherren oft willkürlich oder gewohnheitsrechtlich festgesetzt. Sie waren eine willkommene Einnahmequelle für den Regalherrn.

Uns ist aus dem Memeler Bereich nur eine Zinszahlung, die von einem Fischerdorf an die Komturei geleistet wurde, bekannt: Im Jahre 1437 zinst Nidden nach Memel 19 Mark. Diese Angabe ist auch einer der wenigen vorhandenen Hinweise, die darüber Auskunft geben, daß die Nehrung bis einschließlich Nidden zum Memeler Bereich gehörte, eine Verwaltungsgrenze, die sich bis ins 20. Jahrhundert erhalten hat.



### Auch Ihr Briefträger

nimmt jederzeit die Bestellung für das „MEMELER DAMPFBOOT“ entgegen und erhebt auch das Bezugsgeld dafür.

Pfahl zum Bootshafen treideln konnten. Auch kurze Fahrten vor Memel bis zu den Molen waren beliebt, besonders als Erholung nach des Tages Arbeit. Heute können wir nur noch in Erinnerung schwelgen. Unser Haff und die herrliche Nehrung sind so unendlich fern. Nur Wenigen, die das Glück haben, irgendwo am Wasser zu wohnen, ist es vergönnt, diesem schönen Sport zu huldigen. Wenn ich einen Blick auf meine große Haffkarte werfe, dann bin ich wieder dort, und sie fragt mich: „Weißt du noch, wie es damals war?“ W. J.



# Bundeswehr mit Memelet Wappen

## Die Einweihung der Ostpreußenkaserne in Homberg

Die Einweihung einer Ostpreußenkaserne der Bundeswehr im Kreise Fritzlär-Homberg, in der Stadt Homberg/Elze ist dadurch für die Memelländer interessant, da die Wappen aller drei Kreise Memel, Pogegen und Heydekrug über dem Eingang der Ostpreußenbücherei hängen. Des weiteren ist ein gesamter Unterkunftsblock nach der Stadt Memel benannt worden, und jeder Block hat eine Schulkarte in Großformat, auf der das gesamte Memelland mit allen drei Kreisen dargestellt ist. Dieses Bekenntnis zu unserer Heimat seitens unserer Bundeswehr muß anerkannt werden, denn wir haben ja bezüglich des Kartenmaterials manche böse Überraschung erlebt. Der Stellvertretende Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Freiherr von Braun, Göttingen, der in Vertretung von Reinhold Rehs gekommen war, äußerte sich sehr lobenswert über die Berücksichtigung des Memellandes.

Und so ging es los: Bei strahlendem Sonnenschein und klingendem Spiel marschierte das Versorgungsbataillon 56 aus Fritzlär auf dem Homberger Marktplatz auf. Der Kommandeur, Oberstleutnant Schlutz, meldete die Einheit an Oberst Paulsen. Der Bürgermeister der Stadt Homberg hieß die Einheit willkommen und sagte ein gutes Einvernehmen zwischen Zivilbevölkerung und dem 56. Bataillon voraus. Die Homberger Garnison, die schon ein Bataillon beherbergt, versteht sich mit ihren Soldaten ausgezeichnet und weiß, daß die Verteidigungsbereitschaft für Heimat und Vaterland nur dann gewährleistet ist, wenn Bürger und Soldaten ihre Pflicht tun. Der Landrat des Kreises Fritzlär-Homberg, August Franke, fand dann Worte des Dankes an die Truppe und stellte ganz besonders das gute Einvernehmen dieses Bataillons mit der Schwesterstadt Fritzlär in den Mittelpunkt. Die Demokratie brauche die Verteidigung und brauche somit die Bundeswehr. Mit einem dreifachen Hurra zogen die Soldaten vom Marktplatz ab, und den Vorbeimarsch in der Wallstraße nahm der Brigadegeneral mit seinen Gästen ab. Zu den Gästen gehörten u. a. Joachim Freiherr von Braun, der Landesvorsitzende von Hessen Studierat Konrad

Opitz, der stellvertretende Landesvorsitzende des BdV Hessen und Landesgeschäftsführer Karl Kolpack, der Leiter des Traditionsverbandes Oberst a. D. Bockand der I. Ostpr. Infanteriedivision, der frühere Pogeger Standortälteste und Leiter des Traditionsverbandes Major Westphal, die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Kreisgruppe Fritzlär, und der Kyffhäuserbund.

Nach dem Vorbeimarsch ging es durch den Homberger Stadtteil Freiheit zu der Kaserne zurück. Dort übergab Oberbaurat Möller von der Oberfinanzdirektion Frankfurt gemeinsam mit Diplomingenieur List die Schlüssel. Der Dank an die einzelnen Ministerien wurde von Regierungsdirektor Domscheid, Kassel, ausgesprochen. Das gesamte Bauprojekt der Ostpreußenkaserne kostete 24 Millionen DM.

Oberstleutnant Schlutz schritt dann zur Namensgebung. Er sagte, man möge sich sehr wundern, den Namen „Ostpreußenkaserne“ in Hessen zu finden, sei doch die gegenüberliegende Kaserne nach dem hessischen Obersten von Dörnberg benannt. Man dürfe aber nie vergessen, daß ein Fünftel der bundesdeutschen Bevölkerung ihre Heimat im Osten verloren habe und daß man eine gewisse Verpflichtung für diese alte Heimat übernehmen müsse. Oberst Paulsen unterstrich dann, daß Ostpreußen auch heute noch, nach 20jähriger polnischer und sowjetischer Verwaltung einen deutschen Charakter trage und daß man niemals vergessen könne und dürfe, was deutsche Pioniere in 700jähriger Arbeit dort an Memel und Weidssel geleistet haben.

Dann fielen die Hüllen, die bis dahin die Schrift Ostpreußen und die Eichschaufel verdeckt hatten. Die Standarte marschierte ein, und Freiherr von Braun sagte: „Wir begrüßen es aufrichtig, daß diese neue Stätte des verpflichtenden Dienstes für die Gesamtheit und ihre Zukunft den Namen des Landes erhielt, dem wir entstammen, eines Landes mit einer stolzen und schweren Geschichte, die es als östlicher Teil Deutschlands durchlebte. Fast alle deutschen Stämme haben zu seiner Besiedlung beigetragen und so vom Mittelalter her einen Menschenschlag ent-

stehen lassen, der die persönliche Freiheit achtet und die menschliche Freiheit hochschätzt. Hieraus ist in Ostpreußen jenes vorbildliche Staatsbewußtsein erwachsen, das den Einzelnen als Teil eines übergeordneten Ganzen begreift. Die Liebe zur Heimat wird für diese Menschen immer obenanstehen. In Göttingen steht das Ehrenmal der niedersächsischen und ostpreußischen Divisionen und Regimenter. Vereint wird dort der Soldaten aus Ost und West gedacht.“ Die neue Ostpreußenkaserne sei ein weiteres Zeugnis für die unlösbare Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen.

Mit einer feierlichen Flaggenparade ergriff das Bataillon dann Besitz von seiner Kaserne. Für die Ausgestaltung dieser 10 Blöcke hatte die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Kreisgruppe Fritzlär, 10 große ostpreußische Stadtwappen 50x60 cm von folgenden Städten anfertigen lassen: Königsberg, Marienburg, Memel, Tilsit, Insterburg, Allenstein, Gumbinnen, Lötzen, Elbing und Ragnit, sowie nochmals die drei Wappen des Memellandes zusammen auf einem Untergrund Memel, Pogegen und Heydekrug. Sie wurden als ein dauerndes Geschenk von Landsmann Richard Brandt, Fritzlär, früher Pogegen, den einzelnen Kompaniechefs übergeben. Nach der Übergabe der Wappen wurde dann in feierlicher Form die Ostpreußenbücherei durch Landsmann Brandt eröffnet. Der Kommandeur bedankte sich herzlich für das, wie er sagte, größte Geschenk, denn wo der Geist Ostpreußens weiter walte, werde es immer gut bestellt sein.

Nach diesem feierlichen Abschluß gab das Offizierskorps im Kantinegebäude einen Großempfang für alle Gäste und Beteiligten, in der der Stadtverordnetenvorsteher von Homberg, Koch, noch einmal die Wahl des Namens „Ostpreußenkaserne“ in würdiger Form hervorhob und den ostpreußischen Heimatvertriebenen in dieser Stunde noch einmal Dank und Anerkennung für all die große geleistete Arbeit aussprach.

Der Landesgeschäftsführer des BdV Hessen, Karl Kolpack, hatte schon im voraus eine Bildreihe mit 75 Dias „Komm, ich zeige dir Ostpreußen“ der Einheit überreicht, und er dankte nochmals allen Verlegern, die sich an der Ostpreußenbücherei durch Spenden beteiligt haben.

### Nur 60000 Memelländer?

Aus einer Statistik, die Osmipress in Nr. 7/67 veröffentlicht, geht hervor, daß im Bundesgebiet 60 000 Memelländer leben, und zwar in folgenden Bundesländern:

16 000 in Nordrhein-Westfalen
11 000 in Niedersachsen
9 000 in Schleswig-Holstein
8 000 in Baden-Württemberg
5 000 in Rheinland-Pfalz
4 000 in Bayern
3 000 in Hamburg
3 000 in Hessen
1 000 in Bremen

Für das Saarland und Berlin werden keine Zahlen angegeben, da hier die Gesamtzahl unter 1000 liegt. Nach unserer Auffassung ist die Zahl 60 000 zu niedrig gegriffen. Es ist wahrscheinlich, daß ein größerer Prozentsatz von Memelländern aus dem Kreise Pogegen den Kreis Tilsit-Ragnit als Heimatkreis angegeben hat und daher zu Ostpreußen gezählt wurde. Auch Bewohner der Kreise Memel und Heydekrug geben erfahrungsgemäß häufig und durchaus nicht falsch als Herkunftsgebiet Ostpreußen an. So dürften sich unter den 1 531 000 Ostpreußen noch viele Memelländer befinden.

Stärkste Vertriebenengruppe sind die Schlesier mit 2 507 000 Personen, gefolgt von den Sudetendeutschen mit 2 013 000.



Die Bundeswehr rückt in Homberg (Hessen) ein, wo die neue Ostpreußenkaserne entstand.  
Aufn.: Richard Brandt

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. -  
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80  
DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. -  
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt  
nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt ein-  
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung  
übernommen. - Verlagsort: Oldenburg (Oldb).



Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltszelle 50 Pf.,  
Familienanzeigen 40 Pf., Suchanzeigen 20 Pf. -  
Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für  
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht über-  
nommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort:  
Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u.  
Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

119. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 5. August 1967

Nummer 15



## Erinnerungen an Nidden...

Beim Anblick des Waldhauses Froese, das verhältnismäßig gut über den Krieg kam, werden in manchem unserer Leser Erinnerungen an schöne Sommerwochen in Nidden auf der Kurischen Nehrung lebendig werden. Auch in unseren beiden größten Badeorten Schwarzort und Nidden gab es nur eine recht begrenzte Zahl von Unterkunftsmöglichkeiten. Das Waldhaus, das dem Russer Holzkaufmann Heinrich Anker als Wohnhaus in Ruß diente, wurde von Herrn Froese gekauft und in Nidden wieder aufgestellt, es wurde eine der beliebten Pensionen mit herrlicher Stille. „Tagsüber aalen und abends Aal — bleibt Nidden ewig der Ort meiner Wahl“, dichtete ein Niddener Feriengast.

Aufn. (1938): E. Brunschiede

# Urlaubstage zwischen Haff und See

Wenn in den Sommermonaten die Urlaubstage und die Reisezeit beginnen, dann gehen unsere Gedanken zurück, und wir erinnern uns an die schönen Ferientage, die wir auf unserer Kurischen Nehrung verleben durften. Schon Wochen vorher wurde davon gesprochen, und besonders die Kinder konnten den Termin nicht mehr erwarten und fragten ungeduldig, wann es denn endlich losgehe.

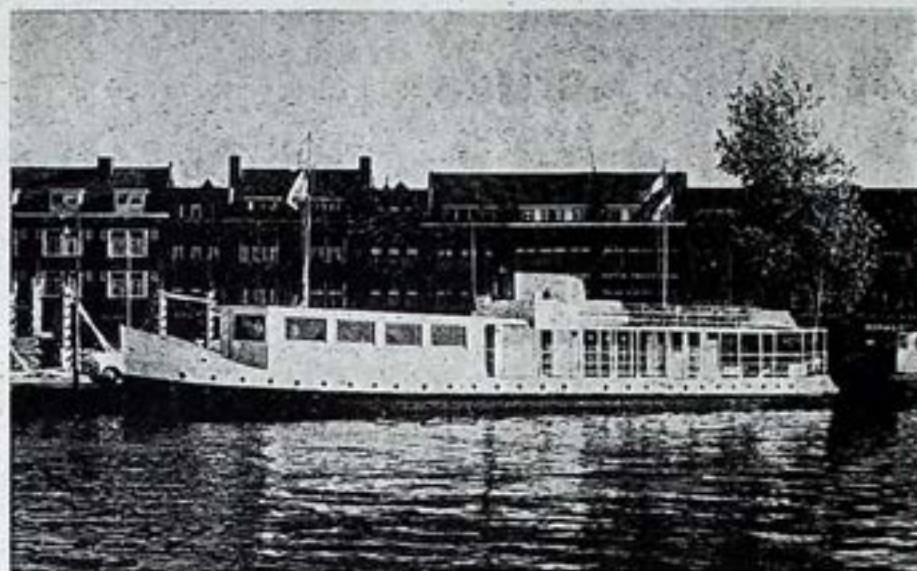
Und dann war der Tag herangekommen. Unser Ziel war Preil, dieses kleine Fischerdorf zwischen Perwelk und Nidden. Da die Cranzer Dampfer hier nicht anlegten, mußten wir am Sonnabend mit dem Marktdampfer fahren. Auch dieses war schon ein Ereignis besonderer Art. Um 13.30 Uhr legte die „Herta“ vom Marktplatz ab, hochbeladen mit leeren Fischkästen, Fässern, Flaschengebinden, Mehl- und Zuckersäcken und vielen anderen Waren und Lebensmitteln, die in den Nehrungsdörfern gebraucht wurden. Auch wenn man diese Tour schon öfter gefahren war, war sie immer wieder schön und bot neue Eindrücke. Dampfer, Schleppzüge, Segelyachten und Fischerboote wurden überholt oder kamen uns entgegen, Licht- und Wolkenschatten spielten auf den gelben Dünen und auf dem Wasser, und auf den Wentern saßen die Reiher und spähten nach Beute.

Schwarzort war die erste Station, doch schnell ging es weiter, denn die Schwarzorter fuhren mit ihrer „Trude“. Bald hörte der Wald auf, und die toten Dünen begleiteten uns bis Perwelk. Um den Pferdehaken und die Haffleuchte herum ging es tief in die Bucht, wo am Steg die Perwelker das Schiff verließen. Es war inzwischen 16.30 Uhr geworden, und es ging für uns auf die letzte Strecke — noch ungefähr eine halbe Stunde. Der Hintergrund der Nehrung wurde wieder dunkel, denn die Dünen waren hier bepflanzt. Schon tauchten die ersten Häuser von Preil auf. Das Schiff lief am Ort vorbei, denn der Steg lag in der tiefen Bucht

am Südende des Dorfes, unterhalb der hohen stollen Düne. Ein Zittern ging durch den Schiffskörper unter der Kraft der rückwärts mahelnden Schraube. Taus wurden an Land geworfen, das Schiff lag fest. Unser Ziel war erreicht.

Unser Gastwirt erwartete uns mit dem Wagen, um unser Gepäck aufzunehmen. Die Kinder fuhren gern mit

genießen. Die drei Gasthäuser hatten sich ebenso wie einzelne Fischer auf den Fremdenverkehr eingestellt. Besonders für die Kinder war der flache Haffstrand ein Paradies. Tiefe Stellen gab es nicht, und so konnten sie ungefährdet baden und planschen und in den Kähnen spielen. Eventuelle Teerflecke mußte man schon in Kauf nehmen. Zur See war der Weg recht weit; die Nehrung ist hier ziemlich breit, aber wenn man die Düne überschritten hatte, ging es durch schönen Laubwald. Am Dünengehöft überquerten wir die Post-



## Die „Herta“ — heute

Die „Herta“ konnte sich bei Kriegsende über Bornholm nach Hamburg in Sicherheit bringen. Dort fuhr sie nach dem Zusammenbruch die Tour St. Pauli-Blakenese-Sullberg. 1955 wurde sie nach Rotterdam verkauft, vollkommen umgebaut und als Passagierschiff auf dem Niederrhein eingesetzt. Die „Herta“ wurde 1909 in Landsberg (Warthe) erbaut und gehörte zuletzt dem Niddener Kaufmann Johann Froese.

Aufn.: W. Loll (2)

Wir gingen das kurze Stück durch die Dorfstraße zu Fuß. In der freundlichen Veranda erwarteten uns schon gedeckte Tische und im Haus ein freundliches Zimmer. Die geruhsamen Urlaubstage konnten beginnen.

In den letzten Jahren kamen immer mehr Badegäste, um die Stille des Ortes und die Urwüchsigkeit der Natur zu

straße und waren dann gleich an der See. Der Strand war breit, aber nicht so feinsandig wie in Sandkrug, auch gab es keine Badebuden, aber hinter den aufgezogenen Fischerbooten konnte man sich gut ausziehen. Ins Wasser ging es gleich ziemlich steil ab, und bei starkem Wellenschlag war Vorsicht geboten, aber bei ruhiger See konnte man zur ersten Sandbank durchwaten oder schwimmen, und dann stand man nur bis zu den Waden im Wasser. Nach dem erfrischenden Bad wanderte man langsam, meistens in angenehmer Gesellschaft, wieder zurück. Wenn man dann auf der Höhe stand, lag das Dorf unter uns, und man hatte einen herrlichen Ausblick auf das Haff. Am Nachmittag wurden Spaziergänge gemacht: am Haff entlang in Richtung Nidden oder Perwelk oder in die Palve zwischen Düne und See. Hier konnte man öfters Eichen begegnen. Einen ganz besonderen Genuß bot eine Wanderung auf dem Kamm der Düne, entlang des Kaiserweges, der zu dem höchsten Punkt, dem Wetzkrug (68 m), führte. Von hier hatte man an klaren Tagen einen unvergeßlichen Rundblick nach See, bis Brusterort und Memel und hinüber zum Festland. Dieser weite Horizont ist es, den wir in unserer neuen Heimat am Hochrhein, die gewiß landschaftlich sehr schön ist, vermissen.

Zu den ganz besonderen Ereignissen gehörte eine Fahrt ins Eichrevier, die unser Gastwirt mit seinen Gästen machte. Dann ging es kreuz und quer durch das Revier zwischen Preil und Perwelk, durch Dickicht und Sumpf, bis die Urtiere in ihren Verstecken auf-



## Mit der „Herta“ nach Preil

Unser Bild zeigt den beliebten Marktdampfer beim Passieren des Schwarzorters Schiffsgrütsels.

gespürt waren. Manchmal waren es über 20 Stück, die wir zu sehen bekamen. Vor den Fahrwerken hatten sie keine Angst. Auch Segelfahrten auf dem Haff waren eine schöne Abwechslung, ebenso war es schön, ein Abend am Haff zu sitzen und die erleuchteten Dampfer vorbeifahren zu sehen. Die Leuchtfeuer von Perwelk und Windenburg blinkten uns ihre Grüße herüber. Ein grandioses Schauspiel war es auch, ein aufziehendes Gewitter zu beobachten. Nehrungsgewitter haben es in sich, und sind sie einmal über dem

schmalen Landstrich, dann ziehen sie nicht fort. See und Haff wirken als Wasserscheiden und halten sie fest, bis sie ausgetobt haben.

Nur zu schnell vergingen die schönen Tage, und der Tag der Abfahrt kam immer näher. Mit dem Wagen fuhren wir entlang der Poststraße nach Nidden und von dort mit dem Schiff wieder nach Hause. Gut erholt und braungebrannt konnten wir wieder an die Arbeit gehen. Ja, es war sehr schön auf unserer Nehrung, und sie wird uns immer unvergessen bleiben. W. J.

gefaßt, auf denen viele Fischreier unbeweglich stehen und auf Beute lauern. Ihre Horste sind in den Reihbergen am Ende von Schwarzort. Gleich dahinter beginnen dann auch die hohen, weißen Wanderdünen.

Wir haben es uns in einem Liegestuhl auf dem Oberdeck bequem gemacht und lassen uns von der Sonne braten. Voraus kommt die Haffleuchte von Perwelk in Sicht, ein kleiner, mitten im Wasser stehender Leuchtturm. Die Landseite tritt immer weiter zurück, um später dann fast ganz zu verschwinden. Wenn wohl hier die Breite des Kurischen Haffs erst etwa 10–12 km ist, so erreicht sie später doch über 40 km.

Auf der Nehrung passieren wir das kleine Fischerdorf Perwelk und später auch Preil, und nachdem wir den Bullwik-Haken querab haben, grüßt uns bereits der Leuchtturm von den Höhen Niddens. In flotter Fahrt nehmen wir nun Kurs auf den Niddener Hafen. Beim Näherkommen erkennen wir die lange Veranda von Hermann Blode, dahinter auf dem Berg das Thomas-Mann-Heim und die kleine Kirche und erfreuen uns an dem friedlichen Bild dieses einzigartigen Badeortes, dem „Paradies der Maler“.

Pünktlich laufen wir in den Niddener Hafen ein, und wie in Schwarzort nehmen auch hier die Portiers der verschiedenen Hotels und auch die Fischerleute ihre Pensionsgäste in Empfang. Hier in Nidden ist aber auch die litauische Paß- und Zoll-Abfertigung, denn kurz hinter Nidden war ja damals die leidige deutsch-litauische Grenze. Doch wir werden heute ja von diesen Formalitäten nicht weiter berührt! Nach Erledigung aller behördlichen Formalitäten kann das Schiff seine Reise fortsetzen. Drüben auf der Landseite liegen Windenburg und schon auf deutscher Seite Karkeln, und dazwischen liegt die Mündung des Memelstromes. Kurz hinter Nidden, auf der Höhe des Grabster Hakens, begegnet uns auf Gegenkurs der Königsberger Dampfer „Cranz“, der morgens in entgegengesetzter Richtung seine Fahrt von Cranzbeek angetreten hat.

## Mit dem »Kurischen Haff« nach Cranzbeek

„Die Reederei des MS. „Kurisches Haff“ veranstaltet ab sofort täglich Tagesausflugs-Fahrten nach Cranzbeek und zurück. Der Gouverneur des Memelgebiets hat genehmigt, daß Memelländer für diese Tagesausflüge kein litauisches Visum benötigen. Auch ein deutsches Visum ist nicht erforderlich. Allerdings ist ein Verlassen des Schiffes auf deutschem Territorium (Rossitten, Cranzbeek) nicht gestattet.“

Diese Notiz konnten wir eines Tages unter „Lokales“ im MD lesen; sie wurde damals mit großer Freude zur Kenntnis genommen, erhielten wir doch hiermit die Möglichkeit, für einige Stunden „Heimatluft“ zu schnappen.

Es muß hierbei daran erinnert werden, daß — abgesehen davon, daß man damals für ein litauisches Visum für eine Besuchsreise nach Deutschland immerhin 100 Lit bezahlen mußte, welcher Betrag für viele von uns eine erhebliche Belastung darstellte — ein bestimmter Personenkreis überhaupt kein litauisches Visum erhielt und auch in vielen Fällen die Erteilung eines Visums von der augenblicklichen Laune des „Ponas Referentas“ abhing.

Die Reederei des MS. „Kurisches Haff“ stellte den Fahrpreis für diese Ausflugsfahrten äußerst günstig — er war niedriger als für eine einfache reguläre Fahrt von Memel nach Cranzbeek und somit auch für einen jeden tragbar. Es wurde dann auch von dieser Möglichkeit sehr rege Gebrauch gemacht. War eine solche Fahrt mit dem großen, eleganten Schiff, vorbei an den unvergleichbaren Schönheiten unserer Kurischen Nehrung doch wirklich die schönste Erholung!

In der Erinnerung wollen wir heute zusammen einen solchen Tagesausflug unternehmen:

Bei herrlichem Sonnenschein finden wir uns kurz vor 8 Uhr auf der Norderhuk ein und gehen mit den letzten Fahrgästen an Bord unseres MS. „Kurisches Haff“. Nach drei Sirenen-Tönen werden die Trossen losgeworfen, die Motoren springen an, und unsere Fahrt beginnt. Von drüben grüßt der Sandkrug und vorbei an den Anlagen der Schiffswerft Lindenau, der Zellulose-Fabrik und der verschiedenen Industriewerke auf Schmelz gehts in flotter Fahrt südwärts. Auf der Landseite erkennen wir die Einfahrt in den König-Wilhelm-Kanal, und nun geht unsere Fahrt dicht an die Nehrung heran, denn wir müssen dem Schweinsrücken

— eine lange Untiefe mitten im Haff — aus dem Wege gehen. Auf den aus dem Wasser ragenden Flächen tummeln sich große Scharen aller möglichen Wasservögel, die dort ihre Nahrung suchen. Jetzt ist die Fahrinne rechts und links von Bojen und Tonnen gekennzeichnet. Auf der Nehrungsseite passieren wir Erlenhorst, und drüben erkennen wir Starrischken. Inzwischen hat uns der Steward im Speisesaal ein solennes Frühstück serviert, das wir uns gut schmecken lassen.

Doch schon kommt Schwarzort in Sicht. Während bis hierher die Nehrungsdünen durch Bepflanzung mit der kleinen Bergkiefer künstlich befestigt sind, empfängt uns Schwarzort mit altem Hochwald. Vorbei am Blocksberg und dem Bernsteinhafen, steuern wir den Landungssteg an. Fahrgäste gehen von Bord und kommen neu hinzu. Fracht und Post werden abgegeben, und nach kurzem Aufenthalt geht unsere Fahrt weiter. Das schöne Schwarzort mit seinen kleinen Fischerhäusern, seinen Gaststätten, der kleinen roten Kirche vor dem schwarzen Eva-Berg im herrlichen Sonnenschein bietet ein wunderbares Bild. Das Fahrwasser ist hier an beiden Seiten von Wentern ein-



Schöne Heimat am Haff

Wiegende Kieferäste, wogende Schilfpärie, silberner Spiegel des Haffes, unendlicher Sommerhimmel — dies schöne Bild von M. Bate mit dem kurischen Fischerkahn enthält viel Stimmung. So konnten wir unsere Nehrung, so lieben wir sie noch heute.

# Die Reisen preussischer Könige über die Nehrung

VON HERBERT MEINHARD MÜHLPFORT

Als man im 17. Jahrhundert überall planmäßig verkehrende Postverbindungen durch „Postreuther“ in blau-roten Uniformen und Postwagen einrichtete, wurde auch die Kurische Nehrung – die einzige – Poststraße von Berlin nach Rußland.

Schon die Ordensschweyken hatten diesen Weg benutzt, unter dem Großen Kurfürsten wurde seit 1645 die Übernachtung der Reisenden in Krügen angeordnet, wofür 8 Groschen Gebühr zu zahlen waren. Hier waren auch die Posthalterei und der Pferdewechsel, so daß die Krüger, die meist auch das Schulzenamt ausübten, die wichtigsten Amtspersonen in den Nehrungsdörfern waren. Solche Nachtstationen gab es in Laptau, Sarkau, Kuntzen (später Rossitten), Negeln (später Nidden) und Schwarzort.

Eine eigentliche Straße gab es nicht, man fuhr meist am Ostseestrand, am Haftrand und im Winter über das Eis des Hafens. Die viermal wöchentlich verkehrenden Posten legten die 20½ Meilen von Königsberg bis Memel in 18 Stunden zurück. Als die Poststraße über die Nehrung nach fast 190-jährigem Bestehen 1833 einging, da seit 1829 die Chaussee über Tilsit fertiggestellt war, und sie nur noch dem Bedarf der Nehrungsbewohner diente, wurden die Posten auf wöchentlich zwei vermindert.

Diesen Reiseweg haben die russischen Zare benutzt – so Peter der Große, der mehrmals in Königsberg war.

Ende August 1714 befuhr König Friedrich Wilhelm I. die Kurische Nehrung bei seiner Rückkehr von Memel, dann reisten im Sommer 1802 König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise über die Nehrung.

Wiel bekannter aber ist die Fahrt der Königlichen Familie 1807 über die Nehrung. Über die Reise der Königlichen Kinder, die als erste die Flucht nach Memel antraten, berichtet ihr Erzieher Friedrich Delbrück in seinen „Tagebuchblätter über die Jugend Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I.“ (mitgeteilt von Georg Schuster, Berlin 1907). Ich gebe die Tagebuchaufzeichnungen stark gekürzt wieder:

„Sonnabend 3. I. 1807. Auerswald theilte mir mit, daß der Feind bei Guttstadt seyn solle. Abschied von der Familie Auerswald. Endlich halb 9 Uhr Abfahrt bey dem trübsten Sturmregen. Schmerz der Einwohner, vor deren Häusern wir vorüberfahren.

Ein Feldjäger führte den Zug der Wagen. Im ersten saß ich mit meinen beyden Prinzen; im zweiten Prinz Friedrich mit Reimann, im dritten und vierten die Prinzessinnen Charlotte und Friederike mit ihren Hofdamen, im fünften die Kammerdiener, welchem der Packwagen folgte. Tiefverschleierter Himmel, ein vom Regen aufgelöster Boden und unaufhörlicher Wind, der bald in Sturm überging.

Bis Mülsen (Kr. Fischhausen) war der Weg oft grundlos. Unter Weges wurden wenig Worte gewechselt. Wir eilten weiter. Die Unterhaltung belebte sich, zumal beym Eintritt in die Nehrung hinter dem Dorfe Kranzkrug, Fichtenwald, morastig, hier und da niedergestreckte Bäume. Die Ostsee stellte sich dem Auge dar, mehr noch dem Ohr; sie sprach unter dem Geheul des Windes wie mit Donnerstimmen zu uns. Welch' ein majestätisches Schauspiel!

Noch bey Tage erreichten wir Sarkau. Das Toben und Brausen des Meeres, das Heulen und Schmettern des Sturmwindes, das Rasseln der Schlossen, die Finsternis des Himmels, welche den grauenvollen Aufruhr der Natur nur dem Ohre vernnehmbar machte, und die langsame Bewegung der Wagen, langsamer wie ein Leichenzug – Welch' ein fürchterliches Bild unsrer gesamten Lage! Die Nacht, in welcher König Lear seinen Töchtern fluchte, war ruhig gegen diese Nacht. Kurz vor dem Einbruche derselben sahen wir ein Wrack, über welches die Wellen zusammenschlugen, ein Bild unsrer Monarchie, über welche die Wogen des Verderbens zusammenschlugen! Der seichten Stellen wurden mehr; oft mußte man den Wagen mit Mühe herauswinden. Stunden vergingen. Wir sahen nichts, wir vernahmten nur Toben und Aufruhr, endlich ein Licht. Wir glaubten uns in Rossitten. Aber es war nur ein einzeln liegender Krug (Kanzen). Wir sahen uns von den übrigen Wagen, Friedrichs ausgenommen, getrennt. Der Feldjäger mußte frische Pferde suchen für die Nachschleppenden.

Endlich nach einer Stunde in Rossitten. Der Prediger des Dorfes hatte sich zu unsrer Aufnahme eingerichtet. Es war 10 Uhr, als wir ankamen. Wie erquickte uns das Obdach, das einfache Abendessen, das er uns bereitet hatte und wobei er und seine Frau Gesellschaft leisteten! Das Dorf ist klein. Seine Einkünfte belaufen sich auf nicht 200 Thlr. Die Hauptnahrung ist Fischerei, daher Hauptnahrung auch Fische. Fleisch kommt selten vor. Zur Zeit der Stürme und des Treibeises sind sie fast wie in eine Einöde versetzt. Reisen zu Schritten sind gefährlich. Die Damen waren noch nicht da. Dieß beunruhigte uns sehr. Nach 11 Uhr verfügten wir uns zur Ruhe, die drey Prinzen in drey Betten im Nebenzimmer, ich suchte meine Ruhestätte auf dem Sofa. Im ersten Schlaf störte die Ankunft der Kammerdiener, die um 1 Uhr eintrafen, und der Sturmwind, der die Fensterladen mit origineller Präcision abriß.

4. Sonntag. Um 8 Uhr war alles beim Frühstück. Geschenk an den Prediger und seine Leute. Das Wetter, die ganze Nacht über sehr brausend und tosend, wüthete immer fort bis den Augenblick, da wir einstiegen. Es war 9 Uhr. Man hatte in der Nacht eine der Fensterscheiben des Wagens eingestoßen. Das aufgelegte Pflaster war bald weggeblasen. Neue Anstalten des Schutzes; denn der Schnee ward unser Gefährte. Wir blieben frohen Sinnes. Vom fernen Horizonte wälzten sich in anwachsender Masse die weißen Wogen und sprangen hüpfend über das Ufer. Ein gestrandetes Schiff. Ihm gegenüber eine Hütte nach Grönländer-Art. Der Capitain, um den Seinigen das Leben zu retten, hatte es auflaufen lassen. Gegen 12 Uhr wurde der eine halbe Stunde lang heiter gewesene Himmel wieder dunkel und schwarz. Ein Vorhang zog sich vor das große Schaßspiel, und ein Sturmwind begann mit Schlossen und Schnee, was sage ich, ein Sturmwind, nein, ein Aufruhr der Natur, dem Menschen und Vieh fast erlagen. Man mußte für einige Wagen frische Pferde haben. Wir kamen in einen Wald, wo rechts und links die größten Bäume hingestreckt lagen. Einen Berg hinunter unter dem ängstlichen Zuruf der Führer.

Endlich um 2 Uhr waren wir in Nidden. Mittag-mahl, von unserm Domestiken bereitet, mit Frohsinn genossen in einem kleinen Zimmer. An den Fenstern Zuschauer die Fülle. Schon brannte Licht. Eine Schüssel gesalzener Fische erinnerte an Norden und See. Beym Thee viel Unterhaltung.

Der Eintritt in unser Schlafgemach, dicht an der allgemeinen Gaststube, wo unsere Streu bereitet war, hatte nichts Einladendes an sich. Den Prinzen ward das Lager zum Fest.

5. Montag. Um 4 Uhr war alles wach; um 5 Uhr schon beym Frühstück. Das Wandern und Wandern hin und her, das Einpacken, Unterhaltung mit dem Capitain des gestrandeten Schiffes. Die Abrechnung mit dem Wirthe füllte die Zeit aus, gegen halb 7 Uhr war der ganze Zug in Bewegung.

Es war ein herrlicher Wintermorgen. Es hatte die Nacht stark gefroren und geschneiet. Am Himmel funkelten die Sterne, in den Bauernhäusern war Licht: alles um und um Grönland. Im Wagen war das Glas ersetzt durch Leder. In feyerlicher Stimmung wurde die erste halbe Stunde, wo es durch den Wald ging, fast schweigend zugebracht.

In der ersten Stunde gestattete die eisige Luft nicht, den Wagen zu öffnen, aber von 8 Uhr an wurde das Fenster fast nicht wieder geschlossen. So anziehend war die Ostsee. Nicht so stürmisch wie gestern, aber unablässig in hörbarer Bewegung sandte sie ihre Wellen aus. Wer diese tausend und aber tausende Wasserfälle gesehen hat, kann bei einer künstlich angelegten Cascade nicht Befriedigung finden.

Und als plötzlich die Sonne heraufging und die Wellen überleuchtete, da war es, als ob Gold- und Silber-Ströme auf eine Ebene fließenden Stahles sich ergössen. Drey Wracks sahen wir noch. Vom Dritten nur Trümmer, und seitwärts auf einem Hügel ein Kreuz, zu bezeichnen die Grabstätte von 5 Leichen, die da ruhen, zwischen Memel und Schwarzort.

Diese Station erreichten wir um halb 12 Uhr. Man spannte um, unten am Strande. Fast alles stieg

aus, zu schauen ins Unendliche. Steine wurden gesucht und gefunden. Die königlichen Kutscher stimmten für Beibehaltung unsrer eigenen Pferde. Ein junger Postsecretair, ein artiger Mann, führte den Zug. Neue Gestalt des Meeres bey sich ver-dunkelndem Himmel. Leuchtthurm, Thürme und Schiffe der Stadt. Sandkrug, Lootsen-Commandeur Johnson. Menge der Zuschauer. Herberge bey Kaufmann Angelander. Oberbürgermeister Tarrach. Geschmackvolle Einrichtung des Hauses; ländlich ruhige Zimmer. Die beyden Prinzessinnen in der Nähe.

Mit Noth und Kummer verschaffte unsre Wirthin uns ein Mittagsmahl. Die junge Welt tobte bis 5 Uhr. Der KrPrz. zeichnete. Zwischendurch Thee bey unsrer Wirthin. Der Sohn (der berühmte Astronom) des Hauses ein angenehmer Knabe. Nachher Punsch unter frohem Spiel der Jugend.

## II

Erst fünf Tage später folgte die königliche Mutter ihren Kindern. Sie reiste, schwerkrank, erst am Donnerstag, 8. Januar 1807, 1 Uhr mittags ab, begleitet von ihrem Leibarzt Professor **Christian Wilhelm Hufeland**. Dieser, 1763 in Langensalza als Sohn eines Arztes geboren, war 1783-93 praktischer Arzt in Weimar, wurde auf Grund eines Vortrages im Hause Goethes, dem der Herzog Karl August bewohnte, Professor in Jena, welche Stelle er 1801 mit einer Professor in Berlin und der des Leibarztes der königlichen Familie vertauschte.

In Königsberg lag die Königin Luise an, wie Hufeland schreibt, Typhus schwer krank darnieder. In einer Selbstbiographie, die nicht er selbst, sondern Dr. Götschen niedergeschrieben hat (Deutsche Klinik, Bd. XV, Jg. 1863, Nr. 13, S. 203, Berlin), erzählt er:

„Nie werde ich die Nacht des 22. Decembers vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, das den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kost-

---

## An der See

Wind des Bussards Schwingen breitet,  
bis er hoch in Bläue kreist,  
um den Stern der Distel gleitet,  
der im Dünenande gleißt.

Froh die Meeresfarben blühen:  
Glanzmaragd zu Blau verschließt  
und Opal voll Silbersprühen  
fern in grauem Dunst zerfließt.

Um den Strand, den fahlen Bogen,  
Brandung helle Kränze schlingt;  
ruhelos, in gleichem Wogen  
drüber Flug der Möwen schwingt.

Und aus Wassern Orgelklänge  
künden von der Ewigkeit,  
brechen durch die Erdenenge,  
übertönen Haß und Neid.



**Die Nordermole im Winter**

Harter Frost und stürmische See müssen zusammentreffen, um die Nordermole der Memeler Hafeneinfahrt mit einem so malerischen Eispanzer zu überziehen. Das war nicht in jedem Winter der Fall. Gab es aber einmal eine solche memelländische Eiszeit, dann pilgerten die Memeler in Scharen nach Mellneraggen, um den vereisten Weißen Leuchtturm zu bewundern und zu photographieren.

Aufn.: Frenzel-Torn

barketten enthielt, auf der See war. – Indess Gottes Segen ließ die Kur gelingen, sie fing an sich zu bessern. – Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 8. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportiert. Wir brachten 3 Tage und 3 Nächte, diese Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise

## Einst

Einst gingen wir beide  
mein Hund und ich,  
durch Palwe und Heide  
zum Schnepfenstrich.

Das Abendgold strahlte,  
Auf Baum und Strauch  
der Vorfrühling malte  
den flla Hauch.

Zum Horst flog der Reiher.  
Die Sonne schwand.  
In Brautkleid und Schleier  
die Birke stand.

Die flutenden Farben  
im Wolkenmeer  
verblühten und starben.  
Fern sang des Meer.

Spät gingen wir beide,  
gleich frühlingematt,  
durch Palwe und Heide  
zurück zur Stadt.

Der Himmel flammt wieder  
bedrückend schön.  
Vom Alpenwall nieder  
weht Frühlingssöhn.

In fremde ich sehe  
und Abendrot.  
Alleine ich stehe.  
Der Hund ist tot.

Wilhelm Brindlinger

fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu – die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung – so hat noch keine Königin die Noth empfunden! – Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. – Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohltätig, statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf dieser bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an.“

Die Königin machte die Nehrungsreise im Wagen des Königsberger Kaufherrn Johann Carl Bittlich; er war im Heimatmuseum im Königsberger Tiergarten bis zum 2. Weltkriege zu sehen.

Die Königin passierte die noch erhaltenen drei Meilenzeiger, zu unserer Zeit stand der erste mit der Aufschrift „Anno 1807“ am Beginn des Sarkauer Waldes, der zweite verfallene an der „Faulen Brücke“, der dritte ebenfalls verfallene kurz hinter dem Abzweigungsweg nach Grenz.

Der Königsberger Akademieprofessor Johannes Heydeck hat diese Fahrt der Königin im Gemälde verewigt. Es hing im Kreishaus Fischhausen.

In Schwarzort holte König Friedrich Wilhelm III. die Königin Luise ein; sie wohnte im Schulhause, der König im Post- und Kruggebäude. Er traf am 8. Januar 1807 10 Uhr vormittags, Luise zwei Stunden später in Memel ein, wo sie über ein Jahr blieben.

Als Hof und Regierung nach Königsberg verlegt wurden, begleitete Delbrück auch diesmal seine Prinzen.

Er schildert die Rückreise also: „16. 1. 1808. Sonnabend. Morgens halb 10 Uhr fuhren die beyden Wagen der Prinzen nebst dem Kammerdiener-Wagen vom linken Ufer des Haffs ab. Der Weg war sehr eben, das Meer rauschend. So ging es schnell bis Schwarzort. Pferde waren nicht vorrätzig. Am Ufer wurden Steine gesucht. Endlich weiter. Die Stimmung der Brüder war so angezogen, wie ich sie fast niemals gefunden hatte. Auch bey Nidden mußten wir auf die Pferde warten. Schneegestöber. Aber der Wagen rollte schnell dahin, und schon um 5 Uhr trafen wir wohlbehalten in Rossitten ein, wo uns der Pfarrer empfing, in dessen Behausung wir wiederum unser Obdach fanden.“

Wanderung bis zur Stelle, wo Ruinen eines alten Schlosses gestanden haben sollen. Ankunft der vier übrigen Wagen, worinnen die übrigen Königl. Kinder. Das Ganze im Hause war etwas anders als das erste Mal, lebendiger, voller. Gestern hatten schon beyde Majestäten hier übernachtet. Die Prinzen hatten ihr Lager wie das vorige Mal. Kein Sturm riß den Fensterladen ab. Wir ruheten sanft und in Frieden bis 5 Uhr.

17. Sonntag. Um 6 Uhr war auch die junge Welt in Bewegung. Man frühstückte und schon vor 7 Uhr fuhren wir ab. Noch in der Dämmerung kamen wir an den Strand. Das Meer rauschte wie gewogen uns entgegen. Der Weg war fest. Man rollte dahin. Bey guter Zeit in Sarkau, wo gefrühstückt wurde. Alle Wagen waren hintereinander. Wald, geschmückt durch Schnee. Abschied von der Ostsee. Frühstück in Kranz. Von da rasch nach Mülsen, Laptau. In Quednau Spuren feindlicher Verwüstung. In Trutenau abermals ein Frühstück, das uns der Gutsbesitzer, dem zugleich die Preßspan-Fabrik gehört, am Wagen reichte. Gegen 3 Uhr im Schlosse.“ –

Im Jahre 1818 reisten Friedrich Wilhelm III. und der Kronprinz nochmals über die Nehrung, als sie von Petersburg, wo sie Zar Alexander besucht hatten, zurückkehrten. Bald danach nahm, bei einem Gegenbesuch, das Zarenpaar denselben Weg. Friedrich Wilhelm IV. reiste später als König nochmals über die Nehrung.





# Fahrplan

## 1930



### „Cranz-Memel-Linie“

Seebäderdienst der

## KURISCHEN NEHRUNG

mit den Salondampfern „Cranz“, „Memel“ u. „Rossitten“

mit Anschluss an die Züge der Königsberg-Cranzer-Elsonbahn

### Seedienst Ringverkehr

Gültig  
1. Juni bis 15. Sept.

Gültig  
1. Juni bis 15. Sept.

Bahn			Werktags			Bahn		
8 <sup>00</sup>	9 <sup>00</sup>	11 <sup>00</sup>	ab	Königsberg	an	13 <sup>10</sup>	19 <sup>58</sup>	20 <sup>48</sup>
8 <sup>48</sup>	9 <sup>34</sup>	11 <sup>45</sup>	an	Nord-Bahnhof	ab	12 <sup>20</sup>	19 <sup>18</sup>	20 <sup>06</sup>
8 <sup>55</sup>	9 <sup>45</sup>	11 <sup>55</sup>	ab	Cranz	an	12 <sup>14</sup>	19 <sup>04</sup>	19 <sup>50</sup>
9 <sup>00</sup>	9 <sup>50</sup>	12 <sup>00</sup>	an	Cranz	ab	12 <sup>05</sup>	18 <sup>55</sup>	19 <sup>50</sup>
				Cranzbeek				

Schiff			Werktags			Schiff		
9 <sup>10</sup>	10 <sup>00</sup>	12 <sup>10</sup>	ab	Cranzbeek	an	11 <sup>50</sup>	18 <sup>30</sup>	19 <sup>30</sup>
11 <sup>10</sup>	12 <sup>20</sup>	14 <sup>15</sup>	an	Rossitten	ab	9 <sup>40</sup>	16 <sup>10</sup>	17 <sup>30</sup>
11 <sup>30</sup>	Dünenfahrt	14 <sup>25</sup>	ab	Rossitten	an	9 <sup>30</sup>	Dünenfahrt	17 <sup>20</sup>
12 <sup>20</sup>		15 <sup>25</sup>	an	Nidden	ab	8 <sup>25</sup>		16 <sup>20</sup>
12 <sup>30</sup>		15 <sup>40</sup>	ab	Nidden	an	8 <sup>15</sup>		16 <sup>10</sup>
14 <sup>10</sup>		17 <sup>20</sup>	an	Schwarzort	ab	6 <sup>35</sup>		14 <sup>30</sup>
—		17 <sup>25</sup>	ab	Schwarzort	an	6 <sup>30</sup>		—
—		18 <sup>30</sup>	an	Memel	ab	5 <sup>30</sup>		—

Bahn			Sonntags			Bahn		
8 <sup>21</sup>	9 <sup>05</sup>	11 <sup>00</sup>	ab	Königsberg	an	13 <sup>10</sup>	20 <sup>08</sup>	21 <sup>30</sup>
8 <sup>58</sup>	9 <sup>30</sup>	11 <sup>45</sup>	an	Nord-Bahnhof	ab	12 <sup>20</sup>	19 <sup>25</sup>	21 <sup>02</sup>
9 <sup>10</sup>	9 <sup>50</sup>	11 <sup>55</sup>	ab	Cranz	an	12 <sup>14</sup>	19 <sup>20</sup>	20 <sup>30</sup>
9 <sup>15</sup>	9 <sup>55</sup>	12 <sup>00</sup>	an	Cranz	ab	12 <sup>05</sup>	19 <sup>11</sup>	20 <sup>30</sup>
				Cranzbeek				

Schiff			Sonntags			Schiff		
9 <sup>30</sup>	10 <sup>00</sup>	12 <sup>10</sup>	ab	Cranzbeek	an	11 <sup>50</sup>	18 <sup>30</sup>	20 <sup>00</sup>
11 <sup>30</sup>	12 <sup>20</sup>	14 <sup>15</sup>	an	Rossitten	ab	9 <sup>40</sup>	16 <sup>30</sup>	18 <sup>00</sup>
11 <sup>40</sup>	Dünenfahrt	14 <sup>25</sup>	ab	Rossitten	an	9 <sup>30</sup>	Dünenfahrt	17 <sup>45</sup>
12 <sup>20</sup>		15 <sup>25</sup>	an	Nidden	ab	8 <sup>25</sup>		16 <sup>45</sup>
12 <sup>30</sup>		15 <sup>40</sup>	ab	Nidden	an	8 <sup>15</sup>		16 <sup>30</sup>
14 <sup>30</sup>		17 <sup>20</sup>	an	Schwarzort	ab	6 <sup>35</sup>		14 <sup>50</sup>
—		17 <sup>25</sup>	ab	Schwarzort	an	6 <sup>30</sup>		—
—		18 <sup>30</sup>	an	Memel	ab	5 <sup>30</sup>		—

Für Nidden, Schwarzort und Memel deutscher Auslands-Pass erforderlich.  
Litauisches Bäder-Visum an Bord der Dampfer.

**Fritz Neubacher**  
Dampfschiffs-Rederei Königsberg i. Pr.  
Fernruf 6577 Koggenstrasse 42 Fernruf 6577

Erinnerung an Hagen ist auch heute noch auf Hagens Höhe erhalten.

Später amtierten in Sandkrug die Dünenmeister Schiweck und Plötz. Ihr Dienstsitz war das schöne Gebäude in der Nähe der Dampferanlegestelle. Im Gegensatz zur Forstverwaltung unterstand die Dünenverwaltung dem Hafenaufbauamt in Memel und der Wasserstraßendirektion in Königsberg. Bis 1939 amtierte hier der litauische Düneninspektor Markelis. In Erlenhorst war Förster Waldemar Muscate als Dünenmeister tätig. Sein Nachfolger wurde 1932 Förster Hans Karalius, der bis zum Zusammenbruch in Erlenhorst amtierte. In Nidden war damals als Dünenaufseher Georg Bendicks eingesetzt, der in dem netten Haus und Dienstgehöft am Weg zum Seestrand wohnte.

Nach dem Anschluß kam als Dünenmeister Hans Scharf nach Nidden, während die frühere Dünenmeisterwohnung in Sandkrug mit dem Regierungsbauinspektor Kremer vom Wasserstraßenamt Memel belegt wurde. In Bären-

schlucht und in Preil waren Vorarbeiter- und Arbeiterwohnungen.

Nun noch etwas über die Aufgaben der Dünenbeamten. Bis zur Rückgliederung gehörten der gesamte Nehrungswald bis km 16 und der Vordünenstreifen bis Perwelk zum Aufgabengebiet des Dünenmeisters in Erlenhorst. Die Entenjagd am Haff war einmalig. Rehwild und Hasen gaben auch ihren redlichen Beitrag zu den Jagdfreuden auf der Nehrung. In Sandkrug war ein Aufseher tätig, der zeitweilig auch auf dem Büro der Düneninspektion arbeiten mußte. Mehrere Dünenwächter waren eingesetzt, die in Sandkrug und in Mellneraggen besonders während des Sommers mit dem Schutz der Vordüne beauftragt waren. Für unbefugtes Betreten der Vordüne kassierte sie zwei Lit als Strafe. Der Holzeinschlag war bei den Dünenbeamten meist gering, dafür war die Pflanzung und Zäunung auf der Vordüne ihre Hauptarbeit. Ihr Kampf war ein Kampf mit dem Sand, dem Wasser und dem Wind, ein Kampf, der Freude schenkte.

len. Welch wundervoller Anblick, wenn die windbeschwingten Segler wie riesige Vögel hoch über den goldenen Dünen im lichten Himmel schwebten; tief unten das Blau des Haffes und der unabsehbaren See!

Nun führte des Wanderers Weg wohl meistens an der Küste des Haffes entlang. Kosend umspülten seine Wasser die nackten Füße. Dicht zur Linken, steil in die Flut abstürzend, ragte die Düne dreißig, vierzig, fünfzig Meter hoch in den kristallklaren Himmel. Ruhelose Berge fliegenden Sandes, wenn es stürmte; ruheloses Leben — und ruheloser Tod. Stand da und dort noch ein Blümchen, ein niederer Strauch am schmalen Ufer des Haffes, am Fuße der Düne, nicht lange, dann wurde das alles von dem unheimlichen Wanderer droben vielleicht schon begraben.

Mußten die Einwohner des Dorfes Pirkoppen, das wie auf einer grünen Oase, von mächtigen Dünen umringt, am Haffe liegt, nicht viermal in einem Jahrhundert ihre Wohnstätten dem schleichenden Dünenflur überlassen, bis man die Düne durch Bepflanzung endlich zum Stehen brachte?! — Hinter Pirkoppen stiegen wir fast immer auf die sich höher nun türmenden Dünen hinauf. Und dann ging es über hundert Hügel, durch hundert Täler Nidden entgegen, dem Paradiese der Maler! Schon reckte sich in der Ferne der schlanke Leuchtturm. Und bald lag das Dorf, umblaut von den Fluten des Haffes, umarmt von grünendem Kiefernwald, unter der strahlenden Kuppel des himmlischen Domes vor unsern beglückten Blicken:

Mein schönstes Dorf im weiten Erdenrund!

Wie wenn ein Gott aus leuchterder Palette

berauscht von Farben bis zum Herzensgrund, dich wie im Traume hingezaubert hätte,

so liegt du da, nun selbst ein Farbentraum,

daß sich des Wandrers trunkne Augen feuchten,

wenn er dich von der Düne goldenem Saum,

lichtbrennend, schaut im Morgensonnenleuchten . . .

Tage folgten dann immer, die waren alle solch ein Traum von Farbe und

FRITZ KUDNIG

## „Das Wunder am Meer“ — die Kurische Nehrung

Die eigenartigste Landschaft unserer Heimat war zweifellos die Kurische Nehrung. Schon wenn man, bald hinter dem malerischen Dörfchen Sarkau, aus dem Walde heraustraf, konnte man, weiter wandernd, heimlich erschauern vor der Weltverlorenheit dieses Landes. Armselig, fast steppenartig, dehnte sich der unfruchtbare Sandboden zwischen Haff und Meer. Dichte Erlenbüsche, sturmzerzauste, struppig-krüppelige Birken und Kiefern fristeten ein kümmerliches Dasein in dieser verlassenen Welt, deren Einsamkeit den Wanderer bei Nebel und strömendem Regen noch tiefer anrührte. Doch blickte er, im Sonnenschein wandernd oder ruhend, plötzlich einmal zu Boden und bückte sich zu einem der oft mimosenartigen, hungersmalen Nehrungsblümchen hinunter, deren rührend kleine Blütensterne nicht minder leuchteten als die der großen, wohlgenährten Blumenschwestern auf dem sicheren Festlande, dann packte ihn vielleicht hier schon ein beglückender Schauer vor den Wundern dieser Landschaft. Denn er fühlte gerade beim Anblick solcher lichten Hungerblümchen die Allgewalt des Lebens, das auch die winzigsten Lebewesen, ja, noch das unsichtbare Atom, aufs innigste durchdringt.

Und nun dort, in greifbarer Nähe, die gewaltige Wanderdüne! Ein Wunder an Schönheit im Spiel der Formen und Linien seiner Hügel und Täler. Musik der Erde und des Himmels, deren schwingende Melodie sich jedem empfindsamen Herzen übertrug. Aber doch nicht nur ein Symbol des lichtfrohen Lebens, sondern auch des Todes. Seit Jahrtausenden hatte der harte Seewind den fliegenden Sand der Meeresküste über den flachen Nehrungssockel dem Haffe entgegengetrieben. Hier staute er sich zu einem immer mächtiger werdenden Wall; zu einer schier endlos langen Seesandschlange, die, ewig unruhig, ewig in Sturm und Wind hin und her sich windend, an der Haffküste lag, wo sie vor Zeiten eine Rel-

he von Nehrungsdörfern unter ihrem Leibe begraben hatte.

Bei Rossitten erst traf man nach endlos scheinender Wanderung, auf der man kaum einem Menschen begegnet war, die erste durch Sandgras und Kiefern festgelegte Düne. Hier gab es ein breiteres Stück fruchtbaren Landes, auf dem sogar Getreide angebaut werden konnte. Vor dem Dorfe blickte man auf ein mächtiges Moorbruch, über dessen himmelspiegelnden Wassern Tausende schneeweißgeflügelter Möwen ihre Kreise zogen. Hier fand man die von Professor Thienemann gegründete Vogelwarte, deren wissenschaftliche Forschungen dieses Land der Vogelzüge weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht hatten. Hier lag am Fuße der nun immer höher steigenden Dünen auch eine der ersten Segelfliegerschu-



Wald bei Liebestal

# Die Forst- und Dünenverwaltung der Kurischen Nehrung | Von Hans Karallus

Die Kurische Nehrung war früher ein sehr waldreiches Gebiet; ihre Eichen und Kiefern aus den früheren Jahrhunderten legen davon gebührend Zeugnis ab. Die Schweden und Russen sollen es wohl gewesen sein, die Waldbrände auf der Nehrung entfacheten und Abholzungen vornahmen. In unserer Zeit war die Bewaldung wieder erstanden, und nur die tote Düne bei Nidden war noch ungebändigt. Und heute wieder sieht unser Wald dort fremde Gesichter, fremde Herren. Die einstigen Nehrungsbewohner sind über das ganze Restvaterland verstreut. Unser Leben ist anders geworden, vielleicht einsamer, aber die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit unserer Heimat-erde ist bestimmt nicht kleiner. Warum sollten wir nicht hoffen, wo schon so viele Veränderungen in den letzten Jahrhunderten das Weltbild gestalteten?! Das Haff und das Meer werden unverändert bleiben, unsere Hoffnung ebenfalls.

Die Vorgänger unserer Förster waren die Wildnisbereiter. Davon wissen wir heute noch Verschiedenes. Die Vorfahren von Erhard Richter, Berlin-Schlachtensee, waren etwa im 16. und 17. Jahrhundert noch „Wildnisbereiter zur Mümmel“. Von etwa 1675 bis 1750 saßen sie auf Gut Stragna bei Prökuls. Sie wurden damals als Wildnisbereiter des Prökuls'schen und des Windenburger Kreises bezeichnet. Ihnen unterstand auch die Kurische Nehrung nördlich bis Schwarzort, wo ihnen auch die Einkünfte aus dem um 1697 errichteten Krug gehörten. Diese beiden Wildnisbereiter hießen Otto Felgendrew und Christian Gabriel Müllich. Wie ich mich erinnere, war Müllich auf dem kleinen Friedhof unterhalb des Kurischen Hofes begraben. Diese Gräber sollen noch bis 1920 von der Familie Stellmacher gepflegt worden sein. Die Verpflichtung hierzu soll aus einem Verkauf der Forsthäuser um 1850 an die Familie Stellmacher stammen. Das war noch die Zeit der Wildnisbereiter, die ihren Dienst zu Pferde ausübten.

Später war die Forstverwaltung auf der Kurischen Nehrung der Revierförsterei in Schwarzort übertragen. Dort amtierte bis in die zwanziger Jahre der Revierförster Schuhmacher, bis er etwa um 1920-23 durch den Revierverwalter Louis Stellmacher abgelöst wurde. Stellmacher hatte alle Häuser und Hotels verkauft und sein ganzes Vermögen durch die Inflation verloren. Forstrat Luther war ihm wohl gesinnt und verhalf dem ungelerten Fortmann zu dieser wichtigen Stellung. Stellmacher unterstanden die Forstbeamten in der Hilfsförsterstelle in Nidden, die Fortschutzgehilfin Martha Schmidt in Perwelk und die Forsthilfswalderin Frau Zander in Nidden. Die Hilfsförsterstelle in Nidden war unbebaut; es wohnten die damaligen Forstgehilfen (Hilfsförster) jeweils entweder in den Fischerhäusern oder auch bei Johann Froese, Martin Rademacher, Fischmeister Franz Korinth oder bei Frau Zander. Fischmeister Korinth wohnte während seiner Amtszeit im Leuchtturmwärterhaus. Die Forstbeamten der Hilfsförsterstelle Nidden waren: August (Audi) König etwa um 1920/21, Franz Haselmeier 1922-24, Hans Radeck

1924-26, Hans Karallus 1926-28, Paul Abromeit 1928-30, Ernst Radeck um 1931, Fritz Waitschies 1931-32, Willi Grauduschus 1932-34, Hans Kurschus 1934-36, Willi Hardt 1937-39 und von 1939 bis zum Ende August Kurschus. Dortselbst verheirateten sich die Förster Hans Radeck mit Fräulein Zander, Ernst Radeck mit Fräulein Stragies, Fritz Waitschies mit Fräulein Korinth und August Kurschus mit Fräulein Rademacher. Damit hatten vier Förster während ihrer Dienstzeit in Nidden ihr Herz verloren. Alle Paare leben auch heute noch gut zusammen, nur Fritz Waitschies kam aus dem Krieg nicht mehr zurück. Er war zuletzt Revierförster im Dienst der Stadt Memel in Charlottenhof. Viele unserer Fortbeamten gaben ihr Leben im sinnlosen Völkermorden.

Als Nachfolger von Revierverwalter Louis Stellmacher, der etwa um 1936 in den Ruhestand trat, wurde der inzwischen verstorbene Oberförster Gustav Neubert als Forstverwalter in der früheren Revierförsterei Schwarzort eingesetzt. Neubert amtierte bis zur Flucht in Schwarzort und hatte seit 1939 noch den Hilfsförster Rothe aus dem Altreich zur Dienstleistung zur Verfügung. In Perwelk war die Fortschutzgehilfin Martha Schmidt, die nach dem Tode ihres Vaters die Dienstgeschäfte desselben weiter versehen durfte. Sie war die einzige weibliche Fortschutzgehilfin im Memelland und später auch im ganzen Deutschen Reich. Sie kam erst vor kurzem aus der Heimat, wo sie auch unter den Russen ihren Dienst weiter versehen durfte. Ihr Mut und ihre Leistungen waren wirklich einmalig. Der jeweilige Forstbeamte in Nidden war auch unmittelbar Vorgesetzter von Martha Schmidt. Schließlich war Frau Zander in Nidden im Hause Rademacher die Verwalterin der Forsthilfswalder. Sie erledigte alle Geldgeschäfte, kassierte die Erlöse aus den Holzversteigerungen und zahlte uns meist immer abgebrannten Forstbeamten das Gehalt aus.

Zu den Dienstaufgaben der Forstbeamten auf der Nehrung gehörten der Holzeinschlag, die Neuaufforstungen und laufenden Kulturarbeiten, der Wegebau und die Uferbefestigungen, der Forstschutz und die Jagdausübung. Die Jagdausübung war die schönste aller dienstlichen Aufgaben. Wo noch der König der Nehrung, der Eich, zu Hause war und wo die Vogelwelt so einmalig ihren Reichtum ausbreitete, da war die Lust zum Jagen nicht zu nehmen. Neben recht guter Hasen- und Rehjagd stand die Entenjagd am Haff, am Seestrand und in der Palwe an hervorragender Stelle. Dann im Herbst, während des großen Vogelzuges, war die Taubenjagd an der Vordüne lohnend. Hier wurden an manchen Tagen, wenn der Zug günstig war, 20 und mehr Tauben geschossen. Das waren die Tage, an denen auch der Krähenzug gut war und auch die Fischer ihre 50 oder manchmal gar 100 Krähen fingen. Von Wilderern war nichts zu merken. Nur einmal waren zwei kapitale Elchschauler mit Schrot von einem Dünenwärter in Sandkrug erlegt worden. Darunter war auch der „Badeelch“ und Stranderschreck von Sandkrug, wohl der stärkste Schauler, der auf diese grausame Art aus seinem Dasein gerissen wurde. Unsere Elche zwischen Rossitten und Memel sollen unvergessen bleiben! Die letzten Nachrichten aus der Heimat besagen, daß auch der Eich noch nicht ausgestorben ist, sondern auch auf der Kurischen Nehrung wieder seine Fährte wie vor Jahrhunderten zieht. Im ewigen Kreislauf der Natur wiederholt sich alles: Leben und Vergessen!

Noch mehr als die Förster standen die Dünenbeamten auf der Kurischen Nehrung im Kampf mit dem Sand und dem Wind. Das Hochwasser und der Sturm am Strand nagten an ihrem künstlichen Lebenswerk: der Vordüne. Auch die Dünenbeamten kamen meist aus Forstkreisen. Ihre Verwaltung ist nicht so alt wie die Forstverwaltung. Die Bepflanzung der Nehrung erfolgte zu einer späteren Zeit. Etwa um 1880 fingen diese Wiederbewaldungsversuche an, die, wie wir wissen, durch die Bepflanzung mit den Bergkiefern zu einem vollen Erfolg führten. Hier sind noch die Namen der alten Pioniere des Dünenbaus wie Düneninspektor Epha in Rossitten und Hagen in Sandkrug nicht ganz vergessen. Der Gedenkstein zur



Der Maler Hans Kallmeyer

mit einem 1935 in Preil erlegten Elchgeblät mit Förster Hans Kurschus

## Heute in Kinten

Über die heutigen Zustände in dem Dorf am Kurischen Haff wird berichtet: Das frühere Gast- und Kaufhaus Schmidt dient heute als Speicher für Kolchosgetreide. Im Saal finden Theater- und Kinovorführungen statt. Das frühere Posthaus dient jetzt als litauische Volksschule. Auch die evangelische Kirche wird als Getreidespeicher der Kolchose benutzt. Evangelischer und katholischer Gottesdienst wird in dem gegenüber befindlichen Gemeindehaus abgehalten.

## Die Grüne Straße soll grün werden

Sowjetische Zeitungen berichten über die Aufbauarbeiten im Herzen Memels. Danach ist der Wiederaufbau der Libauer Straße fast vollendet, ebenfalls die Bepflanzung dieser Memeler Hauptstraße mit Bäumen. Bekanntlich ist die Libauer Straße, die heute Montestraße heißt, durch die Zerstörungen rund um den Alexanderplatz über Sparkasse und Dampfboot-Haus hinaus bis zur Börsenbrücke in gerader Linie fortgeführt worden und reicht damit von der Dange bis zu den Kasernen an der Planlage bei Sprech-An. Zwischen Roßgarten- und Alter Sorgen-Straße entstanden in den letzten Jahren neue Wohnblocks in russischem Einheitsstil. Auch wurde die Straßendecke asphaltiert.

Auch an anderen Stellen der Stadt wird gebaut und verschönert. So wird gegenwärtig die Grüne Straße, eine Parallelstraße zur Parkstraße, ausgebaut. Sie hat ihren alten Namen behalten, und die sowjetische Presse schreibt, sie werde nun ihrem Namen Ehre machen und wirklich eine grüne Straße werden. Sie ist nun asphaltiert worden und erhält ebenfalls schattenspendende Bäume.

Vielleicht können uns Leser, die in der letzten Zeit aus Memel gekommen sind, sagen, welche Straße heute den Namen des russischen Dichters Maxim Gorki führt. Diese Straße ist jetzt ebenfalls mit jungen Bäumchen bepflanzt worden, nachdem eine Verbreiterung durchgeführt worden war. Die Verbrei-

terung hat die Anlage eines Blumen- gürtels auf einer Straßenseite möglich gemacht. Ebenfalls hätten wir gern gewußt, welcher Memeler Platz heute den Namen Lenins trägt, denn es wird auch von gärtnerischen Anlagen auf einem Leninplatz berichtet.

Es sei hinzugefügt, daß man sich durch diese an sich so erfreulichen Maßnahmen über das Gesamtbild des heutigen Memel nicht täuschen lassen soll. Weite Teile der Stadt liegen nach wie vor in Trümmern. Weite Teile sind von den Verschönerungsmaßnahmen überhaupt nicht erfaßt und verkommen weiter, so das Viertel um den Ferdinandplatz, Bommelsvitte und andere Stadtviertel. ri.



dem Memeler Reeder Carl Wiese zum 85. Geburtstag am 7. August. Der Sohn eines holsteinischen Bürgermeisters kam mit 25 Jahren nach Memel,



Reeder Carl Wiese auf der Probefahrt seines Neubaus M. S. Luciana

wo er in die Firma A. H. Schwedersky Nachf. eintrat. Schon 1903 konnte er die Reederei und Schiffsmaklerei zusammen mit Konsul Louis Jahn erwerben und kaufte bald darauf die ersten beiden eigenen Schiffe an, die Dampfer „Moltke“ und „Lloyd“. Bis zum Ausbruch des

ersten Weltkrieges erhöhte sich die Flotte der Reederei auf eine Tonnage von etwa 9000 Tonnen. Namen wie „Hansa“, „Bismarck“, „Saxonia“, „Hollandia“ und „Prussia“ sind noch manchem alten Memeler ein Begriff. Schwer wurde dem Jubilar die Zeit nach dem verlorenen Kriege. 1920 konnte mit dem Dampfer „Memel“, einem 4000-Tonner, ein neuer Anfang gewagt werden. 1926 aber wurde, als Konsul Jahn die Firma verließ, die Reederei ganz aufgegeben. Aber nur zwei Jahre beschränkte sich Carl Wiese ganz auf die Maklerei, Stauerel und Spedition (Import schwedischer Pflastersteine und Kalksteine für die Zellulosefabrik). 1928 begann er erneut den Reedereibetrieb mit den Schiffen „Gotland“, „Friesland“ und „Holland“. Das weiße W im grünen Feld war in allen Häfen der Ost- und Nordsee wohlbekannt. Als Memel im letzten Kriege evakuiert wurde, verlegte die Reederei nach Lübeck. Ihre Schiffe wurden versenkt oder, wie die „Gotland“, an die Sowjetunion als Reparationsleistungen übergeben. Das Lebenswerk Carl Wieses schien zerstört. Was er in Memel besessen, was stets ein Stück der Geltung unserer Heimatstadt ausgemacht hatte, war dahin. Seine Ämter als schwedischer Vizekonsul, als Hafendirektor und Handelsrichter, als Vorstand des Seemannsheimes und Aufsichtsratsmitglied unserer Zeitung, um nur einige zu nennen, war nur noch Erinnerung. Aber Wiese resignierte nicht. Er hatte schließlich zwei Söhne und zwei Töchter, für die das Werk fortgesetzt werden mußte. So wurden wieder neue Wiese-Schiffe in Auftrag gegeben, und das 85jährige Geburtstagskind hat heute die Freude, größere und modernere Schiffe als von Memel unter seiner Reedereiflagge fahren lassen zu können. Wir wünschen ihm und seiner Reederei weiteres Wohlergehen und glückhafte Fahrt!

Zum 70. Geburtstag am 4. August dem Händler Fritz Swars aus Mädelwald, Kr. Heydekrug, jetzt Krefeld, Prinz Ferdinand-Straße 131. Nach der Flucht aus seiner Heimat wurde er noch Soldat. In Meklenburg erlebte er das Ende des Krieges. Nach langem Suchen fand er seine Frau und seine beiden Töchter in der Nähe von Hannover. Heute lebt er in selten geistiger und körperlicher Frische bei seinen Kindern in Krefeld. Für den weiteren Lebensabend wünschen wir ihm alles Gute.



## „Das Wunder am Meer“

(Schluß)

um Nidden in dem sonnenstrahlenden Herbst des Jahres 1944. Wir ahnten, daß es ein Abschied für unabsehbare Zeit sein würde. Denn drüben, fern, jenseits des Haffes, bummerten, dumpf, schon die Kanonen. Eines Abends erlebten wir Schauriges:

Wir saßen im Zauber des Mondenscheins am Haff. Der Krieg war vergessen  
Im Rausche dieses holden Seins.  
Er schlief aber nur unterdessen.  
Da wuchsen, grell, überm fernem Land  
Am Himmel vier Lichterbäume.  
Bald säten Dämonen dort Mord und Brand.  
Wir schämten uns unserer Träume.  
Die Wolken zuckten wie wabernde Glut,  
wenn jählings die Bomben lohten.  
Im Haff aber glomm es wie brennendes Blut,  
wie Blut von tausend Toten . . .  
Es war der Brand von Tilsit, den

wir, obwohl aus so weiter Ferne, bis ins Herz erschauernd miterlebten. Am nächsten Tag eilten wir auf unsern Rädern, schon fast fluchtartig, heim nach Königsberg. —

Wird es zum letzten Male gewesen sein, daß damals Blut floß in unserem brennenden Heimatlande? Dunkel drohend steht die Zukunft hinter der vulkanischen Gegenwart. Noch schaut das Schicksal uns an mit unergründlich starrem Basiliskenblick. Doch wollen wir — trotz allem — nicht glauben, was ich, der Gerechtigkeit des Schicksals vertrauend, in meinem Buche „Flucht und Einkehr“ schrieb?

Was auch geschieht auf Erden an Untat, findet sein Gericht.  
Wir sollten stille werden.  
Wir Menschen sind die Richter nicht.  
Worüber wir jetzt klagen,  
wird eines Tags zerronnen sein.  
Was wir uns jetzt versagen,  
wird einst für uns gewonnen sein.  
O welches Wunder: Leiden vergehen wie ein Abendwind,  
wenn wir uns selbst bescheiden und dem Geschick gehorsam sind.

## Memeler Dampfboot



Das alte Heimatblatt

erscheint zweimal im Monat

Bestellungen nimmt jede örtliche Postanstalt zum Bezugspreis von DM 1,00 zuzügl. 6 Pf. Porto entgegen  
Verlag F. W. SIEBERT, Ostfendstraße 14, Ruf 83170

Licht, wenn wir das Dorf durchschritten zwischen seinen weißen Fischerhäusern mit den kornblumenblauen Fensterläden, vor denen die hohen Sonnenblumen standen in den farbenbunten, lachenden Gärten. In den einsamen Dünen, in dem durchsonnten, duftenden Kiefernwalde rings um das Dorf fühlten wir uns in einem heiligen Lande. Silberweiße Möwen segelten, unzählbar, über den schwarzen, knorrig-kurenkähnen drunten am Strande des Haffes. Abends raunten die hohen Halme des Schilfes vor unseren Fenstern im lauen Sommerwind. Die Wolken färbten sich jede Stunde mit tieferen und phantastischeren Farben. Hoch ins silberne Windgewölk hinein ragten die riesigen rauschenden Kiefern nahe dem Strande, deren Stämme bei jedem Sonnenuntergang wie Gold und Kupfer glühten. Rote Segel brannten über dem Haff in der dunklen Glut des abendlichen Himmels. Und wenn dann gar der Mond auftauchte und in den Wassern des Haffes eine breite, schimmernde Silberbahn baute, neben der, welthin, der Widerglanz der Sterne tanzte in der leicht gewellten Flut, dann konnte einem manchmal fast der Atem stillstehen vor diesem zaubertrunkenen Bilde.

Auch die Begegnung mit den Fischern, diesen mächtigen, breitschulterigen Gestalten, wurde ein Erlebnis. Schon der Anblick ihrer arbeitgehärteten, wuchtigen Fäuste flößte uns Städtern mächtigen Respekt ein. Ihre Stirnen waren zumeist von Runzeln und Runen durchfurcht. Ihre hellen Augen jedoch leuchteten, haffblau, als hätten sie nimmer Not und Tod ins Antlitz geschaut — Ihre Frauen aber schienen uns mit ihren stillen, feingeschnittenen Gesichtern manchmal wie mittelalterliche Madonnenbilder, wenn sie in ihren farbigen Trachten in der besonnenen Blumenpracht ihrer Gärten standen.

Majestätisch sahen wir, nahe dem Dorfe, aus dem Tale des Schweigens die Hohe Düne im smaragdnen Himmel ragen, die uns magisch immer wieder zu sich zog. Fast täglich standen wir droben. Wenn vom Meere her der Sturmwind über sie brauste, dann wühlte er den losen Sand auf, peitschte ihn uns wie feine, scharfe Glassplitter gegen die nackten Füße und wirbelte ihn über den Dünenkamm wie lichtblondes Frauenhaar. Die weniger gefühlstrunkenen Nehrunger sagten dann: Die Düne raucht.

Wanderten wir nordwärts, in den Bruchwald hinein, dann schauten uns aus dem Dämmerlicht der Erlenbüsche und Bäume riesige Eiche an wie Tiere aus einem sternfernen Lande, wie Fabelwesen aus Urzeit, deren Augen wie meertiefe Spiegel der Ewigkeit schienen, so urseelenruhig und so unergründlich schauten sie drein, stumm, unbeweglich, als wären sie aus Stein gehauen. — Ja, Tage lebten wir, da fühlten wir uns selber wie in einer anderen, unirdischen Welt. Da standen wir, irgendwo, in mystischer Versunkenheit und wußten wirklich nicht mehr, ob wir noch Menschen oder schon Götter seien, trunken vom Licht des Ewigen, Eins mit dem Urschoß der Welten-Seele, deren beglückende Kraft wir in jeder Leibesfaser fühlten. — Da ging uns vor den wetterzerfetzten, krummgebogenen, doch so lebensstrotzigen Kiefernbaumen deren tiefes Sinnbild auf und ward in uns lebendiger Daseinswille: Alle Kraft wächst im Kampfe mit Not und Tod! Dieses frohe Wissen nahmen wir jedesmal nach

solcher Wanderfahrt mit in die steinerne Stadt. —

Von Nidden ging es entweder zu Fuß durch Wald und kupstenüberhöhte Dünen weiter nordwärts hinauf, oder ein schneeweißer Dampfer trug uns, immer an den lichtschimmernden Dünen entlang; vorüber an den ärmsten Nehrungsdörfern **Preil** und **Perwelk** nach **Schwarzort**, der heimlichen Königin der Nehrung, die in ihrem hochragenden, schwarzgrünen Walde, dem ältesten und schönsten der Nehrung, wie von einem dunklen feierlichen Gewande umhüllt, im Lichte lag, verträumt wie eine sonnentrunkene Frau. — Täler und Hügel durchzogen den Wald. Ein paradiesischer Friede umfing uns, der nur in der Gegend der hohen Reiherhorste durch die lärmende Unterhaltung der großen Vögel gestört wurde. Auf den Höhen hinter der kleinen gotischen Kirche ergriff es uns einmal, als wir aus dem Dünengrabe, wie schmerzgekrümmte Arme, entblätterte, weißgebleichte Äste ins Licht sich recken sahen: Zweige aus der Krone eines Kiefernbaumes, den die Düne einst unter sich begraben hatte. Der Tod mitten im Sonnenschein! — Den weiten, breiten Schwarzort Strand mit seinem fast schneeweißen Sande

glaubt man heute noch leuchten zu sehen, wenn man, rückerinnernd, die Augen schließt. Ebenso unausstöschlich blieb dem Gedächtnis das verschwegene, dunkle Tannental, der romantische Weg an einem murmelnden Wasserchen entlang durch dämmernden Wald zu der gewaltigen Grickinnalinde mit ihrem gespenstischen Astgewirr, unter dem wir uns immer wie in einer alten, heidnischen Kultstätte zu stehen wähnten. — Wie könnte man je auch die Aussicht von dem Blocksberg vergessen, von dem man über die bewaldeten Dünen hinweg bis nach **Memel** schauen konnte. — Dorthin trug uns eines Tages wieder einer der weißen Dampfer, dünenentlang, an **Sandkrug** vorbei, daß der Stadt gegenüber liegt, in der uns bald nach der Landung an dem Brunnen vor dem Portale des Stadttheaters, liebreizend, das Änchen von Tharau begrüßte und später auch sein einstiger Sänger **Simon Dach** . . .

Mein Gott, wie lange liegt das alles zurück. Was hat die Nehrung, was haben wir alle inzwischen erlebt und erlitten! — Tiefst erschütternd, für immer der Seele eingebrannt, blieb uns unsere allerletzte Nehrungsfahrt und die Wanderung auf den hohen Dünen



**Grickinn-Linde in Schwarzort**

war, aber nie werde ich jene Dünenwanderung vom 23. Juli 1943 vergessen, weil sie auf dem Rückweg plötzlich eine ganz besondere Bedeutung bekam durch eine seltsame Bemerkung eines unserer Freunde. Noch ganz schönheits-trunken und ergriffen von der Herrlichkeit des soeben Geschauten schritten wir schweigend und versonnen die westlichen Dünenhänge hinunter und näherten uns der alten Nehrungspoststraße. Da bleibt jener Mann stehen und ruft uns zu: „Könnt ihr euch vorstellen, daß wir alle diese herrliche Naturschönheit jetzt zum letzten Mal geschaut haben, daß wir niemals wieder auf die Kurische Nehrung kommen werden, daß dieses Land uns bald verloren gehen wird, daß wir vielleicht auch unser ganzes Ostpreußen aufgeben müssen, daß jene gewaltigen Menschenmassen des Ostens, wenn sie erst einmal in Bewegung kommen, nicht mehr aufzuhalten sind und über die Weichsel, vielleicht sogar über die Oder vorwärtsdringen werden, daß Millionen deutscher Menschen von dem Boden vertrieben werden, den ihre Ahnen 700 Jahre hindurch bewohnt und kultiviert haben.“ Wir standen ganz erschüttert da und waren wie betäubt von diesen Worten und konnten nur den Kopf schütteln über jene Äußerung des Unheilspropheten. Aber dennoch gingen uns diese Worte nach auf dem ganzen Heimwege auf der Nehrungsstraße inmitten des tiefen Friedens und der Stille jenes prächtigen Sommerabends in Schwarzort, und es lag wirklich eine Art Abschiedsstimmung über der Landschaft. Wie oft habe ich später an jene dunkle Prophezeiung von der Dünenwanderung im Juli 1943 denken müssen, als die furchtbare Katastrophe über uns hereinbrach und jene Worte sich erfüllten mit einer Realität und Schrecklichkeit, wie sie kein Deutscher jemals für möglich gehalten hatte.

### **„Unterm Generalsuperintendenten nicht!“**

Einmal machten wir, zwei memelländische Geistliche, eine längere Radtour und kehrten bei einem Pfarrer ein. Ob wir ihm oder seiner Gattin ungelegen kamen, konnten wir schon damals nicht ausmachen, denn nach einigem Hin und Her zwischen Amtszimmer und Küche reichte er uns beiden lediglich einen Schnaps, was wir gerade bei ihm nicht erwartet hatten. Er ließ uns wieder allein mit der Entschuldigung, daß die Kaffeezeit schon vorüber sei. Als wir die weitere Entwicklung der Bewirtung abwarteten, lästerte mein Freund, der Herr Amtsbruder steuere auf den Superintendenten los. „Das werde ich ihm sagen“, schlug ich vor. Trockenes Lachen erschütterte meinen Freund: „Du wirst doch nicht!“ Aber als der Pfarrer ins Zimmer trat, versteinerte mein Reisekamerad, da ich mich tatsächlich an unseren Gastgeber mit der Frage wandte, ob es wahr sei, was man erzähle: daß er wirklich Superintendent werden wolle. Der Angeredete stutzte, reagierte dann aber recht gewandt: „Unterm Generalsuperintendenten mache ich es nicht!“

Diese Anekdote hat noch eine Fortsetzung. Als der Betreffende sich gelegentlich im Memeler Konsistorium zeigte, kriegte ihn der Generalsuperintendent zu sehen, komplimentierte ihn ins Allerheiligste und nötigte ihn, im Schreibtischsessel Platz zu nehmen. Verlegen sträubte sich der Kollege. „Aber warum denn nicht“, meinte der hohe Herr, „Sie wollen es doch nicht unterm Generalsuperintendenten machen.“ v. M.

# Dünenwanderung

von Dr. R. Dumath

Es war im Sommer 1943 in Schwarzort. Wir ahnten damals nicht, daß es der letzte rechte Feriensommer auf unserer herrlichen Nehrung sein sollte. Wie gewöhnlich verlebten wir die grossen Ferien dort, wohnten in unserm schönen Landhaus am Haffstrand und pilgerten jeden Vormittag durch den Tannen- und Kiefernwald hinunter zur See. Trotz der Kriegszeit waren viele Fremde aus Ostpreußen und dem Reich zur Erholung nach Schwarzort gekommen, lebten wir doch damals dort noch wie im tiefsten Frieden. Manch liebe Gäste hatten auch in jenem Julimonat unser Haus besucht, es waren alte Freunde darunter aus der Heimatstadt Pillau und aus den Königsberger Studentenjahren. Man unterhielt sich von längstvergangenen Zeiten, aber auch von der ernsten, sorgenvollen Gegenwart. Einer meiner Freunde war als Hauptmann am Don verwundet worden und befand sich auf Heimat- und Genesungsurlaub; er verfolgte mit ganz besonderem Interesse die Berichte von der russischen Front und war in höchster Erregung, als in jenen Tagen die Nachricht durchkam, daß Orel aufgegeben werden mußte. „Das kann die schlimmsten Folgen für den ganzen Kriegsausgang haben“, so meinte er damals. Wir hielten es für übertriebenen Pessimismus.

Für den nächsten Nachmittag wurde eine Dünenwanderung in Aussicht genommen, und da das Wetter strahlend schön blieb, konnte der Vorsatz auch durchgeführt werden. Wir gingen vom Villenviertel die Dorfstraße nach Süden hinunter an der Kirche vorbei und durch den Ortsteil Karwaiten, wo die letzten Fischerhäuser standen. Dann führte unser Weg an den Reiherbergen vorüber über den Scharfenberg an den Haffstrand hinunter. Es war ein warmer Sommertag, die Sonne leuchtete vom klarblauen Himmel auf die weißen Dünen, das spiegelglatte Haff, den dunkelgrünen Wald und den dazwischen eingebetteten lieblichen Nehrungsort. Ein besonderer Zauber seltsamer Schönheit lag an jenem Julitag über dieser einzigartigen Landschaft. Nach einem erfrischenden Bad im Haff stiegen wir langsam die weißleuchtenden Dünenbänke hinauf, bis wir die höchste Spitze erreicht hatten. Wenn auch die Dünen bei Nidden höher und gewaltiger sind, so konnte doch auch diese Schwarzort-Dünenwelt in ihrer Mannigfaltigkeit von Kuppen und Einzelhöhen und ihrem allmählichen Uebergang vom Wald- und Heidecharakter zur eigentlichen Dünennatur uns immer wieder in ihren Bann ziehen. Nach der Haffseite zu war diese Dünenregion dauernden Veränderungen unterworfen, in jedem Sommer konnte man hier und da andere Formen und Bildungen vorfinden. Von der höchsten Erhebung dieser Sandwüsten bot sich uns wieder jenes überwältigende Bild: am Fuße der Dünen unten das blaue Haff, drüben im Osten der Küstensaum des Festlandes und auf der anderen Seite im Westen, wo der schmale Nehrungstreifen endet, die grenzenlose Weite der offenen See, und dazwischen die erhabene Einsamkeit dieser Dünenlandschaft, in welcher wir Menschen uns so ganz klein vorkommen. Oft hatte ich jenen wundersamen Zauber der Nehrungsdünen auf mich wirken lassen in den 25 Jahren, in denen mir jenes Land um Memel und Schwarzort zur Heimat geworden

# Das Kurische Haff reichte einst bis Tilsit

In dem so lebendigen Erinnerungen wachrufen- den Aufsatz über Ober-Eißeln (Folge 31) wird die Vermutung ausgesprochen, daß das Vorbild für die beschnittenen Tennenpyramiden Sanssouci gewesen sein könne. In dem „Heimatsbuch des Kreises Tilsit-Ragnit“ von Erich Kuhnke, 1932 bei Kreide in Ragnit erschienen, finde ich eine abweichende Erklärung. Danach habe an der Stelle des Schoberschen Gasthauses, dessen Inhaber noch ein Schüler von mir war, ein zum Gute Tussainen gehöriges Jagdhaus gestanden, das 1800 erbaut war und 1888 abgebrochen wurde. Der Besitzer, von Sanden, habe 1813 einen verwundeten Franzosen bei sich aufgenommen und gesund gepflegt. Dieser sei bis an sein Lebensende in Tussainen geblieben und habe aus Dankbarkeit an dem schönsten Aussichtspunkt auf die Memel den Park und die Fichtenpyramiden nach dem Muster von Versailles angelegt.

Die Gegend bei Ober-Eißeln hat den Geologen manches Rätsel aufgegeben. Westlich der Inster zieht sich hier ein Endmoränenzug hin, der bei Ober-Eißeln die Memel erreicht und als Wilkischkener Höhenzug Anschluß an die Baltische Grenzendmoräne findet. Östlich dehnt sich ein weites mit eisenhaltigem Heidesand bedecktes Gebiet hin, in dem die Jura zur Memel fließt. Deutlich zeichnet sich für den Kundigen südlich ein rund zwei Kilometer breites Tal mit Urstromcharakter ab, in dessen unteren Teil die viel zu kleine Inster zum Pregel eilt. Auch heute noch herrscht Übereinstimmung darüber, daß hier einst, von der Barriere im Westen aufgehalten, die Memel sich südwärts gewandt habe und zum Pregel abgeflossen sei, um hier den Weg zur Mündung zu suchen. Übereinstimmung besteht auch darüber, daß das Kurische Haff als flache Ausbuchtung der Ostsee bis nach Tilsit

gereicht habe, wofür die Sanddünen in den Bergen von Jakobsruhe noch Zeugnis ablegten. Nun aber gehen die Meinungen auseinander. Die einen glaubten, die Memel habe vor der Barriere einen großen See, den Jurasee aufgestaut, bevor sie nach Süden abfloß; dann habe sie in Jahrhunderten oder Jahrtausenden den Höhenzug durchnagt und einen näheren Weg zur See geschaffen, wofür das Urstromtal von Ober-Eißeln bis zum Rombinus Zeugnis ablege. Schon Kraus und Heß von Widiorff waren abweichend der Ansicht, und Bernhard Körnke schuf durch eingehende Untersuchungen an Ort und Stelle von einem Durchbruch kann danach keine Rede sein; der Boden des angeblichen Durchbruchtals hatte schon seine Gestalt, als sich das Eis darüber schob. „Es brauchen keine Worte mehr darüber verloren zu werden“, sagt Körnke, „wir müssen in der Tussainer „Terrasse den Rest eines alten Depressionsbodens des subglazialen Reliefs sehen. Die Memel fand den Boden bei ihrem Lauf in dieser Gegend vor und zerstörte ihn durch starke Tiefenerosion und Mäanderbildung, so daß nur wenig davon übrigblieb. Das Tal war unter dem Eis schon ähnlich dem heutigen Tal angelegt, aber nicht subglazialer Entstehung.“ Schmelzwässer hätten ein unterirdisches Eistor geschaffen; die Memel fand den kürzeren Weg nach Westen schon vorgezeichnet und füllte nur in langer, langer Zeit mit abgeschliffenem Geröll, mit Moränenschutt und Sinkstoffen das Delta an, das sich immer weiter in die vorgelagerte Bucht des Kurischen Haffes hinaus schob. Das hochaufgebaute Diluvialprofil habe vielfach unter Abrutschungen zu leiden gehabt, wie der Rombinus noch in jüngerer Zeit, und so sei der Eindruck eines Durchbruchtales entstanden.

Arnold Grunwald



## Hier abtrennen

Hiermit bestelle ich bis auf Widerruf die Zeitung

**DAS OSTPREUSSENBLATT**

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Die Zeitung erscheint wöchentlich.

Den Bezugspreis in Höhe von 1,50 DM bitte ich monatlich im voraus durch die Post zu erheben.

Vor- und Zuname

Postleitzahl

Wohnort

Straße und Hausnummer oder Postort

Datum

Unterschrift

Ich bitte, mich in der Kartei meines Heimatkreises zu führen. Meine letzte Heimatanschrift:

Wohnort

Straße und Hausnummer

Kreis

Als offene Drucksache zu senden an

Das Ostpreußenblatt  
Vertriebsabteilung

Hamburg 13, Postfach 80 47

**Braunsberg**

## Treffen der Ehemaligen in Hamburg

Zum vierten Hamburger Treffen werden die Ehemaligen aller Braunsberger Schulen (Elisabeth-Schule, Schloß-Schule, Gymnasium, Hermann-von-Salza-Schule) herzlich eingeladen. Gaststätte Remter in Hamburg 35, Neue Rabenstraße 27 (Tel. 44 83 26). Wir sehen uns am 27. Oktober ab 18 Uhr. Die Gaststätte ist zu erreichen: S-Bahn bis Dammtor, U-Bahn bis Stephansplatz Die Linien 2, 3, 9, 14, 18 der Straßenbahn halten ebenfalls am Dammtor. Auskunft erteilt Ernst Federau, Studienrat, Hamburg-Rahlstedt 1, Dompfaffenweg 43 B.

**Ebenrode (Stallupönen)**

## „Unser Recht auf die Heimat“

Ansprache von Generalsuperintendent Oberelgiger beim Heimatkreistreffen der Ebenroder in Ahrensburg am 2. September: „In einem ganz neuen Verständnis, ja noch nicht gekanntem Ausmaß ist das Wort Heimat uns zum Bewußtsein gekommen durch die Heimatlosigkeit, in die Millionen unserer Brüder und Schwestern hineingerungen sind. Diese Heimatlosigkeit ist die Einzel aller gegenwärtigen Not, die über die armen Opfer gekommen ist und wird in ihrer tiefsten Auswirkung nur von denen verstanden, die sie selbst am eigenen Leibe durchzustehen haben. Deshalb hat der Bund der Heimatvertriebenen in unserer freien Bundesrepublik seit Jahren zu einem Tag der Heimat aufgerufen, an dem alle, die sich deutsch nennen und Deutsche sein wollen, sich zusammenschließen und als ein Volk von Brüdern und Schwestern einander tragen und die Not des andern zur eigenen Not machen. Denn wer wollte behaupten, daß wir hier im Westen, die sich noch in Freiheit der schönen Heimat erfreuen dürfen, besser seien als unsere Brüder und Schwestern aus dem Osten, die dieses schwere Los der Fremdherrschaft, der rücksichtslosen Gewalt und es Terrors tragen müssen! Welch ein Ausmaß von innerer menschlicher Not durch die seit dem Vorjahre errichtete Mauer durch unsere Reichshauptstadt Berlin in Ost-Berlin und der Zone eingeschlossen und abgegesperrt ist, wo man selbst vor dem Mord an den armen Opfern nicht zurückschreckt, läßt sich mit Worten gar nicht ausdrücken! Es ist ein unverdientes Glück für uns hier in der Bundesrepublik, es ist Gnade, aber auch zugleich heilige Verpflichtung und Verantwortung, das

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

T 4694 E

Erscheint monatlich einmal an jedem 20. -  
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 6,00  
DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. -  
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt  
nicht zu Ersatzansprüchen. - Für unverlangt ein-  
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung  
übernommen. - Verlagort: Oldenburg (Oldb)



Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltszeile 70 Pf.,  
Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. -  
Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für  
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht  
übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllung-  
ort: Oldenburg (Oldb) - Verlag Werbeindruck Köhler  
u. Poltner, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

130. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Juli 1978

Nummer 7



## Das Kurische Haff liegt wie ein Spiegel

Wie ein Spiegel liegt das Kurische Haff unter einem klaren Hochsommerhimmel. Die Luft steht still. Wie eine Fata Morgana hebt sich der Leib der Wanderdünen verschwommen aus dem Wasser. Fischerhäuser, einige Boote auf dem Strand, ein Sportsegler, der gerade das Ufer erreicht hat - das ist Nidden, auch heute, im Sommer 1978. Die Aufnahme entstand am Südrande des Dorfes im Ortsteil Haken und stammt von dem litauischen Fotografen Aleknavicius.

# 30 Jahre AdM

## Wieder 1500 Memelländer beim Haupttreffen in Hamburg

Bei etwas kühlem aber sonnigem Sommerwetter trafen sich auch in diesem Jahr wieder rund 1500 Memelländer in Hamburg. Dieses Mal war nicht die gewohnte Festhalle, sondern der „Blaue Saal“ bis auf den letzten Platz gefüllt.

Der das Treffen einleitende Gottesdienst in der Gnadenkirche St. Pauli war der bisher von Memelländern bestbesuchte. Pastor Ulrich Scharffetter konnte seine zu Herzen gehende und aufrichtende Predigt vor einer memelländischen Gemeinde halten, die den Kirchenraum zu 3/4 füllte.

Das zu Beginn der Feierstunde im „Blauen Saal“ vom Ostpreußenchor Hamburg vorgetragene Lied „Heimaterde“ ließ bereits die Stabführung des neuen Dirigenten Rolf Ganzhorn erkennen. Man halte den Eindruck, einen neuerstandenen Ostpreußenchor vor sich zu haben, der den jugendlichen Elan seines jetzigen Chorleiters gerne auf sich wirken läßt und übernimmt. So waren denn auch die weiteren Liedvorträge des Chores eine gute Leistung, die die Zuhörer erfreute. Gemeinsam mit dem wirkungsvollen und einfühligen „Akkordeonorchester Armin Schneider“ gelang eine ausgezeichnete Aufführung der „Eichendorff-Kantate“ von Fritz Jeßler. Herr Ganzhorn führte Chor und Orchester zu einer Darbietung von großer Ausdruckskraft, die von den Memelländern mit lang anhaltendem Beifall belohnt und gewürdigt wurde, obwohl wegen der Länge des Programms die Aufmerksamkeit der Zuhörer nachzulassen begann. Hierauf wird in Zukunft bei der Vorplanung noch mehr als bisher zu achten sein.

Die von Klaus Reuter ausgewählten und einstudierten Rezitationen fanden aufmerksame Zuhörer. Er sowie die Damen Bocknick und Brunschede wurden für ihre Vorträge mit demselben herzlichen Beifall bedacht wie Frau Vilma Brinkmann, deren reiner Sopran die beiden ostpreußischen Volkslieder „O, käm' das Morgenrot herauf“ und „An des Haffes anderm Strand“ ausdrucksvoll und einfühlend zu Gehör brachte, wobei sie von der kleinen Birgitt auf dem Akkordeon begleitet wurde.

Die Totenehrung, durchgeführt von Pastor Ulrich Scharffetter, stand im Zeichen des Hinscheidens des stellvertretenden Vorsitzenden der AdM Wolfgang Stephani, der am Donnerstag vor dem Treffen zur letzten Ruhe geleitet worden war.

Die betonte kurze Ansprache des 1. Vors. der AdM trug der besonderen kulturellen Ausgestaltung der Feierstunde aus Anlaß des 30jährigen Bestehens der Heimatorganisation Rechnung. Er führte folgendes aus: Meine sehr verehrten Damen und Herren, werde Gäste, liebe memelländische Landsleute.

Seit Gründung unserer Heimatorganisa-

tion am 24. August 1948 hier in Hamburg „Planten un Biomen“ sind 30 Jahre vergangen.

Das 25jährige Jubiläum begingen wir vor 4 Jahren weil im eigentlichen Jubiläumsjahr wegen des Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln unser Hamburger Treffen ausfiel.

Damals gab ich im „Haus des Sports“ einen Bericht über die Tätigkeit unserer Organisation während des bis dahin abgelaufenen Zeitraumes und stattete allen Beteiligten, Gründern, ehemaligen und jetzigen Mitarbeitern im Vorstand, in den örtlichen Gruppen sowie allen übrigen Mithelfern und Unterstützern den Dank für ihre Treue und Mitarbeit ab.

Dem 30. Jahrestag unseres Bestehens tragen wir heute durch die besondere Gestaltung unserer Feierstunde Rechnung.

Daß wir nun wieder fünf Jahre älter geworden sind und recht festen Boden unter den Füßen haben, ist natürlich Anlaß zur Freude und erfüllt uns auch ein wenig mit Stolz. Wenn im letzten Jahr in unserer Patenstadt Mannheim mehr als 3000 Memelländer ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm anläßlich des 725. Geburtstages der Stadt Memel erleben konnten, bedeutet uns das selbstverständlich Genugtuung und ist der größte Dank und die größte Anerkennung für unsere Arbeit.

Viel lieber hätten wir jedoch diesen Geburtstag unserer Heimatstadt und zeitweiligen Landeshauptstadt des Memellandes dortselbst begangen und unsere Patenstadt Mannheim dorthin eingeladen, um ihr unseren Dank für die Unterstützung abzustatten, die sie uns angedeihen ließ.

Bei der Gründung vor 30 Jahren war es nicht unser Ziel, möglichst lange als Organisation zu bestehen, sondern in möglichst kurzer oder zumindest absehbarer Zeit nach Abschluß eines Friedensvertrages wieder in unsere Heimat zurückzukehren, sie aufzubauen und unser Leben dort nach diesem schrecklichen zweiten Weltkrieg weiterzuleben und neu zu gestalten.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir uns die Aufgabe gestellt, die besonderen Interessen des ehemaligen Memelgebiets und dessen Bewohner wie sie sich aus der historischen und politischen Entwicklung ergaben, zu vertreten.

Diese Aufgaben auf heimatpolitischem und kulturellem Gebiet haben wir bis heute wahrgenommen und auch die Interessen unserer Landsleute vertreten, wobei es sich um Staatsangehörigkeits-, Rentennachweisangelegenheiten, Familienzusammenführung, Aussiedlerbetreuung, Suchdienst und weitere Dienste handelte.

Diese Aufgaben bleiben auch weiterhin bestehen, denn sie sind noch lange nicht

als abgeschlossen zu betrachten. Das Hauptziel der Rückkehr in unsere Heimat haben wir bisher nicht erreicht und wir müssen feststellen, daß es heute weiter entfernt ist als wir es uns jemals vorstellen konnten.

Ich will Ihnen heute nicht auseinandersetzen warum es sich soweit entfernt hat, sondern nur feststellen, daß die Nachkriegsentwicklung der Machtverhältnisse in Europa und der Welt sich so gestaltet haben, daß zur Zeit weder an einen Friedensvertrag, den wir ja noch immer nicht haben, noch an eine Wiedervereinigung Deutschlands, die dafür Voraussetzung ist, geschweige denn an eine Rückkehr in unsere angestammte Heimat zu denken ist. Heute leben wir in der Situation, daß alle freien Völker Europas zunächst einmal gezwungen sind, alle Anstrengungen zu unternehmen, um sich gegen die Ausbreitung des sowjetischen Kommunismus zur Wehr zu setzen, wollen sie nicht der roten Diktatur anheim fallen.

Man liest und hört heute schon bedeutend mehr in der Öffentlichkeit von der machtvollen und bedrohlichen Aufrüstung der Sowjetunion vor allem zur See, die lange keinen defensiven Charakter mehr hat.

Das Eingreifen Frankreichs und Belgiens in der Shaba-Provinz in Afrika haben deutlich gemacht wie groß auch dort die sowjetische Gefahr geworden ist. Das geschieht trotz der KSZE von Helsinki, trotz aller Friedensversicherungen und Entspannungsbeteuerungen durch die Sowjetunion. Nicht ohne Grund hat der amerikanische Präsident Carter unlängst ernste Mahnungen an die Sowjetunion gerichtet.

Wir sind also gezwungen, diesem Expansionsdruck der Sowjets ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Das kann nur ein geeintes Europa sein, das von einem Freiheitswillen beseelt ist, der es für kommunistische Umtriebe nicht anfällig werden läßt. Sie wissen, daß im nächsten Jahr die ersten Wahlen zu einem europäischen Parlament stattfinden werden. Es wird aber nur ein Parlament Westeuropas werden, denn die osteuropäischen Staaten können sich daran wegen des dort herrschenden roten Sowjetsystems nicht beteiligen. Dennoch muß der Anfang gemacht werden, bevor es der Sowjetunion gelingt noch mehr Einbrüche in den europäischen Einigungswillen zu erzielen.

So hat sich auch unsere Arbeit auf diesen notwendigen Zusammenschluß Europas einzurichten, wenn es auch anders aussehen wird als es noch in den fünfziger Jahren angestrebt wurde. Wir müssen bestrebt sein diesem Europa eine Ausstrahlungskraft zu verleihen, die vor allem der Jugend gegenüber die Ausstrahlungskraft der kommunistischen Ideologie bei weitem übertrifft. Dieses Europa muß aber auch nach innen und außen so stark abgesichert sein, daß ein eventueller Angreifer abgeschreckt wird.

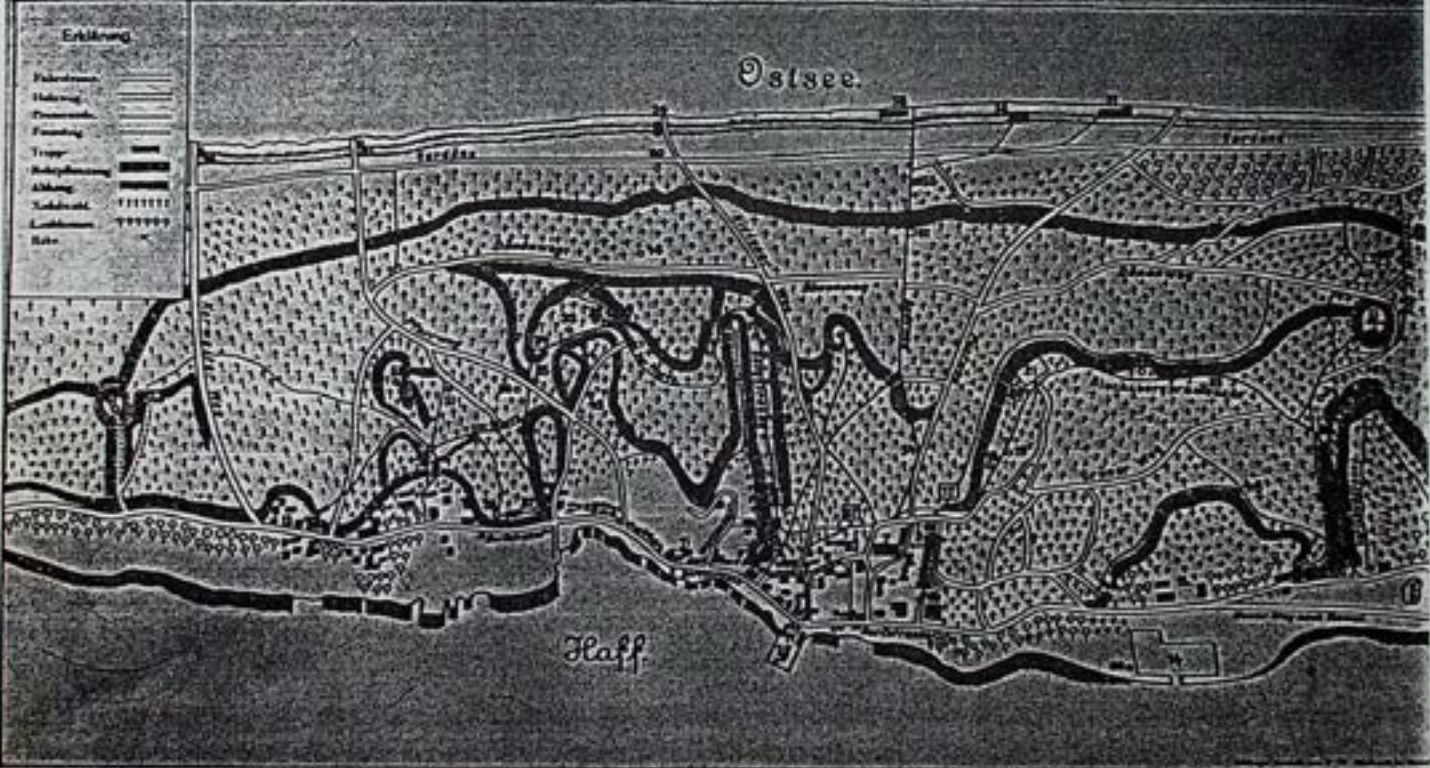
Wenn wir dem Glauben an dieses freie Europa neue Kraft verleihen können und die freihetlich demokratische Grundordnung mit ihren Idealen



**Heimattreffen der Memelländer im süddeutschen Raum**  
**am Sonntag, dem 24. September 1978**  
**in Stuttgart**  
**Höhenrestaurant - Café „Schönblick“ am Killesberg**

# Plan von Schwarzort

Plan 10 Mz



Erklärung

Feldmarkung	— — — — —
Halden	— — — — —
Flussmarkung	— — — — —
Flusslauf	— — — — —
Tropf	— — — — —
Waldmarkung	— — — — —
Abhang	— — — — —
Siedlungs	— — — — —
Lehmann	— — — — —
Bahn	— — — — —

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----

# Familie Petschulat's Ausflug nach Nidden

HEITERE ERINNERUNGEN VON GRETE KURSCHUS-KIEL

Verträumt schmiegt sich die graue, kleine Frau an der Brust ihres Geliebten. Die warmen Strahlen der Morgensonne trocknen den glitzernden Tau von den zahlreichen Bäumen der leeren Straßen, von den Blumen, welche in den Vorgärten in bunter Pracht leuchten. Sie wärmen die niedrigen Dächer dieser alten, liebenswerten Stadt, die mit ihren schmalen Straßen, romantischen Winkeln und mit ihrer anheimelnden Atmosphäre eine wohlige Ruhe und Geborgenheit ausstrahlt. Sie leuchten auch in der Magazinstraße durch die Fenster des Hauses der Familie Petschulat.

Vater ist schon lange wach; wenn die Sonne scheint, kann er nicht mehr schlafen. Er steht auf und beschaut seine noch friedlich schlafende Familie. In der Schlafkammer stehen drei Betten, die beiden Ehebetten hintereinander, daneben das Bett des siebenjährigen Bruno. Dieser freche Lorbas, wie er nun so unschuldig daliegt, denkt Petschulat.

Frau Petschulat hört ihren Mann. „Otto“, flüstert sie, „ist es all so weit?“

„Nei, nei, Emmche, kannst noch e bißche liegen; ich kann nich mehr schlafen.“

Er geht durch die Wohnstube, wo die zehnjährige Lisbeth auf der Chaiselongue schläft. Auf Zehenspitzen schleicht er zur Küche, von dort in den Flur, dann auf den Hof zum „Ortchen“.

Der Hof, eingerahmt von den Holzstäben und mit den Lattenhäufen, die zu Pyramiden oder in viereckiger Form in seiner Mitte aufgestellt sind, ist in warmen Sonnenschein gehüllt. Der Gemüllkasten, das übertriebene Plätzchen in der Ecke des Hofes, darf nicht fehlen. Sein Geruch stört niemanden, keiner stößt sich daran, er gehört nun mal zum notwendigen Übel; wöchentliche Müllabfuhr kennt man nicht. Wen kümmern die unhygienischen Zustände, die Schwärme von Fliegen?

Auch Petschulat nicht! Er beschaut sich in aller Ruhe, mit einem gewissen Stolz in der Brust, seinen großen, schon trockenen Lattenhäufen, den er mit seiner Frau, unter großer Mühe, mit dem Handwagen vom Ehmerschen Holzplatz geholt hat.

Er geht zurück ins Haus und tritt auf der anderen Seite zur Straße hinaus. Sonntäglicher Friede liegt über ihr. Er schaut nach rechts, wo sie an der Luisenapotheke vorbei zur Stadt führt. Dahinter zweigt die Mannheimer Straße ab, vorbei an dem neuen Park, wo die Menschen in erholsamer Ruhe ihre freien Stunden verbringen können.

Drüben auf einer Anhöhe steht das jüdische Krankenhaus, daneben liegt der Friedhof, umgeben von einem fremden, geheimnisvollen Zauber.

Er wendet den Blick nach links, wo sich an der Zellulosefabrik die Mühlenstraße und die Mühlentorstraße gabeln; die eine ist gepflastert, die andere sandig. In den niedrigen Häusern an ihren Rändern wohnen bescheidene, glückliche Menschen, reicher in ihrem Herzen und froher in ihrem Gemüt als so mancher viel beneidete Schloßbesitzer.

Eben will Petschulat sich ins Haus begeben, da öffnet seine Frau die Tür und schaut suchend hinaus.

„Ach, da bist du!“ sagt sie vorwurfsvoll. „Was glotzt du denn da rum? Ich dachte, du bist all fertig rasiert. Wir haben all nich mehr viel Zeit! Der Dampfer fährt all um acht.“

„Mutter, szabber nich so viel, ebend wollt ich euch wecken jehn“, antwortet er gut gelaunt.

Sie gehen ins Haus, Frau Petschulat macht im Herd Feuer. Die trockenen Latten brennen schnell an, laut knisternd züngeln die Flammen um den Boden des Kochtopfs.

Inzwischen hat ihr Mann die Kinder geweckt. Lautes Hallo kommt aus der Stube, denn endlich ist der lange versprochene Tag da – der Tag, an dem es nach Nidden geht.

„Mama! Was soll ich denn anziehen?“

Bruno kommt im Hemd in die Küche gestürzt und vollführt vor lauter Freude einen Indianertanz um die Mutter.

„Sei nich so witzig, du Gnos“, sagt die Mutter lachend, „ich jebbe dir all deine Kleider, aber zuerst mußt du dich waschen.“

Sie gießt mit dem Stippel Wasser in die Waschschiüssel und stellt sie auf die Fußbank. „Hier, wasch dich, aber tüchtig mit Seife, wenn du nich sauber bist, kommst nich mit.“

„Mama, nich grüht doch so vor Seife“, protestiert Bruno.

„Halt deinem Subas und wasch dich, sonst hol ich dem Pastor“, befiehlt Mutter energisch. Sie geht aus der Küche, um die Kleider zu holen.

Immer muß ich das tun, was ich nicht will, denkt Bruno. Aber ich bin nich dummlich, ich wasche mich nich mit Seife.

Er beeilt sich, dann gießt er das Wasser schnell in den Patscheimer, damit Mutter es nicht merkt.

„Na Bruno, bist all fertig?“ fragt sie, als sie mit den Kleidern auf dem Arm in die Küche zurückkommt. „Das jing all schnell bei dir! Hier, zieh dich an, du Lachhüder.“ Sie weiß ja, daß der kleine Bowke sie beschummelt hat.

Herrlicher Kaffeegeruch durchzieht die Küche als die Familie vollzählig versammelt am Frühstückstisch sitzt. Ein voller Teller mit aufgeschnittenem Stritzel, goldgelbe Landbutter, Eier und Schinken stehen reich-

lich auf dem Tisch. Und der Kaffee ist ein Genuß – mit seinem Schmant und Farin.

„Mama, krieg ich dem Kampen?“ sagt Bruno, gierig darauf achtend daß Lisbeth ihn nicht zuerst nimmt.

„Weil du dich so schön mit Seife jewaschen hast, bekommst du ihm“, sagt Mutter, ihn dabei scharf ansehend; sie streicht dick von der gelben Butter drauf. Bruno, sein schlechtes Gewissen unterdrückend, kaut mit vollen Backen.

„Beeilt euch mal“, sagt Mutter; sie packt den Reiseproviant für den Tag in die Tasche. An alles muß sie denken, an das Badezeug, an Spielzeug für die Kinder, vor allen Dingen an Trinken, denn der Tag wird lang und heiß werden.

Endlich sind alle soweit. Vater in seinem Sonntagsanzug und mit der dicken Zigarre sieht direkt vornehm aus. Muttes Sommerkleid paßt nur eben man so, denn die Fettpölsterchen um die Mitte sind mal wieder beträchtlich größer geworden.

„Hier, das nimmst du!“ – Sie gibt ihrem Mann die größere der beiden prallgefüllten Taschen.

„Lisbeth, hast du die Mäntel?“ – Bruno, du deine Schaufel!“ Sie muß sich vergewissern, ob auch nichts vergessen wird, denn so ein Familienausflug ist schon eine aufregende Sache.

Bruno rennt als erster aus der Tür, gefolgt von Lisbeth, deren rosa Haarschleifen in den Zöpfen wie zwei Schmetterlinge hinterherfliegen.

„Otto, was meinst du, schaffen wir noch zum Dampfer?“ fragt Frau Petschulat ihren Mann, als sie an der Friedrichstädtschen Schule angelangt sind.

„Ich meine, ja“, antwortet er ruhig und zieht genießerisch an seiner Zigarre.

Fast leer sind noch die Straßen. Sie kommen am Heumarkt vorbei. Dahinter erhebt sich der grüne Hügel der alten Zitadelle, umarmt von dem Festungsgraben, auf dessen Wasser sich das frohe Leben zu regen beginnt. Jugendlich lachen und heitere Worte ertönen von den Frühaufstehern des Ruderklubs und der Paddelvereine, die in ihrer weißen Kleidung die lebendige Lebensfreude verkörpern.



Schmelzer Fischer – sportlich

Unsere Aufnahme, die uns Wilhelm Gerwins zur Verfügung stellte, zeigt die Schmelzer Fischer von der Haffstraße bei einer kleinen Internen Regatta auf dem Kurischen Haff. Die Fischerregatten, die vom Sportagel unserer Fischer zeugten, gehörten zum Bild unserer Haffdörfer. Oftmals kamen auch die Kurenkähne mehrerer Haffdörfer zum Wettsegeln zusammen, und jeder Fischer freute sich, wenn er den Ehrenpreis einer Nemeler Behörde oder einer Firma nach Hause bringen konnte. Diese Preise bestanden zumeist in praktischen Gegenständen für den Fischerberuf, also in Netzen, Leinen, Ankern usw.

Familie Petschulat schreitet eiligst weiter, die beiden Kinder leichtfüßig weit voraus, die Eltern – von den schweren Taschen ins Schwitzen gekommen – bleiben zurück.

„Lisbeth! Bruno!“ ruft die Mutter, sich den Schweiß wischend. „Wollt ihr beiden Lachudders auf uns warten! Könnt ihr nicht kicken, daß wir nicht mitkommen!“

Verloren tönen ihre Schritte auf dem Pflaster der schmalen, leeren Grabenstraße. Die Kinder sind am Schaufenster von Schmittenke & Rosenberg wartend stehengeblieben. Nun gehen sie gemeinsam weiter, vorbei am Theaterplatz mit dem Annden auf dem Springbrunnen, das mit leicht geneigtem Kopf sinnend dasteht, als lausche es auf eine liebe Stimme aus der Vergangenheit.

Bruno kann nicht vorbeigehen, ohne seine immer schmutzigen Jungenshände in das kühle Wasser zu tauchen und Lisbeth mit einem tüchtigen Spritzer zu beschwaddern, worauf sie in ein wütendes Geheul ausbricht.

„Mama! Kick mal, was der dammlige Krät jemacht hat.“ Das schön gestärkte Kleid hängt an der einen Seite schlaff herunter.

„Bruno! du gräßlicher, kleiner Deiwel!“ ruft Vater wütend. „Du bekommst heute kein Speiseeis dafür.“

„Ja, ein richtiger kleiner Deiwel, was der doch immer für Ärger macht, es ist rein zum Verrücktwerden“, schimpft Mutter ganz außer sich. Sie faßt sich vor Aufregung an den Kopf. „Herrieh, wozu hab ich nur noch dem Skribbel bei der Hitze auf dem Deez jesetzt“ fragt sie sich, als sie ihren Hut darauf entdeckt.

„Das hab ich auch jedacht“, entgegnet ihr Mann grinsend. „Wahrscheinlich wolltest du damit e bißdie deinem Glumskopp verschönern.“

„Na, du Pomuchelskopp bist auch nicht der Schönste.“ Sie untersucht Lisbeths Kleid und stellt fest, daß alles nicht so schlimm ist. „Nun plinz man nicht gleich so doll“, sagt sie beruhigend, „in der Sonne wird es bald wieder trocken.“ Lisbeth wischt sich, noch schluckend, die letzte Träne ab.

„Kommt doch endlich, ihr Bambusen!“ mahnt Petschulat. „Wir kriegen sonst den Dampfer nicht mehr.“

Das wirkt. Schnell bewegt sich die Familie über den Marktplatz, zur Karlsbrücke hin.

„Ach du Schinder!“ ruft da erschrocken der Vater. „Seht, da kommt ein Schiff, die Brück wird uns vielleicht vor der Nase aufjeklapp.“

„Laßt uns peesen!“ sagt Bruno und saust wie ein Pfeil davon. Die übrigen überlegen nicht lange, sie eilen so schnell sie können ihm hinterher, Mutter als letzte. Kaum ist sie auf der anderen Seite, wird auch schon die Kette vorgehängt. Das Kleid klebt ihr am Körper, der Hut sitzt verrutscht auf der neuen Dauerwelle. Ihre volle Brust keucht vor Anstrengung, sie ist total fertig.

Doch der weiße, schmutzige Dampfer liegt noch geduldig wartend in der Morgensonne und schluckt unersättlich die Gruppen von Menschen.

Familie Petschulat geht nach oben an Deck, der besseren Aussicht wegen, um einen Platz zu suchen. Mutter läßt sich erschöpft auf die Bank fallen.

„Ach nei, was für e Anstrengung so e Ausflug doch is! Was meinst du, Otto, wäre es nicht besser gewesen, nach Sandkrug zu fahren und am Strand zu liejen?“

„Da fahren wir ja so oft hin, Emmche, was fehlt dir nun, du huckst jetzt all wie e Plomp, kannst dich richtig ausruhen, bis wir in Nidden sind.“

„Papa, kick doch mal, wie die Brücke wieder nach unten jeht. Wo fährt nun das Schiff hin?“ will Bruno wissen.

„Ja, Jung, es fährt sehr weit, bis nach England“, antwortet ihm der Vater.

„Papal Papa! wir fahren!“ ruft Bruno laut

und klatscht vor Freude in die Hände. „Es hat gebimmelt!“

Die Motoren arbeiten, leise vibrierend. Das Schiff wendet und gleitet zur Dange hinaus, vorbei an der alten Reismühle. Wie Tausendfüßler kommen die Ruderboote unter der Kettenbrücke hervor und geben dem Dampfer ein kurzes Geleit.

Zwischen Norderhuk und Süderhuk gleitet er ins freie Haff hinaus, vorbei an der Schiffswerft Lindenau, deren Kräne wie Gerippe eines Ungeheuers anmuten. Schäumend rauscht der spitze Bug und teilt die Wellen.

Die Menschen genießen sehr verschieden die Fahrt. Die einen sitzen mit geschlossenen Augen in der Sonne und lassen sich bräunen. Die anderen tasten mit ihren Ferngläsern beide Ufer des Haffes ab. Die ewig Hungrigen machen ihre Futtertaschen auf und suchen sich was zu muffeln heraus.

Die Zellulosefabrik und die anschließenden Holzplätze bleiben schon im Hintergrund. Das Ufer entfernt sich zusehends, zuletzt ist es nur noch als ein grüner Streifen sichtbar, bis es dann dem bloßen Auge ganz entschwindet. Umso interessierter wenden sich alle Augen der Nehrung zu. Das Schiff bleibt stets in ihrer Nähe. So kann jeder ihre einsame, einmalige Schönheit bewundern, welche ständig wechselt.

Schon taucht Schwarzort auf, dunkel, in saftigem Grün. Der Evaberg erhebt sich über dem Ort und grüßt mit seinen Baumkronen das weiße Schiff. Polternd wird hinter dem letzten ausgestiegenen Fahrgast das Fallreep eingezogen; weiter gehts nun nach Nidden.

Der Sandstreifen wird dem Auge immer interessanter. Die weißen Stellen nehmen zu, das Leben und Schatten spendende Grün wird seltener. Ein faszinierendes Bild – weiße Wüste zwischen dem hellen Blau des Himmels und dem dunklen Blau des Haffes! Es wirkt wie ein Gemälde eines begabten Malers. Auch Lisbeth ist von dem Anblick bezaubert, ganz versunken läßt sie ihren Blick über dieses Wunder der Natur wandern. Mutter sitzt auf einem schattigen Platz und erholt sich von den vorangegangenen Strapazen.

„Wir sind bald da“, sagt Lisbeth. Mit der einen Hand hält sie ihre Haare fest, mit denen der Fahrtwind wie spielend an ihrer Nase kitzelt. Mit der anderen zeigt sie nach

vorne, wo die ersten Häuser und der Turm von Nidden sichtbar werden.

Bruno springt auf und ruft aufgeregt: „Wo denn, Mama? Papa kick mal, wir sind bald in Nidden!“

Alle Ferngläser richten sich wie auf Kommando in die besagte Richtung. Zusehends schält sich der ersehnte Ort aus dem Dunst der Ferne, wird deutlicher und rückt näher. Bald legt das Schiff quitschend und polternd an. Die Traube von vergnügten Menschen, die schon am Ausgang gewartet hat, ergießt sich auf den groben Kies des vier-eckigen Kais.

Familie Petschulat bleibt an der Wartehalle stehen und überlegt, wohin sie zuerst gehen soll. Zur Linken erhebt sich majestätisch die tote, weiße Düne. Die Kinder sind nicht mehr zu halten, sie wollen gleich dorthin. Vater beschließt das Programm; zuerst zur Düne dann zum Turm, zuletzt zum Seestrand.

„Kinder, zieht euch Schuhe und Strümpfe aus“, befiehlt Mutter, während sie dasselbe tut. Sie gehen am Hafufer entlang, wo die Fischerkähne in sonntäglicher Ruhe nebeneinanderliegen und sich von den leisen Wellen des Haffes umspülen lassen. Weiter wandern sie längs der Bucht, wo das Wasser den ganzen Abfall angespült hat: Holz, Muscheln, Schilf.

Plötzlich stehen sie vor der steilen Sandwand, es geht nicht mehr weiter, die Wand muß erstiegen werden. Mutter bekommt es mit der Angst zu tun, denn von unten sieht es gefährlich aus.

„Nei, ich krauch da nicht rauf, wie e Oap auf allen Vieren“, protestiert sie. „Ich bin doch nicht dammlich.“

„Na denn jeh rum, es ist viel weiter, aber du kommst auf zwei Beine rauf“, sagt ihr Mann lachend. „Du kannst denn auch meine Tasche mitnehmen, weil ich sie hier schlecht tragen kann.“

„Jib denn schon her dem ganzen Plunder, ich schlepp mich lieber zu Tode, als daß ich hier mit meine ganzen Pacheidels ins Wasser plumps“, sagt sie seufzend.

„Kick mal, Mama hat Schis“, amüsiert sich Bruno schadenfroh. Blitzschnell faßt Vaters Hand nach seinem weit abstehenden Ohr und zieht es beängstigend in die Höhe. „Wird ein junges Mädd.“

„Du unjezogner Lümmel, du sollst dich schämen, Mama so auszulachen“, sagt er



Am König-Wilhelm-Kanal

Aus der heutigen Heimat erreicht uns diese Aufnahme, die ein Teilstück des König-Wilhelm-Kanals in der Nähe von Schmelz zeigt.

„Doch die väterliche Autorität schwindet schnell von seinem Gesicht, als er mit verräterisch zuckenden Lippen und verschmitzten Augen seiner davongehenden Frau nachschaut.“

„So, Kinder! Nun wollen wir den Berg ersteigen“, verkündet er ausgelassen wie ein Junge.

Mühsam ist der Aufstieg, tief sinkt der Fuß in den feuchten Sand, sie müssen auch die Hände zu Hilfe nehmen, sonst rutschen sie wieder nach unten. Die Kinder klettern schneller, Vater bleibt weit zurück. Er schaut nach unten, es wird ihm doch etwas mulmig, als er sich zwischen dem Wasser und der Dünenwand kleben sieht. Er wünschte, er wäre lieber mit seiner Frau gegangen.

Schwitzend erreicht er endlich die obere Fläche. Was für ein überwältigender Anblick! Weit und breit nur weißer, welliger Sand, mit kleinen Erhebungen, ähnlich den winterlichen Schneeverwehungen. Die Kinder laufen spielend umher, sie wirken wie verloren in der toten Einsamkeit. Hinter ihnen verweht der Wind sogleich ihre Fußspuren. Nur der Sonnenglast flimmert über die warme Stille.

Die Mühe hat sich gelohnt, denkt Petschulat, sowas bekommt man nicht oft zu sehen. Wie schön, hämmert sein Herz voller Freude. Tief unter ihnen plätschern die Wellen des kobaltblauen Haffes. Zur andern Seite hin, weit am Horizont, schimmert das Meer. Vor ihm liegt das verträumte Fischerdorf mit den sauberen Häuschen.

Die Kinder kommen angelaufen und reißen ihn aus seinem Schauen. „Papa, wir haben solchen Durst“, klagen sie.

„Ich kann euch nicht geben, ihr müßt schon warten bis Mutter kommt“, beruhigt er sie.

„Dauert das noch lange?“ will Bruno wissen.

„Ich weiß nicht, aber kommt, wir jehn Mutter entgegen, sie hat schwer zu tragen.“

„Da kommt sie all!“ Bruno hat sie als erster entdeckt.

„Diese Hitze, wie in de Pirt“, stöhnt Mutter. Die Ärmste hat es nicht leicht mit den Taschen und Kleidern.

„Kommt hier im Schatten, wir wollen essen, damit die Tasche leerer wird.“ Sie setzen sich auf die Schattenseite eines Busches.

„Sind da auch keine Hemskes?“ fragt Lisbeth und untersucht sorgfältig den Waldboden. Im Nu sitzt alles und wartet auf den Schmaus, den Mutter aus der Tasche holt. Zuerst die Saftflaschen, dann kommen Brot, Butter, hartgekochte Eier, kalter Braten und Kuchen. Jeder hat die Wahl, was er haben möchte.

„Mama, mich jankert so nach Saftwasser, mir is die Gurgel ganz trocken“, meldet sich Bruno als erster.

Satt und ausgeruht geht's nun weiter zum Aussichtsturm. Auf hartem Lehmweg führt der Weg dorthin, durch niedrige Krüppelkiefern, deren Harzgeruch durch die Hitze entfaltet, den ganzen Buschwald durchzieht. Mittendrin steht der Turm. Ihn zu ersteigen heißt viele, viele Stufen bis hinauf zur Spitze zu bewältigen. Aber der Lohn dafür ist reich. Eine wundervolle Aussicht über die ganze Nehrung bietet sich dem Auge dar.

Mutter ist die Puste ausgegangen, sie hat sich unten auf die letzte Stufe gesetzt, um auszuruhen. Die Kinder laufen polternd die Treppe rauf und runter. Vater genießt einsam das einzigartige Bild seiner Heimat. Er prägt sich jede Einzelheit ein, als sähe er alles zum letzten Male – als müsse er es tief in seiner Seele versiegeln.

„Na, Mutter, hast dich e bißche verpustet? Schade, daß du nicht oben warst, hast bestimmt was verpaßt.“

„Ei-jeh, wo werd ich da oben rauflabastern, ich bin froh, daß ich hier im Schatten hucken kann.“

## An alle unsere Leser!

# Freundschaftswerbung für MD-Leser

## » Leser werben Leser «

### Sehr gute und wertvolle Bücher haben wir für Sie ausgewählt . . .

Sicherlich können auch Sie uns aus Ihren Verwandten- und Freundeskreisen memelländische Landsleute, die bisher das „Memeler Dampfboot“ noch nicht gelesen haben oder nun nicht mehr lesen, als neuen Leser zuführen. Hierfür bekommen Sie als Dank und Anerkennung eins der nachstehend aufgeführten Bücher, die von uns mit Sorgfalt für Sie und Ihre Familie ausgewählt wurden.

#### Für 1 neuen Dauerleser

1. Goethe, das Schönste aus seinem Werk
2. Menschen und Haie / Hans Haas
3. Das bunte Buch der Mörder, Straftat, Abenteuer
4. Die schönsten Bilder Geschichten für die Jugend von Wilhelm Busch
5. Die gute Köchin bittet zu Tisch
6. Die schönsten Sagen des Klassischen Altertums

#### Für 2 neue Dauerleser

1. Illustrierte Weltgeschichte / Verschiedene Autoren
- oder 2. Dr. Hubes Gesundheitsbuch / Dr. Hube

Wer mehr neue Dauerleser werben kann erhält auf Wunsch ein weitergehendes Angebot. Ersatzlieferung bleibt vorbehalten.

Die neuen Bezieher müssen den Bestellschein selbst unterschreiben. Der Bestellschein ist nicht bei der Post abzugeben, sondern an den F. W. Siebert Verlag, 29 Oldenburg, Ostlandstraße 14 als Briefdrucksache einzusenden.

### Verlag des Memeler Dampfboot

## Und nun frisch ans Werk!

(Bitte ausschneiden)



## Bestellschein für „Memeler Dampfboot“

Ich bestelle hiermit ab sofort für mindestens 1 Jahr, dann auf Widerruf, die zweimal im Monat erscheinende Heimatzeitschrift zum vierteljährlichen Bezugspreis von 4,80 DM frei Haus. Meine Anschrift:

(Vor- und Zuname)

(Beruf)

(Postleitzahl und genaue Anschrift)

Bitte, diesen Bestellschein ausgefüllt im Umschlag als Briefdrucksache einsenden an den F. W. Siebert Verlag, 29 Oldenburg, Ostlandstraße 14

Geworben durch Bezieher:

An diese Anschrift erbitte ich folgendes Buch:

# Als Petrullas Jüngster Zähne bekam

Von Grete Fischer

Das Fünfte, das Jakobche, war damals, als diese Geschichte passierte, schon ein kleines Weilchen auf dieser Welt. Er hatte es recht bequem in der alten Holzwiege. Das war dieselbe, in der auch seine vier Geschwister sich durch die ersten Monate ihres jungen, aufregenden Lebens gestrampt hatten; stets solange, bis die alte, immer etwas quetschende Wiege ihrer wachsenden Robustheit nicht mehr standhalten konnte, was sich solchermaßen bemerkbar machte, daß sie ihre kleinen Bewohner bei deren vergnügtem Schaukeln einfach aus der Molligkeit der Strohschütte und der Wärme der Federkissen warf. Aber noch hatte es bei Jakob keine Not. Noch waren keine Beulen zu vermeiden, noch lag er winzig, schwarzhaarig und stillvergnügt in der alten Wiege.

Petrulla hatte keine Zeit, sich viel um ihn zu kümmern. Weiß Gott nicht! Er bekam seine Mahlzeiten pünktlich von ihr, aber sonst mußte die Älteste, das Ruthche, sehen, wie sie mit ihm zurecht kam. Na, und das ging ja auch ganz gut.

So wäre der Kleine ungestört weiter gewachsen, hätte sich groß und kräftig geschlafen. Nichts hätte ihn aus dieser – allerhand Zeit in Anspruch nehmenden – Beschäftigung aufgestört wenn . . . ja, wenn!

Es begann so, daß allnächtlich etwas absofut Ungewöhnliches dem kleinen Haus und seinen Bewohnern widerfuhr: Jakobche schrie! Das war – wer ihn gekannt, wird es beschwören können – wahrhaft ungewöhnlich. Ei, wann hätte je eins von Petrullas Kindern nachts geschrien? Wozu auch – sie wären satt und müde, wenn es Abend wurde und Mensch und Tier des Schlafs einer stillen Nacht bedurften. Seht, Petrulla und auch die Kinder hatten ein hartes Tagewerk, da hütete sich sogar der Kater Piesian, ohne jeden Grund zu mauzen, und die Enten im Kaburr schüttelten nur ganz behutsam ihre Federn auf, und sie schnatterten so leise wie Kinder schmatzen, so im Traum – beim Daumenlutschen.

Ja – und diese Ruhe störte der Jakob beinahe jede Nacht.

„Ei, was hast mitem Jung jemacht, Marjell? Was is mit ihm?“

Ruthche weinte dann auch, war sich keiner Schuld bewußt und doch so müde von all der Plackerei mit dem dicken Kerlchen.

Waren schließlich alle Kinder wach, knauten und weimerten herum, dann nahm die Petrulla den Strampelmatz aus seiner Wiege. An ihren großen, warmen Leib geschmiegt, schlief das Kerlchen endlich ein. Aber es war Sommerzeit. Die Mutter war's leid, jede Nacht den Säugling im Bett zu haben.

„Ganz meschugge bist am Morgen un schlecht aufgelejt dem ganzen Tach, wenne nich jeschlafen hast“, schimpfte sie, der sonst so schnell nichts zuviel wurde. Michel Taruttis, der Fischer aus Elchwinkel, der grad einen Hecht für die Sonntagsmahlzeit brachte, hatte die an sich recht Gemütvollie noch nie bei so schlechter Laune gesehen, was ihm zu denken gab und ihn bewog, dem kleinen Jakob einen Blick rüberzuwerfen. Er stüßte die Wiege an, und der kleine Kerl lachte.

„Lorbas, was wirst deine Mutter so urjeln inne Nacht! Du kleiner Biestkrät!“ So schimpfte er zärtlich, der Kleine jauchzte, zeigte zwei winzige Zähne und keine Spur von Mißbehagen oder gar Krankheit.

„Was er man bloß hat, alle Nächte so zu lamentieren?“ Petrulla kitzelte ihn mit einer Haarsträne, daß er laut juchte und

mit seinem kleinen Podex hin und her wippte vor sichtbarem Vergnügen.

So war's tagsüber – aber nachts! Erst herrschte vollkommen Ruhe, nur hin und wieder knarrte eine Matratze, ein Mäuschen liebte irgendwo, es huschte und raschelte, dann wieder Stille; mal ein rascher Husten aus dem braunen Bettgestell am alten Kachelofen, darin die älteren Jungen schliefen, mal schlug der Hund an, mal fauchte Piesian, wenn etwas schattengleich durchs Zimmer huschte; aber wegen eines Mäuschens ließ er sich noch lange nicht seiner Nachtruhe berauben.

Das aber schaffte jetzt allemal der kleine Jakob. Schließlich kam man zu dem Schluß, den Grund seines nächtlichen Wehklagens auf die Zähne zu schieben, die einer nach dem anderen aus dem etwas geröteten Kiefer stießen.

„Jakob zahn!“ das erfuhr auch die Schwester in Ruß vom alten Taruttis so gelegentlich einer Plachanderei beim Netzefflicken.

„Na, dann werd' ich mal dort draußen im Moor vorbeischaun.“ Und das tat sie auch bald. Sie fand es bei der Petrulla wie sonst auch. Die Kinder gesund und schmutzleig, das Häuschen mäßig sauber und die Petrulla wie immer eifrig draußen bei der Arbeit. Sie ließ sie dabei, ging mit der Ruth ins Stübchen zum Jakob und fand mit aufmunterndem Blick: „Siehst müd' aus, Marjell!“

„Wenn das Jakobche auch fortschreit in der Nacht . . . Is wegen seiner Zähne . . . Meinst nich auch, Schwesterchen?“

Die Kleine, grad man zwölf geworden, war so ernsthaft und verständlich. Die Schwester nahm den Säugling aus der Wiege, setzte ihn vor sich auf den Schoß, betrachtete den nächtlichen Störenfried von allen Seiten, oben, unten, hinten wie vorn und konnte nichts Verdächtiges entdecken, weder schmerzhaftes Zahnfleisch noch einen wunden Po.

„Was mag ihm nur sein?“ Ruthchens braune Augen hingen mit müden Blicken an der Schwester, jeden ihrer Handgriffe genau beobachtend, als läge in ihnen des Nachtratsels Lösung.

„Na, was is nu?“

„Nichts is, rein gar nichts. Ich glaube, er will bloß geschaukelt werden; hast ihn verwöhnt, Marjell!“

So saßen die drei noch ein Weilchen auf der Ofenbank beisammen. Jakob fühlte sich behaglich in den Armen der Schwester, die ihn zärtlich wiegte, und das besorgte Ruthchen legte ihren blonden Krauskopf an deren Schulter und schlang ihre schmutzigen Hände um ihren Hals. Gedankenverloren summt die Schwester ein Liedchen, ließ sich getrost Haube und Kragen beschmutzen und ihren Blick durch den kleinen, im dämmrigen Halbdunkel liegenden Raum schweifen. Mudesmäuschenstil war's um sie her geworden. An der Fensterscheibe flatterte leise und ängstlich ein verirrtes Schmetterling, zwei Fliegen spielten Haschmich mit friedlichem Gesumm und aus der Ecke vom alten Spind huschte ein Mäuschen quer durch den Raum; es sah aus, als balanceiere es auf dem schmalen Sonnenstreifen, der durchs Fenster fiel wie ein gelbes Band.

Die Schwester bekam runde Augen, denn die Reiseroute der kleinen Mäusemadam war gar so seltsam, so daß die nun beinahe zur Salzsäule Erstarrte ihren Augen kaum zu trauen wagte. Frau Maus schlüpfte nämlich flink und zielsicher durch ein Ast-

loch in der Wiege und verschwand darin – wie durch eine Tür – ins Innere. Also dorthin, wo's im Stroh stets warm und gemütlich ist. Die Schwester starrte noch immer, als hätte sie einen Spuk erlebt, auf das kleine Loch, doch da erschien Madam schon wieder, blinzelte mit Jettperlenaugen vergnügt und listig nach allen Seiten, drehte sich nochmal um, als wollte sie schnell den Daheimgebliebenen einen Gruß zurufen und machte sich dann erneut auf den Weg; es war der gleiche wie vordem. Während nun Mäusemadam in der Ecke verweilte, vielleicht um einige Vorräte zu besorgen, drückte die Schwester der erstaunten Ruth den beinahe schlafenden Jakob in die Arme und machte sich zu deren größter Verwunderung an der Wiege zu schaffen. Vorsichtig die Kissens raus, das Laken weg, noch vorsichtiger das Sacktuch auseinandergebreitet und nun behutsam eine Lage Stroh weg, die nächste und noch eine.

Ruth flüsterte aufgeregt: „Was machst, Schwesterchen, mitem Jakobche seine Wiege, jeh, nu jeh man bloß. – Was soll das?“

„Nun sei mal fünf Minuten still, Marjell!“ Und wieder hob die Schwester die nächste Lage Stroh aus dem Innern der Wiege und dann – ja, und dann schrie sie auf, aber so laut, daß Ruth der kleine, dicke Kerl vom Schoß rutschte und mittelm Koppche auf die Dielen knallte. Der schrie dann auch, aber lauter und anhaltender. Ruth sprang auf wie von der Tarantel gestochen, ließ den Kleinen schreien und strampeln, und dann schrie auch sie auf, doch es klang mehr wie ein ganz großes Lachen, in das nun die Schwester einstimmt. Denn – man höre und staune – sorgsam versteckt im Stroh war ein Nest; jawohl – aber eins, für das ein Mäusesorch verantwortlich zu zeichnen hatte, und darin – gutstes, trautesstes Gottchen – darin strampelten und quiekten fünf häßliche, nackte Mäusekinder.

„Iiri-gitte“, schrie Ruth und lachte und juchte, „los Schwester, die müssen wir schnell ersäulen, ehe Mutter kommt; die tut nämlich keiner Fliege was zu leide, der lun die kleinen Biester amend noch leid.“ Und flugs wurde das ganze Mäusewochenbett auf eine Kohlschaufel geladen und ins Jenseits befördert. In den Mäusehimmel!

Ruth sah die Schwester erwartungsvoll an: „Was meinst?“

„Na, was soll ich meinen, Schafche, von nun an wird euer Jakob wieder ruhig schlafen, das heißt – vielleicht wird er noch hin und wieder von Mäusen träumen, aber es ist nicht anzunehmen. So, und nun wollen wir ihm sein Bettchen machen.“

## Nach Redaktionsschluss

### Achtung - „Ostseetreffen Scharbeutz“

Wie bereits angekündigt, findet am Sonntag, dem 6. September, das Ostseetreffen in Scharbeutz statt, zu dem wir alle in Schleswig-Holstein beheimateten Landsleute erwarten. Wir bitten die Vorstandsmitglieder aller Memelgruppen an der für vormittags 11 Uhr anberaumten Gesamtvorstandssitzung teilzunehmen. Ferner bitten wir, uns spätestens bis zum 28. August die Zahl der Interessenten für das Gemeinschaftsessen (Erbsensuppe = 1,10 DM, mit Wurst = 2,- DM) aufzugeben. Das offizielle Programm beginnt um 15 Uhr. Nach der Begründung durch den 1. Vorsitzenden der Kreisgruppe Lübeck, Ldsm. Ernst Lankowsky, singt der Chor der Landsmannschaft Ostpreußen, Lübeck. Die Festansprache hält Rektor a. D. Szamkeit-Neumünster. Alle Anmeldungen erbitten wir an Frau Dore Janz, 2407 Hl-Travemünde, Backbord 5.

Arbeitsgemeinschaft der Memelländer – Kreisgruppe Lübeck: Wir hoffen, daß alle Landsleute an unserem Ostseetreffen teilnehmen! Scharbeutz ist von Lübeck mit folgenden Zügen zu erreichen: 9.29, 11.08, 12.52 und 13.44 Uhr. Die LVG-Busse, die über Travemünde gehen, haben in Timmendorfer Strand Anschluß an den Ostseebus-Zahn. Ab Lübeck-Schrangen: 9.00, 10.00 und 13.15 Uhr. Wer sich für das Gemeinschaftsessen interessiert, melde sich bitte bis spätestens zum 28. August dazu an!

Der Vorstand.



# Aus den Erinnerungen eines Nehrungsfischers

„Jetzt jehn wir zum Strand“, sagt Vater. Bald ist das Meer erreicht, freudig laufen die Kinder den schaumgekrönten Wellen entgegen. Was für eine Ruhe! Nur die Wellen rauschen das ewige Lied zum Lobe des Schöpfers. Schnell befreit sich jeder von der lästigen Kleidung. Wohligh seufzend legen sich die Eltern in den warmen Sand, während die Kinder mit viel Geschrei ins Wasser toben, um anschließend mit großem Eifer die traditionelle Burg zu bauen.

Zu schnell vergehen die Stunden. „Macht euch all fertig“, sagt die Mutter, „wir wollen man lieber langsamer jehn und uns in Ruhe das Dorf ansehen.“

Die schwere Wärme des Sommertages lastet noch auf dem Strandweg, welcher durch mit Holzpfählen gebändigte Dünen und buschige Zwergkiefern zum Dorfe führt. Eine wohnende Ruhe entströmt diesem idyllischen Fischerort. Saubere Gardinen leuchten weiß an den kleinen Fenstern der hölzernen Fischerhäuschen, die zwischen den Hotels und Pensionen stehen.

„O, Papa, kick mal da!“ ruft plötzlich Bruno, als er den ersten Speiseisskarren entdeckt.

„Da jibt's Speiseis“, freut sich Lisbeth. „Aber du frecher Krät bekommst keins, hat Papa heute morjen jesagt“, verkündet sie mit kindlicher Schadenfreude.

„Halt du de Freß, du dammlige Marjeil“, zischt Bruno sie wütend an. Am liebsten würde er sie mit seinen Fäusten bearbeiten.

Petschulat greift schweigend nach seiner Gesäßtasche und holt sein Portemonnaie heraus. Für Lisbeth kauft er eins zu zwanzig Cent, dann sieht er Bruno an. „Na und du Lorbaß solltest ja keins kriegen, aber weil es so heiß is, krijsht du was, aber nur die Hälfte, eins für zehn Cent.“

Bruno kommen die Tränen. „Na nu jrn man nich jleich“, sagt Vater. „Eigentlich hast du nuscht verdient, nur mittlem Knippel mang de Hörer; Strafe muß sein.“

Schon taucht aus der blauen Ferne das weiße Schiff auf, zusehends wird es größer. Die Ausflieger ziehen in kleinen Gruppen dem Anlegeplatz zu.

„Emmche, kick dort die schönen, jeräucherten Flundern, nimm welche zum Abendbrot mit“, zeigt Petschulat zu der Fischfrau hin, die Aale und Flundern feil hält. Die rauchwarmen, braunen Fische werden in der leergegessenen Tasche verpackt.

Ein Gedränge entsteht vor dem Dampfer, jeder möchte noch einen guten Platz. Das Wasser mahlend, verläßt das Schiff Nidden. Langsam entschwindet der Ort, nur die Düne grüßt noch, lange sichtbar, zurück. Müde sind die Heimkehrer, uninteressiert an der Schönheit der Natur. Monoton stampfend gleitet das Schiff in den niedersinkenden Abend hinein. Als es vor die Einfahrt zur Dange kommt, spiegeln sich schon die Lichterketten von Sandkrug in dem dunklen Wasser des Haffes. Wie Glühwürmchen bewegen sich die Paddelboote mit ihren bunten Lampions hin und her. Vereinzelt ertönt die verlorene Melodie einer Harmonika aus der weichen Dämmerung des warmen Sommerabends.

Quitschend legt der Dampfer wieder an den heimatlichen Bohlen an und entläßt seine müden Fahrgäste, welche sich in alle Richtungen verlieren.

Familie Petschulat geht wieder denselben Weg zurück, den sie am Morgen, voller Erwartung und Aufregung, gegangen ist. Statt der Morgenfrische, hält sich nun noch die Tageswärme in den Straßen verfangen. Die Kinder sind müde, brav trotten sie an der Hand der Eltern heim. Als die Familie schon in ihren Betten liegt, sind die Gedanken noch von der Fülle des Erlebten tief bewegt. Die Eindrücke wechseln ab, bis sich endlich das Gemüt beruhigt und der Schlaf die letzten Bilder noch mit in den Traum nimmt.

Unser alter Leser und Mitarbeiter Wilhelm Kubillus konnte vor kurzem seinen 80. Geburtstag feiern. Kubillus ist ein echter Nehrungler, ein Fischer von altem Schrot und Korn. Er erzählte uns anlässlich seines Geburtstages manches Stückchen aus seinem Leben. Daß er auch heute noch mit seinem Fahrrad zu seinem 12 Minuten entfernten Garten radelt, zeigt, welch ein Menschen-schlag unsere Nehrungsfischer sind.

Zunächst eine Erzählung meiner Großmutter, beginnt Kubillus seine Erinnerungen. Marie Jokeit, verwitwete Peleikis, wurde 1832 im Kreise Heydekug geboren. Sie hatte den Preiler Fischer Peleikis geheiratet, der mit Hans Bastick zusammen fischte. Eines Tages im Frühherbst kamen die beiden Fischer mit ihrem Kahn vom Kintener Markt gesegelt. Eine steife Nordwestbriese wehte. Plötzlich wurde ihr Kahn von einer Windhose erfaßt und etwa drei Meter hoch in die Luft gehoben. Das währte einige Augenblicke, bis die Windhose weitergewandert war und den Kahn wie einen Stein fallen ließ. Den beiden Männern geschah nichts – außer dem großen Schreck, den sie davontrugen.

Nach Jahresfrist um die gleiche Zeit befanden sich die beiden Fischer wiederum auf dem Heimweg vom Kintener Markt. Wieder war es recht stürmisch. Ihr Boot kenterte und beide ertranken. Bastick, der Kahnbesitzer, hinterließ drei Kinder, Peleikis, mein Großvater, ein Kind, meinen Vater nämlich. Frau Bastick überlebte ihren Mann nur kurze Zeit. Gram und Herzeleid machten ihrem Leben ein frühes Ende; die drei Kinder blieben als Waisen zurück. Großmutter heiratete noch ein zweites Mal; so kam mein Vater zu dem Namen Kubillus.

Mein erstes tragisches Jugenderlebnis habe ich auch nur aus dem Mund meiner Großmutter; ich selbst kann mich daran nicht mehr erinnern. Ich war noch nicht drei Jahre alt, als ich mit anderen Kindern am Haff spielte. Dabei ging ich auf eine Sandbank, die vom Strande aus zwanzig Meter ins Wasser ragte. Den Rückweg wollte ich quer-ab durch das Wasser nehmen. Dabei fiel ich hin und konnte mich aus eigener Kraft nicht mehr erheben. Eine Spielgefährtin, die nur ein Jahr älter war, lief schreiend zu meiner Großmutter, die in 50 Metern Entfernung im Hause war. Meine Mutter war an diesem Tag auf dem Heydekruger Markt. Ein Friedrich Bastick, der bei seinen Bienen am Stallende arbeitete, hörte das Schreien und holte mich aus dem Wasser. Ich war schon ganz steif – aber die Wiederbelebungsversuche hatten, wie man heute sieht, guten Erfolg.

Als ich fünf Jahre alt war, kletterte ich mit meinem Cousin Peleikis in einen fremden Handkahn. Es war schönes Wetter, und wir zogen den Anker ein und schoben den Kahn von Land ab. Mein Cousin war damals schon sieben Jahre alt und glaubte, er könne schon rudern. Aber plötzlich kamen aus helterem Himmel starke Nordwestböen und wir trieben immer weiter von Land ab, ohne uns helfen zu können. Als mit dem Rudern nichts zu retten war, warfen wir Anker, aber auch das half nichts, da wir nur sechs Meter Kette hatten und das Haff hier schon tiefer war. Drei Fischer holten uns zurück, und die Abreibung, die ich von Großmutter erhielt, war nicht von schlechten Eltern.

Mit sechs Jahren kam ich am 11. Juli 1890 in die Schule. Im darauffolgenden Jahr nahm mich Großvater zum Holz sammeln mit. Die Wanderdüne hatte vor langer Zeit einen Fichtenbestand verschüttet, war über ihn hinweggewandert und hatte seine Überreste nun wieder freigegeben. Wo früher die Bäu-

me gestanden hatten, gab es im Sand schwarze Streifen, auf denen ich Fichtenästchen in einen Sack sammelte. Großvater hatte am Fuße der Düne einen Fichtenstubb gefunden und grub eifrig, um ihn freizubekommen. Dann mußte ich ihm helfen, den Stubb mit einer Leine herauszuziehen. Wir trennten uns wieder und waren wohl 70 Meter auseinander, als mir etwas Schreckliches passierte. Ich stürzte in ein drei Meter tiefes, röhrenförmiges Loch und wäre fast lebendig begraben worden. Hier war ein Baum im Laufe der Zeit unter dem Sande verfault, und ich war in den Baum regelrecht hineingefallen. Großvater mußte, als er mich vermißte, erst nach Spuren suchen, bis er das Loch fand, nachgrub und mich dann mit einer Leine herausholte.

In einem Zeitraum von fünf Jahren starben drei meiner Halbbrüder im Alter von 1½, 3 und 12 Jahren. Bei mir stand natürlich fest, daß ich wie mein Vater und mein Großvater auch Fischer werden mußte. Mit 13 Jahren verstand ich schon das Knoten und Spleißen, das Netzflücken und Netzknupfen. 1899 trat ich mit 15 Jahren bei Vater in die regelrechte Fischereilehre. Schon im nächsten Herbst empfing ich meine Fischertaufe. In der Nähe der Windenburger Ecke gerieten wir in einen rechtsdrehenden Sturm. Der Mast brach, und wir waren froh, bei Windenburg an den Strand geworfen zu werden. Damals bestand schon die Möglichkeit, die Angehörigen auf dem Wege über Memei telephonisch zu verständigen, so daß wir sie beruhigen konnten. Wir bekamen von Gutsbesitzer Lukeit ein Fuhrwerk geliehen und fuhren nach Kinten, wo wir uns einen neuen Mast für unseren Kahn holten. Am dritten Tag erst kehrten wir heil zur Nehrung zurück.

Bekanntlich hielten die Nehrungsfischer auch Kühe, für die es im Sommer sogar eine karge Weide auf der Pajwe gab. Für den Winter aber mußte Heu auf der Festlandseite eingekauft werden. Wir hatten 1902 für unsere Kuh 50 Zentner Heu geladen, die wir in Lökerort gekauft hatten. Mit dem schwer beladenen Kahn kamen wir ebenfalls in einen Sturm. Wir befanden uns noch unter dem Festland auf der Ostseite der Windenburger Ecke in der sogenannten Knaup, als uns der Sturm voll packte und zum Kentern brachte. Wir holten das Segel runter und landeten bei Fischmeister Szillus, wo wir zwei Tage lagen, bis wir mit gutem Wind die Fahrt über das Haff schaffen konnten.

Die schrecklichste Nacht meines Lebens hatte ich aber am 1. Dezember 1903. Am 30. November waren wir abends mit Nordostwind mit zwei Kähnen und dem Kurrennetz nach Lökerort übers Haff gesegelt. Auf der Höhe von Karkeln legten wir das Netz aus und trieben südlich nach Nidden herunter. Nachts um ½1 Uhr wurde eingeholt, um einen neuen Zug zu beginnen. Wir hatten etwa 20 Meter Netz eingeholt, als mein Vater, vom Schlag gerührt, rücklings zusammenbrach und tot war. Die schwere Anstrengung war über seine Kräfte gegangen. Er war damals 47 Jahre alt, und ich war ein Junge von 19 Jahren. Es war für uns alle ein harter Schlag. Wir waren gerade kurz vorher in unser neu aufgebautes Haus umgezogen, und nun waren wir allein. Das Grundstück mit Haus, Hof und Fischerei sollte erst im Frühjahr meinem Vater überschrieben werden. Nun war ich plötzlich der Erbe und hatte für Mutter, die beiden Großeltern und die Geschwister im Alter von 15, 7 und 4 Jahren zu sorgen. Gern hätte ich mich vor der Verantwortung gedrückt und wäre zur Marine gegangen. Aber Mutter reklamierte mich als einzigen

er mit Erfolg, und so mußte ich mein als Familienoberhaupt antreten. Das Leben in Preil und Perwelk war hart gefahrvoll. Nicht nur das Wasser, auch Wanderdüne drohte. In meiner Schulzeit wurden in Preil durch ein Hochwasser die Häuser fortgerissen. In Perwelk wurden zu meiner Zeit zwei Häuser von der Wanderdüne soweit verschüttet, daß sie gerissen und 500 Meter weiter nördlich wieder aufgebaut werden mußten. Im Herbst 1900 wurde der Fischmeister Friedrich Dullies zusammen mit seinem Gebrüder Friedrich Kakies ein Opfer seines Berufes. Beide Fischer befanden sich südlich Nidden in der Grabschter Bucht, wo sie in einem Sturm Windstärke 6-7 kenterten und ertranken. Dullies war Vater vier meiner Kinder. Kakies war Jungeselle und hatte an Bord eines deutschen Kreuzers im Fernen Osten in die kriegsrischen Entwicklungen eingegriffen. All das hatte er gut überstanden, um in der Heimat sein nasses Grab zu finden.

1908 heiratete ich des Perwelker Altsitzers Peleikis Tochter Henriette. Sie war vier Jahre jünger, und als wir getraut wurden, ahnten wir nicht, daß unsere Ehe nur zehn Jahre währen würde, von denen vier noch Kriegsjahre waren. Meine Frau schenkte mir vier Kinder. 1918 erkrankte sie an Lungenentzündung und starb. Sie hatte in erhöhtem Zustand Brauselimonade getrunken. So grausam kann das Leben sein.

Sie war noch am Leben, als ich auf der Ostsee ein gefährliches Erlebnis hatte. Es war im August 1914. Ich fischte mit Friedrich Toleikis zusammen. Auch andere Boote waren unterwegs. Die See war ganz ruhig. Um die Mittagszeit erhoben sich ganz plötzlich ohne ersichtliche Ursache 3-5 Meter hohe Wogen. Als wir am Lasraw, einer seichten Stelle unweit des Strandes, ankamen, schäumten die Wellen bereits. 80 Meter von Land warfen wir die Leinen über Bord, um die Boote zu erleichtern. Wir waren 25 Meter vom Strand entfernt, als eine Welle über uns hinwegrollte. Noch zwei riesige Brecher hatten wir zu überstehen, bis uns von Land Hilfe kam und wir gepackt und festgehalten wurden. Wir hatten Glück gehabt, daß unser Boot nicht gekentert war. Wie später das „Dampfboot“ schrieb, war in der westlichen Ostsee ein schwerer Sturm gewesen, von dem wir hier nichts gemerkt hatten. Nur einige Wellen hatten als späte Folgen dieses Sturmes das Nehrungsufer erreicht.

Im September 1914 wurde ich zur Marineinfanterie eingezogen. Im Januar 1915 war ich nach kurzer Ausbildung bereits in Frankreich im Einsatz. Über meine Kriegserlebnisse will ich heute nichts sagen. Die Heimkehr war vom Tode meiner Frau überschattet. 1919 gab ich meinen Kindern eine zweite Mutter: Maria, die Tochter des Schwarzorters Fischereimeisters Johann Sturzwanger. Sie war heute schon 45 Jahre in mein, mit der ich heute vereint bin. Sie war Glück und Unglück vereint. Als ich in den zwanziger Jahren zweimal am Unterleib operiert wurde. 1929 baute ich mir einen Fischerkahn, der heute noch vorhanden sein dürfte, aber bei den Russen blieb. 1935 holte ich mit ihm bei einer Fischerregatta vor Sandkrug den ersten Preis vor meinem Bruder Martin und Kwauka-Preil.

Bis heute kann ich das Jahr 1937 nicht vergessen, in dem bei stillem Wetter ein

Fischerkahn mit drei Mann kenterte. Hans Naujoks, der einzige Sohn seiner Mutter, ertrank er war der jüngste an Bord gewesen. Sein Vater war ein Jahr vorher an Schlaganfall gestorben. Mancher wird sich fragen, wie man bei stillem Wetter kentern und ertrinken kann. Hier war es eine kleine Ursache, die große Wirkung hatte. Die Fockleine war aus der Mastspitze ausgeschert. Natürlich mußte der Jüngste auf den Mast klettern, um die Leine einzufäden. Dabei bekam der Kahn Schlagseite, kenterte und alle drei lagen im Wasser. Wir Fischer müssen im allgemeinen recht wetterfest angezogen sein, so daß selbst Schwimmer es schwer haben, sich über Wasser zu halten. Außerdem ist ja bekannt, daß viele Fischer nicht schwimmen konnten. In diesem Falle konnte nur Willi Peleikis schwimmen. Aber auch er konnte Naujoks nicht mehr retten. Martin Jokait, der Bootsbesitzer, konnte ebenfalls nicht schwimmen, hatte jedoch die Geistesgegenwart, sich ans Boot zu klammern. Peleikis schwamm in Richtung auf das 2 1/2 km entfernte Land zu, wurde aber unterwegs schon von einem Zollboot aufgefischt und konnte auch Jokait noch Hilfe bringen. Von Naujoks war keine Spur mehr. Das Zollboot warf eine Boje an der Unglücksstelle aus, und ich segelte dann mit Jokait später dorthin, um die Leiche zu suchen. Tatsächlich holten wir ihn mit einer Dorschangel herauf und brachten ihn an Land.

Es kam gar nicht so selten vor, daß Boote kenterten. Manchmal verließen solche Unfälle noch glimpflich. So erinnere ich mich, daß ich 1925 mit meinem Bruder Martin auf der Ostsee in Richtung Pütkoppen zum Flundernfang gesegelt war. Wir hatten mit dem Zeesnetz gut vier Zentner Flundern gefangen, als sich ein starker Nordost erhob. Wir mußten den Fang abbrechen, das Netz bergen und in Richtung Strand drehen. Der Wellengang beunruhigte uns nicht, da die Flundern einen guten Ballast abgaben, was für die Bootsleute wichtig war. Etwa ein Kilometer vor uns suchte ein Niddener Boot mit drei Mann den Strand zu erreichen. Auf einmal verschwand das Boot vor unseren Blicken wie vom Wasser verschluckt. Wir spähten aufmerksam aus, konnten aber nichts mehr sehen. Plötzlich standen auf dem Strand zwei Männer wie aus der Erde gewachsen. Es waren zwei der Niddener, die schwimmend das Land erreicht hatten. Der alte Friedrich Kuhr, der Dritte im Bunde, hatte sich an das gekenterte Boot geklammert. Wir konnten ihn mit unserem Kahn retten und auch das Boot an Strand schleppen.

1938 dachten wir daran, es uns auch ein wenig bequemer zu machen. Der Strom der Sommerfrischler, der nach Nidden und Schwarzort floß, brachte auch in unsere abgelegenen Dörflein immer wieder neue Gäste, die sich nach der Einsamkeit sehnten - und nach unseren billigen Preisen. So errichtete ich auf meinem Grundstück ein Gästehaus. Mein Ältester, der mein Erbe und Nachfolger werden sollte, wurde zusammen mit seinem Bruder eingezogen. Aus Frankreich kam er unverwundet zurück. An der russischen Mittelfront ist er dann gefallen. Nun blieb unsere Hoffnung unser Friedrich, der 1913 geboren worden war. Er war bei der Kriegsmarine und wurde 1943 im Finnischen Meerbusen durch Bombentreffer versenkt und ertrank. Seine Frau mit ihren drei Kindern lebt heute in der Bundesrepublik.

Was wir beim Zusammenbruch durchmachten, wäre allein ein ganzer Roman. 1944 war ich 60 Jahre alt. Damals war mein Sohn Herbert erst 14, und doch zogen sie ihn noch ein. Viel zu spät kam für uns der Räumungsbefehl. Mit Wagen und Kahn gelangten wir glücklich bis Cranz, wo wir den Kahn verließen und auf unseren Wa-

gen umstiegen. Wir erreichten Neukuhren, wo ich schwer erkrankte. Wir mußten dort den Winter verbringen. Auch meine Frau wurde krank. Es stand ganz schlecht mit uns. Im Frühjahr wollten wir mit unseren beiden Kindern die Flucht fortsetzen, kamen aber nur einige Kilometer weit, da uns die Front den Fluchtweg versperrte. Die Russen nahmen uns fest und trieben uns ins Memelland zurück. Bis zum 25. März 1949 blieben wir auf der Nehrung und versuchten, so gut es ging, unser Leben zu fristen. An diesem denkwürdigen Tage wurden wir verhaftet und nach Sibirien deportiert. Die ersten drei Jahre waren dort furchtbar, da wir sie ohne Brot verbringen mußten. Erst im Oktober 1958 schlug nach neunjährigen Leiden die Stunde der Freiheit für uns. Auf Grund des Repatriierungsabkommens durften wir in die Bundesrepublik ausreisen.

Heute lebe ich als Rentner und bringe zufrieden meinen Lebensabend. Am 11. Juli wurde ich 80 Jahre alt. Acht Tage später wurde meine Frau 70 Jahre alt. Gern denke ich an die Zeiten in der Heimat zurück, an meinen Ehrendienst als Kirchenältester der Niddener Gemeinde, auch an meine Berichterstattungstätigkeit für das „Memeler Dampfboot“. Vielleicht erinnert sich meiner mancher Bekannte aus der Heimat und macht mir mit einem Lebenszeichen eine Freude. Ich wohne in 237 Rendsburg, Bredstedter Straße 1.

## Die Skatrunde

Skattheorie - SK 48/63

Mittelhand hat folgende Karten.



Wie müssen die Karten in der Hand der Gegenspieler verteilt und wie muß der Spielverlauf sein, damit Mittelhand das Spiel verliert?

Auflösung in der nächsten Ausgabe.

## Doktorfragen für die Skatrunde

Revolution

Anfrage: Ich spielte Revolution und verlor, weil angeblich immer derjenige, der Revolution spielt, ausspielen muß. Ich hätte mein Spiel gewonnen, wenn der ausgespielt hätte, der nach dem Kartengeben an der Reihe gewesen wäre. Was ist nun richtig?

Antwort: Die Deutsche Skatordnung besagt: Das Spiel „Revolution“ ist ein Nullhandspiel. Der Skat muß unberührt liegenbleiben, auch der Alleinspieler darf sich daran nicht vergreifen. Die beiden Gegner des Alleinspielers dürfen ihre 20 Handkarten untereinander austauschen. Auch hier spielt, wie bei allen anderen Spielen im Skat, immer Vorhand aus. Wegen des Kartenaustauschs und der unsinnig hohen Bewertung mit 92 Punkten sollte aber so ein Nullspiel nicht mehr gespielt werden. (Der Deutsche Einzelsskat lehnt Revolution grundsätzlich ab.)

Auflösung SK 47/63

Kartenverteilung der Gegenspieler: Vorhand hat Kreuz As, König, Dame, Pik 9, 8, 7, Herz König, Dame, Karo 9, 8, Hinterhand: Kreuz 9, 8, 7, Pik As, König, Dame, Herz 9, 8, Karo König, Dame, im Skat: Kreuz 10 und Pik 10.

Bei dieser Kartenverteilung gewinnt der Alleinspieler, sei er nun Vor-, Mittel- oder Hinterhand, alle Farbspiele mit Schwarz, ebenso Grand und Grand ouvert. Er gewinnt aber auch alle Nullspiele.

Man legt am besten die Karten nach der angegebenen Verteilung vor sich hin, um eine bessere Übersicht zu gewinnen, und wird feststellen, daß tatsächlich alle Spiele gewonnen werden!

# Als Petrullas Jüngster Zähne bekam

Von Grete Fischer

Das Fünfte, das Jakobche, war damals, als diese Geschichte passierte, schon ein kleines Weilchen auf dieser Welt. Er hatte es recht bequem in der alten Holzwiege. Das war dieselbe, in der auch seine vier Geschwister sich durch die ersten Monate ihres jungen, aufregenden Lebens gestampelt hatten; stets solange, bis die alte, immer etwas quietschende Wiege ihrer wachsenden Robustheit nicht mehr standhalten konnte, was sich solchermaßen bemerkbar machte, daß sie ihre kleinen Bewohner bei deren vernünftigem Schaukeln einfach aus der Molligkeit der Strohschütte und der Wärme der Federkissen warf. Aber noch hatte es bei Jakob keine Not. Noch waren keine Beulen zu vermeiden, noch lag er winzig, schwarzhaarig und stillvergnügt in der alten Wiege.

Petrulla hatte keine Zeit, sich viel um ihn zu kümmern. Weiß Gott nicht! Er bekam seine Mahlzeiten pünktlich von ihr, aber sonst mußte die Älteste, das Ruthche, sehen, wie sie mit ihm zurecht kam. Na, und das ging ja auch ganz gut.

So wäre der Kleine ungestört weiter gewachsen, hätte sich groß und kräftig geschlafen. Nichts hätte ihn aus dieser – allerhand Zeit in Anspruch nehmenden – Beschäftigung aufgestört wenn... ja, wenn!

Es begann so, daß allnächtlich etwas absolut Ungewohntes dem kleinen Haus und seinen Bewohnern widerfuhr: Jakobche schrie! Das war – wer ihn gekannt, wird es beschwören können – wahrhaft ungewöhnlich. Ei, wann hätte je eins von Petrullas Kindern nachts geschrien? Wozu auch – sie waren satt und müde, wenn es Abend wurde und Mensch und Tier des Schlafs einer stillen Nacht bedürften. Seht, Petrulla und auch die Kinder hatten ein hartes Tagewerk, da hütete sich sogar der Kater Plesian, ohne jeden Grund zu mauzen, und die Enten im Kaburr schüttelten nur ganz behutsam ihre Federn auf, und sie schnatterten so leise wie Kinder schmatzen, so im Traum – beim Daumenlutschen.

Ja – und diese Ruhe störte der Jakob beinahe jede Nacht.

„Ei, was hast mittem Jung jemacht, Marjell? Was is mit ihm?“

Ruthche weinte dann auch, war sich keiner Schuld bewußt und doch so müde von all der Plackerei mit dem dicken Kerlchen.

Waren schließlich alle Kinder wach, knauten und weimerten herum, dann nahm die Petrulla den Strampelmatz aus seiner Wiege. An ihren großen, warmen Leib geschmiegt, schlief das Kerlchen endlich ein. Aber es war Sommerzeit. Die Mutter war's leid, jede Nacht den Säugling im Bett zu haben.

„Ganz meschugge bist am Morgen un schlecht aufjeleht dem ganzen Tach, wenne nich jeschlafen hast“, schimpfte sie, der sonst so schnell nichts zuviel wurde. Michel Taruttis, der Fischer aus Eldhwinkel, der grad einen Hecht für die Sonntagsmahlzeit brachte, hatte die an sich recht Gemütvollie noch nie bei so schlechter Laune gesehen, was ihm zu denken gab und ihn bewog, dem kleinen Jakob einen Blick rüberzuwerfen. Er stubste die Wiege an, und der kleine Kerl lachte.

„Lorbas, was wint deine Mutter so unjein inne Nacht! Du kleiner Biestkrät!“ So schimpfte er zärtlich, der Kleine juchzte, zeigte zwei winzige Zähne und keine Spur von Mißbehagen oder gar Krankheit.

„Was er man bloß hat, alle Nächte so zu lamentieren?“ Petrulla kitzelte ihn mit einer Haarsträne, daß er laut juchte und

mit seinem kleinen Podex hin und her wippte vor sichtbarem Vergnügen.

So war's tagsüber – aber nachts! Erst herrschte vollkommene Ruhe, nur hin und wieder knarrte eine Matratze, ein Mäuschen liebste irgendwo, es huschte und raschelte, dann wieder Stille; mal ein rascher Husten aus dem braunen Bettgestell am alten Kachelofen, darin die älteren Jungen schliefen, mal schlug der Hund an, mal fauchte Plesian, wenn etwas schattengleich durchs Zimmer huschte; aber wegen eines Mäuschens ließ er sich noch lange nicht seiner Nachtruhe berauben.

Das aber schaffte jetzt allemal der kleine Jakob. Schließlich kam man zu dem Schluß, den Grund seines nächtlichen Wehklagens auf die Zähne zu schieben, die einer nach dem anderen aus dem etwas geröteten Kiefer stießen.

„Jakob zahn“, das erfuhr auch die Schwester in Ruß vom alten Taruttis so gelegentlich einer Flachanderei beim Netzfellken.

„Na, dann werd' ich mal dort draußen im Moor vorbeischaun.“ Und das tat sie auch bald. Sie fand es bei der Petrulla wie sonst auch. Die Kinder gesund und schmutzdelig, das Häuschen mäßig sauber und die Petrulla wie immer eifrig draußen bei der Arbeit. Sie ließ sie dabei, ging mit der Ruth ins Stübchen zum Jakob und fand mit aufmunterndem Blick: „Siehst müd' aus, Marjell!“

„Wenn das Jakobche auch fortschreit in der Nacht... Is wejen seiner Zähne... Meinst nich auch, Schwesterchen?“

Die Kleine, grad man zwölf geworden, war so ernsthaft und verständig. Die Schwester nahm den Säugling aus der Wiege, setzte ihn vor sich auf den Schoß, betrachtete den nächtlichen Störenfried von allen Seiten, oben, unten, hinten wie vorn und konnte nichts Verdächtiges entdecken, weder schmerzhaftes Zahnfleisch noch einen wunden Po.

„Was mag ihm nur sein?“ Ruthchens braune Augen hingen mit müden Blicken an der Schwester, jeden ihrer Handgriffe genau beobachtend, als läge in ihnen des Rätsels Lösung.

„Na, was is nu?“

„Nichts is, rein gar nichts. Ich glaube, er will bloß geschaukelt werden; hast ihn verwöhnt, Marjell!“

So saßen die drei noch ein Weilchen auf der Ofenbank beisammen. Jakob fühlte sich behaglich in den Armen der Schwester, die ihn zärtlich wiegte, und das besorgte Ruthchen legte ihren blonden Krauskopf an deren Schulter und schlang ihre schmutzdeligen Hände um ihren Hals. Gedankenverloren summte die Schwester ein Liedchen, ließ sich getrost Haube und Kragen beschmutzen und ihren Blick durch den kleinen, im dämmerigen Halbdunkel liegenden Raum schweifen. Mucksmäuschenstill war's um sie her geworden. An der Fensterscheibe flatterte leis und ängstlich ein verirrtter Schmetterling, zwei Fliegen spielten Haschmich mit friedlichem Gesum und aus der Ecke vom alten Spind huschte ein Mäuschen quer durch den Raum; es sah aus, als balanciere es auf dem schmalen Sonnenstreifen, der durchs Fenster fiel wie ein gelbes Band.

Die Schwester bekam runde Augen, denn die Reiseroute der kleinen Mäusemadam war gar zu seltsam, so daß die nun beinahe zur Salzsäule Erstarrte ihren Augen kaum zu trauen wagte. Frau Maus schlüpfte nämlich flink und zielsicher durch ein Ast-

loch in der Wiege und verschwand dorthin – wie durch eine Tür – ins Innere. Also dorthin, wo's im Stroh stets warm und gemütlich ist. Die Schwester starrte noch immer, als hätte sie einen Spuk erlebt, auf das kleine Loch, doch da erschien Madam schon wieder, binzelte mit Jettperlenaugen vergnügt und listig nach allen Seiten, drehte sich nochmal um, als wollte sie schnell den Daheimgebliebenen einen Gruß zurufen und machte sich dann erneut auf den Weg; es war der gleiche wie vordem. Während nun Mäusemadam in der Ecke verweilte, vielleicht um einige Vorräte zu besorgen, drückte die Schwester der erstaunten Ruth den beinahe schlafenden Jakob in die Arme und machte sich zu deren größter Verwunderung an der Wiege zu schaffen. Vorsichtig die Kissens raus, das Laken weg, noch vorsichtiger das Sackttuch auseinandergebreitet und nun behutsam eine Lage Stroh weg, die nächste und noch eine.

Ruth flüsterte aufgeregt: „Was machst, Schwesterchen, mittem Jakobche seine Wiege, jeh, nu jeh man bloß. – Was soll das?“

„Nun sei mal fünf Minuten still, Marjell!“ Und wieder hob die Schwester die nächste Lage Stroh aus dem Innern der Wiege und dann – ja, und dann schrie sie auf, aber so laut, daß Ruth der kleine, dicke Kerl vom Schoß rutschte und mittem Koppche auf die Dielen knallte. Der schrie dann auch, aber lauter und anhaltender. Ruth sprang auf wie von der Tarantel gestochen, ließ den Kleinen schreien und strampeln, und dann schrie auch sie auf, doch es klang mehr wie ein ganz großes Lachen, in das nun die Schwester einstimmt. Denn – man höre und staune – sorgsam versteckt im Stroh war ein Nest; jawohl – aber eins, für das ein Mäusestorch verantwortlich zu zeichnen hatte, und darin – gutstes, trautesstes Gottchen – darinnen strampelten und quiekten fünf häßliche, nackte Mäusekinder.

„liii-gitte“, schrie Ruth und lachte und juchte. „Ios Schwester, die müssen wir schnell ersäufen, ehe Mutter kommt; die tut nämlich keiner Fliege was zu leide, der tun die kleinen Biester amend noch leid.“ Und flugs wurde das ganze Mäusewochenbett auf eine Kohlschaukel geladen und ins jenseits befördert. In den Mäusehimmel!

Ruth sah die Schwester erwartungsvoll an: „Was meinst?“

„Na, was soll ich meinen, Schafche, von nun an wird euer Jakob wieder ruhig schlafen, das heißt – vielleicht wird er noch hin und wieder von Mäusen träumen, aber es ist nicht anzunehmen. So, und nun wollen wir ihm sein Bettchen machen.“

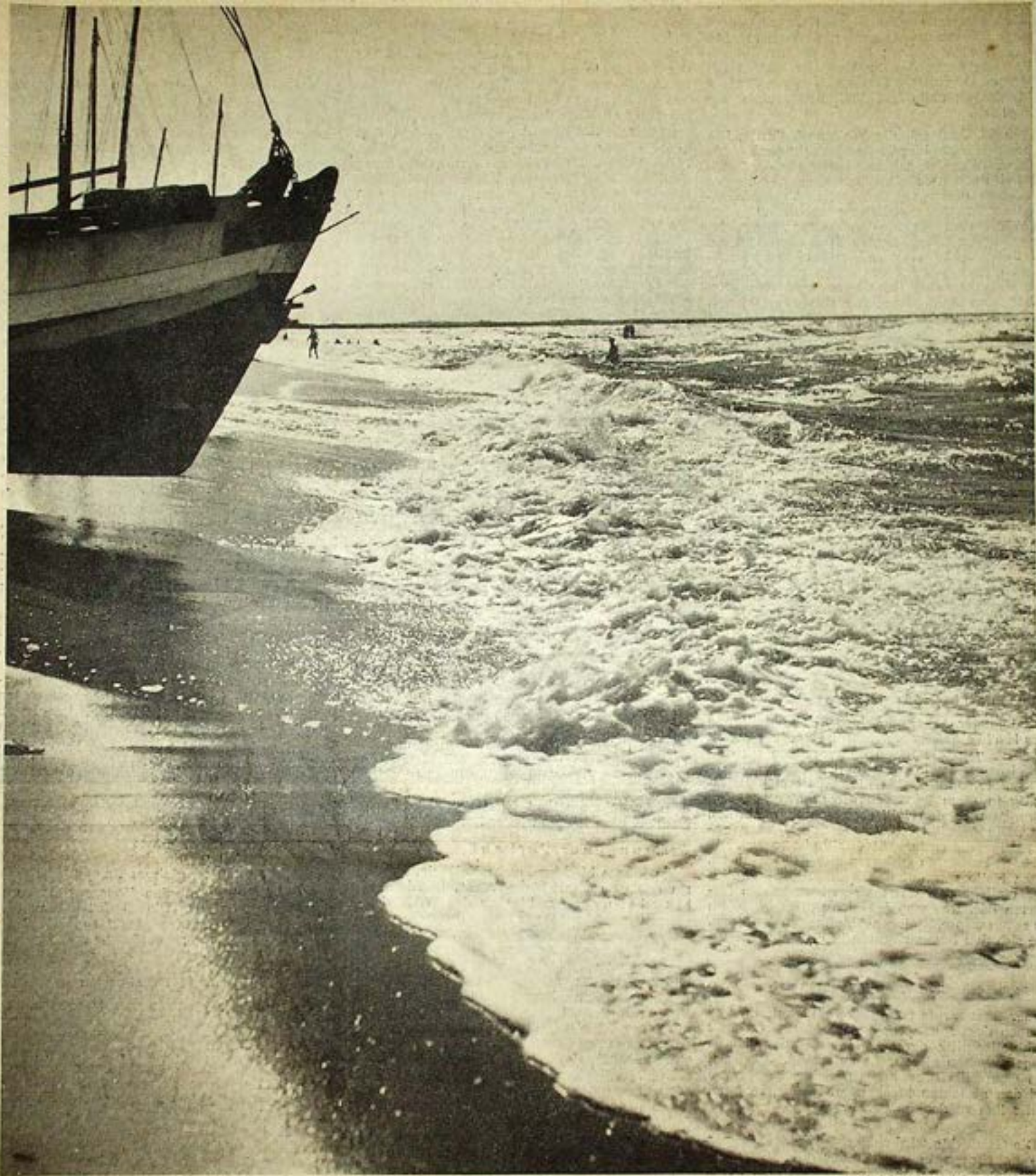
## Nach Redaktionsschluss

### Achtung - „Ostseetreffen Scharbeutz“

Wie bereits angekündigt, findet am Sonntag, dem 6. September, das Ostseetreffen in Scharbeutz statt, zu dem wir alle in Schleswig-Holstein beheimateten Landsleute erwarten. Wir bitten die Vorstandsmitglieder aller Memelgruppen an der für vormittags 11 Uhr anberaumten Gesamtvorstandssitzung teilzunehmen. Ferner bitten wir, uns spätestens bis zum 28. August die Zahl der Interessenten für das Gemeinschaftsessen (Erbsensuppe = 1.10 DM, mit Wurst = 2.- DM) aufzugeben. Das offizielle Programm beginnt um 15 Uhr. Nach der Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden der Kreisgruppe Lübeck, Ldam. Ernst Lankowen, singt der Chor der Landsmannschaft Ostpreußen, Lübeck. Die Festansprache hält Rektor a. D. Szamkeit-Neumäster. Alle Anmeldungen erbitten wir an Frau Doro Janz, 2407 HL-Travemünde, Backbord 5.

Arbeitsgemeinschaft der Memelländer – Kreisgruppe Lübeck: Wir hoffen, daß alle Landsleute an unserem Ostseetreffen teilnehmen! Scharbeutz ist von Lübeck mit folgenden Zügen zu erreichen: 9.29, 11.08, 12.52 und 13.44 Uhr. Die LVG-Busse, die über Travemünde gehen, haben in Timmen-dorfer Strand Anschluß an den Ostseebus-Bahn. Ab Lübeck-Schlangen: 9.00, 10.00 und 13.15 Uhr. Wer sich für das Gemeinschaftsessen interessiert, melde sich bitte bis spätestens zum 28. August dazu an!

Der Vorstand.



Aufnahme: Ruth Hallenleben

## Unser Strand

Sommerferien an der See! Die Vorfreude lag manchmal schon Pfingsten an, wenn bei schönem Wetter ein Ausflug dazu benutzt wurde, Quartier zu machen. Bei den alten Wirten natürlich, wo man schon Jahr für Jahr gewesen war. Und den ganzen Juni hindurch wurden Wasserbälle repariert, weiße Sommerhosen auf Hochglanz gebügelt, Sandschauteln vom Boden geholt und Gummilüer zum Aufpusten ausgesucht für das Spiel mit den Ostseewellen. Große Reisetimmung dann am ersten Ferientag, große Empfangstreue beim Einzug in die schlichten Gastzimmer, großer Eifer beim Bau der Sandburg, großer Niveacreme-Verbrauch und dennoch großer Sonnenbrand. Welches Ver-

gnügen, noch im September Seesand in den Taschen zu entdecken!

Und das ist nun alles nicht mehr? Wie soll man es sich vorstellen, daß die lebensbunten Straßen in Cranz heute von Brennesseln überwuchert sind und das vom Königsberger Nordbahnhof nicht mehr halbstündlich Züge mit ferienfrohen Menschen abgehen, sondern hier und da einmal ein fast leerer kleiner Zug mit zertrümmerten Fensterscheiben auf Gleisen russischer Spurweite? Großes Sommerfeuerwerk mit Steilküstenbeleuchtung in Rauschen! Im Licht der Scheinwerler tauchte in der Ferne ein deutsches Kriegsschiff aus der Dunkelheit, und über der See zerplatzten die blauen und roten

Sterne zu märchenhaften Flammenschritten. Und jetzt bis zum Horizont totes Gewässer, über das die Vixierlinien schwerer Wallen hinstreichen, um jedem unerwünschten Fahrzeug, und sei es noch so friedlich, ein anderes Feuerwerk zu bereiten. — Schwer ist es, diese Wirklichkeit zu begreifen, unmöglich, sie anzuerkennen. Es ist immer noch unser Strand! Unsere Ferienküste! Es ist noch immer nicht so, daß Raub zu Recht wird, weil noch kein Richter sich gelunden hat. Und es ist auch nicht so, daß unser Wille machtlos ist, weil er nicht über Bomben verfügt. Die Kraft wird sich erweisen, die dem Rechte inneohnt, wenn wir an das Recht glauben. Unser Ostseestrand den Sowjets? Nein, niemals!

ublik". Die Flüchtlingsberichte waren die erste Lichtquelle über diese Unruhen, deren "ganzer Umfang immer noch nicht zu übersehen ist. Fast steht jedoch, daß nicht nur die Bevölkerung Ostberlins, sondern der ganzen Sowjetzone ihr mutiges Bekenntnis gegen Pankow und Moskau und für Einheit und Freiheit abgelegt hat.

Am 17. Juni sah die Welt nach Berlin. Die Vorgänge lagen hier im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Was sich dahinter vollzog in der Zone, läßt sich erst allmählich übersehen, nachdem es einzelnen gelang, in den letzten Tagen Westberliner Flüchtlingsstellen zu erreichen.

Wir finden sie in den Auffanglagern, im Jugendlager Kreuzberg, in Tempelhof und am Berliner Funkturm. Diese Messehallen am Funkturm dienen seit langem einem neuen Zweck: Der Besucherstrom technischer und landwirtschaftlicher Ausstellungen wurde abgelöst von dem Strom der Flüchtlinge. In den Messehallen ist heute das Schicksal unserer Zeit zu "beichtigen". Die großen Hallen bekamen Namen, sie tragen sie in Metallbuchstaben auf ihren Dächern: Ostpreußen, Schlesien, Pommern, Westpreußen. . . Unter den Dächern, in den Hallen, findet man diejenigen, die zum Teil diesen Gebieten entstammen.

Was die jetzt Geflohenen unter der Vielzahl der Tausende hier berichten, fügt sich als jüngster Abschnitt in die Geschichte des deutschen Ostens.

Die Welt sah die Photos vom brennenden Potsdamer Platz. Aber das Gebiet der Erhebung war größer. Sie erreichte in ihrem östlichsten Punkt sogar die Neiße-Linie, als national-polnische Partisanen zu gleicher Stunde bei Görlitz die Neiße-Brücke des Grenzortes Z o d e l sprengten und in ein Feuergefecht mit sowjetischen Truppen gerieten. Die Schwerpunkte im Innern der Zone waren die Städte, die Industriezentren: Magdeburg, Leipzig, Jena, Halle, die Leunawerke, die Urangebiete, die Kohlenreviere.

#### Sturm auf Gefängnisse

Ein junger Arbeiter, wegen Streikbeteiligung aus Halle geflohen, sprang im Berliner Bezirk Kreuzberg in die Spree und erreichte schwimmend das rettende westliche Ufer. Er erzählt: „Am 17. Juni wurde die Arbeit fast gleichzeitig in allen Betrieben niedergelegt, in den Buna-Werken, den Hallischen Maschinenfabriken usw. Die Arbeiter bildeten lange Demonstrationzüge, die sich zur Stadtmitte bewegten. Die meisten Passanten schlossen sich den Zügen an. Ganz Halle war auf den Beinen, einschließlich der umliegenden Ortschaften. Sprechchöre forderten das, was man jahrelang nicht öffentlich zu sagen wagte. Kleinere Abteilungen der Vopo, sie sich den Demonstranten in den Weg stellen

#### Nicht in den alten Gelsen (Schluß von Seite 1)

kauer Sirenenrufe zum Teil sehr anfällig und hängen doch sehr stark an den Methoden einer Kabinettpolitik der Großen, die den neuen Gegebenheiten nicht mehr entspricht. Das Echo, das Churchills Bravourritt mit dem Ostlocarno bei den gestebten Moskauer Regisseuren fand, sollte ihm zu denken geben.

Die Geschichte wird später — wie auch immer die politischen Ereignisse der nächsten Zeit verlaufen — sicher nicht behaupten, eine europäische und weltumspannende Befriedung sei an „maßlosen deutschen Forderungen“ gescheitert. Es gibt keine ernstzunehmende deutsche Partei oder Gruppe, die solche Forderungen aufstellt und kein deutsches Volk, das sie vertritt. Wenn es aber einem Volk verwehrt werden soll, sich das zu fordern, was ihm rechtens gehört, wenn man einem solchen Volk das einfache Heimatrecht, die wirkliche Freiheit und Selbstbestimmung vorenthalten will, dann sieht man nicht mehr, was das noch mit echter Befriedung zu tun haben könnte. Logisch müßte man dann auch alle Eigentumsvergehen der Welt hingehen lassen, die Strafgefängnisse öffnen und die Gesetzbücher verbrennen. Nicht zu einem wilden Rachedreiß — wie in nicht wenigen anderen Ländern — vereinigen sich die Ostpreußen und ihre Landsleute mit den übrigen Kriegsgeschädigten, sondern sie wollen nur anerkannt wissen, daß man

Markt und in der Lohmannstraße. Einzelne Volkspolizisten, die auf der Straße angetroffen wurden, mußten ihre Uniformen ausziehen. Wer sich widersetzte, wurde verprügelt. Lautsprecherwagen, die man erbeutet hatte, und die ursprünglich zur Ruhe mahnen sollten, wurden von der Menge in Besitz genommen und forderten nun zum Sturz des Zwangssystems auf.

„Spitzbart — Bauch — und Brille — war nicht unser Wille.“ Die Bilder dieser Drei (Ulbricht, Pieck, Grotewohl) flogen aus den Stockwerken der öffentlichen Gebäude. Größere VP-Einheiten ließen sich nicht mehr sehen. Lastwagen, voll besetzt mit Arbeitern, fuhren durch die Stadt. Sie trugen die Aufschrift: „Wir wollen unsere Gefangenen.“ Jetzt begann der Sturm auf das Zuchthaus und das Gefängnis. Vor dem Zuchthaus kam es dann zu den ersten Schüssen. Die VP schoß in die Menge. Es floß Blut, es gab ein halbes Dutzend Tote.

Der Sturm auf das Gefängnis war erfolgreicher. Man konnte die abgehärmten Gefangenen befreien. Unter ihnen befanden sich Frauen, die im Gefängnis geborene Kinder bei sich trugen. Die Wächter wurden verprügelt und davongejagt. Lautsprecherwagen rasten von neuem durch die Stadt und forderten zum weiteren Kampf auf. Es war keine Protestaktion mehr, es war ein großer Aufruhr aller.

Am Zuchthaus waren weitere Opfer zu beklagen. Dann kamen in kleineren Trupps die ersten Russen in die Stadt. Sie wagten zunächst nicht einzugreifen und zogen mit entschulten Maschinenpistolen durch die Straßen. Schließlich kamen die ersten Panzer, gleichzeitig klärten Flugzeuge von der Luft her auf.

Um 18 Uhr sammelte sich eine riesige Menge auf dem Markt, herbeigerufen durch die eroberten Lautsprecherwagen, zu einer spontanen Kundgebung. Unter dem Beifall der Versammelten forderten die Redner den Abtritt der SED-Herrschaft. Auf einmal Panzergeräusch. Einige sowjetische Panzer fuhren in die Menge. Die Bevölkerung wich ihnen aus, und schloß sich hinter den Panzern wieder. Ein brandendes Menschenmeer. Man zeigte den Russen die Fäuste, später stimmte die Menge das Deutschlandlied an.

Dann fielen wieder Schüsse, Panzer und VP-Trupps schossen wie wild in die Menge. Die Menschen wurden durch die Straßen gejagt. Bewaffnete Lautsprecherwagen verkündeten den Ausnahmezustand in Halle. Noch in der Nacht hallten immer wieder Schüsse.

#### Erzwungener Verkauf

Ein junges Mädchen, sechzehnjährig, Arbeiterin aus dem „Karl-Marx-Werk“, berichtet aus Magdeburg: Am Morgen des 17. Juni begannen Straßenbahner und Arbeiter der Krupp-Gruson-Werke zu streiken. Die Menschen sammelten sich zu Zehntausenden, berichtet das Mädchen. Auch hier war die Volkspolizei anfangs nicht zu sehen. Als der Sturm auf das Polizeipräsidium begann, öffneten mehrere Vopos die Tore, legten Waffen und Uniformen ab. Vopo-Offiziere, die Widerstand leisteten, wurden aus den Fenstern des ersten Stockes geworfen. Mittags griffen auch hier russische Panzer ein. Im Verlauf einer Schießerei wurden vier Menschen getötet. Auch hier wurde das Gefängnis gestürmt, 150 Gefangene wurden befreit. Die HO-Läden mußten einen Ausverkauf veranstalten. Gewählte Delegationen aus den Reihen der Demonstranten kontrollierten die Warenlager, setzten die Preise herab und ordneten den restlosen Verkauf an. Die „Vereinigten Erfassungs- und Aufkauf-Betriebe“ wurden

Ein anderer richtungsbewusstes aus Magdeburg, wo er am 17. Juni aus dem SSD-Gefängnis von den Arbeitern befreit wurde, ergänzt das Bild jener Tage in der Stadt: Auch das Gebäude der Reichbahndirektion Magdeburg wurde gestürmt. Vor dem Hauptbahnhof Magdeburg hielt plötzlich der Interzonenzug auf freier Strecke. Entlang des Zuges standen Tausende von Magdeburgern, winkten den Interzonenreisenden zu und riefen: „Wir wollen zu Euch! Wir wollen freie Wahlen! Damit wir dieses Gesindel los werden!“

Auf dem Bahnhof erschienen russische Panzer, die aber im Angesicht der Interzonenreisenden wohl nicht schießen wollten. Ein Teil der Menge versuchte während dieses Vorganges zwei Gefängniswagen zu stürmen, die auf einem Nebengleis abgestellt waren und die Insassen zu befreien.

Das Gebäude der Magdeburger „Volkstimme“ am Bahnhof wurde ebenfalls gestürmt. Die versandfertigen Zeitungspakete flogen auf die Straße, Schreibmaschinen, Möbel und Fernschreiber wurden zertrümmert. Im obersten Stockwerk entdeckte man schließlich die kommunistischen Redakteure, die dort mit Funktionären zusammen sich versteckt hielten. Sie wurden von den Demonstranten verprügelt, als diese in einer nahen Kammer die Eßvorräte der Herren entdeckten, die sie sich dort angeeignet hatten. Um diese Zeit etwa erfolgte der Anruf einer Ostberliner Zeitung in Magdeburg, die anfragte, ob sie ihre Auflage dort drucken lassen könne, da die Berliner Druckerei von Demonstranten besetzt sei! „Hier ist auch besetzt“, lachten die Demonstranten, die das Gespräch annahmen. Gerade die schlechte Versorgungslage in Magdeburg war Hauptgrund für die dortige Erhebung. Man hatte immer nur von „Versprechungen“ gelebt.

Ähnlich wie in Halle und Magdeburg war es in den anderen Städten der Zone, in Leipzig, in Gera, in Chemnitz und Brandenburg. An der jetzt bekanntgegebenen Zahl der standrechtlichen Erschießungen, der Verurteilungen, die in den Spalten der ostzonalen Pressen kleingedruckt erscheinen, kann man den Umfang der Erhebung ablesen.

In Dresden wurden zwei Arbeiter hingerichtet. Ein Bürgermeister (Kreis Delitzsch) wurde standrechtlich erschossen, weil er einen Vopo niederschlug, der auf seine Gemeindeglieder schießen wollte.

Fast überall, ohne Verspottung, ohne moderne Hilfsmittel wie Funk und Zeitung, nahm die Erhebung in den Städten fast den gleichen Verlauf zu gleicher Stunde.

Auch in Leipzig wurden Vopopräsidium und Gefängnis gestürmt. Die Bezirksleitung der FDJ niedergebrannt, das „Aufklärungslokal der nationalen Front“ ausgeräumt, die Insassen verprügelt.

#### Protestzug auf Schienen

In den Industriezentren war es nicht anders. In den Leunawerken hörten bei Arbeitsbeginn am 17. Juni achtzehntausend Arbeiter von den Unruhen im Berliner Ostsektor. Um neun Uhr versammelten sich Tausende am sogenannten Block 18. Der Versuch des ersten SED-Funktionärs, über die Lautsprecheranlage des Werkes zu den Streikenden zu sprechen, scheiterte. Die Arbeiter bemächtigten sich der Werkrundfunkanlage, stürmten einen Funkwagen der Volkspolizei und entwaffneten den Werkschutz. Sie sangen die dritte Strophe des Deutschlandliedes, rissen sämtliche Transparente von den



## Archibald erlebt die Nehrung

Man schreibt 1925. Glücklich der Knabe, der schon in frühester Jugend seinen zukünftigen Beruf entdeckt! Vielleicht hat es ihm auch der geruhsamste und schönste Teil der Kurischen Nehrung angetan – das Tal des Schweigens und die Tote Düne bei Nidden. Dort ist für den Knaben des Träumens in den blauen Himmel hinaus kein Ende, dort ist sicher das Samenkorn gelegt worden, sich später mit seiner Zeichenfeder in diese Gefilde führen zu lassen.

Der kleine Archibald läßt sich, wie auf dem Bilde festgehalten, den sanften Nehrungswind um die Nase wehen. Gerade kommt er, Hand in Hand mit dem Vater, von der trostlosen Einöde der „Toten Düne“, wo die Stille vollkommen ist. Die flimmern-de Hitze eines Julitages hat sich in eine angenehme Wärme gewandelt.

Wo der Knabe gerade wandert, sind die ruhelosen Treibsandmassen durch Bepflanzungen gewissermaßen in Fesseln gelegt. Die Dünen, die sich früher bis an den Horizont kahl erstreckten, sind allmählich befestigt. O große Weite!

Archibald ist still und horcht in sich hinein. Der Anblick der Dünen und des Haffes macht ihn heiter. Die Landschaft ist dort ureinsam.

Unbekümmert wandern wir weiter über die Düne zum Meer und genießen selig den herben Duft, der von West herüberweht. Plötzlich taucht unweit der See aus dem Gebüsch ein kapitaler Elch auf, der uns mit furchtlosen Augen anblitzt. Wir verharren wie gebannt in respektvoller Entfernung eine Weile und betrachten mit gemischten Gefühlen unsern Gegenüber. Das geweihttragende Tier sieht in uns wohl zwei harmlose Wanderer und macht keine Anstalten, zum Angriff überzugehen. Es muß wohl fühlen, daß Mensch und Elch, Düne und Haff und See zusammengehören. Archibald zeigt sich sichtlich erfreut über die erste Begegnung mit dem Urtier.

Endlich sind wir an der See. Die Sonne vergoldet das schöne Küstenpanorama, und ein buntes Treiben erfüllt den Strand. Nep-

tun gibt sich heute freundlicher und besänftigt die Meereswogen. Einige Boote und Motorboote kommen von ihren Fischzügen an Land. Es riecht nach Fischen, Teer und heißem Öl. Einige Frauen warten auf ihre Männer, die zum Fischfang ausgefahren waren. Erst wenn die Männer mit prall gefüllten Netzen in ihren Kähnen und Booten heimkehren, geht ein Seufzer der Erleichterung durch die Frauen, denn Wind und Wasser sind mitleidlos. Wenn das nasse Element vom Sturm aufgerührt ist und die Männer sich auf Fischfang befinden, beten diese tapferen Frauen und ziehen das Umschlagtuch tief über das Gesicht, damit niemand ihre Tränen sieht.

Der Eindruck dieser Szene bleibt Archibald unauslöschlich, er zeichnet viele Jahre später „Die betenden Frauen von Nidden“.

Bei der bewegten See am Vormittag ist viel Seetang an Land gespült worden, in dem sich mitunter beachtliche Bernsteinstücke befinden. Wie glänzen die suchenden Augen des Knaben bei dem Anblick des Bernsteins, des „Nordischen Goldes“, das älter als die Menschheit ist.

Andächtig lauscht der Knabe, als ihm der Vater die Geschichte des Bernsteins erzählt, daß Bernstein im Altertum seiner Brennbarkeit wegen Brennstein genannt, das Harz von vorgeschichtlichen Bäumen aus dem Meere kommt, daß riesige Nadelbaumwälder, die einen goldenen Saft lieferten, in Urzeiten versanken, daß dieses Land von Wassern überflutet wurde und eine große See – die Ostsee – entstand und daß durch diesen gewaltigen Umwandlungsprozeß wohl auch das Kurische Haff und die Nehrung sich bildeten.

Der Leuchtturm auf dem Urbo-Kalns lädt zum längeren Verweilen ein. Ein herrlicher Ausblick bietet sich dort auf Haff, Dünen und Meer. Es lohnt sich schon, länger an dieser Stelle zu bleiben, die alle Pracht majestätisch überragt. Ins Unermeßliche steigert sich der Eindruck Archibalds, der dort wie auf dem Deck eines Ozeanriesen steht, rundum bedrängt von Himmel, Weite. Wie klein und unbedeutend wirken da alle menschlichen Einrichtungen angesichts der sie umgebenden überwältigenden Natur, die hier noch unbesiegt Herrscherin geblieben ist.

Am meisten fesselte den Knaben der Leuchtturm, der sich wie ein Gigant erhob, als wäre er der treue Hüter der Nehrung. Interessiert verfolgte Archibald die Erzählung, daß der Leuchtturm Nacht für Nacht, Jahr für Jahr, flammende Zeichen, Lichtbündel, sendet, die durch die Finsternis tasten, aufzucken und wieder verlöschen, Zeichen, die viele Meilen weit in immer gleichem Rhythmus über die See laufen, um allen Seefahrern einen Gruß der Hilfsbereitschaft weit ins Meer zu senden und ihnen den sicheren Weg zu weisen.

Hoch oben auf dem Leuchtturm steht die trutzige Gestalt des Leuchtturmwärters, geprägt durch viele Sturmnächte. Seine klaren Augen spähen auf das weite Meer hinaus, nach Schiffen in Seenot.

So erfreut sich Archibald tagtäglich neuer Eindrücke. Der malerische Ortsteil von Nidden-Skrusdin, der fast vergessen und verlassen zwischen Kiefern und Haffstrand im Schutze des Waldes liegt, zieht ihn an. Leichter Wind säuselt um die Bäume des Waldes. Heiß steht die Sonne über den schilfgedeckten Fischerkaten. In niemüdem



Die Käte war winzig. Wenn ich es recht bedenke – ja – dann war sie genauso, wie sich Kinder das verzauberte Schloß oder das Hexenhaus ihrer Märchen vorstellen; oder war sie etwa wie eine alte Frau? Das Stroh des Daches zerzaust und schütter, der Kalkanstrich verwittert wie welke Haut, Lehm bröckelte an vielen Stellen herab. Altersgebeugt lehnte die Hütte auf den Stämmen zweier Birken, die gleich Krücken zu beiden Seiten standen, Stütze und Halt gebend. Türen knirschten rostig in den Angeln wie Gelenke es tun, wenn sie abgenutzt sind. Auch die Stille, die durch die Stunden floß, gab sich zauberhaft alt und verträumt. Aber die Fenster waren wie Augen von Kindern, die einem Märchen lauschen: blank, glasklar! Niemals von staubigen Spinnenschleiern verhangen, lachten sie vergnügt in den Tag hinein. In jeden Tag. Und da waren viele Tage aneinandergereiht. So wie die Geranientöpfe auf der Fensterbank. Auch waren die Tage so leuchtend und lustig wie sie, die ungezählt ihre ziegelroten Blüten dolden in den Sommer trugen. In wie viele Sommer? Wißt ihr das noch?

Ein richtiges Sonnenplätzchen hinten am Kleineichwinkler Moor, wo die Hütte der Petrulla stand. Besonders zur Zeit der Heuernte liebte ich den Weg dorthin. Vorbei an Wiesen, die bettwarm und lausdrig am Rand des Moores sich ausbreiteten; zum Ausruhen grad recht für jedermann, der müde des Weges gezogen kam. Ihr hättet das alles auch geliebt, wäret ihr einmal mit mir am Rußstrom entlanggeradelt, ihr hättet das Jauchzen in die Kehle gekriegt vor lauter Entzücken – besonders im Frühling, wenn die Birken sich in zarte, grüne Farben kleideten und in den Blättern wider Lupinen Tautropfen wie Glasperlen blinkten. Wer hätte die nicht gern zu einer Kette aufgereiht für ein lichtgrünes Birkenkleid!

Petrulla! Sie war nicht irgendwer. Vielmehr behauptete sie ihren festen Platz hier, wo Tag und Nacht aus dem Moor aufstiegen. Hier – am Kleineichwinkler Moor! Denn sie war Pferdestark, und es waren nicht allein Kräfte, die sie einer Stute vergleichbar machten. Es war vor allem das Aussehen: die schwere Gestalt, die stolze Haltung des Kopfes, ihre Gangart. Ja – respektabel und geachtet war die Petrulla. Wie eine Zuchtstute warf sie ihre Jungen, sah erstaunt – auch noch beim fünften – auf ihre kleinen Füllen herab und warf ihr strähniges, schwarzglänzendes Haar, zu zwei schweren Zöpfen geflochten, nach hinten. Zwei Reihen starker, gelblicher Zähne zeigte sie mit gesunder Fröhlichkeit, und ihr wiederherdes Lachen fuhr oft weit über braunes Moor und blühende Wiesen. Mit rauhbeyniger Zärtlichkeit stupste und jagte sie ihre Jungen, als wären es wirklich lauter kleine Füllen, die sich im Roßgarten tummeln; da gab's Knüffe und Klapse, alles mit großem Lamento. Den kleinen „Petrullas“ war's recht so und ein immer gleiches Zeichen mütterlicher Liebe. Sie hatten ja nur die Mutter. Den Vater hatte der Strom ihnen genommen. Das war, als er seine Fischernetze vor der Flut hatte retten wollen. Treibendes Eis, vom reißenden Wasser getrieben, ein gekentertes Boot und eine Petrulla, die einmal in ihrem Leben hilflos am Ufer stand. Die große, starke Petrulla!

Eine wahre Freude, wenn sie so, von Ruhe und Kraft bewegt, barfuß durch die taufischen Wiesen auf einen zukam. Es war eine Lust, sie beim Torfstechen zu sehen, wenn ihre starken Arme rotbraun und schweißnaß in der Sonne glänzten, oder wenn beim Hantieren die weiblich kraft-



burr geholt wurde. Man gut, gerade war die Ente mit dem Brüten fertig geworden, damals als das Jakobche kam. Nun aber schnell, schnell, die Schiöpelchen waren kaum ausgeschlüpft, da tat die Petrulla eine frische Strohschütte in die Wiege, und ein Weilchen später legte die alte Frau Hebeleit (der Name war für die Hebamme wie geschaffen) das rote, schreiende Bündel auf das weiße, schnell ausgebreitete Leinen. So, so, nun schlaf man schön, mein Schoapke. Petrulla achtete schmunzelnd auf jeden Handgriff der guten Frau Hebeleit, flocht mit einem zufriedenen Stöhnen ihre beiden aufgelösten Zöpfe. Sie ließ sich ein bis zwei Weilchen von den Nachbarinnen verwöhnen und betreuen und von den Frauen ihrer verschiedenen Arbeitgeber ein stärkendes Wochensüppchen kochen. Sie zeigte allen, die zur Tür ihrer kleinen Hütte hereinlugten, ihre prallen, weißen Brüste, an denen es schon mal schwarz-, mal blondhaarig, aber jedesmal gleich kräftig geschmatzt hatte, lachte ihr starkzähniertes, wiederherdes Pferdegeächter und strich ein um das andere Mal verschämt ihre schwarze Mähne.

Aber nu geh, geh, da kannst nuscht machen, was der liebe Gott gegeben hat, mußst nehmen, was willst wissen . . . Du kannst sehen, wieder mitte ganzen Krätsch zurecht-kommst . . . Und die stolze Petrulla lachte so warm und breit und war von Lebenswerter, gottwohlgefälliger Einfalt.

Bohnen aus den Hülsen. Und wir aßen und aßen, bis alle Schlusen leer und die Bäuche dick und prall waren. Nur der alte Schäferhund Harras zog dann schnauzerümpfend den Schwanz ein und ging auf Jagd nach etwas Fleischbarem. Kater Florian indessen verstand sich aufs Pulen so gut wie das stets hungrige Hanselchen. Zur Schlafenszeit zog alles an den Brunnen hinter dem Haus. Fünf Enten schnatterten mit den Kindern um die Wette und planschten wie doll, Harras leckte ihnen die nassen, strammen Waden. Der dicke Kater Florian saß dabei, putzte Fell und Pfoten und seinen graumelierten Bart. Mit Gejuche und Gelächter zog alles bald darauf in die „Buntkarierten“. Lehrers Katrinchen sah dem fröhlichen Treiben oft durch zwei kaputte Zaunlatten zu.

Warum bloß muß ich allein und in solch häßlichem, weißem Bettzeug schlafen, Petrullas Kinder dürfen zu dreien oder doch zu zweien in schönen roten oder bunten Kissen liegen. Bei denen da drüben ist alles so bunt und lustig. Warum sind wir so, so arm und können es nicht so gemütlich haben wie Petrulla und ihre Kinder. Ich wollte, ich wär' eins von denen oder meinetwegen auch ein Entchen aus ihrem Gatter hinter dem Häuschen. Wä'r das ein herrliches Leben! –

Das wird's sein, was mich gerade heute so sehr und so häufig an Petrulla dort hinten am Rande des Moores denken läßt. An dieses starke, reiche Leben in wahrhaft wundervoller Einfachheit. Gewiß, voller Wunder war die kleine Welt – dort, wo der alte Memelstrom müde wird und sein Wasser in vielen kleineren Flüssen in das Meer schickt. Reich war die Petrulla und sich dessen sicherlich nie bewußt. Aber wir wußten es! Oder zumindest ahnten wir etwas von ihrem Reichtum. Die Lehrerleute wußten es, wenn Katrinchen wieder einmal vergebens um ein Geschwisterchen bat. Alles ausgewachsene Kinderzeug und manch Seufzer wanderten über den Zaun, mit etwas Neid und viel Erstaunen über die muntere, ungebärdige Schar wild heranwachsender Füllen. Bis über den Strom in das reichste Bauernhaus drang die Wahrheit von dem Reichtum der Petrulla. Dort war die Wiege aus geschmitztem Edelh Holz leer geblieben und die Bäuerin grämlich und vergreift.

Petrulla ist die Reichste hier am Strom, so fing auch der alte Fischer, der Michel

Schlag wirft das Haff Welle um Welle an den Strand. Zufrieden wandern wir die Anhöhe zur Kirche hinauf. Ein vertrauliches Tschilpen der Spatzen klingt uns entgegen. Das massive Fischerkirchlein und der nahe Friedhof wirken inmitten der Dünenlandschaft wie eine beruhigende Oase. Der Pfarrer kann sich über Mangel an kirchlichem Interesse nicht beklagen. Sogar die Preiler und Perwelker strömen fröhlich herbei, um ihre Sonntagsheiligung zu dokumentieren.



Das Altarbild, das den Erlöser mit dem versinkenden Petrus sehr eindringlich darstellt, ist ganz dem Milieu angepaßt. Keine marmorne Pracht ziert die Kirche. Alles ist so einfach, auch die Anbetung des Höchsten.

Wir gehen zum Friedhof hinunter. Heimlich rauschen die Kiefern um diese sandige Ruhestätte. Ewigkeitsatem weht über die Entschlafenen, die einst in mühevoller Arbeit und unter Entbehrungen alles dem fliegenden Sand abringen mußten. Über dem Gottesacker liegt etwas Beunruhigendes, eine Atmosphäre von Vergänglichkeit. Und dann das Meer und sein Rauschen. Immer wieder das Meer. Die Grabhügel sind einfach, zumeist gut gepflegt. Es spriest und blüht und verdeckt vieles. Wer da glaubt, der Tod mache die Menschen gleich, der schaue auf die kleinen schlichten Holzkreuze. Nichts von dem alten Glanz großer Denkmäler und Grabsteine. So ist es: die das Kreuz im Leben am schwersten trugen, hier haben sie das kleinste gefunden.

Zwischen Haff und Ostsee liegt die Geschichte dieses Fischervolkes liegt sein Schicksal. Die Alten wissen von Zeiten zu erzählen, die waren.

Jahrzehnte sind inzwischen an der Nehrungsidylle vorübergegangen, und ein Bubenraum ist von einem Künstlerleben gekrönt worden. Archibald, der Memelländer, ist heute freischaffender Künstler und Dozent an der Landeskunstwerkschule in Mainz. Er ist ein Mann der Stille, des Gemütes, ein Mann voll Liebe zum Unscheinbaren. Er ahnte damals nicht, daß er diesem Paradies einmal sehr, sehr fern sein würde.

W. Bajorat



**Großes**

**am Sonr**

**In den Zoc**





# Familien-Chronik



Fern der heimatlichen Erde starben:

**Eduard Bertschies**, Elektriker, früher Memel, zuletzt 62 Wiesbaden, Ziethenring 2, gestorben am 28. Januar 1965, beigesetzt auf dem Südfriedhof in Wiesbaden.

**Anna Stelau**, Kosmetikerin, früher Memel, zuletzt in 479 Paderborn, Benediktinerstraße 6, gestorben am 21. Februar 1965, beigesetzt in Hamburg an der Seite ihres vor einigen Jahren verstorbenen Ehemannes.

**Eva Jetzkus**, geb. Urbeteit, früher Memel, Große Wasserstr. 10, verstarb am 22. Januar 1965 in Welper (Ruhr), Schulthenhof 11, im Alter von 73 Jahren.

## Memellandgruppen

### Memelländer-Treffen

### Westfalen in Wuppertal

1 der Landsmannschaft Ostpreußen veran-

### Wuppertal - Elberfeld, in den Zoo- Albertus-Allee 30

Lässigkeit anzukreiden. Aber in **Wuppertal** muß man gewesen sein! Die Großstadt Wuppertal mit über 420 000 Einwohnern liegt fast mitten im Industriegebiet und ist gleichzeitig die Hauptstadt des Bergischen Landes. Obwohl fast 200 Industriebetriebe vorhanden sind, übertönen die herrlichen Grünanlagen und die Umgebung den industriellen Charakter der Stadt.

Was bietet Wuppertal?

Die Schwebebahn in Wuppertal ist die einzige in der Welt. Hier kann man zwischen Himmel und Erde schweben!

Der einmalig wundervoll gegliederte Zoo mit dem sehr gepflegten Naturpark gehört zu den beliebtesten Ausflugszielen Westdeutschlands!

Das Stadion, das unmittelbar am Zoo gelegen ist, bietet 40 000 Zuschauern Platz.

Der botanische Garten, dessen Flora-Wunder letzte städtische Unwirklichkeit verkörpert, dürfte einmalig sein.

Oper, Theater, ja, sogar eine Schwimmoper sind in Wuppertal vorhanden.

Darüber hinaus bietet Wuppertal eine große Anzahl von technischen Schulen und Anstalten. Eine ganz besondere Beachtung ist den prächtigen Grünanlagen zu schenken!

Man kann nicht alle Einzelheiten aufzählen; sehen muß man die Großstadt Wuppertal! Es lohnt sich daher für jeden Memelländer, am Landestreffen von Nordrhein-Westfalen in Wuppertal am **Sonntag, dem 9. Mai 1965**, in den Zoo-Gaststätten teilzunehmen.

oder Nidden und plötzlich stieg der Duft in die Nase, ein Duft . . . Erst zart und blumig, dann immer kräftiger, aromatischer und gehaltvoller werdend, bis man zum Ursprung, zur Quelle kam: Ein Kasten aus Brettern gefügt, aus dem graublauer Rauch in dicken Schwaden quoll. Und in dem Rauch, an Stäben paarweise aufgehängt, die goldbraunen, fettglänzenden Leiber der Flundern über schwelenden Kiefernzapfen – bei uns Schischkes oder Burren genannt – die einen unsagbar verlockenden, betörenden Duft verströmten. Kein Wunder, daß sie noch heiß weggingen „wie die warmen Semmeln“. Spaziergänger und Kurgäste warteten schon „freßlustig“ darauf. Wer noch nie so eine Flunder frisch aus dem Rauch verzehrt hat, der weiß nicht, was gut schmeckt. Nur wer die Sehnsucht kennt (nach geräucherter Flundern), weiß, wie ich leide! Ich habe mich mit Nordseeschollen zu trösten ver-



Flundern auf der Trockenleine

sucht – ach, kein Vergleich. Vielleicht liegt es am Räuchergut, denn trockene Kiefern-schischkes sind an der Nordseeküste eine Rarität. Vielleicht liegt es auch an den geheimen Zutaten mancher Fischerfrau. Eine Handvoll Tannennadeln oder ein Ästchen Kaddik, wie bei uns der Wacholder hieß, wer weiß? Es waren eben echt memelländische Flunderchens und da ging nichts darüber!

Ja, es gab natürlich auch noch den Steinbutt, größer und ein wenig fettarmer als seine Verwandten unter den Plattfischen der Ostsee. Seine Haut faßte sich wie ein Reibeisen, wie Sandpapier an. Auch er, vor allem in gebratenem Zustand, war nicht zu verachten. Doch nie so lieblich und zart wie eine Flunder, die man gut und gerne zum Nationalfisch des Memellandes erklären könnte – wenn es da nicht den Spickaal gäbe.

Übrigens ist die Flunder auch bedichtet und besungen worden. So zum Beispiel in dem bekannten Lied vom Harung jung und stramm, der sich in eine Flunder verliebte, die auf dem Meeresgrunde schwamm.

Ja, vom Meeresgrund der Ostsee, da kommt sie her, die gute Flunder. Im jugendlichen Zustand bevorzugt sie das flache Wasser in Strandnähe und entgeht so den im tieferen Wasser ausgeworfenen Netzen. Ba-

dende wissen das, denn oft genug kitzelte und krabbelte es unter den Fußsohlen. Hebt man erschreckt das Bein, so huschten sie eilends davon, die knapp 5-Markstück großen Kerichen, von denen man kaum mehr als die schwarzen Augenpünktchen zu sehen bekam. So gut ist ihre Oberseite der Farbe des Meeresgrundes angepaßt. An Land gebracht, werden sie gewaschen, mit Salz eingegeben und an langen Stangen oder Schnüren zum Trocknen aufgehängt. Ein typischer Anblick in unseren Nehrungsdörfern, den wohl niemand vergessen wird. Nach dem Trocknen wandern sie dann in die Räucherkästen, um endlich das zu werden, was uns ebenfalls unvergeßlich geblieben ist: Zu echten memelländischen Räucherflundern!

GGr

heitlichen Bereich entwickelt, der in guter Zusammenarbeit moderne Techniken und moderne Verfahren vorbildlich nutzt.

Auch zur ehrenamtlichen Verbandsarbeit wurde der erfahrene Versicherungsmathematiker berufen. Kakies ist Mitglied des Präsidialausschusses des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft e.V. (VDV), Vorsitzender des Ausschusses Betriebswirtschaft und des Betriebswirtschaftlichen Instituts des GDV und des Ausschusses für betriebswirtschaftliche Fragen des Arbeitgeberverbandes der Versicherungsunternehmen in Deutschland. Unter seiner Leitung hat die Kommission „Neue Risiken“ des Verbandes der Lebensversicherungs-Unternehmen e.V. die Selbständige Berufsunfähigkeits-Versicherung und die Pflegerentenversicherung entwickelt.

Der Versicherungswissenschaft ist Kakies schließlich durch seine Tätigkeit im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Versicherungsmathematik verbunden. Sein besonderes Interesse gilt dem Grenzbereich zwischen Betriebswirtschaft und Versicherungsmathematik; dies kommt in seinen Veröffentlichungen über die Finanzierung der Überschußbeteiligung in der Lebensversicherung und über die Deckungsbeitragsrechnung in der Lebensversicherung zum Ausdruck.

meißelte Spruch lautet: „Er starb – ungeblüht und seiner Heimat“.

Bild: Brunhilde Gennies

Heinz Klauß wurde am 30. 3. 1917 in Memel geboren. Dort absolvierte er bei der Firma Kioschus von 1931 bis 1935 die Schriftsetzerlehre. Als Soldat geriet er 1944 in russische Gefangenschaft, aus der er 1948 nach Oldenburg entlassen wurde. Seit 1951 war Klauß in der von F. W. Siebert in Oldenburg gegründeten Druckerei, die 1972 von ihren jetzigen Besitzern Köhler und Foltmer übernommen wurde, als Schriftsetzer tätig. Für das Memeler Dampfboot leistete er noch nach seinem Eintritt in den Ruhestand 1982 wichtige Dienste.

Heinz Klauß war ein typischer Memelländer. Hilfsbereit, ruhig und gesellig. Gern nahm er an den Heimattagen der Oldenburger

## Flunderchens

„Scheene frische Flunderchens! Madamchens, kaufense scheene frische Flunderchens!“ So tönte es einst durch Memels Straßen, und zu dem lockenden, werbenden Ruf gehörte ein klappernder, rumpelnder Handwagen – unser Pflaster ließ viel zu wünschen übrig – gezogen von einer Fischerfrau aus Bommels-Vitte mit Faltenrock, dunkler Bluse und weißem Kopftuch. Im Wagen lagen dicht gepackt die Flunderchens, graubraun mit weißer Bauchseite und in verschiedenen Größen, um das genaue Auswiegen zu erleichtern. Selbstverständlich gehörte auch eine Waage mit diversen Gewichten dazu. Mit Schalen und Schüssein rückten die Hausfrauen an. Allesamt als „Madamchens“ angeredet, ließen sie sich nicht lange zum Kauf nötigen. Denn was aus Bommels-Vitte kam, das kam vom Fischerhafen, direktemang vom Kutter und war goldfrisch!

Zum Abendbrot in Butter gebratene Flundern, damals eine Selbstverständlichkeit, die man alle Tage haben konnte. Heute wär's ein Festmahl. Kamen sie nicht vom Wagen, dann aus den Fischgeschäften von Suhr und Licht oder am Mittwoch und Sonnabend vom Fischmarkt. Wobei der Einkauf dort ein besonderes Erlebnis sein konnte, wenn man den Mut hatte, die Qualität der Ware anzuzweifeln. Da konnte man flugs einige noch unbekannte Memelländische Kraftworte hinzulernen. Wer es drauf abgesehen hatte, verschaffte sich ein kostenloses Fischgericht durch Aufsammeln der ihm nachgeworfenen Meeresbewohner.

Von all den heimischen Fischarten, die es bei uns ja in überreichem Maße gab, war die Flunder unbestritten die Königin. König war selbstverständlich der Aal, ob gekocht, gebraten oder geräuchert. Gebratene Flundern, eine feine Sache, doch geräucherte Flundern erst – eine Delikatessel! Da wartete man gemütlich, mit sich und der Welt zufrieden, durch die Gassen von Schwarzort

# Der Tod des alten Srugies

Eine heimatliche Geschichte von Heinrich A. Kurschat

Der alte Srugies schickte sich an, seinen Erdenlauf zu beenden. Er lag in dem schweren Eichenbett neben dem Fenster und atmete schwer. Das Alter hatte seinen scharf gemeißelten Bauernschädel mit zerknittertem Pergament überspannt. Seine Habichtsnase sprang noch schmaler, noch schärfer aus dem Gesicht. Die wenigen dünnen Haarsträhnen, die ihm ein Leben voller Arbeit und Sorge noch gelassen hatte, klebten feucht an seiner Stirn. Die Wanduhr tickte laut und aufgeregt, als ob es einen Zweck hätte, sich gegen das unvermeidliche zu wehren. Srugies dachte nicht daran, ihrem Rat zu folgen. Er lag lang ausgestreckt auf dem weiß überdeckten Strohsack, den er um keinen Preis der Welt gegen eine der neumodischen Matratzen oder gar gegen ein Federunterbett eingetauscht hätte. Seine langen Arme mit den gichtigen Händen lagen neben ihm auf dem Zudeck. Diese kräftigen Arme, diese nimmermüden Hände waren endlich zur Ruhe gekommen.

Der junge Srugies öffnete verlegen die Tür. Ihm war nicht ganz wohl, als er den Doktor in die Stube schob. Schließlich war der Vater seit drei Tagen nicht mehr aufgestanden, und er wußte, was sich für einen guten Sohn gehörte. Er warf einen unsicheren Blick auf den Vater und hielt es dann für geraten, schnell wieder zu verschwinden.

„Na, wo fehlt es denn, Herr Srugies?“ Der Arzt fühlte sich auch nicht ganz wohl in seiner Haut. Er war schon seit zwanzig Jahren in dieser Gegend. Aber bei den Srugiesen war er erst einmal gewesen — vor zwölf Jahren vielleicht, als er den Totenschein für die alte Srugies'sche ausstellen mußte. Wenn es nach diesen Srugiesen gegangen wäre, hätte er an der Wand antrocknen können.

Der Alte sah den Doktor feindselig an: „Mich fehlt nuscht. Ruhe fehlt mich, weiter nuscht.“ Er sagte das mit einer müden Stimme, aber nicht ohne Schärfe.

„Ihr Sohn meinte, ich sollte Sie mal ganz kurz untersuchen“, sagte der Arzt und stellte seine Tasche hin.

„Ach nei!“, wunderte sich der Alte, „mein Sohn meint... Was meinen Sie, was der zu meinen hat. Jeht ihm wohl nich schnell genug mit mir! Ich will in Ruhe sterben, verstehen Sie. Da brauch mich keiner drängen. Wenn es Zeit is für'm Totenschein, kann er Se immer noch rufen.“

„Wollen Sie nicht doch“, versuchte es nochmals der Arzt. „Ein Mann wie Sie braucht doch nicht gleich ans Außerste zu denken. Vielleicht —“

Aber der alte Srugies hatte den Kopf zur Wand gedreht. Er war nicht mehr zu sprechen. Köpfschüttelnd trat der Arzt den Rückzug an.

Mittags brachte die junge Frau Srugies ihm eine kleine Schüssel voll Beetenbarsch. Er lag noch immer mit dem Kopf zur Wand. Als er die würzige Suppe roch, wehrte er mit der Hand ab. „Ich will nuscht mehr. Bloß meine Ruhe will ich. Nimm die Kumm bloß wieder mit. Und dem Budrus laß holen!“

Als sie nach einer Stunde den Budrus in die Stube ließ, war die Schüssel auf dem Stuhl vorm Bett leer.

Budrus war der Tischler, der Zimmermann und ein Schalk dazu. Er behielt die Mütze auf dem Kopf und setzte sich ohne Umstände neben das Bett.

„Mitt'm Gestall färe Pirt mußt noch Weilche warten“, begann er. „Ich muß noch beim Bajorat die Stub dielen. Dann kommt ihr anne Reih.“

Er spuckte elegant auf den Fußboden. Obwohl alle Welt wußte, daß der alte Srugies ein anständiges Bankkonto besaß, bestand der Boden nur aus gestampftem Lehm. Der Srugies war eben einer von der alten Sorte.

„So, so, der Bajorat“, sagte der Alte und sah zur Decke. „Paß bloß auf, daß du bei dem zu deinem Jeld kommst. Wer schon mit Dielen anfängt, hat be-

## Totensonntag

Was niedersinkt zu Grab und Erd',  
in Deine Hand gegeben werd'.

Was uns verläßt in Leid und Streit,  
sei Dir vertraut zur Ewigkeit.

Die Tat, die Du am Kreuz getan,  
sie bricht aus allen Gräbern Bahn,

Daß sie gewaltig niederreißt,  
was noch nicht Geist von Deinem Geist,

Von Deinem Geist, Herr Jesu Christ,  
der ewig, ewig Leben ist.

A. Unger

stimmt bald abgewirtschaftet. — Aber ich hab dich nich weine Pirt rufen lassen. Das is dem Michel seine Sache. Ich will, daß du für'm Sarg Maß nimmst.“

„Nu sag bloß, du willst die Paasen ringeln“, grinste der Tischler. „Kerl wie e Pferd...“

Dem Alten taten die vernünftigen Worte gut. Ein Lächeln umspielte seine Habichtsnase und das Pergament an seinen Augen zerknitterte noch mehr.

„Besser ist besser“, sagte er und versuchte, sich etwas aufzurichten. „Der Michel soll mir mal nuscht nachsagen können. Am Sarg soll nuscht gespart werden. Schließlich zahl ich ihm selber. Anständig Eiche, Budrus, aber schwarz gebeizt. Und silberne Griffe und Fieße. Und sonem Palmenwedel aus Silber drauf. Du weißt schon. So ähnlich wie damals für'm Lehrer. Was meinst?“

Budrus nickte eifrig. „So einem hab ich erst einmal jemacht. Aber der hat auch hingehaut. So was macht mir keiner nach. Höchstens der Buntin aus Memel. Is ja auch nich ganz billig.“

Der Alte wurde hellhörig. „Wieviel?“, fragte er gespannt.

„Hundertachtzig“, sagte der Budrus nach kurzem Überlegen. „Hundertachtzig ist nicht viel. Soviel hat mir die Lehrersche schon vor drei Jahren zahlen müssen. Und du weißt, daß inzwischen alles teuer wurde: die Beschläge, der Leim, die Farbe, das Holz.“

„Budrus, du bist verrückt der alte Srugies.“ „Das sind hundert, wo inne Erd gehen. An hundertzwanzigstens jedacht.“

„Nu, knauser nich an deine Srugies“, lachte der Tischler. „Soll'n was Besondres sein oder nich? Ich kenn dich auch sone Fichtenkist für achtzig machen...“

„Hundertzwanzig und aus Eiche“, beharrte der Alte. Sie stritten sich eine ganze Stunde, und der Budrus hatte mit seiner Pfeife das ganze Zimmer blaugequalmt und den Fußboden mit lauter Talern vollgespuckt. Als er ging, hatte er den Auftrag und hundertfüßig in der Tasche, die ihm der alte Srugies unter seinem Kopfkissen hervorgeholt hatte, bezahlt war bezahlt. Und das richtige Maß hatte der Budrus auch gleich genommen.

Am Abend kam der Pfarrer. Er sprach bei den jungen Leuten einige trostreiche Worte: Für jeden schlage einmal die Stunde, und der alte Vater hätte sich redlich seinen Platz im Himmelreich verdient. Seine Querköpfigkeit werde ihm nicht zu schwer zu Buch schlagen. Auch sei aus der Tatsache, daß er selber nach dem Seelensorge langt habe, zu erschen, daß er im gegang'n sei und manches bereue.

Michel schickte seine Frau, den rer zum Vater zu begleiten. Er war noch immer ein schlechtes Gewissen wegen dem Doktor. Und er hatte wieder eine neue Torheit begangen: ihm schwer die Seele bedrückte hatte an seinen Bruder nach Horte telegraphiert: „Vater liegt im St...“ Er hatte sich gedacht, der Vater werde sich freuen, noch mal beide Seiten seinem Sterbefüger zutha... war er dessen gar nichts alle gestcher.

Der Pfarrer war ein Sterben de ein Baum. Er mußte sich bücken, als er in die dunkle Stube trat. Hinter ihm folgte gleich die Schwiegertochter mit der Petroleumlampe.

Sie warf einen Blick auf den Teller mit Klunkermus. Er war nicht angerührt worden. Die Suppe hatte schon eine Haut. Auch das Brot lag unberührt. Sie nahm den Teller mit und ließ die Männer allein.

„Na, wie geht“, sagte der Pfarrer. Er schob die Lampe zurecht, daß sie den Alten nicht blendete. Dann setzte er sich, und der Stuhl knackte, als wollte er aus den Fugen gehen.

Srugies antwortete: „Na, wie wird Jehn!“ Dann schwiegen beide eine Weile vor sich hin.

„Ein guter Hausvater läßt das Seine geordnet zurück“, tastete sich der Pfarrer vor. Beim alten Srugies wußte man nie, woran man war. Als der Greis schwieg, fuhr er weiter fort: „Und dazu gehört, daß man im Frieden mit der Welt scheidet — im Frieden mit Gott und der Welt.“

Srugies schwieg noch immer, und der Pfarrer blickte ihn unsicher an. Da wandte der Alte den Kopf, und die Blicke beider Männer begegneten sich für einen Augenblick.

Srugies nickte freundlich: „Wenn's Ihnen auch schwer fällt, Herr Pfarrer, Erleichtern Sie schon Ihre Seele!“

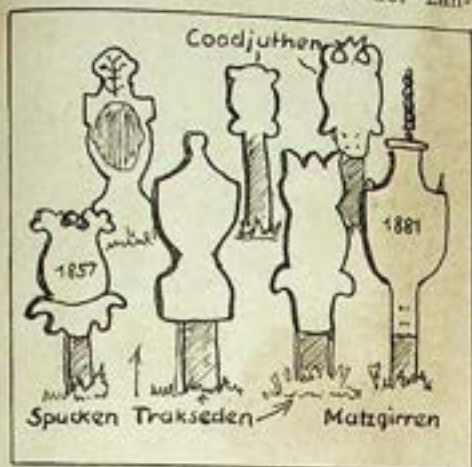
„Ich —“, sagte der Pfarrer etwas fassungslos. „Sie haben mich doch rufen lassen...“

„Na ja, weil Sie mir doch manches abzubitten haben“, sagte ungerührt der alte Srugies. „Ich möchte wirklich in Frieden sterben. Dazu gehört, daß ich Sie nicht mit schlechtem Jewissen zurücklasse.“



tümliche Grabmalkunst geblüht hat, die uns in Resten nur noch in den Randgebieten erhalten geblieben war.

Daß sich solche Grabmalkunst neben anderen Zweigen der Volkskunst weder nördlich, östlich oder südlich der Lan-



desgrenze fortsetzte, hob Ostpreußen als eine kulturelle Einheit gegen seine Nachbarländer ab.

Das Gedenken der Memelländer an ihre Toten, deren Gräber sie nicht mehr schmücken können, ist gerade an den Tagen des Totengedenkens unlösbar verbunden mit der Trauer um die verlorene Heimat, in deren Erde ihre Lieben ruhen. Wenn sie auch nicht mehr wie ehemals ihrer Pietät äußerlich durch das Schmücken der Grabstätten mit Kränzen Ausdruck verleihen können, so kann es ihnen niemand verwehren, sich ihrer Heimgegangenen in Gedanken um so inniger in Dankbarkeit und unauslöschlicher Liebe zu erinnern.

Zu unseren Zeichnungen, die wir nach Unterlagen des Verfassers anfertigten: Die vom Verfasser erwähnten verschiedenen memelländischen Grabmalsformen sind hier auf engem Raum vereinigt. Die Namen geben die Standorte der betreffenden Grabzeichen an, die Jahreszahlen Hinweise auf das Alter.

## „HIER RUHT IN GOTT...“

Memelländische Gräber in Sibirien — Ein Lette sprach das Vaterunser

An diesem Totensonntag wollen wir besonders derjenigen toten Memelländer gedenken, die in den unendlichen Weiten Sibiriens ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Wenn immer wieder neue Hoffnung aufblüht, daß unsere 25 000 Landsleute eines Tages den Weg in die Freiheit werden antreten dürfen — ihre Toten werden sie zurücklassen. Und es sind nicht wenige Tote, die Sibiriens Erde von uns behalten wird.

Der Mühlenbesitzer Johann Gennies aus Budwethen hatte vier Jahre voller Angst hinter sich, als er aufzuatmen wagte. Ihm war mit den Seinen 1944/45 die Flucht nach Westen — wie so vielen unserer Memelländer — nicht mehr gelungen. Auch er hatte zu lange gezögert, immer wieder in der Hoffnung, daß das Kriegsglück eine Wendung nehmen könnte. Dann waren plötzlich die Russen da, und sie verschleppten viele Memelländer auf Nimmerwiedersehen. Vier Jahre fürchtete sich Johann Gennies, daß ihn oder seine Familie das furchtbare Los der Verschickung treffen könnte. Auch die Furcht stumpft einmal ab. Auch das Schreckliche wird einmal zur Gewohnheit.

Und als er so langsam aufzuatmen wagte, griffen die Behörden zu: 1949 wurde er mit seiner Familie nach Sibirien verschleppt — in einen unaussprechlichen Winkel namens Bodowibo, wo er, wie die anderen Verschleppten, schwerste Arbeit zu leisten hatte. Dazu kam das Klima. Er schaffte es nicht mehr. Gewiß — er war auch unter den Russen als tüchtiger, fleißiger Mensch gut angesehen, aber deshalb brauchte er nicht weniger zu leisten. Gewiß — man gab ihm, als es nicht mehr ging, Urlaub. Man lieferte ihn in ein Krankenhaus ein. Aber man machte all dies, als es schon zu spät war.

Für Johann Gennies wurde Sibiriens harte Erde zur letzten Ruhestätte. „Hier ruht in Gott der Verbannte Johann Gennies“ steht auf dem schwarzen Holztäfelchen zu lesen, das an seinem Grabkreuz befestigt ist. Wir wollen an diesem Totensonntag an Johann Gennies aus Budwethen denken — an den Leidensweg eines Memelländers, der keine

andere Schuld trug, als daß er ein Deutscher des Memellandes war.

Wir wollen auch an Frau Gennies denken, die mit ihren zwei Mädels, mit der Anna und der Martha, allein zurückbleibt — in Sibirien zurückbleibt. Ihr Brief mag hier als erschütterndes Zeugnis des Passionsweges unserer verschleppten Landsleute im Wortlaut abgedruckt werden:

„Am Ostersonntag, morgens um 2 Uhr, verstarb im Krankenhaus unser lieber, guter, treusorgender Papa nach schwerem, kurzem, mit Geduld getragenen Leiden. Am 10. März ging Papa in Urlaub hatte schweren Husten mit Magenbeschwerden. Statt einer Besserung fühlte sich Papa jeden Tag schwächer und begann, auch unter Atembeschwerden zu leiden. Nach dem Urlaub legten die Ärzte ihn ins Krankenhaus. Nach zwölf-tägigem Leiden nahm er Abschied für immer von uns. Wir durften die letzte Woche jeden Tag reingehen. Karfreitag sagte Papa: Mama, bete! In seiner schweren Atemnot sprach er die Worte nach. Nachdem sagte er: Wie schwer ist es, für seine Sünden zu leiden. Lieber Jesu, wie war es dir, wie war es dir für der ganzen Welt Sünden zu leiden und noch das schwere Kreuz zu tragen.

Die Ursache des Todes war eine schwere Leberkrankheit. Bei der Beerdigung hatte die Staatliche Kommunalverwaltung, bei der Papa als Tischler gearbeitet hatte, viel mitgeholfen: den Sarg, die Gruft und eine kleine Geldbeihilfe. Trotzdem Papa die fremde Sprache schwer beherrschte, hatten die Verwaltung und das Kontor ihn sehr in Ehren. Die Beerdigung war am 13. April. Unsere Lutheraner sind wir nur sieben Seelen. Ein lettischer Lutheraner Paul C. hat das letzte Gebet und Vaterunser gesprochen und die Gruft eingeseget. Die Litauer haben nach ihrer Art gesungen und gebetet für die Seele. Von den Litauern waren viele. Von der Organisation, wo Papa gearbeitet hat, gaben Natschalnik, Kontor und Mitarbeiter ihm das letzte Geleit. Für diejenigen, die nicht abkommen konnten, mußte die Maschine anhalten. Sie mach-

ten den Sarg auf und nahen den letzten Abschied. bis zum Friedhof wurden gefahren, da außerdem noch viel Schnee lag.

Ja, so werden wir uns durch das Schicksal schlagen müssen. Wie schwer ist es ohne Männerkraft! Jede Kleinigkeit haben Papas Augen gesehen und seine Hände gemacht. Wo man sich umsieht — auf jedem Schritt fehlt er. Es ist nicht zu ändern. Gott hat es so gewollt...“

## Die Toten in der Heimat

VON A. UNGER

Friedhof, sagen wir, oder Kirchhof, Dichter und Schriftsteller sprechen wohl auch von Gottesacker. In allen drei Namen kommt zum Ausdruck, wie die Stätte beschaffen sein soll, an der Christen ihre Toten begraben: Wen wir dort in die Erde betten. Staub zu Staub, der ruht jenseits alles Vergänglichem in dem unser Friede ist; und der Ort, wo wir ihn betten, soll als irdisches Zeichen von diesem Frieden künden.

Wie mancher alte Friedhof in der Heimat, der einst an einem ruhigen Platz angelegt wurde, der in der unruhigen Welt zu spät war, die Bomben, Granaten, die Hände haben viele Friedhöfe in der Heimat vernichtet. Auf vielen Höfen in unserer Heimat, die so sorgfältig gepflegt waren, die Denkmäler umgeworfen, die kaum noch zu erkennen, aber in den Fällen steht in der Mitte des Grabes das große Kreuz und weist auf eine Kreuz von Golgatha hin, an dem Jesus Christus für uns alle gestorben ist und uns mit seinem Sterben die Tür zum Leben aufgetan hat.

In der Gegenwart entstehen kaum noch Kirchhöfe im ursprünglichen Sinne des Wortes; aber wenn wir auch hier in unserer neuen Heimat am Totensonntag durch einen Friedhof gehen (ja, viele haben schon auch hier ein oder mehrere Gräber), da sehen wir zwischen vielen kleinen Kreuzen und Steinen auf den weitgedehnten Graberfeldern ein großes Kreuz, das kundtut, wer der Herr dieses Ackers ist, wer hier aussät für die Ernte der Auferstehung: Acker Gottes...

Da mahnen uns die vielen Gräber in der Heimat, ob sie in Memel, Dawillen, Laugallen, Heydekrug, Pogegen, Plicker oder sonst wo sind. Da rufen uns die Gräber der Toten an den Fluchtstraßen und die hunderttausende Soldatengräber zur Umkehr. Da zeugen die schmucklosen Gedenksteine der Heimatfriedhöfe von einem Leben des Dienstes im Grenzland für das Vaterland — wie naheverbunden sie alle einmal für das Deutschtum gelebt, gearbeitet haben. Da spiegeln alte Dorffriedhöfe die kindliche Dankbarkeit, die Liebe und Freude wieder, mit der Menschen an ihrer irdischen Heimat hingen, sie liebten. Sie haben gebetet in der Heimat und für die Heimat, und sie ruhen in der Heimaterde, bis sie der Herr des Gottesackers wieder auferwecken wird.

Und wir trauern, daß wir heute nicht an ihre Gräber treten, sie schmücken und unsere Knie auf der Heimaterde, an den Gräberhügeln beugen dürfen. Aber unsere Gedanken sind heute am Tag der Heimgegangenen bei ihnen, wo sie auch ruhen: in der Heimat, in Rußland oder an den Fluchtstraßen.

# "Vergessenen" Dörfer am Kurischen Haff

HOPP - MARBURG

Hans Karallus, der bekannte Revierförster aus der Prökulser Gegend, besonders beliebt bei den Naturfreunden der Kurischen Nehrung, die auf ihren Wanderungen sich gerne an einem Täbchen frischer Milch in Erlenhorst erquickten, bringt im Memelland-Kalender 1956 die Dörfer am kleinen Kurischen Haff — das sich bekanntlich von Memel-Schmelz bis zur Windenburger Ecke erstreckt und dann in das große Kurische Haff übergeht — in lebendige Erinnerung. Mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit schildert er die Halbdörfer Starrischken, Schäferei, Klischen, Drawöhnen, Schwenzeln, Galtzen, Prätzmen, Szauken, Feilenhof und Windenburg und weiß von ihrer eigenartigen, idyllischen und traumverlorenen Lage begeistert zu erzählen. So tut es so eindrucksvoll und nahe, als wären wir mitten in diesen Dörfern unter den lieben, guten Menschen, die nur viel Arbeit und wenig Ruhe wußten und ließen uns von dem ungeliebten Landstrich umgeben. Kandidat muß diese Heimatgegend über dem Memelland-Kalender 1956 beschreiben, um zu erkennen und zu wissen, was wir an unserer Heimat haben, daß das nicht mit Geld, Abgang und Wiedereingliederung gutgehen ist, sondern nur mit der Wiedermachung des Rechts auf die alte Heimat, auf unser Memelland.

Unser Hans Karallus hat aber nicht die Dörfer am kleinen Kurischen Haff erwähnt. Er ließ einige aus, die sich auch mit dem großen Drawöhnen gut messen können, sie wollen wir nicht vergessen.

Da ist vor allem unser Kinten, das, von Wald, Wiesen und Mooren eingebettet, ganz am Kurischen Haff und dem Mingefluß gelegen ist. Kinten, ein beachtlicher Marktflecken nicht nur für die Bevölkerung der weit verstreuten Bauerndörfer von Drawöhnen über Schwenzeln, Prätzmen, Galtzen, Wabbeln, Rugeln, Minge, Stankischken und Sturmen nach Windenburg, sondern vor allem für die Bevölkerung der Nehrungsorte Nidden, Preil und Perwelk, die etwa 8—15 Kilometer weit über das Kurische Haff auf der Nehrung liegen. An den Markttagen war der Kintener Hafen — so wurde er wenigstens genannt, obwohl sein Ausbau trotz eifri-

gen Bemühens des Direktoriums des Memelgebiets und der Landtagsabgeordneten mit unserem Schulrat Meyer an der Spitze nicht zustande kam — mit den Kurenkähnen wie besät, und die Gasthäuser waren nach Beendigung des Marktes, der im Sommer bereits um 4 oder 5 Uhr begann, pflöpfenvoll von Fischern und Bauern. Denn auch hier ging das Marktgeschehen weiter, weil die Fischer nicht nur ihre Einkäufe an Lebensmitteln tätigten, sondern auch bäuerliche Erzeugnisse wie Heu, Stroh, Getreide und Kartoffeln brauchten.

Die Gasthäuser boten alles, was nur der Bedarf aufnehmen konnte — Lebensmittel, Eisenwaren, Kohlen, den echten Korn und sogar auch Särge — und ihre Inhaber wie Gusowius, Klammant und Schaak um die Jahrhundertwende, und später Kybranz und Schulz, Hall und Schmidt und Stilger und Beyer waren alle begüterte Leute. Sogar zwei Textilgeschäfte hatte der Marktflecken: Floreit und Rosin, später Bergmann, ersterer in einem der schönsten Gebäude Kintens. Daß natürlich auch ein Arzt nicht fehlte, Dr. Mittelstadt, versteht sich. Der Arzt, der zu der bäuerlichen Bevölkerung, die sich vielfach mit Hausärzten begnügte, oft erst in letzter Stunde gerufen wurde, hatte ein ausgedehntes Gebiet mit Wegen bis zu 10 Kilometer und mehr zu betreuen. Außerdem gab es in Kinten auch noch kleinere Kolonialwarengeschäfte wie Mikuschelt, Drogerie Beutler, zwei oder drei Fleischwarengeschäfte und dann die große Anzahl begüterter Bauern wie Kurpeik, Tschies, Kukullis, Schmidt, Anles und andere.

Weit bekannt war auch die Kirche. Manche Sage ging um dieses altgotische Gebäude, die der alte Präzentor der dreiklassigen Schule zu erzählen wußte. Danach soll die Kirche vor Jahrhunderten, als man „über das Kurische Haff von Windenburg nach Nidden noch mit Steinen werfen konnte“, in Windenburg gestanden haben. Mit den Jahren soll aber das Haff so ausgeschwemmt worden sein, daß die Kirche in den Wasserfluten versank. Aus den aus dem Wasser gefischten Steinen sei dann die Kirche in Kinten gebaut worden.

Vergessen soll auch nicht Paweln werden — Szauken, das zwischen Kinten und Paweln liegt, hat Hans Ka-

Karallus bereits erwähnt — allerdings nur ein Bauerndorf, ebenfalls vom Mingestrom bis zum Kurischen Haff reichend. Hier sind besonders die großen ausgedehnten Wiesen zu erwähnen, auf denen hunderte, ja tausende Stück Vieh der besten schwarz-weißen Zucht-richtung vom Frühjahr bis zum Herbst weideten, und dann die sogenannte Pyllim-Brücke über die bereits im Memelland-Kalender 1955 geschrieben wurde und die über den Mingefluß führte und Kinten-Windenburg mit dem großen Kreisort Heydekrug verband. Diese Brücke war auch das Ziel der vielen Ausflugsdampfer, die an den Sommertagen besonders von Memel kamen und die Ausflügler nach Kinten brachten. Denn Kinten, das sei noch erwähnt, war in den letzten Jahren von Kaufmann Stilger auch zu einem kleinen Badeort mit Badehäuschen am Halffstrand ausgebaut worden, und die wenigen Kurgäste fanden freundliche Aufnahme in seinem großen Privat- und Geschäftshaus. Die bekanntesten Bauern in Paweln mit müstergültigen größeren Höfen waren Gischas, Skrabs, Beeck, Petrutlis und andere. Sogar eine Dampf-Schneide- und Mahlmühle des Besitzers Aschmies und zwei Windmühlen des Besitzers Schäfer, davon eine holländische mit Einrichtung für Holzschnitt, standen dort und mahelten Getreide und schnitten Holz für die nähere und weitere Umgebung.

Aber auch das kleine Gutdörfchen Weppern soll erwähnt werden, das bis zum Haff reichend, parallel mit Suwehnen lag. Sein Besitzer Pareigis starb schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, und seine Söhne und Töchter, davon eine die Mühlenbesitzerin in oder bei Drawöhnen, starben oder wurden in alle Himmelsrichtungen verstreut. Eine Tochter heiratete einen bekannten Bauschlossermeister in Memel. — So verfiel auch das Gut schließlich der Parzellierung Weppern, mit nur 5 oder 6 Gehöften, wurde schließlich in Suwehnen eingemeindet, dessen langjähriger Lehrer Adomeit kürzlich seinen 80. Geburtstag feierte. Auch Suwehnen, ein reiches Bauerndorf mit müstergültigen Gehöften eines Wabbel, Preugschas, Boguschewski, Plewe, Schimkus, Hopp und anderer, reichte vom Mingefluß bis zum Kurischen Haff.

Erwähnt sei auch noch Sturmen, zwischen Feilenhof und Windenburg, das weniger reich an größeren Bauerngehöften war, dessen Einwohner sich aber ebenso wie die Windenburgs mehr der Fischerei hingaben. Allerdings wurde die Fischerei, sogar von größeren Bauern, mit stehenden Gezeugen auch in Kinten, Paweln und Suwehnen betrieben.

Alle diese Dörfer lagen idyllisch in Wiesen, Weiden, Mooren und Wasser eingebettet; ihre Bewohner trugen in erheblichem Maße zur Ernährung der Bevölkerung weitester Kreise bei, da die Anwesen, vorbildlich bewirtschaftet, auf gutem Boden überaus reiche Erträge an allen möglichen landwirtschaftlichen und tierischen Produkten lieferten.

Damit dürfte die von Landsmann Karallus im Memelland-Kalender 1956 begonnene Schilderung unserer Heimatdörfer am kleinen Kurischen Haff vollständig sein. Und wenn sie dereinst uns wieder aufnehmen, sollen auch Kinten, Paweln, Weppern, Suwehnen und Sturmen nicht vergessen gewesen sein.



So war einst Kinten

Links: Kintener Dorfstraße mit der Drogerie Beutler im Vordergrund und dem Hause von Albert — Rechts: Die Kirche von Kinten lag malerisch zwischen alten Bäumen. Aols.: Mattheozus

## Ich ritt längs dem Haffstrande

Obwohl nur zwei Meilen von Cranz entfernt, das in dem glühenden Dunste des Augustabends ferne auftaucht, glaubt sich der Wanderer hier schon losgelöst von allem, was ihn mit der Welt verbindet. Im Osten erblickt er noch in weiter Entfernung die Fischerboote der Sarkauer, die bald auf der Haff-, bald auf der See-seite ihre Angeln und Netze stellen, dahinter erscheint der spärliche Strandwald, der sich von hier noch weiter als eine Meile fortzieht, und darüber ein bleiches, gelbliches Gebilde, das mit dem Nebel verschwimmt — die ersten Dünen.

Ich ritt längs dem Haffstrande. Rechts die Flut, links der tiefe Sand der Heide: es blieb nur der schmale angefeuchtete Saum zwischen beiden.

Vergebens sucht die Phantasie unter den vergangenen Bildern nach einer Parallele. Weder die Schneefelder der Alpen noch die Kreideabhänge des Rügenschens Hochlandes gestatten eine Parallele. Im Nebeldunste wasserblau und atlasglatt; von einem Sonnenstrahl getroffen aufglühend wie flüssiges Gold oder verfließend zu einem elektrischen Gelb; wenn dichte Wolkenschatten über die schillernden Flächen gleiten, tief violett, immer aber durchsichtig, ätherisch, fast körperlos: — der tief einsame Wanderer hat Mühe, sich dieser geisterhaften Erscheinung gegenüber zu behaupten.

Anfangs tritt noch eine Pflanze, ein Busch aus dem Sande heraus, sei's, daß sie versucht haben, in der Düne Wurzel zu schlagen oder von der wandernden Welle bis auf eine kleine Spitze bedeckt wurden. Später hört jedes vegetative Leben auf. Es reiht sich Hügel an Hügel, Rücken an Rücken zu einer unabsehbaren Kette, zu einem Walle sich schließend, der von der See aus langsam aufsteigt, um nach dem Haff zu abzufallen in hundert und mehr Fuß hohen, steilen Abfällen.

Der Wind treibt die Sandkörner die mäßig ansteigende Fläche auf der Seeseite hinauf, bis sie im Schutze des Dünenwalles auf der Haffseite hinabrieseln und so in Tausenden von Sandfällen die Dünenkette weiterschieben, die weiter wandert, gleich einer einzigen Welle.

Das Seltsamste aber ist das Fehlen jedes Maßstabes. Wohl stehen am Fuße des Dünenwalles Büsche und Weiden, die letzten

Zeugen des einstigen lebhaften Verkehrs auf dieser Nehrung; aber die Sandabhänge selbst sind kahl und einförmig wie die Schneedecke im Winter. Nur der Sand selbst bildet oft Flecken, Adern und Figuren, die an den Marmor erinnern. Zuweilen sitzt ein Adler auf einer Kuppe und erscheint wie ein seltsames, rätselhaftes Tier. Auch der kleinste Vogel, eine Schwalbe oder Drossel, ist auf der Sandfläche deutlich zu erkennen, und oft bezeichnet eine feine Spur die Stelle, wo der Vogel gesessen oder spielend weitergehüpft ist.

Den ganzen, vollen Eindruck der Dünenkette empfängt der Wanderer erst vom Möwenhaken. Sie begleitet ihn unausgesetzt weiter; es vergeht Stunde um Stunde, aber es tritt kein anderes Bild vor sein Auge. Zuletzt wirkt sie auf seinen Geist wie eine fixe Idee oder wie ein einziger lang gehaltender Ton, der wohl zuweilen anschwillt oder nachläßt, ihn aber festhält, verfolgt, fast bis zur Erschöpfung.

Mich rettend vor dem vernichtenden Eindruck des Dünenwalles, betrachtete ich das Haff, über dem der Wasserdunst wogte, sichtbar und fühlbar. Stetig wehte der heiße Wind über die Wasserfläche und trieb die Wellen an das Ufer, wo der Schaum in langen Streifen, gleichsam Rollen, sich nebeneinanderlegte, bis ihn zuletzt der Wind ergriff und die Flocken in das Land wehte. Die Sonne glitzerte nur leicht in dem kräuselnden Wellenspiel; wo aber, von zwei Zungen umschlossen, eine Wasserfläche unbewegt vom Winde dalag, erschien das leuchtende Sonnenbild immer blendend und plötzlich.

CHARLOTTE KEYSER

## Das Kurische Haff und der Niddener Leuchtthurm

Weit, unabsehbar weit dehnt sich das Kurische Haff. Steht man auf der Windenburger Seite, so leuchtet an klaren Tagen das andere Ufer wie ein fernes, zartes Traungestade. Es ist die Dünenkette der Kurischen Nehrung. Bleiern oder graublau ist die Färbung des Haffes an windbewegten Tagen; bei stillem Wetter aber liegt der Wasserspiegel blank und geglättet da, und es ist dann wunderbar, am Festlandufer zu stehen und das perlmutterfarbene Gleißeln unter dem sommerlich zarten Abendhimmel zu schauen. Schickt man dagegen den Blick von der Nehrungsseite aus über das weite



Wasser, so verschwindet das flache Festlandufer ganz oder zeichnet sich stellenweise als schmale dunstige Linie ab. Nur an besonders heißen Tagen hebt sich die ferne Uferkante mit unwirklicher Deutlichkeit, losgelöst schwebend, über den Horizont. Diese seltsame Erscheinung nennen die Nehrungsfischer die „hohe Kimm“; sie sehen darin ein Vorzeichen baldiger Wetterveränderung.

Das Haff hat seine Tücke. So wie am Himmel das Wolkenbild wechselt, wandelt sich die Stimmung des Haffes. Jäh schwindet die Stille, und über den sanftgetönten Wasserspiegel geht ein Kräuseln, ein Wiegen und Wogen, und schon beginnt das wilde und gefährliche Spiel zwischen Wind und Wellen.

Aber ein frischer Wind ist das Element, in dem sich die Fischer wohlfühlen. Am späten Nachmittag oder abends fahren sie hinaus und kehren erst morgens wieder heim. Zwar sind sie meist gute Wetterpropheten, aber wie der Wind zur Heimfahrt steht, das ist schwer vorauszusagen. Denn das Haff ist die Wetterscheide zwischen hüben und drüben, und die Launen von Wind und Wasser sind unberechenbar.

„Ihr dürft den Fischern nichts nachrufen, wenn sie von Land gestoßen sind. Das tut hier keiner“, wird man von den Frauen im Flüsterton belehrt. „Ihr dürft sie auch bei ihrer Rückkehr nicht fragen: hattet ihr einen guten Fang?“ Man darf auch nicht auf dem Wasser pfeifen, wenn man mit Fischern hinaussegelt. Wer pfeift, beschwört Sturm herauf, der Sturm aber ist der erbitterte und gefürchtete Feind der Fischer.

Bei Vollmond trägt das Haff ein zauberhaftes Funkeln und Glitzern, und Bäume und Sträucher, die vereinzelt am Uferstrand stehen, gleichen Kunstwerken aus nachgedunkeltem Silber. Stille ruht über den kleinen Hausgärten, man hört nur das leise Anschlagen der Uferwellen. Die Dachgiebel mit ihrem schönen Schnitzwerk stehen als scharf umrissene Silhouette vor dem zarten Mondgewölke. Verträumt und verwunschen liegt das Dorf.

Es wacht aber noch ein anderes Licht über dem schlummernden Dorf, der Leuchtturm, der nimmermüde, stille Hüter, dessen Strahlenkranz unter hellem Mondschein fast verblaßt, in dunklen Nächten aber den weiten Raum beherrscht. Seine gleitenden Lichtfinger tasten an Gartenzaun und Giebel entlang, huschen zum Fenster hinein und wandern über die getünchte Stubenwand und den rotlila Kachelofen. Auch ein Gardinenzipfel des Himmelbetts leuchtet auf, und die Frauen, deren Augen dem stillen Spiel folgen,

empfinden Geborgenheit und Beruhigung bei dem Gedanken, daß die huschenden Lichtscheine weite, weite Wege wandern, hinaus auf Haff und See zu den Männern und ihren Kähnen.

Das Licht wandert.

Wandert es wirklich?

Es wandert nicht, es steht als großer, strahlender Stern hoch oben in unantastbarer Ruhe. Aber um diesen Lichtpol dreht sich in langsamen Kreisen eine gewaltige Glaskuppel, die in ihrer durchsichtigen Wand achtzehn große Linsen trägt. Im Brennpunkt jeder Linse leuchtet es jäh auf; an den Linsenrändern aber verblaßt das Licht und scheint zu erlöschen.

Auf der höchsten Anhöhe, inmitten dichter Kieferschonungen, steht der treue Wächter, der Niddener Leuchtturm. Mit Sonnenuntergang wird er angezündet, und sein Licht steht dann wie ein weißer Silberstern in dem noch hellen Abendhimmel. Ziehen bei zunehmender Dunkelheit Seenebel herauf, so ruht der wandernde Strahlenkreis sichtbar in der Luft. Gespenstisch durchweben die breiten Lichtbahnen den dichten Schleier und suchen ihr fernes Ziel.

Einst wanderten wir unter dem Blinkfeuer des Niddener Leuchtturms an zauberhaften Sommerabenden die breiten Steinstufen des Berges ins stille Dorf hinab. Wir atmeten den Frieden einer wundersamen Welt zwischen Düne, Wald und Haff. Und hinter Dünen und Wald, da sang das Meer sein ewiges Lied. Einst war das alles unser; was davon blieb, von Wald und Dorf, das wissen wir nicht. Wir sehen dieses schöne Land, wie es sich uns in der Erinnerung bewahrte.

Über den mond hellen Strand  
geht der Wind —  
leis' und lind  
schlagen Wellen an das Land.  
Stumm fahren Fischer hinaus —  
leis' und lind  
trägt der Wind  
ihren stillen Gruß nach Haus!  
Alles, was Trübsal uns macht,  
trägt der Wind  
leis' und lind  
aus dem Herzen in die Nacht.

## Die Kurische Nehrung im Mittelpunkt

Die Sowjetunion feierte in den letzten Wochen den vierzigsten Jahrestag der baltischen Republiken, die damals ja nur okkupiert wurden. Ob jetzt die Ballen glücklicher sind als 1940, muß man sich fragen, wenn man hört, daß die Russen die Deutsche Sprache und andere westliche Rundfunksender wieder stören und ihre eigenen Leute über die Vorgänge in Polen oder Afghanistan nicht oder falsch unterrichten.

Für uns Memelländer haben die sowjetischen Presseorgane zum 40jährigen „Jubiläum“ etwas Erfreuliches mit sich gebracht: der aus dem Lande der Kurischen Nehrung, die nach wie vor ein Weltwunder an Schönheit ist, wenn sich hier auch manches verändert hat. Die „Sowjetunion heute“, das Magazin der Botschaft der UdSSR in Bonn, ließ sich in Nr. 7 (Juli 1980) in ungewöhnlicher Breite mit der Nehrung und der Stadt Memel. Ein DDR-Magazin, dessen Titel ich nicht kennen, schildert aus gleichem Maß die Nehrung als „Tor zum Paradies“. Einem drei Seiten langen Bildbericht wird nächst einmal eine Kartenskizze der memelländischen Nehrung zwischen Memel und Nidden gezeigt. Die vier Bilder bringen alte Nehrungsfischer im Motorkahn, die die Düne von Nidden, Kinder beim Baden an der Ostsee und die neue Visitenkarte Niddens vom Haffsteg bis zum Leuchtturm.

Der russische Journalist Leonid Shuchozki sagt uns Memelländern nichts Neues, schildert die Klapperfischerei im Haffes

zur Stintzeit, die mühsame Arbeit der Dünenfestlegung, die Schwarzortler Kirche, die heute ein Museum für Volkskundeminaturen ist, das Haus des nicht in die UdSSR, sondern in die Schweiz gegangenen „Antifaschisten“ Thomas Mann. Manches ist relativ neu: Über die Nehrung gibt es Autoverkehr, und selbst bis an die Hohe Düne kann man mit dem Wagen fahren. Von dort aus gibt es nun eine Holzterrasse bis auf den Gipfel der Düne hinauf. Ein Fischerhaus hat man als „Architekturdenkmal“ belassen oder

neu hingebaut. Die Fischereisowchose wird als nicht allzu groß bezeichnet. 50.000 Feriengäste und 200.000 Ausflügler werden nur teilweise von den vielen Verbotsschildern abgehalten.

Hierzu berichteten Memelländer aus der Heimat, daß Nidden durch den Fischereibetrieb und eine Reihe von Betonbauten einestells an Reiz verloren hat, daß neuerdings aber mit viel Liebe die früheren Fischerhäuser renoviert werden und selbst die früheren Hotels wie „Hermann Blode“ und „Königin Luise“ in Nidden oder „Karl Mey“ in Schwarzort fast unverändert aussehen.

## Deutsch ist das Memelland – über 700 Jahre

Unter diesem Motto stand die Bezirksgruppentagung der Memelländer aus dem Bundesland Nordrhein-Westfalen in den Reinoldisälen in Dortmund am 31. August. Memelländer mit ihren Freunden und Bekannten waren von nah und fern erschienen; gibt es doch ihre Bezirkstreffen schon seit 25 Jahren, was ihre Beliebtheit im Ruhrpott beweist. Vor und nach der Feierstunde um 11 Uhr gab es genug Zeit zum Unterhalten, und so fanden sich Verwandte und Freunde rasch in gemütlicher Runde beisammen, um von alten und heutigen Zeiten zu reden. Landsmann Bartkus von der Bezirksgruppe West konnte mit dem Besuch mehr als zufrieden sein. Er hatte ein ausgewähltes Programm zusammengetragen, das heitere

und ernste Klänge gleichermaßen vereinte. Daß diesmal auch schon Iserlohn mit von der Partie war, ist zu begrüßen. Auch der Einfall, die Windenburger Schulgemeinde durch Landsmann Waschkies einladen zu lassen, war gut und erfolgreich.

AdM-Bundesvorsitzender Herbert Preuß, Flensburg, hielt die Festansprache und betonte mit Stolz, daß alljährlich 5000 Memelländer zu ihren Heimattreffen kommen – eine beachtliche Zahl für ein so kleines Gebiet. Zum Motto seiner Rede kommend, führte Preuß aus, dieser nördlichste Zipfel des Reiches habe seit Anbeginn seiner Geschichte zum Ordensland, dann zu Preußen, Ostpreußen und zum Deutschen Reich gehört. Es habe in der fast 700jährigen Geschichte nur eine kleine Zeitspanne von 20 Jahren gegeben, in der – nach Versailles – unsere Heimat nicht zum Reich gehörte. Wenn nun so mancher meine, das Memelland gehöre nicht mehr zu Deutschland, weil nach dem Willen der Sieger von einem Deutschland von 1937 gesprochen wird, so sei das nicht richtig. Leider redeten nur einige wenige wie der Ostpreußensprecher Dr. Hennig, MdB, vom Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes für Deutschland in all seinen Teilen auch für das Memelland. Und das sei richtig, denn 700 Jahre Zusammengehörigkeit zur Geschichte des deutschen Ostens ließen keine Zweifel über Memel als der ältesten Stadt Ostpreußens.

Dem Memelland sei 1920 das Selbstbestimmungsrecht verweigert worden. Die Memelländer wurden einer fremden Macht – zuerst Frankreich, dann Litauen und schließlich Rußland – unterstellt. Sie mußten und müssen dafür eintreten und kämpfen – unter materiellen Opfern, persönlichen Verfolgungen und Inhaftierungen aus nichtigen Gründen, wie das in den dreißiger Jahren unter den Litauern der Fall war, als sie ihr Ja zu Deutschland bis zum Tag der Rückgliederung bewiesen.

„Uns Memelländern“, rief Herbert Preuß zum Schluß aus, bleibt die besondere Aufgabe, für das Memelland einzutreten. Wir müssen uns überall dort zu Wort melden, wo man den nördlichsten Zipfel des Deutschen Reiches auf Kartendarstellungen oder in anderen Veröffentlichungen fortgelassen hat. Meist geschieht dies in Unkenntnis oder aus Leichtfertigkeit, wenn man die Grenzen von 1937 anspricht und unsere Heimat damit ausklammert. Oft steht aber auch Absicht dahinter. In allen Fällen kann nur Aufklärung helfen. Schreiben wir dann also an die be-



Nidden im letzten Sommer

manchen wird es den Atem verschlagen, manchem wird es in Tränen ausbrechen lassen: Nidden, wie es war, gibt es nicht mehr. Autobusse fahren bis auf die Hafenterrasse, dreieckige Betonhäuser recken sich bis zum Leuchtturm hoch, die Fischfabrik steht am Hafen neben den Motorkuttern...

treffenden Redakteure oder Verfasser und sagen wir ihnen, wie es sich mit dem Memelland verhält. Sprechen wir überall über unsere Geburtsheimat, vor allem mit unseren Kindern und Enkelkindern. Im Geschichtsunterricht der Schulen erfahren sie darüber nichts. Also müssen wir es tun! Sicher haben Sie im „Memeler Dampfboot“ meine eigenen Bemühungen in dieser Richtung verfolgt. Wir haben darin volle Unterstützung bei der Landsmannschaft Ostpreußen. Wenn auch Sie alle mithelfen, werden unsere Bemühungen nicht vergebens sein.

Unseren Beitrag an den Aufgaben für die Zukunft werden wir leisten in dem Bewußtsein einer 700jährigen deutschen Geschichte unserer Heimat, in der Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Konfessionen friedlich beisammen lebten und ihrer Arbeit nachgingen.

Es wird bestimmt sein von dem Bestreben um ein wiedervereinigtes deutsches Vaterland in einem geeinten Europa, in dem Freiheit, Recht und Selbstbestimmung feste Bestandteile des Zusammenlebens der Völker sind.“

schweigend mit der Hand hinausdeutete. Natürlich hasteten die anderen, an seine Seite zu kommen und zu sehen, was es gebe. Besonders Bredull war dermaßen in Eifer und Eile, daß er fast wie blind vorwärtsstürzte; dabei rannte er mit voller Wucht gegen ein nächstes Baumstämmchen. Es erzitterte von der Wurzel bis zur Spitze. Die Zweige schwankten auf und nieder, und der Schnee, der die Nadeln in dicken Kissen bedeckte, stürzte herab und verschüttete den kleinen Mann fast. Prustend befreite er Augen, Nase und Mund von dem Schnee und schüttelte sich wie ein Pudel. Zum Glück hatte sein Prusten Ähnlichkeit mit dem des Wildes und vertrieb die Elche nicht, die der Förster aufgespürt hatte.

Dort rechts, kaum hundert Schritte von ihrem Standpunkt, am Rande des Gestells, stand ein Rudel von achtzehn Elchen in der Sonne. Es waren Hirsche verschiedener Stärke, vom Spießier bis zum Kapitalhirsch, aber auch Schmaltiere und sogar ein Kalb. In allen möglichen Stellungen saß, lag und stand das reckenhafte Wild umher, ließ die Sonne sich auf das Fell scheinen und war dabei in verschiedenster Weise beschäftigt. Behutsam schlichen die Männer am Schonungsrande hin, bis sie hinter einem breiten, verschneiten Busch einen Beobachtungsplatz fanden, der kaum sechzig Schritte von den Elchen entfernt lag.

Die meisten Elche ruhten, wie Kühe es auf der Weide tun, im Schnee und genossen den warmen Sonnenschein. Einige schliefen, andere kauten behaglich wieder, und das Schmaltier kümmerte sich um das Kalb, beschnupperte und leckte es zärtlich. Ein junger Spießier lag lang ausgestreckt im warmen Sonnenschein auf dem Schnee und wälzte sich.

Nur noch einen kurzen Abschiedsblick warfen sie auf die fesselnde Wildgruppe, die in ihrer Ruhe zu stören sie sich wohl hüteten, dann schlichen sie behutsam denselben Pfirspfad, den sie gekommen waren, zurück.

„Lassen Sie uns gehen“, mahnte der Förster, „die Zeit verrinnt; ich habe Ihnen noch manches Interessante zu zeigen. So sehe ich z. B. dort weiterhin im Schlege wieder Elche stehen!“

Es waren ein Paar Alttiere mit ihren Kälbern, die sich nicht stören ließen, die jungen Triebe frisch gefällter Bäume zu verzehren. Sie nahmen von den Neuankömmlingen genau so wenig Notiz wie von den Holzhauern, die ganz nahebei beschäftigt waren. Es waren Rotten von je zwei Mann, die unter der umsichtigen Leitung eines Holzhauermeisters tüchtig bei der Arbeit waren. Im Takt schlugen die Äxte, klangen die Sägen. Der Förster machte mit seinen Begleitern

das Wild in der Nähe vermuten. Und tatsächlich sahen sie, als sie hinter einer Bestandskrümmung behutsam hervortraten, kaum fünfzig Schritte vor sich die Elche: die Mutter voran, das Kind hinterdrein. Es waren die ersten Elche, die Schütz erblickte.

Das Kalb war etwa so groß wie ein Rothirsch und ähnelte in seinem Aussehen einem Esel. Das Alttier mochte die Größe eines Kutschpferdes erreichen, ließ sich in seinem Äußeren aber mit keinem anderen Tier vergleichen. Behutsam schlichen sie sich noch näher und kamen bis auf dreißig Schritte heran, ehe das Alttier sie bemerkte. Allerdings war das Wild an Menschen gewöhnt, mit den Revierbeamten, Holzhauern, Holzsammlern und Fuhrleuten vertraut und wurde selten gejagt, aber eine solche Gleichgültigkeit, Trägheit, Schwerfälligkeit hatte Schütz doch nicht vermutet.

Da standen die beiden Elche, äugten die Beobachter groß an und legten damit eine wahrhaft erstaunliche Gemütlichkeit, gepaart mit offener Neugier, an den Tag. Nun, sie wollten mal sehen, wie weit diese vorhalten würde, traten frei auf den Weg hinaus und noch näher auf das Wild zu. Jetzt hielten die Elche es doch für geraten, an den Rückzug zu denken. Sie setzten sich in Bewegung, wurden aber durchaus nicht flüchtig, sondern trollten gemächlich in das Stangenholz hinein.

Bald trafen sie auf zahlreiche weitere Elchfahrten, unter denen sich auch solche von Elchhirschen befanden. Diese unterschieden sich von denen der Elchtiere fast nur durch größere Stärke und rundere, mehr zusammengedrückte Gestalt.

Der Förster beständig voran, hatten sie eine Schonung durchschritten und konnten die sonnenbeglänzte Fläche eines Altholzes durch die Stämmchen bereits durchschimmern sehen, als ihr Führer Halt machte und

## Fahrten und Abenteuer am Memelstrom

Erlebnisse in der Niederung von C. Waldmann - Bearbeitet von H. A. Kurschat

Fortsetzung aus 2/80

Am nächsten Morgen war Schütz um die verabredete Zeit völlig munter; er sprang auf, machte Licht und weckte die Gefährten. Als der Förster kam, waren sie bereits fix und fertig und konnten ihn sofort ins Wohnzimmer hinabbegleiten. Hier wurden sie von der Hausfrau am Kaffeetisch empfangen, geschäftig bedient und schließlich mit einem appetitlichen Taschenfrühstück ausgestattet. Und nachdem sie sich völlig ausgerüstet hatten, Schütz vom Förster sogar eine vortreffliche Büchseflinte nebst Patronentasche zur Verfügung gestellt worden war, brachen sie nach dem Revier auf, während die Hunde unter Obhut der Försterin im Zimmer zurückbleiben mußten.

Ein herrlicher Wintermorgen empfing sie draußen. Wie abends zuvor lagerte der Schnee auf den Dächern der Gebäude des einsamen Gehöfts, auf Bäumen, Sträuchern und dem Staketenzaun des kleinen Vorgartens, auf Weg und Steg, auf Feld und Flur. Darüber wölbte sich der tiefblaue Himmel, an dem die Sterne noch blitzten und funkelten. Nur am Osthorizont zeigte sich ein hellerer Streif, der Vorbote des jungen Tages.

Sie gingen auf einem der Gestelle, das zugleich als Fahrweg in das Revier diente, zwischen älteren gemischten Erlen- und Birkenstangenhölzern hin. Nach Osten hin trat nun auch das Morgenrot zwischen den Baumstämmen hervor. Hier trafen der Förster und seine Begleiter auf die ersten Elchspuren, die Fahrten eines Alttieres und Kalbes, die sich deutlich und scharf umrandet in dem feinen, weichen Schnee abgedrückt hatten. Die Fahrte des Alttiers maß reichlich zwölf Zentimeter in der Länge und achteinhalb in der Breite, die des Kalbes war neunehalb lang und sechseinhalf breit. Die Fahrte war ganz frisch und ließ



## Haupttreffen der Memelländer in Stuttgart, am Sonntag, 12. Oktober 1980

Ausflugsrestaurant „Schönblick“ am Killesberg

Die Ansprache hält:

Kultusminister a. D. Prof. Dr. Hahn, Mitglied des Europäischen Parlaments

# Die Perle im Westen

Unter dieser Überschrift behandelt die „Tiesa“ die Kurische Nehrung. Bei der Annäherung an die Nehrung von der Memelmündung her wird der Verfasser an die Sahara erinnert. Da ist Nidden, die alte menschliche Wohnstätte, die, von den Wanderdünen verdrängt, dreimal ihren Platz verlegen mußte. Selbst in Bedrängnis, nahm Nidden die von der Wanderdüne vertriebenen Bewohner von Karwaiten auf. Auch die Fischer von Negeln mußten, von den Wanderdünen bedroht, wiederholt mit ihrer Habe ihre heimatlichen Gehöfte räumen. Es schien, als sei die rasende Natur nicht zu bändig. Es schien kein Mittel zur Zähmung der Naturkatastrophen zu geben. Der Legende nach habe einst eine Göttin zum Schutze des Festlandes die sich lang hinziehende Nehrung aufgeschüttet. Sie zu erhalten, mußten sich die irdischen Ameisen – die Menschen selbst – bemühen. Unweit von Nidden ist ein Friedhof, auf dem der erste Anreger einer Aufforstung der Nehrung, J. Kuwert, beigesetzt ist. Die Grabinschrift rühme seine Tat. Es begann der Kampf gegen die Sandstürme, damit die Fischer in ihren Behausungen unbeschadet leben konnten. Die entlang der ganzen Seeseite der Nehrung sich hinziehende künstlich angelegte Schutzdüne sei in den Jahren 1874 bis 1904 angelegt worden. Das habe viel Schweiß gekostet. Jeder Pflanzling der Bergkiefer mußte in etwas Lehm gesetzt werden. Der an Ort und Stelle nicht vorhandene Lehm mußte vom Festland herbeigeschafft werden. Auf jeden Hektar der anzulegenden Pflanzung kommen etwa 25–30 000 Pflanzlinge. Jetzt sind etwa 4300 Hektar Fläche bepflanzt worden, davon unter der Sowjetverwaltung 1250 ha. Man sehe, wieviel Mühe auf das gegenwärtige grüne Gewand der Nehrung, das alt und jung erquickt, verwandt werden muß!

Man hält jetzt die Nehrung für eine der romantischsten Gegenden der Erde. Doch sei die Ähnlichkeit ihrer Bodengestalt mit der Sahara einmal auch in besonderer Weise genutzt worden. Als Rommel in Afrika kämpfte und dort einige Zeit triumphierte, staunten die englischen Gegner über das Geschick, mit dem die deutschen Panzer dem Gelände angepaßt und darauf eingesetzt wurden. Erst später wurde bekannt, daß vor dem Beginn des Afrikafeldzuges die deutschen Panzer – auf der Kurischen Nehrung erprobt worden waren!

Die Archäologen haben festgestellt, daß auf der Nehrung bereits vor der Zeitwende Menschen gelebt haben. Die alten Dünen der Nehrung waren mit Eichen und Linden bestanden. Nach einer Klimaverschlechterung überwogen Birken und Erlen. Doch im 15. Jahrhundert begannen die Nachkommen jener ersten Bewohner maß- und erbarmungslos die Wälder zu fällen. Nach dem Verschwinden der Wälder beherrschte der Wind die Nehrung. Er schüttete neue Dünen auf, die alles Leben erstickten und viel Unheil brachten. Eine tragische Geschichte, die nicht nur belehren, sondern auch daran erinnern solle, daß das gegenwärtige Landschaftsbild der Nehrung im wesentlichen von Menschenhand geschaffen worden ist. Die Kurische Nehrung sei deshalb zum Landschaftsschutzgebiet erklärt worden.

Vor acht Jahren sei auf der Nehrung die Stadt Neringa gegründet worden, deren bedeutendste Wohnstätte Nidden sei. Nach den historischen Quellen werde sie demnächst ihr 600-jähriges Bestehen feiern können. Diese alte Siedlung habe viel gesehen und erlebt. Dort gebe es nur etwa 1200 ständige Einwohner. Doch kaum beginne das Frühjahr, so ergössen sich dorthin Ströme

von Erholungsuchenden, Touristen und Ausflüglern. Im Vorjahr seien es etwa 70 000 gewesen. Das sei verständlich, denn in Nidden gebe es im Jahre mehr Sonnentage als sonstwo in Litauen.

Doch die Nehrung sei noch durch andere Reisende berühmt. Das seien die Zugvögel. Sie überquerten sie im Verlaufe eines Jahres in einer Menge von 15 Millionen. In den Vogelwarten würden 50 Prozent aller in der UdSSR beringten Vögel beringt. Doch nicht alle Zugvögel zögen nach kurzer Rast weiter. In der Nähe von Schwarzort sei eine Reiherkolonie entstanden. Zwar gebe es dort keine Sümpfe und keine Frösche, doch jene Reiher hätten sich in ihrer Ernährung auf Fische umgestellt.

Auf der Nehrung werde nicht nur der Vogelzug erforscht, sondern dort befinde sich auch das Laboratorium zur Erforschung des Fischfanges unter Anwendung des elektrischen Stromes. Diese Forschungen würden vielleicht eines Tages das seit der Vorzeit bis im heutigen Atomzeitalter gebrauchte Fischernetz entbehrlich machen. Unter dem Einfluß des elektrischen Stromes sammeln sich die Fischschwärme am positiven Pol der Stromquelle und werden mit einer Pumpe in das Schiffinnere gesogen.

Die Ostsee werde das Bernsteinmeer genannt. Es gebe wohl kaum jemand, der unbeeindruckt an einer Auslage von Bernsteinschmuck vorbeigehen könne. Schon den Römern sei der Bernstein bekannt gewesen, nachdem ihre Schiffe nach einer Fahrt um Europa herum in das Land der Aisten zum Tauschhandel kamen. Auch später blieb der Bernstein begehrt, und das Einsammeln wurde streng überwacht. In den Jahren 1860 bis 1890 seien aus dem Kurischen Haff von einer deutschen Gesellschaft 2 250 000 kg Rohbernstein ausgebaggert worden. Jetzt würde geforscht, wieviel von dem „Gold des Nordens“ noch auf dem Haffgrunde lagere.

Seit 1878 habe Nidden ein Post- und Telegraphenamts gehabt. Doch selten sei es besucht worden. Man habe für die mit Pferdeköpfen geschmückten Hausgiebel oder die geschnitzten Fenster und Fensterläden in lebhaften Farben kein Auge gehabt. Heute sei alles anders geworden. Die Sowjetregierung habe alles bestens geordnet. Die Besucher kämen nicht nur von Moskau und Leningrad, sondern sogar aus Sibirien und dem Fernen Osten. Doch es träfen auch böse Briefe ein, beklebt mit Marken, deren Abbildungen Memel und auch Nidden als Teile des Absenderlandes erscheinen ließen. Das seien Briefe aus Westdeutschland. Vor gar nicht langer Zeit sei in den Anschriften dieses alte litauische Land noch als Ordensland bezeichnet worden. Noch seien nicht die Tränen der Mütter getrocknet, deren Söhne bei der Erstürmung dieses schmalen Landstreifens gefallen seien. In Erlenhorst seien noch die Schützengräben des 113. Regiments der 32. Schützendivision erhalten. Es stehe dort ein Denkmal, das an die KP als Urheberin des großen Unternehmens erinnere.

MD. Der Memelländer wird diesen nicht besonders aufschlußreichen Bericht mit einigem Schmunzeln lesen. Natürlich werden die russischen Abholzungen auf der Nehrung im Siebenjährigen Krieg verschwiegen. Aber daß es gerade die Sowjets sein sollen, die die Schönheiten und die Romantik der Nehrungskultur entdeckt haben, ist neu. Haben nicht die Sowjets die Poststraße für den Autoverkehr freigegeben? Haben sie nicht die Kurenkähne durch Motorkutter ersetzt? Haben sie nicht das Nehrungsmuseum ge-

plündert, die bunten Zäune abgerissen und die geschnitzten Giebelbretter verkommen lassen? Über den Eich, der sich in Einzel-exemplaren wiedergefunden hatte, wird kein Wort gesagt. Sollte er von den Camping-Karawanen erneut das Weite gesucht haben? Und westdeutsche Briefmarken mit Memel und Nidden als Motiven – schön wär's ja ...

# Schnappschüsse

## vom Bündestreffen



Am 9. Bündestreffen der Memelländer. Oben: Die Jugendgruppe Iserlohn  
vorne vor. — Treuer Gast unserer Bündestreffen ist der Memeler Licht-  
erauswahl immer umlagert war. — Mitte: Am Tisch der Heydekruger  
unter ihnen die aus der Zone gekommene Frau des Apothekers. — Die  
halle mehrere Tische belegt. — Unten: Dramatischer Augenblick vor  
nigung unterlag nur knapp mit 4:3 Toren. — Im Traditionszimmer des  
nd der Spielvereinigung.

Einwohner, Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten...

Sein oder Nichtsein? In dieser Frage gipfelte ein Referat, das Professor Vytautas Gudelis im Herbst vor den auf der Nehrung beschäftigten Architekten hielt. Für Nidden und die ganze nördliche Nehrung gilt, daß die Grenze des Tragbaren bereits weit überschritten wurde. Werden sich die Verstärkung der Nehrung, die Lawine des Massentourismus noch aufhalten lassen? Der Mensch konnte einst die Naturgewalten besiegen, indem er den Sand festlegte. Wird er aber die Welle der Zivilisation aufhalten, die heute die Nehrung überflutet? Lohnt sich der Kampf um die Erhaltung der Nehrung überhaupt noch, fragte Prof. Gudelis.

Vertreter anderer litauischer Kurorte äuserten die Ansicht, ein Widerstand gegen die Touristenflut sei sinnlos. Es sei besser, darüber nachzudenken, wie dieser Strom aufgefangen werden könne. Zur Zeit sei nicht einmal genau bekannt, wie viele Touristen die Nehrung verkraften könne. Andere kamen mit dem Trost, die Fremden kämen nur wegen der Einmaligkeit der Nehrung. Sei sie erst einmal zerstört, dann werde auch der Betrieb wieder abebben...

Aber Prof. Gudelis fragt, ob wir das Recht

haben, mit einer Handbewegung den Untergang dieses Naturwunders mit den höchsten Dünen Nordeuropas abzutun, von der Verantwortung gegenüber künftigen Geschlechtern ganz zu schweigen.

Eine estnische Architektin beendete ihre Rede mit dem Wunsch: Auf Wiedersehen im Niddener Nationalpark!

Wenn dieser Nationalpark in fünf oder zehn Jahren verwirklicht wird — wird es dann überhaupt noch etwas geben, was wert ist, in einen Nationalpark eingebracht zu werden? Die Dampfboot-Leser wissen aus unseren letzten Übersetzungen aus litauischen Zeitungen, daß man dort bereits fürchtet, die Wanderdünen würden von den Touristenmassen so niedergedrückt, daß ihr Ende näher liege als man denke. Die wenigen Maßnahmen, die bisher auf der Nehrung zum Naturschutz getroffen wurden, reichen bei weitem nicht aus. Zwar gibt es auf der Nehrung Förster, Architekten und Polizisten — einen ständigen Naturschutzinspektor gibt es nicht. Hin und wieder kommt aus Memel der Vorsitzende des Naturschutzkomitees nach Nidden. Er erklärte kurz und bündig: „Wenn wir alles so laufen lassen wie bisher, kann von einem Nationalpark nicht die Rede sein. Es bleibt nichts zum Schützen übrig!“

## Liebes- Memeler Dampfboot!

### Genauere Beobachtung gelobt

„Ich habe mit großem Interesse in Nr. 12/1975 des MD den Reisebericht von Dr. Willoweit gelesen. Mir gefällte die genaue Beobachtung und Wiedergabe der Eindrücke. Auf drei Punkte möchte ich Sie aufmerksam machen:

1. Elbing ist inzwischen zwar ein nicht zu übersehendes Industriezentrum geworden, nicht aber ein Schifffahrtszentrum.

2. Neuere Forschungen ergaben, daß die Tolkmeter Lommen einen Schiffstyp darstellen, der aller Wahrscheinlichkeit nicht aus Holland kommt.

3. Neben dem Lommenmodell bei Herrn Mohr steht ein ebenfalls nach diesen Plänen früher erstelltes Modell in der Elbinger Sammlung der Truso-Vereinigung im Morgenstern-Museum in Bremerhaven.

Hans-Jürgen Schuch  
Heimatkreisvertreter Elbing-Stadt  
Vorsitzender der Truso-Vereinigung  
Warendorfer Straße 21  
4400 Münster

### Wer schreibt nach Amerika?

Horst Schmeling wurde am 9. April 1944 in der evangelischen Kirche zu Paszieszen durch Pfarrer Banzerus konfirmiert. Er fragt uns, ob noch jemand von seinen Mitkonfirmanden lebt. Wer kann sich noch an Horst Schmeling erinnern? Wer schreibt ihm nach Amerika?

3333 N. Lincoln Avenue  
Chicago, Illinois, 60657

### Die litauische Gemeindeeinteilung

Unter dem Titel „Das Memelland in der Litauischen Sowjetrepublik“ begannen wir (MD S. 106) mit dem Abdruck der heutigen Verwaltungseinteilung des Memellandes und versuchten, aus den litauischen Namen die früheren Ortsbezeichnungen zu erschließen. Unsere Bitte an unsere Leser, uns bei der Klärung der zahlreichen Unklarheiten zu helfen, fand ein reges Echo. Hier sind die ersten Mitteilungen unserer Leser zusammengestellt:

Gaidellen ist zweimal aufgeführt, und zwar in den Gemeinden Jonaten und Jugnaten. Das ist auch in unserer Quelle der Fall. Minneiken fehlt gänzlich. Nach der Auffassung unseres Lesers Horst Schmeling müßte Minneiken zu Jonaten gehören, Gaidellen dagegen zu Jugnaten. Bei Jugnaten wird Swarren vermisst. Wahrscheinlich ist Swarren in Wieszen aufgegangen, mit dem es 1939 unter dem Namen Wiesenheide zusammengeschlossen wurde.

Charlotte Bauer, geb. Steinbacher, vermutet, daß es sich in der Gemeinde Deutsch-Krottingen bei dem Ort Kopustai um Klauspuszen handeln könnte.

Wertvolle Hinweise gibt uns Johann Trakis aus Rastatt: In der Gemeinde Garsten heißt Alkaniai = Bajohr-Mitzko. Kvietiniai liegt bereits in Litauen, und zwar Matzkieken gegenüber. Seleniai ist der heutige Name für Groß-Jagschen, Seleniai für Klein-Jagschen. Valteliai und Zvirbliai sind litauische Orte in der Nähe von Schattern und Smilgienen, evtl. Schakiniai auch. — In der Gemeinde Deutsch-Krottingen bedeutet Kibelkschal = Ilguden-Mauserim und Letukai = Klauswöhlen, Gut Lindenhof = Liepynė. — In der Gemeinde Althof wird das Vorwerk Birkenwalde heute Zemgrindzial genannt.

## Die memelländischen Landtagsabgeordneten

Wir danken unseren Lesern für ihre wertvolle Hilfe bei der Rekonstruktion der Lebensdaten unserer Landtagsabgeordneten. Heute folgt eine letzte Liste von 26 memelländischen Politikern, von denen nur wenige und ungenaue Angaben vorhanden sind. Wir wollen wieder Geburtsdatum und -ort sowie Sterbedatum und -ort wissen. Wir sind auch schon für Hinweise dankbar, bei wem wir nähere Auskünfte über die nachfolgenden Personen einholen können.

BERGENS, Otto, Landwirt und Kriegsbeschädigter, Aglohnen, Kr. Memel, Abg. des Landtages 1935—1938.

BERTSCHUS, Michel, Büroangestellter und Kriegsbeschädigter, Memel, geb. Truschellen, Kr. Memel, 29. 7. 1883, gest. spätestens 1946, Abg. 1925—1931.

BORBE, Theodor, Landwirt, Kugeleit, Kr. Pogegen, geb. ca. 1883, Abg. 1935—1938.

BORMANN, Hermann, Schmiedemeister, Schmallingken, Kr. Pogegen, Abg. 1939.

DAUMANN, Otto, Landwirt, Kawohlen, Kr. Pogegen, Abg. 1939.

GAIDIES, Franz, Kaufmann, Heydekrug, Abg. 1925—1926.

JAGSTADT, Max, Rektor der Ferdinandplatzschule, Memel (früher Lehrer, Sarden, Kr. Memel), geb. Stankischken, Kr. Heydekrug, 15. 9. 1885, verst. in den 30er Jahren in Königsberg/Pr., Abg. des litauischen Seimas in Kowno 1926—1927.

JAKUSZEIT, Michel, Landwirt, Wittauten, Kr. Memel, geb. ca. 1868, Abg. 1935—1938.

JONISCHKIES, Christoph, Besitzer, Pogegen, geb. Paszieszen (Kr. Heydekrug), 27. 12. 1861, Abg. 1925—1935.

JÖRES, August, Kontrollbeamter, Pogegen, Abg. 1930—1935.

KOHN, Eduard, Zeitpächter, Bismarck, Kr. Heydekrug, Abg. 1939.

LEONHARDT, Walter, Landwirt, Krucken-Görge, Kr. Memel, Abg. 1938.

MATZIES, Fritz, Versicherungsdirektor, Memel, geb. Buddern (Kr. Angerburg) 3. 11. 1887, verst. Juni 1957 in 7, Führer der Sozialdemokraten.

MIELKE, Bernhard, Landwirt, Jagstellen, Kr. Heydekrug, Abg. 1935—1938.

MÖLLER, Emil, Mühlenbesitzer, Wischwill, Kr. Pogegen, Abg. 1927—1930.

PANNARS, Georg, Gewerkschaftssekretär, Memel, Abg. 1930—1935.

PLAGSTIES III, Georg, Landwirt, Wersmningken, Kr. Pogegen, geb. ca. 1873, Abg. 1935—1938.

PLENNIS, Adolf, Landarbeiter, Truschellen, Kr. Memel. Seit etwa 1929 Angestellter beim Verlag „Memeler Dampfboot“ in Memel, Abg. 1925—1926.

RAUSCH, Ernst, Arbeiter, Obermemel, Kr. Pogegen, zog 1926 Deutschland (Tilsit?), Abg. 1925—1926.

RECKLIES, Artur, Kaufmann, Annuschen, Kr. Pogegen, starb 1952 in Sonneberg (Thüringen), Abg. 1932—1935.

ROGGE, Albrecht, Landgerichtsrat, Memel, geb. Wittenberg (Sachsen) 12. 10. 1890, Abg. 1925—1926.

SCHIMKAT, Fritz, Gutzbesitzer, Heydekrug, Abg. 1925—1926.

SCHMIDT, Christoph, Bahnbeamter a. D., Prökuls, Kr. Memel, Abg. 1935—1938.

SURAU, Ernst, Buchhalter, Memel, geb. ca. 1885, Selbstmord ca. 1940, Abg. 1935—1938.

VORBECK, Adam, Fabrikdirektor, Memel, zog ca. 1926 nach Deutschland, Ort unbekannt, Abg. 1925—1926.

WOHLGEMUTH, Ernst, Landwirt, Heinrichsfelde, Kr. Heydekrug, geb. 23. 2. 1897, Abg. 1939.

# SAND UND BETON

## In Litauen macht man sich um die Zukunft der Nehrung Sorgen

Spätaussiedler brachten uns einen im Jahre 1973 erschienenen Bildband „Die litauische Nehrung“ aus der Heimat mit, einen Band mit 187 zum Teil sehr schönen Aufnahmen, die leider wiederum in einer unbegreiflich schlechten Reproduktionsqualität dargeboten werden. Dieser Band bietet Anschauungsmaterial über die nun auch von zahlreichen litauischen Naturfreunden, Wissenschaftlern und Künstlern beklagte und angeprangerte Verschandelung der Nehrung durch Asphalt und Beton. Besonders Nidden ist in Mitleidenschaft gezogen. Die häßlichen Nachkriegsbauten der Fischereikolchosa am Hafen werden schamhafterweise gar nicht im Bilde gezeigt. Aber was unweit des Hafufers an geschmacklosen Wohnblocks in zwei- und dreigeschossiger Flachdachbauweise entstanden ist, spottet jeder Beschreibung. In städtischer Enge wurden die von einem Wald von Fernsehantennen überragten Standardhäuser in den Sand gestellt. Man sieht neue städtische Häuser mit betonierten Zwischendecken emporwachsen. Ein großer Schulhauskasten ist im Wald über dem Dorf südlich der Kirche entstanden. Daß im Hafen kein einziger Kurenkahn mehr liegt, war uns schon bekannt. Neu ist aber die Erkenntnis, daß die heutigen Bonzen an der Hafenmole ihre dicken Motorboote festgemacht haben. Es handelt sich — wohlgemerkt — nicht um die Motorkähne der Haffischer, sondern um Luxusyachten, zum Teil mit Planen zugeeckt, da die hohen Herren wohl nur gelegentlich nach Nidden kommen, um das Haff mit Benzingestank und Auspuffgerüche zu erfüllen.

Die Kirche taucht nur einmal in der Ferne auf und wird nicht erwähnt. Der Eindruck ist doch zu peinlich, daß hier — wie an vielen Stellen des Memellandes — ein Gotteshaus zum Profanbau abgewertet wurde, und zwar an einer Stelle, die immerhin doch recht häufig von Gästen aus den USA und anderen Ländern besucht wird. Wo man sich darin versucht hat, den Nehrungsstil modern abzuwandeln, ist das Ergebnis eher peinlich als erfreulich. Holzhäuser mit schilfgedeckten Walmdächern, die Giebelbretter gekreuzt, sind zweistöckig ausgebaut und mit Balkonen versehen. Ein Restaurant, pfannengedeckt, besteht nur aus Dach. An dreistöckigen Wohnhäusern in der Schlichtestbauweise von 1950 führen Betonstraßen mit Peitschenleuchten vorbei.

Bekannt ist, daß die Poststraße heute eine Asphaltdecke hat und einen regen Autoverkehr von Sandkrug bis Nidden bewältigen muß. In Erlenhorst hat man das Haffufer in breitem Streifen gepflastert und mit einer Betonmauer versehen. Vor dieser Mauer ragt aus dem Pflaster ein schaußlicher Riesenkopf, wie er heute bei den litauischen Künstlern modern ist. An dieser Stelle werden mit dem Kopf die russischen Soldaten geehrt, die im Kampf um die Besetzung der Nehrung gefallen sind. An anderer Stelle soll ein ganz ähnlicher Kopf, diesmal von einem anderen „Künstler“, den Dichter Ludwig Rhesa aus Karwaiten, ehren. Von Schwarzort ist in dem Bildband wenig zu sehen: große Dächer, mit Wellblech oder Eternitplatten gedeckt, acht Motorkutter der Schwarzortter Fischer im Haff vor Anker, Netzschwimmer aus Plastik, im Wald ein Arbeiter mit Plastikhelm und Motorsäge, nicht weit davon unter den Kiefern Reihen-

bungalows mit zwölf Quadratmeter Wohnfläche...

Damit nicht jemand denkt, hier werde tendenziös zu schwarz gemalt, lesen wir nach, was die sowjetlitauische Zeitschrift „Unsere Natur“ (Musu gamta) in der Dezemberausgabe 1975 zu diesem Thema sagt. Unter der Überschrift „Burgun aus Sand und Beton“ wird darauf hingewiesen, daß die Zeitschrift bereits 1964 eine Warnung unter dem Titel „An der entscheidenden Grenze“ veröffentlicht habe. Damals waren es Fachleute der Forstwirtschaft, der Geographie, der Architektur und des Fremdenverkehrs, die nach heißen Diskussionen über die Zukunft der Nehrung zu folgendem Ergebnis kamen: „Die Kurische Nehrung muß als einmaliges Denkmal der Natur für kommende Geschlechter erhalten bleiben. Sie muß vom Landschaftsschutzgebiet zum Nationalpark umgewandelt werden. Entsprechend diesem neuen Rang werden der Naturschutz und die Zuständigkeiten und Funktionen der Naturschützer erweitert.“

Wieder dauerte es drei Jahre, bis sich 1967 der Ministerrat der Litauischen SSR mit obigen Anregungen befaßte. Ein Beschluß wurde angenommen, der die Zustände auf der Nehrung bessern sollte. Auch die Politiker unterstrichen kategorisch, daß die Nehrung als Naturdenkmal mit ihren Eigenheiten erhalten bleiben müsse. Solange die Nehrung noch nicht zum Nationalpark erklärt sei, müsse ihr Schutz streng überwacht werden.

Aber Papier ist geduldig und Wilna ist weit. Die Wirklichkeit ging ihren eigenen Weg und brachte neue Probleme mit sich. Wie war es überhaupt zu diesem Problem gekommen? 1961 hätte man die „Stadt“

Neringa ins Leben gerufen, die die fünf memelländischen Nehrungsorte von Sandkrug bis Nidden umfaßte, und zwar mit dem Ziel, die Nehrung „als Stätte der Erholung und des Massentourismus“ auszubauen. Und so ging man dann auch an die Arbeit. Man asphaltierte die Straßen, befestigte das Haffufer, baute anstelle der Fischerhütten stilisierte Häuser und Häuschen als Erholungshelme litauischer Unternehmen. Nidden als Hauptort der Stadt Neringa erhielt „sogar bequeme Eisenbetonburgen“, die mit offizieller Genehmigung errichtet wurden.

In diesem Zeitraum des begeisterten Aufbaus „entwich der böse Geist der Flasche, und es fällt schwer, ihn wieder hineinzutreiben“. Der Stadtverwaltung entglitt die Kontrolle des eigenen Wachstums. In Nidden gibt es heute offiziell 3290 Fremdenbetten, das seien so viele, wie sie der Generalplan für das 21. Jahrhundert vorgesehen habe.

Woran liegt es, daß Nidden trotz aller Betuerungen, aus der Nehrung einen Nationalpark zu machen, so sprunghaft und häßlich wuchs? „Musu Gamta“ gibt die Antwort: Es ist nicht mehr modern, sich in Polangen zu erholen — es muß Nidden sein! Der böse Geist wächst. Er will genährt werden. Wo nicht, so wird er zornig! Zu den offiziellen 3290 Urlaubern in den Betriebsheimen kommen Ungezählte, die sich Privatquartiere suchen oder auf Campingplätzen hausen. Wenn man sich in der Saison auch mit Aushilfskräften behilft — viele bleiben ständig in Nidden. Man denkt daran, für diese Personen Arbeitsplätze am Ort zu schaffen, damit sie das Jahr über produktiv eingesetzt werden können. Damit braucht man neue Wohnviertel für die ständigen



Sand und Beton — das heutige Nidden



Endlich freie Fahrt über die Luise-Brücke von Pogegen nach Tilsit.

LP  
 derten von brennenden Kerzen. Plötzlich hörte ich, daß neben der Schule die Feuerwehr herausfuhr. „Was ist los?“ „Die alte Schule brennt!“ Die alte Schule im alten Dorf? Dort wohnte doch meine Braut, der Schwiegervater als Schulleiter. Nichts wie rauf auf das Feuerwehrauto und mitfahren, um zu retten, was noch zu retten ist. Die beim Fackelzug befindlichen Schwiegereltern nebst Braut würden es noch früh genug erfahren. In rasendem Tempo über die Bahngleise hinweg zur alten Schule am Ende des Dorfes. Mir flatterten, nicht nur vom Fahrtwind, die Hosen. Vor der Schule angekommen Totenstille. Kein Feuer, kein Brandgeruch, kein Rauch. Später stellte es sich dann heraus, daß ein Witzbold angesichts der Kerzenpracht die Realschule gemeint hatte. So kamen ich und ein Dutzend braver Feuerwehrleute um den Genuß des so einmaligen Fackelzuges. Dafür ein großes Plus bei Schwiegereltern und Braut als heldenmütiger Retter.

Der nächste Tag, es war ein Donnerstag, brachte dann den Einmarsch der deutschen Wehrmacht. Da unsere Schule hart an der Chaussee nach Memel lag, konnten wir, Lehrer und Schüler, sozusagen von Logenplätzen aus den Vorbeimarsch der verschiedenen Truppenverbände mit Begeisterung und Beifallsgebrüll beobachten. Dabei fielen diverse im Gefolge der Wehrmacht vorüberkommende Lastwagen nicht weiter auf, deren Bedeutung den Pogegenern erst später bewußt wurde, als die Frauen zum täglichen Einkauf gingen. Im ganzen Ort gab es kein Fleisch mehr, keine Butter, kein Brot und keine Eier, von Zigaretten und Spirituosen ganz zu schweigen. Besonders pfiffige „Reichsdeutsche“ hatten für billiges Geld alle Geschäfte leergekauft. Die Pogegenener mußten nach Tilsit fahren, um wenigstens das Nötigste einkaufen zu können.

In einem Verschlag im Keller der Realschule waren inzwischen einige besonders markante und übel in Erscheinung getretene „Litauerfreunde“ inhaftiert worden. Kann man es verübeln, wenn ab und zu ein Ordnungsdienstmann zu den in banger Erwartung Darsitzenden hinunterstieg und ihnen schaurige Zukunftsaussichten ausmalte? Nun, am Abend schon waren alle wieder frei, und niemandem wurde auch nur ein Haar gekrümmt, obwohl mancher Grund für aufgesummte Vergeltungsgedanken vorhanden war. Wie überall im befreiten Memelland fanden Racheakte im Überschwang der Freude keinen Raum. Viele litauische Beamte von Bahn, Zoll und Grenzschutz blieben und fanden bald wieder Anstellung, Lohn und Brot. GG.

licht gegeben. Diese erste, wenn auch noch unvollkommene Hohlspiegelanlage in Deutschland wurde am 1. September 1796 in Betrieb genommen.

Bevor wir auf diese Konstruktion des Memeler Ur-Leuchtturms eingehen, sollte festgehalten werden, daß das älteste bisher bekannte Bild der Stadt Memel um 1600 eine einzige Markierung der Hafeneinfahrt in Form eines Leuchtturms an Backbord aufweist. Die erste schriftliche Nachricht über Memeler Seezeichen stammt ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert.

Der schwedische Seefahrer Johann Manson, dessen Beschreibung 1669 vom Schiffer Hans Wittenburgke ins Deutsche übertragen wurde, berichtet über die Hafeneinfahrt nach Memel und damit auch ins Kurische Haff. Diese war markiert durch einen die Kurische Nehrung abschließenden großen Sandberg an Steuerbord und eine Viertel Seemeile davor durch eine Seetonne, „äußerst auf dem Reel“ (Klippe) gelegen. An Backbord stand eine Flagge auf dem Land.

Auch 1684 bestand das einzige Leuchfeuer am Eingang ins Kurische Haff und nach Memel aus einer großen Laterne, welche an einem Pfahl am nördlichen Ufer (Backbord) des Memeler Tiefs hing. Erst 65 Jahre später wurden an der Mündung der im Stadtgebiet von Memel ins Haff fließenden Dange – dem damaligen eigentlichen Hafen der Stadt – 1749 und 1752 zwei Molen, die Süderhuk und die Norderhuk, angelegt und die Norderhuk 1814 um 20 Fuß verlängert.

Einige Jahre vor dem Bau der zwei Molen, 1747, wurden die ersten Tonnen zur Bezeichnung der Fahrinne von der Einfahrt ins Haff zum Dangehafen gelegt. Im Laufe der Jahre erwies sich die Sichtweite des neuen Memeler Leuchtturms nicht mehr als ausreichend, und so wurde der Turm 1819 erstmals erhöht, und zwar von 18 auf 25 m, so daß das Seefeuer nun 33,3 m über dem Meer sichtbar war. Nach einer anderen Angabe waren es 1796 23 m und 1819 dann 30 m über NN.

Gleichzeitig ersetzte man die Messingtrichter durch 13 silberplattierte Parabolcheinwerfer, die sich inzwischen in Pillau

## Die Leuchttürme und Leuchfeuer in Memel und am Kurischen Haff

Von Dr. Gerhard Willoweit

Während mittelalterliche Burgtürme eine Beobachter- oder Schutzfunktion gegenüber herannahenden Feinden einnahmen, sind Leuchttürme Wegweiser, die vor allem nachts den herannahenden Schiffen den Weg in den sicheren Hafen weisen. Am Tage wirken sie sogar wie ein Magnet für das Fernweh, das einen packt, wenn man von ihrer Plattform auf das Meer blickt.

Wir wollen uns hier mit den Leuchttürmen unserer Heimat befassen und – soweit möglich – auch die kleineren Leuchfeuer nicht vergessen.

### Die Seestadt Memel

Der jedem Memeler bekannte rote Leuchtturm wurde von 1792 – 96 erbaut und war damit der drittälteste an der gesamten deutschen Ost- und Nordseeküste. Nur die Leuchttürme von Travemünde und Danzig-Neufahrwasser waren älter.

1788 beschloß der Memeler Rat, anstelle der 1740 errichteten Steinkohlenwippe einen weiter sichtbaren Leuchtturm mit einer Höhe von 18 Metern zu errichten. Bis es endlich zum Bau des Leuchtturms kam, war das bis dahin gebräuchliche Steinkohlenfeuer durch eine Erfindung aus England abgelöst: den Parabolcheinwerfer. Dieser war wesentlich billiger, und so gelangte man in Memel zu der Auffassung, eine Laterne mit Spiegel-Scheinwerfern in Auftrag geben zu sollen. Die einheimischen Handwerker

konnten die geforderten Parabolspiegel aber noch nicht herstellen, und da die englischen zu teuer waren, behalf man sich zunächst mit weit geöffneten Trichtern aus Messing. Die Lichtquelle war jeweils durch ein Talg-



Imposant ragte der drittälteste deutsche Küstenleuchtturm in den Himmel



## Wie Pogegen den Wiederanschluß am 22. März 1939 erlebte

Welcher ältere Memelländer erinnert sich nicht an den Tag der Befreiung von litauischer Fremdherrschaft. Welch eine Aufregung, welch überschwengliche Freude, welch ein Jubel und Trubel in Memel und in allen Dörfern. Da machte auch Pogegen keine Ausnahme, bis dahin als Zoll- und Grenzstation in ständiger Berührung mit litauischen Zwangsmaßnahmen.

Noch schliefen die Bewohner des kleinen Kreisortes den Schlaf des Gerechten und ahnten nicht, was ihnen der Deutsche Rundfunk zum Morgenfrühstück bescheren würde. Einige wenige nur, so die Männer des Memelländischen Ordnungsdienstes, hatten eine Vorahnung bevorstehender großer Ereignisse. Die schwarz gekleideten jungen Männer zwischen 18 und 28, mit der silbernen Elchschaufel an der Skimütze, waren, wie schon einige Nächte zuvor, zum Streifendienst eingeteilt worden, um für „Ruhe und Ordnung“ im Ort zu sorgen. Außer den üblichen Spätheimkehrern aus den zahlreichen Gaststätten fielen ihnen in dieser letzten Nacht vor dem 22. 3. einige jüdische Geschäftsleute ins Auge, die, ungestört und unbelästigt, in aller Eile Pferdefuhrwerke beluden und in Richtung Laugszargen davonfuhren. Das gab schon einiges zu denken. Doch niemand ahnte, wie nahe der so lange erwartete Tag der Befreiung war.

Unausgeschlafen, infolge des nächtlichen Streifenganges, trank ich meinen „Jungesellenmorgenkaffee“, vergaß den Rundfunkapparat einzuschalten und fuhr, wie gewohnt, mit dem Rad zum Dienst in die Pogegener Realschule. Du lieber Gott, was war denn da los? Die gesamte Schülerschaft, Jungen und Mädchen, dazwischen Lehrerinnen und Lehrer, statt in den Klassen in buntem Durcheinander vor der Schule, aufgeregt, schreiend und jubelnd.

„Ja was ist denn hier los?“ fragte ich völlig konsterniert. „Mannchen, du hast wohl zu lange gepennt? Eben kam durch den Rundfunk, daß Litauen das Memelland an Deutschland zurückgegeben hat!“ Es brauchte schon einige Minuten, bis ich die Bedeutung dieser lapidaren Worte voll begriff. Immerhin schrieben wir ja nicht den 1. April. Da rief auch schon Rektor Dilba die Schüler in die Klassen, und das Kollegium zur Besprechung ins Lehrerzimmer. Ganz und gar Schulleiter und auf das Wohl seiner Schülerinnen und Schüler bedacht, schlug er vor, den Unterricht weiterzuführen, da ja an diesem Tag auch die Abschlußprüfungen der 10. Klassen stattfinden sollten. Doch die Zustimmung des Kollegiums blieb diesmal aus. Alle waren der Meinung, daß nach solch einer Nachricht an einen geregelten Unterrichtsverlauf sowieso nicht zu denken war. Die Prüfung mußte eben verschoben werden. Die jüngeren Kollegen, die alle dem Ordnungsdienst angehörten, wußten, daß sie jetzt an anderer Stelle nötiger gebraucht wurden. So fiel also der Unterricht aus.

In Windeseile zurück nach Hause und die Ordnungsdienstuniform angezogen. Dann zur Dienststelle im Keller der Realschule. Ein Trupp machte sich auf Post und Bahnhof zu besetzen, was ohne die geringste Schwierigkeit vorstatten ging. Auf dem Bahnhof plötzlich Alarmruf: „Der Zolldirektor

verduftet mit der Kasse!“ Es gelang, den unbeliebten Herrn Jessinskas, der sogar von seinen Untergebenen „asilas“ – Esel tituliert wurde, samt „Kriegskasse“ festzunehmen.

Dann neue Meldung: Das litauische Militär verläßt die Kaserne! Also auf zur Kaserne, etwa zehn Mann hoch. Unterwegs begegneten uns bereits in geordnetem Zug die Soldaten. Teils auf Motorrädern mit Beiwagen, teils auf Fahrrädern und Lastwagen, kriegsmäßig ausgerüstet mit auf Kradbeiwagen aufmontierten Maschinengewehren. Für uns unbewaffnete Ordnungsdienstler ein etwas unangenehmer Anblick. Doch die Soldaten grinsten und winkten uns sogar freundlich zu. Vor dem Kasernentor Halt zu kurzer Lagerbesprechung. Da dröhnten plötzlich Motorräder heran, Soldaten sprangen ab und brachten rings um uns, im Kiefernwaldchen Deckung nehmend, Maschinengewehre in Stellung. Junge, Junge, daß sah aber verdammt brenzlich aus, dagegen war mit den paar in den Hosentaschen versteckten Privatpistolen kaum etwas auszurichten. Ein litauischer Offizier kam heran und teilte unserem vortretenden Anführer Emil Lepa mit, daß sie noch etwas aus der Kaserne holen müßten. Na, wenn das alles war! Deswegen würden wir bestimmt keinen Krieg anfangen. Mit etwas betretenen Gesichtern standen wir rechts und links des Eingangs Spalier und ließen die Soldaten an uns vorbeibrausen. Nach kurzer Zeit kehrten sie zurück, grüßten höflich und militärisch und verschwanden. Diesmal für immer. Nun konnten wir also den großen Akt der Kasernenbesetzung vollziehen. In den Räumen, die uns mit den mehrstöckigen Betten stark an Jugendherbergen erinnerten, ein höllisches Durcheinander. Am schlimmsten in der Kantine. Hier war der überstürzte Aufbruch am deutlichsten zu erkennen. Zigarettenpackungen, Süßigkeiten und anderer Kleinkram bedeckten haufenweise den Boden. Dazwischen Patronen

in großen Mengen und militärische Ausrüstungsstücke. Verständlich, daß hier und da einige Zigarettenpäckchen als „Kriegsbeute“ in die Hosentaschen wanderten und auch mal ein Schluck aus zurückgebliebenen Flaschen zu Gemüte geführt wurde. Es herrschten immerhin noch winterliche Temperaturen. Beim Wühlen in dem großen Haufen stieß ich auf einen weißen Porzellanknopf an einem Stückchen Schnur. Da riß auch schon Freund Herbert, der bei den Litauern gedient hatte, meinen Arm zurück. „Mann, Vorsicht!“ Behutsam legte er die Schnur frei und daran hing, fertig zum Abziehen, eine Stielhandgranate. Also da ging mir doch einiges auf Grundeis! Fenster aufgemacht, an der Schnur gezogen und raus damit auf den Hof. Nichts geschah. Später stellten wir fest, daß die Handgranate keinen Zünder enthielt und harmlos war. Ob sie wohl absichtlich so hinterlistig versteckt worden war? Nach ein Stunden Umherschneffeln in allen Räumlichkeiten, wurde uns die Inbesitznahme langweilig, und wir verließen mit gefüllten Taschen das Kasernement, ohne zu ahnen, daß das die letzten echt memelländischen Zigaretten waren, die wir noch rauchen durften.

Dann wurde ich zurück zur Realschule abgerufen. Hier lagen im Werkraum riesige Mengen von Leinwandbahnen, die ich, als „künstlerischer Beirat“, mit kernigen Willkommens- und anderen markigen Sprüchen mittels schwarzer Farbe beschriften sollte. Noch feucht wurden sie abgeholt und an eilends aufgerichteten Masten quer über die Straßen als Transparente zum Einzug der Befreier in luftiger Höhe befestigt. Es war gar nicht einfach, so viele Sprüche, die auf vier bis fünf Meter Transparent Platz hatten, zu finden. Immerhin mußten sie kernig und dem Ernst der Situation angemessen sein. So blieb mir der weitere Ablauf des Nachmittags verborgen. Am Abend dann große Illumination mittels in die Fenster gestellten Kerzen und riesiger Fackelzug. Wo die Fackeln in dieser kurzen Zeit herkamen, mögen die Götter wissen! Prächtig der Anblick der langen Fensterfront der Realschule mit hun-

Fortsetzung nächste Seite



„Memeldeutscher Ordnungsdienst“ Gruppe Mellneraggen (Winter 1938/39) v. li. nach re.: Kurt Luschnat, Eduard Schlickies, Martin Kawohl, Martin Skirbat, Georg Kawohl, Fritz Schlickies. Bild: Kurt Luschnat, Hans-Böckler-Allee 20, 2970 Emden-Borsum.

bewährt hatten. Damit verbesserte sich die Strahlkraft des Memeler Leuchtturms ganz erheblich.

Schon 1807 wurde in Memel zusätzlich der Lotsenturm gebaut. Ein Jahr später übernahm die Memeler Kaufmannschaft - durch den seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in Memel florierenden Holzhandel zu Wohlstand gelangt - die gesamte Hafverwaltung und damit auch den gerade gebauten Lotsenturm, zwei Richtbaken und eine Flaggenbake.

Eine Karte des Memeler Hafens von 1821 zeigt, daß die Backbordseite der Einfahrt ins Haff durch eine Eingangstonne und vier Flaggenbaken, die Steuerbordseite durch eine Eingangstonne und fünf Flaggenbaken markiert war. Nördlich und südlich dieser Markierungen hatte die Ostsee Tiefen von neun, sieben und laufend abnehmend bis auf zwei Meter. Zur Verbesserung der Strömungsverhältnisse und damit zur Eindämmung der laufenden Versandung im Memeler Tief wurde 1791 zunächst die Südermole mit einer Bake als Seezeichen und 1833 dann die Nordermole mit einem Blinkfeuer gebaut. Mit einer Einfahrtbreite von 380 m zählt diese Molenanlage zu den großzügigsten in Deutschland.

1884 wurde auf der Nordermole eine eiserne, gasbetriebene, acht Meter hohe Leuchtbake errichtet. Auch diese hielt einen „Rekord“: Es war das nördlichste deutsche Leuchtfeuer, und der rote Leuchtturm konnte sich als der östlichste in Deutschland bezeichnen.

In unserem Jahrhundert kam aufgrund der technischen Entwicklung 1906 in Süderspitze auf der Nehrung eine Semaphorstation - ein Sturmwarnungsdienst für Fischer - dazu. Diese Station zeigte täglich Windrichtung und -stärken von Libau bis Brusterort an (Heute kann man einen solchen Semaphor noch in Cuxhaven bewundern).

1909 erhielt der Memeler Leuchtturm gleichzeitig mit Pillau eine modernere, doppelstöckige Laterne mit einer Fresnelschen Optik für unterbrochenes Licht.

Einmalig an der deutschen Nord- und Ostseeküste war der originelle schachbrettartige rot-weiße Anstrich des Memeler Leuchtturms, den er bereits 1874 zur See-seite hin erhalten hatte. Es gab unseres Wissens nur einen weiteren kleineren Leuchtturm, der einen solchen - etwas größeren rot-weißen Schachbrettanstrich für einige Jahre ab 1920 trug: der 14 m hohe Leuchtturm an der Schleimündung bei Kappeln, den Freizeitseglern unserer Tage sicher bekannt.

1933 wurden schließlich eine Küstenradiostation, ein Funkfeuer neben dem roten Leuchtturm und ein Nebelhorn auf der Nordermole eingerichtet.

Es bleibt abschließend zu vermerken, daß der Memeler rote Leuchtturm bei Kriegs-



Die „Bremse“ in Memel

Das war eine Aufregung in dem damals von den Litauern besetzten Memel, als die Stadt deutschen Flottenbesuch erhielt. Am 4. - 7. Juli 1933 legte das Artillerieschulboot „Bremse“ am Preußen-Kai an und wurde von den Memelern und vor allem den Memelerinnen begeistert begrüßt. Die 1931 fertiggestellte „Bremse“ hatte eine Besatzung von 198 Mann, war 103,5 m lang, 9,5 m breit und hatte einen Tiefgang von 2,8 m. Sie war mit 4 Kanonen zu 10,5 cm und 2 zu 3,7 cm bestückt und lief 27 Seemeilen. Natürlich durfte man das Schiff besichtigen, und wie man sieht, nahmen auch ein Fischkutter und mehrere Paddelboote den Gast in Augenschein. Im Hintergrund die katholische Kirche.

Aufn.: O. Lehmann

ende, d. h. Anfang 1945 zerstört wurde. Ober durch die deutsche Wehrmacht gesprengt wurde, wissen wir nicht. An der gleichen Stelle haben die Sowjets einen neuen und höheren (44,5 m) blau-weiß gebänderten Leuchtturm errichtet. Sein Feuer aus einer relativ kleinen Gürtellinse leuchtet alle 6 Sekunden 33 km weit.

Ein Schiff, das heute Memel anläuft, trifft zunächst auf eine Anlaufboje, die etwa 5 km von den Molen entfernt ist und ein 6-Sekunden-Blinkzeichen sowie einen Pfeifton von sich gibt. Von hier aus erkennt man nicht nur den mit einer roten Kuppel versehenen Leuchtturm von Strandvilla, sondern auch in gleicher Fluchtlinie ein 31 m hohes Leuchtfeuer am Ende der Nordermole. In dieser Entfernung sind sogar schon die Befeuernngen der Molenköpfe zu sehen. Der Leuchtturm auf der Nordermole ist 15 m hoch und leuchtet 7,2 km weit. Der Leuchtturm auf der Südermole ist 13,70 m hoch und hat eine Reichweite bis zur Anlaufboje, also rund 5,4 km. An der Nordermole befindet sich eine weitere Boje, von der man dann die Fahrinne nach Südosten ins Haff findet, die bis hinter Schmelz (Schweinsrücken) mit Leuchtbojen bestückt ist. Einen Lotsenturm gibt es heute nicht mehr. Die Lotsen haben ihre Station an der Nordwestecke des Winterhafens (wo früher die Fähre nach Süderspitze abfuhr) und werden durch Funk zum

Dienst gerufen. Sie haben Motorboote, mit denen sie draußen vor den Molen bei den einlaufenden Schiffen längsseits kommen. Bei Schwell und Seegang bedienen sie die Schiffe zwischen den Molen.

### Kurisches Haff

Man muß sich in Erinnerung zurückrufen, daß das Kurische Haff eine Fläche von 1.619,6 qkm aufweist, wovon 412,9 qkm auf das Memelgebiet entfielen. Der größte deutsche Brackwassersee hat die dreifache Flächenausdehnung wie der Bodensee (538,5 qkm).

Schon im 17. Jh. wurden für die Binnenschifffahrt in einer Entfernung von 500 - 1000 m schmale, parallel zur Nehrung verlaufende Fahrinnen für den Dampferverkehr angelegt. Bei Nidden verlief eine Fahrinne zur Almath-Mündung quer über das Haff. Um diese Schiffswege sicherer zu machen und auch den Fischern bei ihrem meist in der Nacht durchgeführten Fischfang besonders im südlichen Haff zu helfen, wurden im 19. Jh. eine Reihe von Haffleuchten und einzelne Leuchttürme errichtet.

Es begann 1863 mit dem aus Ziegeln erbauten Leuchtturm an der Windenburger Ecke anstelle der vorher hier stehenden Leuchtbake. Mit 12 Meter Höhe nicht allzu groß, reicht sein Licht trotzdem bis nach Nidden und Preil auf der Nehrung - etwa 13 bzw. 9 km.



**Haupttreffen der Memelländer  
in Hamburg am Sonntag, 28. April 1985**  
im CURIO-HAUS, Rothenbaumchaussee 13  
Nähe Dammtor-Bahnhof · Einlaß ab 9.00 Uhr



## Memel, Dange mit Börsenbrücke - Federzeichnung von Willi Griemberg

Aus Verbundenheit sowie der Erinnerung an seine Heimat präsentiert der Maler und Zeichner Willi Griemberg Bilder von Memel und der Kurischen Nehrung - seine unvergeßliche Heimat. Er wurde 1923 in Memel geboren und lebt jetzt in 2240 Heide, Semmelweisstr. 14. Als freischaffender Künstler hat er in erfolgreichen Ausstellungen bereits seine Landschaftsbilder (Aquarelle) herausgebracht. Griembergs Bilder sind realistisch und naturverbunden. Sie zeichnen sich durch besondere Liebe zum Detail aus.

Die schiffbare Wasserstraße von der Atmathmündung bis zur Windenburger Ecke mußte wegen der schwierigen Wasserverhältnisse in diesem Teil des Kurischen Hafns durch Baken und stumpfe Tonnen gesichert werden. Hier befindet sich die nördliche Einfahrt in den 879 km langen Memelstrom, der sich jenseits der Grenze in den Nemunas und dann in den Njemen verwandelt.

Das Leuchtfeuer an der Atmathmündung bei Kuwertshof steht am Ausfluß der Präpse, einem kleinen Flößchen in die Atmath, neben dem Schöpfwerk des Dumbelwiesen-Deichverbandes. Außerdem ist die Atmath am südlichen Ufer auf einem befestigten Damm ins Kurische Haff etwa 3 km vor dem Leuchtturm durch eine Bake, seit 1876 zusätzlich durch ein Leuchtfeuer gesichert. Hier verläuft der Dampferweg von Kowno über Tilsit nach Memel. Bereits seit dem 18. Jh. nahm auch die bedeutende Holzflößerei aus Rußland diesen Weg, bis man aus Sicherheitsgründen den König-Wilhelm-Kanal erbaute.

In rascher Folge kam es in den folgenden Jahren zur Einrichtung weiterer Leuchtfeuer, so in **Nemonien-Eichwerder** (1866) an der Mündung des Nemonienflusses als südlicher Abfluß der Gilge bzw. des Memelstromes. Hier gab es später zusätzlich an Gilge und Wiepe noch je zwei Baken. Dann folgten Leuchtfeuer in **Rossitten** (1867) und 1868 ein Leuchtturm in **Rinderort** (nördlich Agilla Haffwinkel) an der Mündung der Deime. Diese Schiffsstraße stellt seit dem Mittelalter eine wichtige Binnenschiffsverbindungsstraße von Weißrußland und Litauen nach Königsberg und weiter in die Ostsee dar. Die Höhe des Leuchtturms in Rinderort betrug etwa 12 m; direkt an der Deime-Mündung gab es noch zwei Leuchtfeuer.

Als letzter Schiffsstraße wurde der an der Kurischen Nehrung entlang weiter gesichert. 1874 wurde der Leuchtturm von

**Nidden** als Steinbau mit einer Höhe von 27 m auf dem 51 m hohen Bärberg (Urbo-Kalns), einem befestigten Dünenberg, auf der Nehrung erbaut. Aus einem Fresnel'schen Linsenapparat des größten Typs leuchtete das Funkfeuer des Turmes über 40 km weit in die Runde und diente als Orientierung der Schiffer sowohl auf der Ostsee wie auf dem Haff. Der Niddener Leuchtturm war somit das wichtigste Seezeichen zwischen Memel im Norden und Brüsterort (Samland) im Süden.

Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt erhielt der Niddener Leuchtturm nach Herstellung einer Telegraphen-Verbindung in Höhe der Plattform des Turmes zwei lange Ausleger zum Hissen von Signalen, wenn Sturmwarnungen gegeben werden mußten.

Da die Leuchtturm-Wärter am Fuße der Düne wohnten, mußten sie immer erst 206 Stufen steigen, bevor sie ihren Dienst ausüben konnten. Beim Memeler Roten Leuchtturm sollen es im Turm 100 Stufen gewesen sein.

Im letzten Krieg wurde der Leuchtturm von Nidden beschädigt. Heute befindet sich nach sowjetischen Angaben an gleicher Stelle ein etwas höherer Turm mit der gleichen Optik wie früher.

Das als letztes Leuchtfeuer 1900 errichtete Bauwerk - sogar auf einer künstlichen Insel im Haff - war die Haffleuchte von **Perwelk**. Sie liegt vor den sog. Pferdehaken am Birschtinscher Eck. Der aus Eisen bestehende Turm mit seiner weißen Laterne dient dazu, die Dampfer und Fischerboote um gefährliche Steinbänke herumzuführen.

Um den Reigen abzuschließen, sei noch erwähnt, daß sich kleine Leuchtfeuer in Schmelz, Schwarzort und Cranz sowie in Karkeln befanden. Das Kurische Haff war damit wohl ausreichend „ausgeleuchtet“, und auf See konnte man sich unter normalen Umständen ebenfalls nicht verirren.

## Gründonnerstag

Dieser Tag gehört nicht zu den offiziellen kirchlichen Feiertagen, hat aber von alters her für Kirche und Volk eine besondere Bedeutung gehabt. Der Ursprung des Namens ist umstritten und bis heute nicht ganz geklärt. Früher wurden an diesem Tage die Büßenden wieder zum Abendmahl zugelassen zur Vergebung ihrer Sünden.

Gründonnerstag, - Tag der Grünen - könnte man meinen, da im kirchlichen Sinne die Farbe grün die Bedeutung von sündenfrei hat. Die Büßenden wurden an diesem Tag für sündenfrei erklärt und wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Man kannte den Namen Gründonnerstag schon im 12. Jahrhundert, wo er in Heiligenlegenden auftaucht.

Auf dem Lande war dieser Tag stets mit verschiedenen Bräuchen und besonderen Anschauungen verbunden. Am Gründonnerstag gesammelten Kräutern wurde besondere Kraft zugesprochen. Sie schützten gegen Wunden, Krankheiten des Viehs und gegen andere Übel. Ja sogar gegen den „bösen Blick“. In Hessen wird an diesem Tag allgemein nur grünes Gemüse gegessen, das soll das Jahr über vor Geldknappheit bewahren. (Sollte man das nicht unserem Herrn Bundesfinanzminister empfehlen?)

In Westdeutschland wird am Gründonnerstag die Aussaat und die Auspflanzung getätigt. Jedoch darf man kein Brot backen, da es sonst am Ort jähreiter nicht mehr regnet. Vielerorts verkaufen die Bäcker ein besonderes süßes Backwerk, die „Gründonnerstagkringel“. Das mag in Beziehung zum Verbot des Brotbackens stehen.

Auch manch bäuerliche Wetterregel geht von diesem Tage aus. Während diese Anschauungen gewiß heidnischen Ursprungs sind, hat sich im Laufe der Zeit die Sitte eingebürgert, am Gründonnerstag das heilige Abendmahl zu feiern, woran auch die neu Konfirmierten teilnehmen. In der griechisch-orthodoxen Kirche wird eine besonders große und feierliche Messe abgehalten.

Es ist möglich, das das gerade mit diesem Tag verbundene heidnische Brauchtum, dessen eigentliche Bedeutung uns verloren gegangen ist, von der Kirche durch besondere Feiern überdeckt wurde, ohne jedoch daraus einen Festtag zu machen, der nicht zu begründen wäre. **GGr.**

### Quellenangaben zum Artikel „Die Leuchttürme und Leuchtfeuer in Memel und am Kurischen Haff“:

- 1) Landkarten des Stadt- u. Landkreises Memel und des Kreises Eichniederung, 1:100.000, Institut für angewandte Geodäsie, Berlin 1955.
- 2) Maßstabblätter von Minge (0693), Nidden (0698), Skirwieth (0793), Reichsamt für Landesaufnahme, Berlin 1911 u. 1912.
- 3) Aschmann, Willy, Düsseldorf, Brief an den Verfasser vom 7. 5. 1974.
- 4) Kuraschat, Heinrich A., Das Buch vom Memelland, Oldenburg 1968.
- 5) Memelland-Kalender, Jahrgänge 1957, 1958, 1963, Oldenburg.
- 6) Veit, o. V., Beschreibung des Memelischen Hafens, in: Beiträge zur Kunde Preußens, 4. Band, Königsberg 1821.
- 7) o. V., Ostpreußen, Danzig, Memelgebiet, Meyers Reisebücher, 2. Auflage, Leipzig 1934.
- 8) Willoweit, Gerhard, Die Leuchttürme von Kahlberg bis Memel, in: Das Logbuch, 10. Jahrgang, Heft 4, Heidesheim 1974.
- 9) Zemke, Friedrich Karl, Deutsche Leuchttürme einst und jetzt, Herford 1982.

lich im Uhren-, Gold und Silberwarengeschäft ihres Vaters das Uhrmacherhandwerk. Das war in der damaligen Zeit für ein Mädchen ein ungewöhnlicher Beruf. Ich entsinne mich gerne der Zeit, da ich für sie bei Konditorei Neumann in der Schuhstraße für nen Groschen Kuchenkrümel holen mußte. Die kleinsten Krümelchen bekam ich als Wege-lohn.

Zweimal in der Woche nahm sie abends ihre Zither unter den Arm und pilgerte zu Meister Köhler zur Probe. Aus Anhänglichkeit ging ich mit. Ich konnte weder Zither noch Mandoline, sondern nur Klavier spielen. Das war hier nicht gefragt; aber trotzdem fühlte ich mich dazugehörig und es war schön, der Musik zu lauschen. Sie probten im Arbeitsraum hinter dem Laden, wo ein langer Tisch fast den ganzen Raum einnahm. Der Geruch der Weidenruten, die in einem dunklen Raum lagerten vermischte sich im Sommer mit dem Duft der Rosen, die im Garten in verschwenderischer Fülle blühten.

Meister Köhler veranstaltete in Königswäldchen mit seinem kleinen Zupforchester Konzerte mit anschließendem gemütlichen Beisammensein, die gerne besucht wurden. Königswäldchen war ein beliebtes Ausflugsziel für die Memeler. Nirgendwo sang die Nachtigall so süß wie dort im Park und nirgendwo blühte der Flieder so schön. Viele Besucher der Veranstaltung waren der

Meinung mit Gesang und Mandolinenklang auf den Heimweg gebracht zu werden, das gab es nur bei Meister Köhler.

Doch eines Tages waren diese schönen Stunden für meine Cousine Waltraud und für mich vorbei. Die Eltern meiner Cousine hatten sich entschlossen von Memel fortzuziehen. Sie hatten gehört, daß es in Ruß keinen Uhrmacher gab. So entschlossen sie sich, nach Ruß zu ziehen. Ruß war ein großer Ort am großen Strom mit Kirche, Amtsgericht, Apotheke, Ärzten, Amtsvorsteher und vielen Geschäften, zu denen nun auch das Uhren-, Gold- und Silberwarengeschäft von Artur Wussow hinzu kam. Dort gab es eine gemischte Bevölkerung wie Fischer, Bauern und Pensionäre. Die Kaufkraft war damals gering. Den Rußern genügte der Silberglanz des Mondes und das Gold der Sterne.

Ruß war auch das Tor zu einer Welt, die uns schöner und urwüchsiger erschien als der Spreewald in der Mark Brandenburg. Zu dieser Landschaft gehörte auch das Nationalgetränk der Russer, weit über die Grenzen hinaus bekannt: Der Wasserpunsch, der Portwein und Kognak, aber kein Wasser enthalten durfte. Schließlich hatte sie ja genug Wasser um sich herum gehabt.

Charlotte Lukat

## SOS - Schiff in Not - vor Schwarzort

Vor der Kurischen Nehrung kam es mehrfach zu Strandungen

Jeder Memelländer von der Waterkant weiß von Schiffen zu berichten, die an unserer Ostseeküste - fast vor unseren Augen - strandeten. Welcher ältere Memeler denkt nicht an die „Roja“, die monatelang unweit der Nordermole in Mellneraggen auf Strand lag? Auch im sowjetisch besetzten Memel von heute sind Strandungen - trotz Radar und Lotsendienst - vorgekommen. Im November 1981 zerbrach ein Öltanker an der Nordermole. Das Wrack ist dort heute noch zu betrachten, ähnlich wie das Wrack des deutschen Frachters „Hans Bernstein“, das jetzt am Badestrand in Sandkrug ein gewohntes Bild geworden ist.

Was heute fehlt, sind die Rettungsstationen, die einst an der Küste der deutschen Ostsee standen und die unter Polen und Russen zerstört oder verwaist sind. Es war und ist die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die diese Rettungsstationen einrichtete, ausstattete und in Gang hielt. Dafür haben in Ost- und Nordsee die Seenotkreuzer einen großen Teil der Aufgaben der Rettungsstationen übernommen.

Das Besondere an den Rettungsstationen war, daß sie ehrenamtlich von der Bevölkerung - also von Fischern, die häufig gediente Matrosen waren - getragen wurden. Strandete ein Dampfer an der Nehrungsküste, so wurde das schnell entdeckt: durch die Leuchtturmwärter, durch Fischer, durch die Polizeipatrouillen oder den Dünenmeister. Zwar war das Telefon damals selten in einem Fischerhaus zu finden - aber die SOS-Nachricht ging doch wie ein Lauffeuer durch die Küstenorte, und schnell war man mit Pferdewagen und Fahrrad am Tatort.



Der Schwarzortter Rettungsschuppen

Am Rand der Vordüne stand der Rettungsschuppen, in dem das Boot, der Raketenapparat, Leinen und weiteres Gerät aufbewahrt wurden.

Bei uns in Schwarzort stand der rote Ziegelbau des Rettungsschuppens auf der Vordüne - wie eine Burg mit drei Türmchen vorn und drei Türmchen hinten. Wenn ich bei Sonnenuntergang am Signalmast stand, erschien mir der schlichte Schuppen vergoldet wie eine verwunschene Burg. Und eine Art Schutzburg war ja jede Rettungsstation.

### Rettung mußte trainiert werden

Jeden Sonntag einmal öffnete sich das große zweiflügelige Tor des Rettungsschuppens zu einer Übung. Ein Schauspiel für die Feriengäste, dennoch bitter notwendig. „Allzeit bereit“ so hieß auch hier die Parole. Oberfischmeister Karl Hockling, der für die memelländischen Rettungsstationen zu-



Rettungsmänner beim Übungseinsatz

Jährlich einmal wurde die Bereitschaft der Rettungsmänner und der Geräte überprüft. Hier sind die Schwarzortter Fischer gut von Land gekommen. Aufn. (2): E. Kluge

ständig war, ließ die Fischer das Rettungsboot herausziehen. Es stand auf einem Gestell mit eisernen Gliederrädern und wirkte auf uns Kinder riesig. Pferde zogen das Gestell bis an das Wasser heran. Die Fischer waren mit Korkwesten versehen und wuchteten das Boot ins Wasser, um es dann durch die Brandung zu rudern. Der Vormann saß oder stand am Ruder, sorgte dafür, daß die Brecher das Boot nicht umkippten und steuerte es in großem Bogen zum Ufer zurück.

War das Boot wieder im Schuppen, folgte die Übung mit dem Raketenapparat. Dafür gab es ein großes galgenartiges Gestell auf der Vordüne, das das Schiff simulierte. Die Raketenleine wurde über das Gestell geschossen. An diese dünne Leine wurde das feste Bojensell geknotet, und dann kam die lustige Übung mit der Hosenboje, in der ein Fischer langsam vor dem Gestell in den Sand gelassen wurde. So heiter eine solche Übung sich auch ansah, sie diente dem Zweck, im Notfall mit dem Gerät klarzukommen - auch nachts, auch im Winter, auch im Nebel oder bei Sturm.

### Strandgut war wichtig

Nicht nur die Rettung der Schiffbrüchigen war wichtig. Auch das Strandgut spielte bei den Fischern eine große Rolle. Wie überall gehörten Strandgut und Wracks zum Nebenverdienst der Fischer, auf den man nicht verzichten wollte. Vielleicht waren die Nehrungskuren selbst eine Art Strandgut - von Kurland einst zur Nehrung verschlagen. Unser Hofgebäude zierte so manche Schiffstafel. Wieviele Bretter und Balken waren für das Haus und die Stallungen verarbeitet worden! Natürlich mußte Strandgut angemeldet werden. Jedes Dorf hatte einen amtlich bestellten Strandvogt, bei dem alles abgeliefert werden mußte. Aber längst bevor dieser am Strand erschien, hatten die Fischer schon alles, was Holz war, über die Vordüne in die Kujelfichten geschleppt. Bei Nacht und Nebel holten sie mit Pferd und Wagen das Beutegut nach Hause. Kleinere Wrackteile, wie Kisten oder Türen, trug der Fischer auch „auf dem Ast“ heimwärts.

Holz wurde häufig bei Sturm angespült. Es war in Form von Brettern, Streben, Stä-

## Der Springbock

Die Tage werden kürzer, es geht unverkennbar auf Weihnachten zu. Damit kommt wie in jedem Jahr die Frage auf: Was schenkt man seinen Kindern bzw. Enkelkindern? Bei dem großen Angebot an mechanischem und elektronischem Spielzeug ist es wirklich schwer, das Richtige zu finden. Wie war es nun früher, als es diese Mengen an industriell hergestellten Spielwaren noch nicht gab?

Es wurden Spielsachen selbst hergestellt, gebastelt aus Materialien, die in der Hauswirtschaft anfielen. So wurden in die Schweinsblase nach dem Schlachten einige getrocknete Erbsen hineingetan. Dann wurde sie aufgeblasen und abgebunden. Zum Trocknen hängte man sie entweder in die Nähe des großen Kachelofens oder des Herdes. Gut ausgetrocknet, war sie ein strapazierfähiger Ballersatz. Außerdem verursachten die Erbsen ein rasselndes Geräusch.

Ein Spielzeug für Kleinkinder kann man aus der Luftröhre der Gans herstellen. In diese Röhre kamen auch einige getrocknete Erbsen. Die Enden dieser Luftröhre, Gurgel genannt, wurden zusammengesteckt, so daß ein Kringle entstand. Nachdem der gesäubert und getrocknet war, hatte man eine schöne Kinderrassel. Man konnte diese Rassel noch mit einem Band (Jostband) umwickeln. Manche benutzten diesen Kringle auch zum Aufwickeln von Wolle.

Das schönste selbstgemachte Spielzeug, das mir in Erinnerung geblieben ist, war aber der Springbock. Dazu brauchte man erstmal eine gebratene Gans, und zwar eine mög-

lichst große, wie man sie bei uns zu halten pflegte. Der Rumpf wurde an beiden Seiten aufgeschnitten. Für den Springbock brauchte man nur die untere d.h. die Brustseite des Rumpfes. Das Fleisch wurde sauberlich abgelöst. Das aus der Knochenplatte herausragende Brustbein wurde durchbohrt. Durch dieses Bohrloch wurde das eigenartig geformte Schlüsselbein, das mühelos vom Rumpf gelöst werden konnte, hindurchgeschoben, natürlich nur bis zur Hälfte. Dieser geschwungene Knochen bildete nun die Hörner des Bockes.

Jetzt brauchte man nur noch ein Stückchen Schusterpech oder Wachs (Bienenwachs gab es ja in jedem Haushalt), einen dünnen Bindfaden und einen dünnen flachen Holzspan.

Das Stückchen Schusterpech oder Wachs wurde kräftig gegen die Unterseite des Rumpfes, etwa in Höhe des Brustbeines gedrückt. Den dünnen Bindfaden band man nun um die beiden Enden der Knochenplatte. Am besten, man kerbte die äußeren Kanten etwas ein, damit der Bindfaden nicht abrutschte.

Jetzt kam der schwierigste Teil. Mit dem Holzspan mußte man den um die beiden Rumpflenden geschlungenen Faden wie mit einem Knebel zusammendrehen. Nach jeder Drehung mußte man aber den Holzspan ein Stück zurückschieben, da er sonst beim Drehen an der Rumpfplatte haken blieb. Am besten, man nahm zuerst ein kurzes Holzstäbchen als Knebel zum Drehen und tauschte erst dann, wenn eine Spannung in der gedrehten Schnur auftrat, den Knebel mit dem Holzspan aus.

Nun war es soweit. Der Holzspan, durch die stark zusammengedrehte Schnur auf Spannung gebracht, wurde gegen das Stückchen Schusterpech gedrückt und der jetzt fertige Springbock vorsichtig auf den



Ein Springbock - 1983 abgenagt  
So sieht er aus, wenn er fertig ist! Der Holzspan rechts ist noch ungespannt.  
Aufn.: Verfasser

Tisch gestellt. Jetzt wartete man mit Spannung, bis sich der Holzspan vom Schusterpech gelöst hatte und auf Grund der Spannung gegen die Tischplatte schlug. Naturgemäß machte der Bock einen Sprung nach vorn. Höhe und Weite des Sprungs konnte man mit der Länge des Holzspanes und mit dem Zusammendrehen der Schnur regulieren.

Wer es mal mit der Weihnachtsgans versuchen will, dem wünsche ich guten Erfolg und viel Spaß für die Kinder. Solange die Klebmasse an der Unterseite des Rumpfes hält und alle anderen Teile des Bockes noch heil sind, können die Sprünge immer wiederholt werden.

Ich glaube, dieser selbstgefertigte Springbock hat eine lange Tradition, die weit in die Vorzeit zurückreicht. Es werden weder Nägel noch Papier noch Kunststoff verwendet. Die gebrauchten Materialien Holz, Schnur und Bienenwachs gab es schon immer. Und als man verstand, das Feuer zu beherrschen, dauerte es wohl auch nicht mehr lange, bis man die ersten Gänse brät. Bis zum „Springenden Bock“ dürfte es dann auch nicht mehr lange gedauert haben.

Benno Dilba

## Aus dem Land der Jugend

Am Anfang der Hospitalstraße, wenn man von der Roßgartenstraße einbog, hatte Korbmacher Köhler sein Geschäft. Schon von weitem sah man vor der Ladentür die aufgestapelten Erzeugnisse. Betrat man den Laden, so sah man, die von der Decke in lustiger Reihenfolge herunterbaumelnden Körbchen und Körbe. Am Boden standen die dicken Brocken wie Waschkörbe, Wäschtruhen, Reisekörbe und in einer Ecke zierliche Korbmöbel. Seine geschickten Hände schufen wahre Kunstwerke.

Köhler war verwitwet und kinderlos. Er hatte zwei Leidenschaften und die waren Rosenzüchtung und Zithermusik. Er spielte wundervoll und er war auch der Gründer eines kleinen Zupforchesters. Seinem Elfer und Können war es zu verdanken, daß dieses kleine Orchester mit seinem Schatz an Volksliedern bald überall bekannt wurde. Meine um zwei Jahre ältere Cousine Waltraud Stache geb. Wussow spielte auch Zither. Irgendwie paßte diese Musik zu ihren dicken blonden Zöpfen, zu ihrem Beruf, den sie sich ausgesucht hatte. Sie lernte näm-



Coadjuther Posaunenchor der Jahre 1928/29

Vordere Reihe sitzend von links nach rechts: Kantwill - Stremen, Richard Bintakies - Jurge-Kandscheit, Pfarrer Strazdas - Coadjuthen, Hermann Jurat - Alt-Dekinten, Leiter des Chores, Kantwill - Stremen, Heinrich Bintakies - Jurge-Kandscheit. Hintere Reihe stehend von links nach rechts: Heinrich Jurgeleit - Kawohlen, Heinrich Kausch - Kawohlen, Getzle - Coadjuthen, Kausch - Kawohlen, Spingat - Uigschen, Otto Bendzus - Alt Dekinten, Petereit - Stremen, Heinrich Bendzus - Alt Dekinten, Georg Bintakies - Jurge-Kandscheit.

ben und Stämmen zum Teil als Deckslast auf den Dampfmaschinen befestigt und durch schwere Brecher in die See geworfen worden.

Kohle strandete. „Schiff auf Strand“ hieß es damals, und Schiff auf Strand sagten die Fischer, wenn in einer Familie Nachwuchs angekommen war . . .

an Bord. Auch dieses konnte unbeschädigt abgeschleppt werden, nachdem die geleichterten Heringsfässer bis weit ins memelländische Hinterland hinein verkauft worden waren.

In den dreißiger Jahren strandete die „Neringa“ zwischen Schwarzort und Sandkrug. Oberfischmeister Hockling leitete die Bergung der Schiffbrüchigen. Mein Vater bekam aus Berlin eine Rettungsmedaille, die ich noch heute aufbewahre.

### Am Dreifreitag nach Weihnachten . . .

Es war 1941 am Dreifreitag. In Schwarzort herrschte noch Weihnachtsruhe. Winterstürme brausten durch den Hochwald. In den frühen Morgenstunden wurde es bei unserem Nachbarn, dem Strandvogt, sehr laut. Dann hieß es „Schiff in Not!“ Der Ruf pflanzte sich durch das Dorf fort und wir waren alle dabei. Bei Sturm, Schneetreiben und Dunkelheit kämpften wir uns durch bis zum Rettungsschuppen. Der Sand, mit Schnee vermischt, stach uns ins Gesicht. Erst als es heller wurde, konnten wir das Schiff sehen. Es lag am Memeler Weg gerade unter dem Dorf. Die Besatzung gab Notsignale. Mit vier Pferden das Rettungsboot aus dem Schuppen gezogen. Vergeblich versuchten die Männer im Ölzeug und Korkwesten das Boot durch die Brandung zu bringen. Doch das, was oft erprobt worden war, gelang diesmal nicht.

Die Fischer hatten einen Signalgast, der hinüberwinkte, ob die Besatzung von Bord geholt werden sollte. So kam der Raketenapparat, ähnlich wie bei der „Neringa“, in Aktion. Endlich wurde der erste Matrose mit der Hosenboje an Land gezogen – nicht ohne vorher in die Brandung getaucht worden zu sein. Aber die Schwarzortler hielten Schlitten mit Decken bereit, und als der dreizehnte Mann sicher am Strand war, kehrten auch wir ins Dorf zurück. Im Hotel May fanden wir bald eine trockene und heitere Besatzung wieder.

Es war da noch die „Marie Siedler“, ein Danziger Frachter, der Weizen geladen hatte. Der Winter ging weiter, und „Mariechen“, wie wir sie nannten, lag auf einer Sandbank



### Schier unglaublich

Ja, es ist kaum zu glauben, wie gewaltig Ostseewellen im Winter sein können! Die „Unterweser“ wurde anfangs der zwanziger Jahre bei Schwarzort auf den Strand gehoben, kam aber nach einem Jahr wieder frei.

Aufn.: M. Ehrhardt-Memel

Die Namen der gestrandeten Schiffe begleiteten unsere Kinder- und Jugendzeit und sind bis heute lebendig geblieben. Da war die „Unterweser“, die in den zwanziger Jahren bis zur Vordüne aufgelaufen war. Unvorstellbar ist heute, wie das Schiff so hoch auf Strand geschleudert wurde! Aber die winterliche Ostsee ist eben anders als das Geplätscher des Badestrandes im Juli.

In den sechziger Jahren traf ich in Kiel mit einem Herrn Weerts zusammen, dessen Schiff einst in Schwarzort gestrandet war.

„Mir gehörte die 'Unterweser'“, erklärte er.

Er bekam damals sein Schiff wieder flott, aber es dauerte fast ein Jahr. Ja, und als er abfuhr, nahm er die Tochter des Fischmeisters Posingies mit, die er heiratete.

Doch dabei blieb es nicht. Die „Unterweser“ hatte, als sie wieder flott kam, keine Besatzung mehr. Sechs oder sieben Schwarzortler Jungen sahen darin ihre Chance und wanderten nach Memel, wo das Schiff neu ausgerüstet wurde. Sie wurden angemustert, kamen in die weite Welt und blieben fast alle in Hamburg hängen. Auch mein Onkel war dabei, der gegen den Willen des Vaters aber mit heimlicher Unterstützung der Mutter ausbrach und sich erst nach sieben Jahren als „feiner Pinkel“ zurücktraute . . .

Mein Onkel war ein Original und trug den Spitznamen „Cognac“. Reeder Weerts aus Kiel vermochte es kaum zu fassen, als er nach der Vertreibung der Nehrungskuren Tochter und Enkelin meines Onkels begrüßen und von seinem damaligen Matrosen der „Unterweser“ erfahren konnte.

### Die Strandung der „Hannelore“

Da wäre von der „Elise“, einem Frachterschiff, zu berichten, die mit einer Ladung Hafer bei Schwarzort strandete. Der ganze Strand war voller Getreidekörner. Und dann die „Hannelore“, die im Januar 1930 in der Nähe des Karwitzer Weges mit einer Ladung

Die Strandung der „Hannelore“ brachte Leben ins stille Schwarzort. Die Besatzung war für einige Zeit in unserem Haus einquartiert. Das Schiff wurde mit Prähmen geleichtert, damit es abgeschleppt werden konnte. Aber das Leichtern, bei dem auch die Fischer mit anpackten, dauerte der Reedererlei zu lange, und die Besatzung wurde nach Hamburg beordert. Mit Schifferklavier und Gesang verabschiedeten sie sich von uns:

Zum letzten mal hab'n wir bei Pietsch geschlafen, zum letzten mal die Stuben vollgedreht! Ein dreifach Hoch für unsre Pietschs, die braven . . .

Einige Jahre später lag fast an der gleichen Stelle ein Schiff mit Heeringsfässern



### Auch dieser Spritschmuggler strandete

Spritschmuggler gehörten im litauisch besetzten Memelland, in dem der Alkohol Staatsmonopol war, zum Alltag. Pech hatte das Schmuggelboot, das bei Nacht und Nebel in Schwarzort an Land geschoben wurde. Am Boot links Oberfischmeister Hockling mit weißer Mütze.

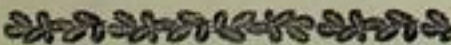
Aufn.: Krauskopf

# WEIHNACHTEN

Ein Wort, das immer noch seinen guten Klang behalten hat, das Gedanken wachruft an trauliches Beisammensein im Schimmer der Kerzen, Harmonie im Kreise der Familie mit Weihnachtsliedern und Geschenken. So war es einmal, - doch ist es heute auch noch so? Oft hört und liest man, daß viele zum Fest den kalten, winterlichen Norden verlassen und in den Süden flüchten, wo noch sommerliche Temperaturen herrschen, den ganzen Tag die Sonne scheint und an Stelle von Tannenbäumen Palmen und Kakteen wachsen. Wo man aber auch garnichts von der weihnachtlichen Stimmung spürt, die zu einem echten deutschen Weihnachtsfest nun mal gehört. Andere wieder, und es sind deren viele, allzu viele, sprechen nicht von Weihnachtsstimmung und Festesvorfreude sondern von Stress, Hetze und Abgekämpftsein, von Ratlosigkeit beim Kaufen von Geschenken und, nicht zuletzt, von der höchst willkommenen Zufuhr von Kalorien während der Festtage. Darauf folgt dann der bekannte und oft gehörte Satz: Ach, wenn es doch bloß schon vorüber wäre!

Es ist wohl schon etwas Wahres dran an dem, was die Menschen von drüben, aus der DDR, unserer „Konsumgesellschaft“ vorwerfen: Die aus dem Überfluß erwachsene Unzufriedenheit, den Mangel an menschlicher Wärme und Aufgeschlossenheit, die innere Verarmung an Gefühlen und Zuneigung zum Nächsten. Das alles wirkt sich auch auf die Bereitschaft zur Hingabe an wahre Festesfreude aus. Man denkt zuviel an sich selbst und sein eigenes Wohlergehen und vergißt leicht die anderen, zum Beispiel die Kinder, bei denen man das Versäumte durch teure Geschenke auszugleichen meint.

Wir Heimatvertriebene gehören wohl kaum dazu. Uns trifft dieser Vorwurf am allerwenigsten. Von allem, was wir besaßen, was uns Halt und Sicherheit gab, die Heimat, die Zusammengehörigkeit in einer aus Jahrhunderten erwachsenen Geschichte und Gemeinschaft, blieb uns allein die Erinnerung. Die Erinnerung an das Gewesene und Verlorene, die wir pflegen und bis zum Tode bewahren werden. Dazu gehört auch die Erinnerung an das Weihnachtsfest und an die Vorweihnachtszeit, wie sie einst daheim waren. Bescheidener zwar, ohne den Lichterglanz und Kaufzwang der heutigen Zeit, dafür mit um so mehr wahrer Einstimmung, Liebe und Vorfreude! Wer möchte wohl die verschneiten Straßen, Felder und Wälder vergessen, als man noch nicht sorgenvoll



zwischen Elsschollen. Auch hier wurde leichtert, und der getrocknete Weizen fand trotz leichten Salzgehaltes seine Abnehmer. Später kam „Mariechen“ wieder flott und brachte die Resttracht nach Memel. Der Kapitän besuchte uns im Sommer mit seiner Familie.

Ein Schwarzortler Jung', der jetzt in der DDR zur See fährt, erzählte mir, daß er vor einigen Jahren mit seinem Schiff bei Schwarzort fast gestrandet wäre. Die Memeler Einfahrt bleibt auch heute problematisch.

Elisabeth Kluge

an die Heizkostenrechnung dachte, als der Kachelofen den ganzen Tag wohlige Wärme spendete und in der Ofenröhre die Bratäpfel brutzelten? Wer von uns denkt nicht zurück an den Silberrnen und Goldenen Sonntag, wo man durch die winterlichen Straßen wanderte, und die Kinder sich die Nasen an den geschmückten Schaufenstern plattdrückten? Heute beginnt die „Einstimmung“ in den Geschäften schon im Oktober!

Wer denkt nicht an die vielen kleinen Heimlichkeiten der Wochen vor dem Fest? An das Backen von Pfeffernüssen, Pfefferkuchen, Honigkuchen und Marzipan, die dann wohlverpackt in Blechdosen oder Gläsern gut versteckt und allenfalls an den Adventssonntag „zum Schmecken“ hervorgeholt wurden. An das Schuheherausstellen zum Nikolaustag, an die immer wieder geänderten oder ergänzten Wunschzettel, die eigentlich doch noch recht bescheiden waren! Wir erinnern uns an das geruhame Ausschauen des Weihnachtsbaumes, den man noch selbst nachhause schleppte und nicht nach den Ausmaßen des Autogepäckraumes wählte.

Vom ersten Adventssonntag an steigerte sich Woche um Woche der Zauber der Vorweihnachtszeit bis zur Krönung, dem Heili-

gen Abend. Vor der Bescherung kam, von den Kindern weniger begrüßt, der Gang zum Weihnachtsgottesdienst. Wie stimmungs- und andachtsvoll der Klang der Kirchenglocken, anders als an gewöhnlichen Feiertagen. Anders auch das durch Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Sonntagsgottesdienst so vertraute Kircheninnere mit dem großen Lichterbaum. Dann der Heimweg in einer festlich gestimmten Menschenmenge, und die erwartungsvolle Rückkehr in die warme Wohnung. Das Anzünden der Kerzen, eine nach der anderen, bis der Baum im vollen Lichterglanz erstrahlte, der sich in bunten Kugeln und silbernen Lamettafäden vervielfachte.

Wie können wohl heutzutage die elektrischen Kerzen mit ihrem kalten Licht die trauliche, zu Herzen gehende Stimmung erzeugen? Künstliche Adventskränze, künstliche Kerzen, ja sogar schon künstliche Weihnachtsbäume, - die Tannennadeln sind ja so schwer aus dem Teppichboden zu entfernen und erst die Stearinflöckchen! - Es ist, als wäre das ganze Weihnachtsfest künstlich geworden, ein Jahresschlußverkauf der Geschäftswelt.

Uns ist die Erinnerung geblieben, und sie hilft mit, das Heimweh und die brennende Sehnsucht nach dem einst daheim leichter zu ertragen. Behalten wir sie weiter in unseren Herzen und geben sie weiter an die, die es zwar anders aber nicht besser kennen!

G. Grentz



Acht Kilometer nördlich von Memel

## Wege, die wir gingen

Es gab einmal ein idyllisches Seebad 8 km nördlich von Memel mit vielen Villen, Erholungsheimen, Gartenlokalen und mit einem alten Kurhaus, das in den letzten Jahren im Dornröschenschlaf lag und nicht mehr geweckt wurde. Mit stillen Wanderwegen und einem feinsandigen Badestrand, der nie sehr belebt war, weil die Memeler zur Nehrung hinüberfuhren.

In diesen Ort, der zwischen Heide und Dünen im Hochwald lag, zogen wir kurz vor Kriegsbeginn. Das Haus, in dem wir wohnten, stand am Ende eines Weges, der sich im Naturschutzgebiet zum Kollater See hin verlief. Von meinem Fenster aus fiel der Blick auf das letzte Haus der Straße. Dahinter lag kilometerweite Einsamkeit mit Wald, Sumpf- und Seenlandschaft.

In unserem Garten wuchsen Kiefern und Birken, Heidekraut und Pilze. Alles war Natur. Die Sonne heizte den Sandboden auf und ließ die Kiefern duften. Am Holzzaun entlang sammelten wir Butterpilze. Mit Speck und Zwiebeln kamen sie in die Pfanne, dazu gab's junge Peilkartoffeln - wißt ihr noch, wie das schmeckte?!

Durch das Gartentor führte ein kleiner Weg zwischen Kuscheleichen an Kerkaus Häuschen vorbei zum Bahnhof. Im Herbst hingen hier die Nebelschleier in den Bäumen, waberten hin und her und zogen in Schwaden wie Gespenster vom Meer herüber. Dann war mir der Pfad immer recht unheimlich.

Ebenso nachts, wenn das Mondlicht durch die Äste fiel und seltsame Schatten bildete, - dan pflegte ich laut zu pfeifen, um mir Mut zu machen.

Hinter dem Bahnhof aber begann die Heide. Heiße Tage mit summenden Bienen über dem lila Erikateppich, schwirrende Käfer, würziger Duft, Kopfschmerzen - Begriffe, die alle zusammenhingen. An Wacholderbüschen auf sonnendurchtränkten Lichtungen oder auf einem Stein unter Birken die Stunden zu verdösen, weiße Wölkchen am Himmel, - das war die ganze Süße unseres nördlichen Sommers.

Das Schönste von Försterei war jedoch der Strand und die See. Viele Wege führten dorthin: da war natürlich die Hauptstraße, die vom Bahnhof an der Försterei vorbei zum Kurhaus hinunter ging, daneben Treppen für Fußgänger und ein Aussichtsplatz zwischen Tannenhecken. Hier blinkte schon die See durch die Baumspitzen und auch die Brandung war zu hören. Unten stand das Eckgeschäft von Kaufmann Eixnat, daneben die Post, weiter die Villa Concordia und andere hinter Kiefern versteckte Holzvillen. Endlich die Vordüne mit der Strandhalle, dem Holzsteg und Bänken, Treppen - und da lag sie, glitzernd und flimmern, weit und schön, unsere Ostsee!

Unser direkter Weg zum Strand hatte besonderen Reiz. Zuerst nahm uns der herzlich duftende Kieferwald auf. Da wuchsen

Semmelpilze, Steinpilze, Tannenpilze und Reizger. Dann kam etwas Laubwald, in dem die Maiglöckchen blühten und später die roten Sträucher der Walderdbeeren leuchteten, bis der Waldsee auftauchte. Bänke luden zum Sitzen ein, aber bei aller Romantik hielten wir es dort nicht lange aus, weil uns die Mücken in Heerscharen überfielen und das Froschkonzert auf die Dauer auch störend wirkte.

Jetzt waren es nur noch 100 m zur See. In den Vordünen huschten die Strandeidechsen durch Moos und Seegras und zwischen den kleinen Zwergkiefern stand die Hitze wie eine Wand, durch die wir hindurchschlichen.

Strandburgen brauchten wir nicht. In den Dünenkuhlen waren wir vor Wind geschützt. Hier lagen wir ungestört zwischen süduftendem Schleierkraut, Strandgräsern, roten Winden und silbernen Disteln.

Aber wir suchten auch nach Bernstein, gingen zu den Fischerbooten, die nach Teer rochen, wanderten bis zur „Holländischen Mütze“. Von dort oben einen Sonnenuntergang zu erleben, blieb unvergesslich. Der Himmel glühte im letzten Rot, das Meer zerfloß in feierlichem Gold und wir wurden ganz still.

Wenn im Frühjahr und Herbst die Stürme tobten, war es so richtig schön bei uns! Das Meer bestand jetzt aus grünläsernen Wasserbergen, die sich donnernd und gischt-sprühend überschlugen. Darüber schwarzer, wild zeretzter Wolkenhimmel, kein Horizont, kein Strand mehr! Unheimlich wurde es, wenn die Nebel an stilleren Tagen naß und besitzergreifend alles in eine Geisterwelt verwandelten. Dann klang das Nebelhorn warnend und stöhnend nächtelang in unsern unruhigen Schlaf.

Winter in Försterei. Das war nicht nur rodeln und skiwandern, das bedeutete Schnee und Kälte, Sturm an der See, eisiger Wind um's Haus, Verwehungen, verzauberter Wald. Wenn ich morgens mühsam das Gartentor erreichte, knietief jeder Schritt, dann brauchte ich gar nicht den Versuch zu machen es aufzustoßen. Auf der anderen Seite lag eine meterhohe Schneewehe dagegen. Also durch ins Haus und schulfrei machen.

Wir schaufelten und schaufelten, schmale Fußwege, Schneisen durch Schneeberge, Pfade zum Holzstall, Einmündungen in die Straße. Man mußte doch zum Kaufmann und zur Freundin.

Der Förstereier Rodelberg war im Winter täglich gut besucht. Viele Städter kamen dann zu uns heraus und das Lachen und Kreischen hörte man im ganzen Ort.

Wir waren natürlich immer dabei, oft bis spät in den Abend, und wenn am Ende der Rodelsaison auch der letzte Schlitten zu Bruch gegangen war, nahmen wir Schemel, Matten, alte Schüsseln. Das Schlimmste waren die beiden tiefen Schlaglöcher auf der Rodelbahn. Die Schlitten flogen aus ihnen hoch hinaus und krachten gleich wieder in die nächste Welle hinein. Kreuz und Steiß! Aber wenn die Knochen auch noch so weh taten, am kommenden Tag mußten wir wieder dabei sein.

In einem Kriegswinter hatten wir 42 Grad Kälte in Försterei. Es ließ sich kaum atmen, die Luft schnitt wie mit Messern, aber wir Mädchen zogen alle los zum Strand. Die Ostsee war weit zugefroren, überall lagen mächtige Eisblöcke übereinandergeschoben her-

um. Phantastisch sah das aus! Das waren noch Winter! Wenn in den Wäldern die Stämme knackten und die Äste sich unter der Last der Schneemassen bogen, wenn vom Flockenfall die Sicht „zu“ war oder der Mond die Welt wie einen knisternden blitzenden Kristallraum erscheinen ließ...

Zu den gemütlichen Abenden daheim gehörte als Mittelpunkt der breite Kachelofen mit der Röhre für Bratäpfel und Wärme-

krucken für's Bett. Vor dem Ofen stand die rotgepolsterte Ofenbank, unter ihr warteten die Hausschuhe auf kalte Füße und in der Röhre summt der Wassertopf - wer weiß, vielleicht standen abends die Grogzeichen am Himmel?

Jahre sind darüber vergangen, Winter und Sommer, Sterne und Wind. Wege, die wir einst gingen, gibt es nicht mehr.

Monika Rohne

## Und das Lampche zünd't man an...

... weil man nuscht nich kicken kann! Wer kennt es nicht, dieses echt Ostpreussische Verslein, das da beginnt: „Härbstlich färben sich die Blätter“ und das sich dann weiter mit dem Wetter befaßt, welches bei uns schon im Oktober recht unfreundlich sein konnte. Da zog man sich gerne ins warme Stubche zurück und... siehe oben! Natürlich ist damit nicht das prosaische Anknipsen des „Elektrischen“ gemeint. Oh nein, es handelt sich einzig und allein um das romantische, poesievolle und zeremonielle Anzünden der guten alten Petroleumlampe. Denn die gab es noch in vielen, vielen Häusern, nicht nur auf dem Lande, als wir noch jung und schön waren.

Da wurden also zuerst die „Streichelchen“ gesucht und griffbereit hingelegt. Dann vorsichtig die mehr oder weniger große Milchglasglocke abgehoben. Schön langsam, damit man nicht am kostbaren Zylinder anhakete. Dieser kam anschließend dran, ebenso vorsichtig aus der Halterung gezogen und auf dem Tisch abgelegt, daß er nicht herunterrollen konnte, was unter Umständen einer Katastrophe gleich kam, weil meist kein Ersatz da war. Nun den Docht mittels Einstellrädchen in die richtige Höhe gehoben, da man ihn ja zum Auslöschen der Lampe tief herunter gedreht hatte. Endlich durfte man das Streichholz am Schächtelchen anreiben. Auch das mit einiger Vorsicht, damit das entflammte Köpchen nicht abbrach und auf das Tischtuch purzelte. Schnell rundete sich das Flämmchen über dem Docht zum Kreis. Oh jemineh, es brann-

te schief, es zuckte und qualmte. Schere her und den Docht, millimeterdünn, vom verkohlten Rand befreit. Nun den Zylinder aufgesetzt, schön gerade, damit er nicht berußte. Die Kuppel darüber und sanftes gelbes Licht breitete sich aus. So gemütlich und geruhsam ging das „Licht anzünden“ vor sich. Doch das war längst nicht alles, was dazu gehörte. Als Brennstoff diente das nicht gerade angenehm riechende Petroleum. Dieses besorgte man sich beim Kaufmann an der Ecke in einer speziell für diesen Zweck bestimmten Petroleumkanne aus einer immer etwas abseits stehenden Pumpanlage. Sie gab, zusammen mit dem Heringsfaß, dem Laden eine stets gleichbleibende interessante Duftnote. Schlimm, wenn man erst nach Feierabend oder am Sonntag entdeckte, daß sowohl Lampen wie Kanne leer waren. Wohl dem, der dann auf einen genügend großen Kerzenvorrat zurückgreifen konnte.

Vergaß man beim Auffüllen der Lampe den Einfüllverschluß der Kanne zu öffnen, kam keine Luft hinein und es kam zunächst garnichts und dann - mittlern Rucks alles auf Lampe und Tisch. Da nützte dann auch Wischen und Putzen nichts, die Lampe roch, sobald sie warm wurde, tagelang impertinent nach Petroleum. Auch sonst erforderte das Einfüllen der fettigen, öligen Flüssigkeit Überlegung und Feingefühl. Die linke Hand hielt den abgeschraubten Lampenkopf samt Strahl aus der Kannentülle sanft am Docht entlang in den Behälter floß, wobei die rechte



Die Moltkestraße im Winter



Hand mit der schweren Kanne nicht zittern durfte. Aufmerksam verfolgten die Augen das Ansteigen des Pegels im Glasbehälter. Endlich konnte man aufatmen, denn beim Eingießen hatte man sogar die Luft angehalten. Nun noch ein paarmal mit der extra dafür bestimmten Zylinderputzbürste durch das gläserne Rohr gefahren, und die Lampe konnte wieder fröhlich leuchten, es sei denn, jemand öffnete allzu stürmisch die Tür, so daß ein Sog entstand. Dann duckte sich das Flämmchen, sprang hoch und - weg war es. Die Familie saß im Dunkeln. Kleinigkeit! Streichhölzer her, den Zylinder gefaßt und - schon hatte man sich die Finger am glühend heißen Glas verbrannt. Übrigens lernten dann die Kinder gleich ein paar neue schöne Ausdrücke von Vatern!

Man konnte immer was dazulernen. Sogar bei Petroleumlampen. Je größer die Flamme, desto mehr Licht, das leuchtete jedem ein. Also drehte man den Docht bis zur Grenze des Möglichen heraus, kurz bevor die Flamme zu rußen anfing. Friedlich leuchtete sie vor sich hin, bis ein seltsamer Geruch und das Herabschweben von schwarzen Flocken von der Zimmerdecke verrieten, daß die Lampe, ohne ersichtlichen Grund, zu „blaken“ begonnen hatte. Ein schwarzer Rauch- und Rußstreifen kräuselte sich durch den Zylinder zur Stubendecke, und Mutters

Staublappen färbte sich am nächsten Tag schwarz, wenn sie damit über die Möbel gefahren war. Niemand soll glauben, daß so ein gläserner Zylinder ewig hielt. Manchmal monatelang, manchmal wochenlang, zuweilen auch nur ein paar Tage oder Stunden. Immer aber beendete er sein Dasein, wenn man ihn nicht gerade fallen ließ, mitten im schönsten Brennvorgang mit einem gut hörbaren „Zinnng“. Der Zylinder war geplatzt und man konnte froh sein, wenn nicht gleich ein paar heiße Scherben auf das Tischtuch gefallen waren. Warum er das so unvermutet tat, hat noch niemand herausgefunden. Jedenfalls mußte Ersatz beschafft werden. Dazu mußte man genau Bescheid wissen, denn es gab diverse unterschiedliche Arten. Für Wandlampen, die vorwiegend in der Küche Verwendung fanden, für Hängelampen, die ihren Platz über dem Eßtisch hatten und wieder andere für Tischlampen, die man herumtragen konnte. Und dann noch verschiedene Größen. Oft genug brachte man die verkehrte Sorte heim, und der Laden, wo man sie bekam, lag am anderen Ende der Stadt und hatte zu. Dennoch, es war die gute alte Zeit. Radio und Fernsehen konnte man mit Petroleum nicht betreiben. Vielleicht war gerade darum das Lampche so gemütlich.

G. Grentz

## Winter in Didszeln

Kindheitserinnerungen von Herta Stransky

Mein Heimatort Didszeln (Didszillen) liegt im Kreis Heydekrug, zehn Kilometer vom Kreisort entfernt. Hier hatten meine Eltern einen Bauernhof, auf dem ich aufgewachsen bin.

Silvester - der letzte Abend des schließenden Jahres! Eigentlich ein Wintertag wie jeder andere, und doch von besonderem Gewicht. Was wird uns das neue Jahr bringen, fragte die Mutter schon seit Tagen. Ich dachte an ungewöhnliche, aber schöne Ereignisse, die eintreten müßten. Erst später begriff ich, daß Mutter aus ihren Erfahrungen heraus dachte und sich sorgte: Genügend Regen für die Saat, trockenes Wetter für Heu- und Getreideernte, Gesundheit bei Kindern und Vieh - eine Bauerfrau hat immer Befürchtungen.

Wir größeren Kinder durften am Silvesterabend auf bleiben und der Mutter beim Backen helfen. Kurz vor Mitternacht wurden auch die kleineren Geschwister geweckt, weil man es ihnen versprochen hatte. Dann nahmen die Eltern die Kleinsten auf den Schoß, und wir sangen das Lied:

Das Jahr geht still zu Ende,  
Nun sei auch still, mein Herz.  
In Gottes treue Hände  
leg' ich nun Freud' und Schmerz.

Danach gab es Punsch und frischgebackene Silvesterpfannkuchen. Die Kerzen am Weihnachtsbaum wurden noch einmal angezündet, und an Schlafen war nun nicht mehr so schnell zu denken. Wir nahmen Laternen und gingen durch den beiseite geschaukelten Schnee auf schmalen Wegen zu den Nachbarn Laukat, Jonischkies und Schalkawies, um dort das neue Jahr einzuläuten. Zuerst schoß mein Bruder Helmut mit dem Knallkorkengewehr in die Luft. Dabei riefen wir „Prost Neujahr“ und läuteten laut mit der

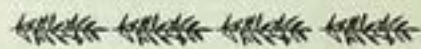
Schlittenglocke. Wenn sie schon im Bett lagen, klopfen wir sogar an ihre Fenster. Das machte großen Spaß.

Im Winter hatte auch der Vater mehr Zeit für uns. So nähte er für den Hofhund Nero kleine Sielen, damit wir ihn vor den Rodelschlitten spannen konnten, denn der rotbraune Kerl hatte unheimliche Kräfte. Eines Vormittags war es dann soweit. Meine Schwester Charlotte, damals vielleicht drei, setzten wir auf den Rodelschlitten und spannten Nero ein. Wie bei einem Pferd, erhielt auch er noch eine kleine Glocke an den Sielen.

Und dann rannte Nero los. Das Bimmeln machte ihn nervös, und er sprang über den

nächsten Graben. Charlotte fiel in den tiefen Schnee und schrie. Der Hund raste ohne anzuhalten über die Felder und bellte schrecklich. Das war ein Geschrei und Gerenne, daß alle Nachbarn aus ihren Häusern kamen. Schließlich fingen wir Nero ein und banden ihn wieder im Hof an. Wenn wir später allein mit dem Rodelschlitten loszogen, verkroch er sich in der Bude und tobte fürchterlich.

Oft gab es bei uns auf dem Lande mächtige Schneewehen. Dann hohlte Bruder Helmut mit einer Schaufel einen Schneeberg aus, so daß wir in die eisige Höhle hineinkriechen konnten. Den Fußboden bedeckten wir mit Stroh. Mutter gab uns alte Decken zum Sitzen und für einen Vorhang. So hatten wir es schon recht gemütlich drin. Schließlich bekamen wir noch einen kleinen Kanonenofen, der angenehme Wärme verbreitete. Anfangs dachten wir, unser Schneehaus würde von der Wärme schmelzen, aber die Wände wurden wie Eis und glitzerten. Auf dem Öfchen brieten wir Kartoffelscheiben und hatten so in unserem Iglu viel Kurzweil und Fröhlichkeit.



## Verräterisch

Wo ich mich auch hinbegebe - überall geht sie mir nach, heimlich, ohne daß ich je an sie denke, wie mein eigener Schatten. Ich vermisse sie nicht einmal. Sie ist da, da wie die Luft, die man auch nicht sieht. Man entbehrt sie nicht, man hat sich so an sie gewöhnt, und dankbar ist man für sie auch nicht.

Sie ist doch immer da. Und doch - wäre sie nicht so selbstverständlich da, man könnte ohne sie nicht sein.

Es ist nicht die Luft, an die ich jetzt denke. Es ist etwas anderes, was überall meine Herkunft verrät. Etwas ganz Besonderes trage ich mit mir, was die anderen so nicht haben. Wenn ich fern bin von der Umgebung, in der ich mich aufhalte, und mit Menschen zusammenkomme, die mich nicht kennen, fällt ihnen gleich etwas an mir auf. Irgend etwas an mir verrät mich überall: es ist meine Sprache.

Ruth Sprogies



Eissegeln - ein beliebter Wintersport auf dem Kurischen Haff

# Weisse Schiffe auf dem Haff

## DER VERKEHR NACH UNSEREN NEHRUNGSBÄDERN

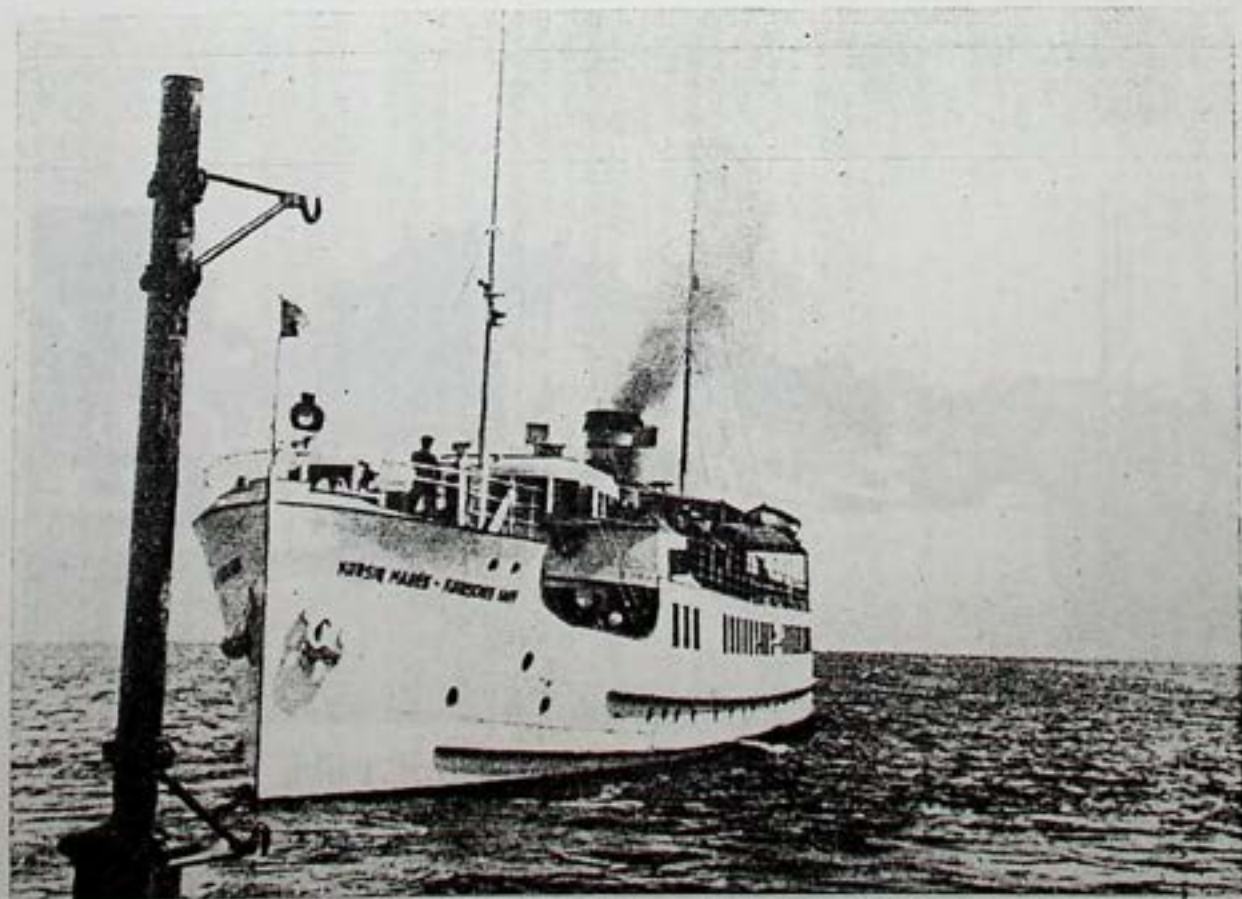
Seit wann eine regelmäßige, tägliche Dampferverbindung von Memel nach Königsberg über Cranzbeek bestand, ist mir leider nicht mehr bekannt. Ich möchte annehmen, daß diese Verbindung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschaffen wurde. — Soweit ich weiß, gründeten damals Memeler Kaufleute die Memel-Cranzer-Dampfschiffahrtsgesellschaft; wohl auch unter Mitwirkung der Königsberg-Cranzer-Eisenbahngesellschaft, denn es mußte ja für diese Verbindung die kurze Eisenbahnstrecke von Cranz nach Cranzbeek erst gebaut werden.

Das erste Schiff, welches auf dieser Tour verkehrte, war der Raddampfer „Cranz“, der in England gebaut war. Ein schmuckes Schiff; den damaligen Verhältnissen entsprechend gut eingerichtet, mit einem geräumigen Decksalon, der gleichzeitig auch als Speisesaal diente, und mit kleineren Rauch- und Damen-Salons unter Deck.

Später erwarb die Reederei noch einen

zweiten Raddampfer, der den Namen „Memel“ erhielt und auf der gleichen Strecke im Gegenverkehr eingesetzt wurde. Die „Cranz“ verkehrte täglich am Morgen ab Memel nach Cranzbeek und war am Abend wieder in Memel zurück, während die „Memel“ in umgekehrter Richtung verkehrte. Die Schiffe waren mit starken Maschinen ausgerüstet und benötigten für die Hin- und Rückfahrt etwa 12 Stunden; also auch nicht mehr als die modernen Schiffe auf dieser Strecke in den letzten Jahren.

Durch die streckenweise geringe Wassertiefe im Kurischen Haff bedingt, durften alle Schiffe bei voller Besetzung nur einen Tiefgang von höchstens 1,20 m haben. Die „Cranz“ und „Memel“ waren aus diesem Grunde daher als Flachboden-Schiffe gebaut und wurden bei starker Besetzung leicht „kopflastig“ und „rank“, d. h. sie bekamen leicht starke Schlagseite. Daher standen auf Deck stets eine Menge Zentnergewichte, die im Be-



### Der weiße Schwan des Kurischen Haffes

Das Memeler Motorschiff „Kurisches Haff“, auf der heimatlichen Lindenau-Werft erbaut, zog wie ein stolzer, weißer Schwan auf dem Gewässer dahin, von dem es seinen Namen hatte. Es verkehrt noch heute zuverlässig in den Küstengewässern der Nordsee.

Aufn.: Max Lohrich

darfsfalle nach der einen oder der anderen Schiffsseite verlagert wurden, um die Schlagseite wieder auszugleichen. Der geringe Tiefgang der Schiffe hatte auch immer den Nachteil, daß sie wenig stabil waren. Besonders wenn es aus Süd-Ost stark wehte, gingen auf dem breiten Haff doch ziemlich anständige Wellen, und da gab's an Bord dann immer viel grüne Gesichter und weiße Nasenspitzen. Der „Moses“ hatte dann immer die angenehme Beschäftigung, mit einer Pütz die vielen Neptun-Opfer wegzuspülen.

Trotzdem die Fahrt auf dem Kurischen Haff ja nur „Süßwasser-Fahrt“ war, stellte sich die Navigation hier doch nicht so ganz einfach wie man es vielleicht annehmen könnte; natürlich nicht bei Sonnenschein, Windstille und klarer Sicht. Bei Nebel jedoch z. B. war sie für die Kapitäne immer mit viel Verantwortung verbunden, ihre Schiffe sicher und rechtzeitig an ihren Bestimmungsort zu bringen. Von Memel bis zum Perwelker Leuchtturm war das Fahrwasser nur verhältnismäßig schmal und streckenweise auch sehr flach; und wenn bei starkem Nebel die Tonnen und Bojen nicht auszumachen waren, dann konnte eben nur nach der Uhr bzw. nach dem Kompaß gefahren werden, und dazu gehörte immerhin eine lange Erfahrung. Aus alter Tradition fuhren auf den Memeler Schiffen auch fast immer nur ältere See-Kapitäne; damals die Kapitäne le Coutre und Kalchert und in den letzten Jahren wieder Kapitän Adolf le Coutre, ein Neffe des Kapitäns der alten „Cranz“.

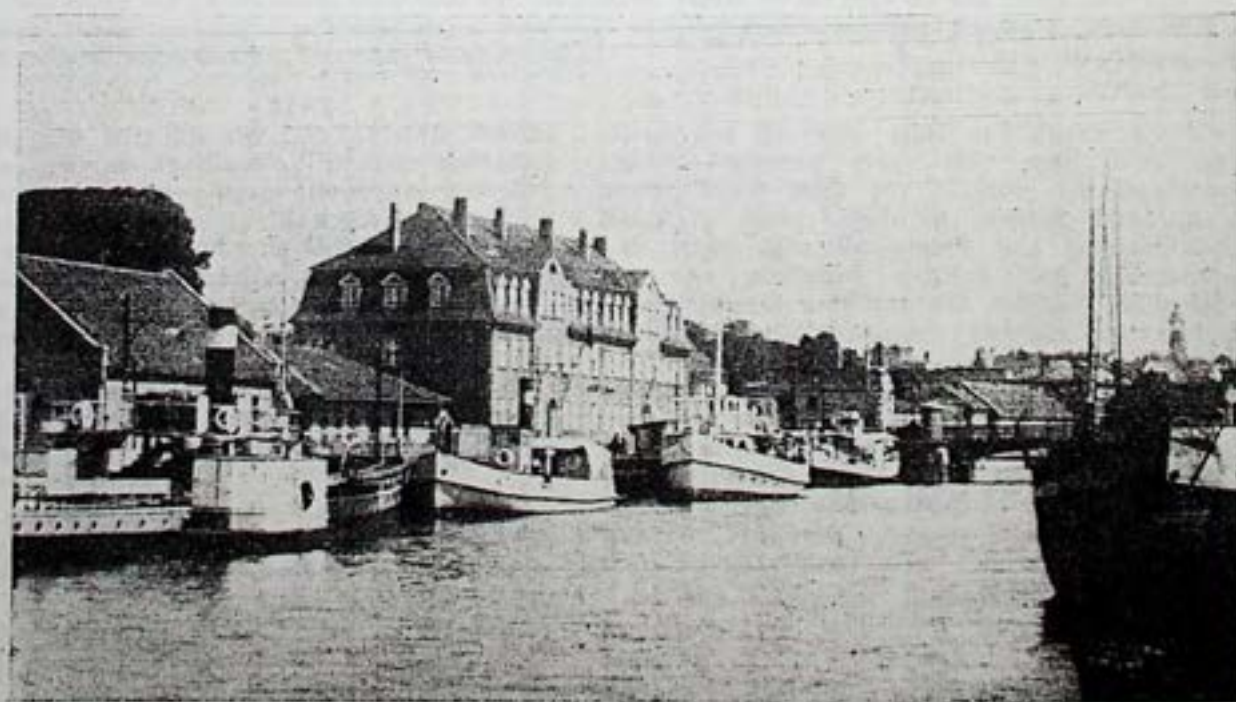
Der Liege- und Abfahrtsplatz der alten „Cranz“ war damals auf dem Gelände der Schiffszimmergenossenschaft auf der Süder-

huk, wo sich jetzt die Schiffswerft Lindenau befand. Durch einen schmalen Durchgang von der Süderhuk aus kam man morgens zu dem kleinen Werfthafen, wo die „Cranz“ auf ihre Passagiere wartete. Am Abend gegen 6 Uhr legte sie an der Außenkante der Süderhuk an. Auch damals schon nahmen hier die Portiers der verschiedenen Hotels ihre Gäste in Empfang und die Memeler erwarteten hier ihren Besuch.

Die Reise über das Kurische Haff war immer sehr beliebt, war eine solche Fahrt doch die schönste Erholung und bot viel Abwechslung. Die Ökonomie auf den Schiffen war ausgezeichnet, und manche Gerichte waren direkt „berühmt“; ich entsinne mich z. B. an das wundervolle Omelette confiture, das es oft zum Nachttisch der table d'hôte gab. Die Ökonomie befand sich in den Händen des Ehepaares Gerlach, das für gute Küche und Keller bestens bekannt war. Eine Tochter, Frau Charlotte Krischausky, hat dann in späteren Jahren auch die Ökonomie auf dem M/S. „Kurisches Haff“ gehabt; also auch hier die Tradition weiter geführt.

Soweit ich mich erinnere, liefen diese Schiffe in früheren Jahren Nidden nicht an. Die Passagiere für diese Station wurden mit einem großen Keitelkahn von Bord abgenommen bzw. herangebracht. Bei schwerem Wetter dürfte dieses Manöver oft wohl nicht so einfach gewesen sein, und es soll mitunter auch vorgekommen sein, daß schlechten Wetters wegen der Kahn nicht längsseits kommen konnte. In derselben Weise wurden übrigens in den letzten Jahren auch die Fahrgäste für Pillkopen an- bzw. ausgebootet.

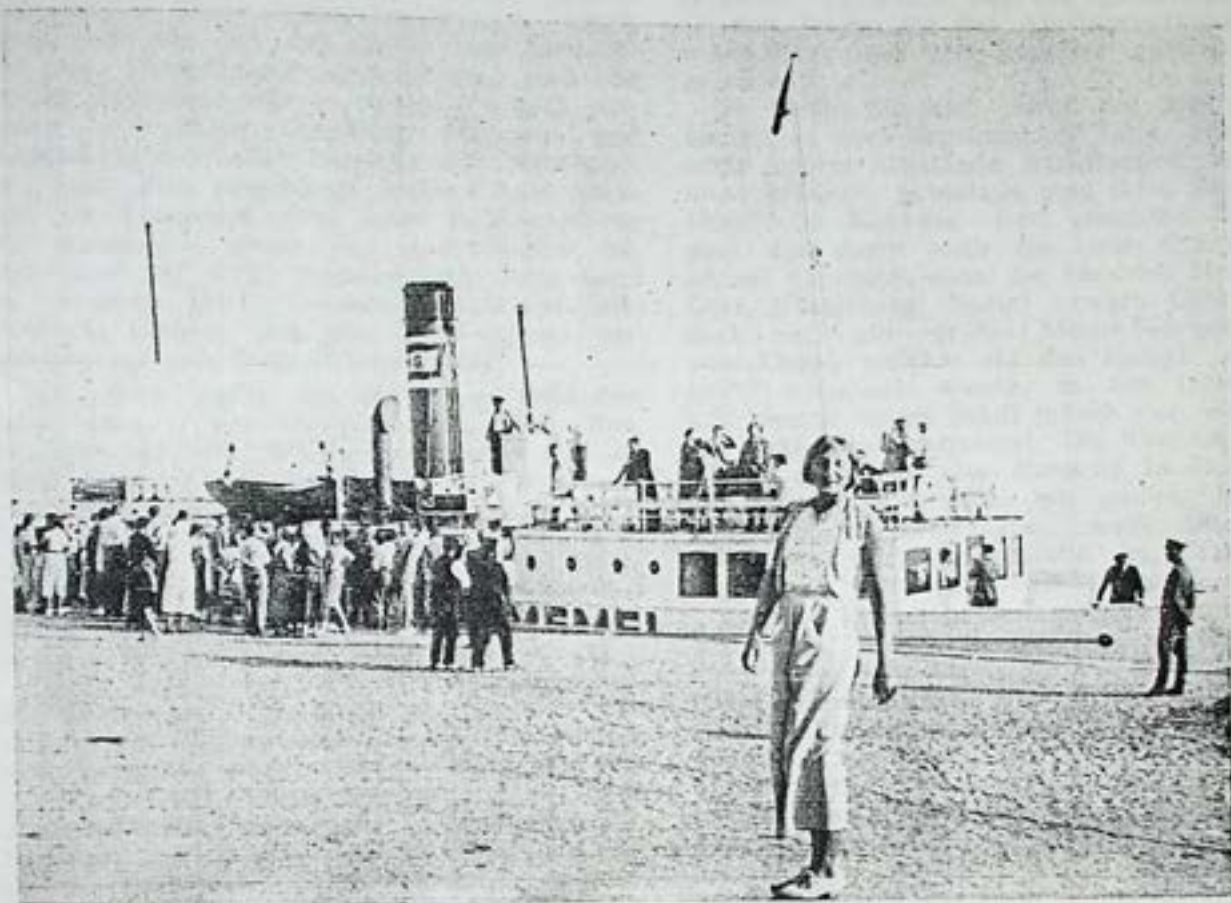
Ein Ausflugsverkehr nach den Nehrungs-



### Hier fuhren die weißen Schiffe ab

Die Dange von der Carlsbrücke bis zur Mündung ins Haff war der Memeler Liegeplatz der weißen Fahrgastschiffe des Kurenhafes. Unsere Aufnahme zeigt einen Raddampfer, wie sie einst über das Haff oder die Memel aufwärts nach Kowno fuhren, dann zwei kleine Sandkrug-Fahren zu den Memeler Badeplätzen Sandkrug und Süderspize und ganz hinten eines der beiden Schwarzort-Schiffe vor dem Hauptzollamt.

Autn.: MD-Archiv



## Weit war der Landungssteg in Nidden . . .

. . . und sandig war die Dorfstraße! Aber wenn man mit Dampfer „Memel“ — der heute auf dem Neckar unter dem Namen „Heimat“ verkehrt — in Nidden ankam, dann wußte man, daß einem unvergeßliche Stunden auf einem der seltsamsten, schönsten Fleckchen Erde dieser Welt bevorstehen.

Aufn: Max Löhrich

bädern, wie wir ihn aus den letzten Jahren kennen, gab es in diesem Umfange natürlich damals noch nicht; dieser bewegte sich mit diesen Schiffen nur in bescheidenem Umfange zwischen Memel und Schwarzort. Trotzdem haben diese Schiffe wohl auch schon damals viel dazu beigetragen, den Besuch unserer Nehrungsbäder zu steigern und damit deren Wirtschaftlichkeit zu heben. Die Fahrten wurden auch damals, wie auch in den letzten Jahren, nur während der Sommermonate durchgeführt und zwar meistens vom Mai bis September.

Die alten „Cranz“ und „Memel“ haben treu und brav ihren Dienst bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges versehen; ich glaube sogar, daß noch während der Kriegsjahre der Verkehr aufrecht erhalten wurde. Wo diese Schiffe dann geblieben sind, bzw. aus welchem Grunde und wann diese Verbindung eingestellt wurde, ist mir leider nicht mehr erinnerlich. Jedenfalls entstand dadurch eine fühlbare Lücke im Verkehr nach den Badeorten auf der Kurischen Nehrung, und auch sonst wurde diese bequeme Schiffsverbindung zwischen Memel und Königsberg mit ihren Annehmlichkeiten sehr vermißt.

Vielleicht ist die Einstellung dieser alten Dampferverbindung auch auf den Umstand zurückzuführen, daß wir 1919 abgetrennt wurden und dadurch plötzlich eine Grenze quer

durch das Kurische Haff und durch die Kurische Nehrung ging; hier war jetzt mit einem Male kurz vor Nidden das Deutsche Reich zu Ende. Dadurch bedingt, benötigten nun auch alle Reisenden aus Deutschland, die uns besuchen wollten, ein litauisches Einreisevisum und wir ein solches Ausreisevisum, wenn wir nach Deutschland reisen wollten. Die Erlangung eines solchen Visums war, abgesehen davon, daß die Gebühren hierfür verhältnismäßig hoch waren, für einen großen Personenkreis sehr schwierig und zeitweise sogar unmöglich. Dieser Umstand wirkte sich natürlich sehr ungünstig auf die Frequenz unserer Badeorte und auf den Schiffsverkehr aus.

In den folgenden Jahren versuchten wohl einige Firmen, wie z. B. Dumont du Voitel, Dobrien & Bock, Wischke & Reimer usw., mit ihren Schiffen „Margarete“, „Memelland“ usw. die Schiffsverbindung Cranzbeek-Memel wieder in Gang zu bringen. Die vorher geschilderten Umstände und vielleicht auch die verschiedenen Währungen, die nach Abtrennung unseres Gebietes diesseits und jenseits der Grenze herrschten, mögen wohl auch mit dazu beigetragen haben, daß diese Firmen nicht ihre Rechnung fanden und daher ihre Versuche wieder einstellten.

Nach langen Verhandlungen mit der litauischen Regierung erklärte sich diese dann

aber doch schließlich bereit, für die Dauer der Badesaison ein sogenanntes „Bade-Visum“ zu stark ermäßigter Gebühr zu erteilen, welches zum Besuch aller unserer Badeorte von Nidden bis Nimmersatt einschl. Memel berechnete. Diese Bade-Visa wurden jedoch anfänglich nur auf den litauischen Konsulaten in Deutschland ausgegeben, und da solche Konsulate nur — soweit ich mich entsinne — in Berlin, Hamburg, München und Königsberg bestanden, mußten die Pässe vorher nach dort eingesandt werden bzw. mußten die Reisenden ihre Reise in Königsberg für mindestens einen Tag unterbrechen, um sich hier auf dem Konsulat das Badevisum zu besorgen. Diese Schwierigkeiten und Zeitverluste wirkten sich also auch wieder ungünstig auf den Bäder-Verkehr aus.

Schließlich waren die litauischen Behörden dann aber damit einverstanden, daß ihre Beamten mit den Schiffen mitfahren und an Bord während der Fahrt die Badevisa ausstellten. Die hierfür anfallenden Kosten übernahmen die Reedereien zu ihren Lasten; nicht zuletzt als „Dienst am Kunden“. Der Erfolg in Gestalt eines stark vermehrten Reiseverkehrs und eines verstärkten Besuches unserer Bäder blieb auch nicht aus.

Durch die Ziehung der Grenze wurde unser Gebiet für Deutschland „Zollausland“ und umgekehrt Deutschland für uns. In Nidden und Rossitten wurden daher Zollämter eingerichtet. Auf diesen Stationen fand beim Ausgang und Eingang die zollamtliche Abfertigung der Schiffe und die Kontrolle des Reisegepäcks usw. statt. Hierdurch entstanden oft größere Aufenthalte, welche die Innehaltung des Fahrplanes ungünstig beeinflussten, denn die Schiffe mußten ja die Zuganschlüsse in Cranzbeek rechtzeitig erreichen. Um diesem Uebelstand abzuwehren, fuhren in der Hauptverkehrszeit daher sowohl die litauischen wie auch die deutschen Zollbeamten mit den Schiffen mit und nahmen unterwegs auf ihrem Territorium die Zollkontrolle vor. Diese wurde im großen und ganzen stets sehr zuvorkommend und großzügig gehandhabt. An Bord der Schiffe konnte man also Zigaretten, Spirituosen, Weine usw. sowohl deutscher wie auch litauischer Herkunft kaufen, allerdings immer nur im entsprechenden Hoheitsgebiet. Und kurz vor Nidden auf der Rückfahrt wurde dann auch oft beim Steward noch ein oder mehrere Fläschchen bestellt und geöffnet in den Kühler gestellt, denn „angebrochene“ Flaschen waren bekanntlich zollfrei!

Inzwischen waren Königsberger Interessentenkreise nicht müßig gewesen. Mit Unterstützung bestimmter Stellen ließ der Königsberger Kaufmann Neubacher auf der dortigen Germaniawerft zwei Dampfer bauen, die nach Fertigstellung auf den Namen „Cranz“ und „Memel“ getauft wurden und den Verkehr in der gleichen Art wie ihre alten Namensvorgänger zwischen Cranzbeek und Memel aufnahmen. Es waren dieses schmucke und gut eingerichtete Schiffe, die dem damals anfallenden Verkehr durchaus Rechnung trugen. Später gab Neubacher noch

einen dritten Neubau in Auftrag, der auf den Namen „Rossitten“ getauft wurde. Dieses Schiff war aber wohl eine Fehlkonstruktion, denn u. a. lief es nur verhältnismäßig langsam. Trotzdem hat die „Rossitten“ in all den Jahren für den Ausflugsverkehr zwischen Cranzbeek und Rossitten gute Dienste geleistet.

Ob Neubacher sich durch die drei Neubauten zu viel übernommen hatte oder ob auch andere Umstände mitsprachen, ist mir nicht bekannt; jedenfalls ging diese Reederei 1930/31 in Konkurs. Den gesamten Schiffs-park und damit auch die Linie Cranzbeek-Memel übernahm dann die Reederei Hermann Götz, Königsberg. Später erwarb Götz dann auch noch ein großes Motor-Fahrgastschiff vom Rhein, welches auf den Namen „Cranzbeek“ umgetauft wurde. In den Linienverkehr wurde dieses Schiff jedoch nur während der Hochsaison eingesetzt. Die Reederei Götz kaufte auch das alte Kurhaus in Rossitten und errichtete daneben ein großes, modern eingerichtetes Logierhaus. Auch die Gaststätte an der Anlegestelle in Cranzbeek wurde von Götz erworben.

Auch in Memel hatte man inzwischen nicht geschlafen, wenn das Erwachen vielleicht auch etwas spät erfolgte. Auf Initiative der Herren Louis Jahn und Josef Kraus und unter tatkräftiger Mitarbeit der Herren Paul Lindenau bewilligten der Landtag und die Stadtverordnetenversammlung 1927/28 die erforderlichen Mittel zum Neubau eines großen, modernen Schiffes für den Verkehr von Memel nach Cranzbeek. Die zu diesem Zweck neu gegründete Memeler Dampfschiffahrtsgesellschaft m. b. H., deren Gesellschafter das Direktorium und der Magistrat waren, vergab diesen Neubau an die Schiffswerft Lindenau. Beim Stapellauf erhielt das Schiff den Namen „Kurisches Haff“. Es war ein großes Doppelschrauben-Motor-Fahrgastschiff, nach neuesten Erfahrungen hervorragend durchkonstruiert, welches sich dann auch im Laufe der Jahre bestens bewährt hat. Das Schiff wurde unter Aufsicht des Germ. Lloyd gebaut und erhielt die Klasse für Haff- und Wattfahrt; es hat aber dann in den Kriegsjahren glänzend unter Beweis gestellt, daß es auch auf See allen Anforderungen gerecht wurde. Bei Indienststellung des MS. „Kurisches Haff“ im Jahre 1929 wurde es anfänglich wohl von bestimmten Personenkreisen und aus bestimmten Gründen arg angefeindet, hat sich jedoch dann bald durchgesetzt und beim reisenden Publikum auch den besten Anklang gefunden. Mit seinem großen Promenaden-deck, dem großen, elegant eingerichteten Speisesaal usw. bot es alle Bequemlichkeiten für die herrliche Fahrt entlang unserer einmaligen Kurischen Nehrung; und mit seinem großen Fassungsvermögen war nun auch die Möglichkeit gegeben, Tagesausflüge von großen Vereinen, Schulen usw. nach unseren Badeorten bequem durchzuführen.

Die Memeler Reederei mußte nun allerdings — im Gegensatz zu früheren Jahren — in Konkurrenz gegen Königsberg fahren. In den ersten Jahren gab dieses oft zu unliebsamen

Reibereien Anlaß, denn leider — und das muß hier leider gesagt werden — wurden wir von verschiedenen Königsberger Stellen mitunter als „Ausländer“ bezeichnet und auch so behandelt! In den späteren Jahren kam dann aber doch ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Königsberg und Memel zustande. Das „Kurisches Haff“ veranstaltete auch in jedem Jahre zum Besuch der Ostmesse in Königsberg im August eine Gesellschaftsfahrt zu stark ermäßigtem Preis, wozu seitens des Gouverneurs ein verbilligtes Sammelvisum für Memelländer erteilt wurde. Diese Fahrten erfreuten sich stets größter Beliebtheit seitens unserer Mitbürger; boten sie doch für viele von uns die seltene Gelegenheit, einmal nach unserem Vaterlande reisen zu können. Auch an die Promenaden- und Mondscheinfahrten an den schönen Sommerabenden sei hier erinnert; und in einem Jahre machte das „Kurische Haff“ vor Beginn seiner Tourfahrten sogar eine Extrafahrt nach Ruß, welche vielleicht auch noch manchem von uns in Erinnerung sein dürfte. Und dann gab's auch noch die visumfreien Tagesausflüge nach Cranzbeek, welche besonders bei denjenigen sehr beliebt waren, die gern ein „günstiges Fläschchen“ tranken.

Der Seedienst Ostpreußen, der anfänglich nur bis Pillau und später dann auch bis Memel verkehrte, hat auch viel zur Hebung des Fremdenverkehrs nach der Kurischen Nehrung beigetragen. Durch Einführung des „Ring-Verkehrs“, wobei wahlweise eine Strecke von Pillau nach Memel über See, und die andere von Memel über das Kurische Haff bis Cranzbeek und weiter mit der Bahn nach Königsberg-Pillau führte, brachte einmal den Reedereien zusätzlichen Verkehr und zum andern lernten dadurch die Reisenden auch die Annehmlichkeiten einer Hafffahrt und die Schönheiten unserer Nehrung kennen.

Und wie schön war es doch in unserer Heimat; das kann man wohl auch ohne jeden Lokalpatriotismus behaupten. Ich bin bestimmt kein Naturschwärmer, sondern eigentlich ein krasser Realist; und trotzdem muß ich ehrlich gestehen, daß ich oft von den unvergeßlichen Bildern, die sich bei einer Fahrt über das Kurische Haff boten, immer wieder tief beeindruckt war. Ob es die Wanderdünen waren, mit der weiten Wasserfläche davor, in den fast unnatürlichen Farben der späten Nachmittagssonne, oder die kleine rote Kirche vor dem schwarzen Eva-berg in Schwarzort oder die Wenter mit den darauf sitzenden Fischreihern, oder die am Abend aus Nidden auslaufenden vielen Keitlkähne mit ihren phantastischen Segeln, oder die im Mondlicht silbern spiegelnde weite Wasserfläche des Haffs, oder vielleicht auch das Spiel der Mövenschwärme im Kielwasser des Schiffes, immer wieder wurde man von der Schönheit der Natur eingefangen und in deren Bann gezogen.

Ich war zehn Sommer lang fast jeden Tag an Bord und habe in dieser Zeit oft Gelegenheit gehabt, mit Reisenden zu sprechen,

die uns dort oben zum ersten Male besuchten. Fast ausnahmslos waren sie alle hell begeistert von den Naturschönheiten, die sie bei uns vorfanden und von denen sie bisher kaum eine Vorstellung hatten. Sie kamen dann auch fast alle in jedem Jahre wieder und wurden in ihrer Heimat begeisterte Werber für unsere Heimat.

Das Jahr 1939 brachte dann endlich den Fortfall der unnatürlichen Grenze und alle Beteiligten erhofften sich nun natürlich einen weiteren Aufstieg. Doch leider dauerte diese Freude nicht lange. Mit Kriegsbeginn mußte MS. „Kurisches Haff“ seine Fahrten einstellen, da der größte Teil der Besatzung zum Wehrdienst einberufen wurde. 1941 wurde das Schiff von der Kriegsmarine als Hilfsschiff beschlagnahmt und hat dort bis Kriegsende seinen schweren Dienst bestens erfüllt. Und heute fährt es bekanntlich unter dem Namen „Süllberg“ im Bäderverkehr von Hamburg aus.

Die Schiffe „Cranz“ und „Memel“ haben noch während fast der ganzen Kriegsjahre den Verkehr Cranzbeek-Memel in beschränktem Umfange aufrechterhalten; von einem Badeverkehr konnte ja aber in diesen Jahren wohl kaum gesprochen werden. Die Reederei Götz hat von ihren Schiffen nur die „Memel“ retten können, welche heute auf dem Neckar weiter treu ihren Dienst versieht. Hoffen wir, daß die Zeit einmal kommt, wo im „Memeler Dampfboot“ eine Anzeige erscheint mit dem Text:

MS. „Kurisches Haff“ und SS. „Memel“ fahren am . . . . . von Hamburg nach Memel. — Alle Memelländer sind zur Mitfahrt eingeladen. — Fahrgeld wird nicht erhoben. Rechtzeitige Anmeldung ist zu empfehlen. Hego.

---

## Geliebte Ostsee / ELISABETH HOPP

Graugrüne Ostsee, wie schön du bist,  
über und über von Sonne geküßt.  
Wie du spielend die Wogen wirfst,  
so ganz verstohlen ein Lachen girrst.  
Du, jetzt duckst du dich wild,  
Woge auf Woge dir nun entquillt,  
wirfst ihre kalte, nasse Macht  
an den rieselnden Strand und lachst  
brausend, schallend, herzlich rauh,  
wie eine tolle, betörende Frau.  
Dein grüngoldenes Auge lodert auf,  
wie's sprühend leuchtet im springenden Lauf!  
Wie närrisch pustet dein lockender Mund,  
schäumend Kristall in die nasse Rund,  
wirfst vor Tollheit und Übermut  
tausendmal dein Krönlein in Sonnenglut,  
läßt es zu rauschenden Perlen herniedertreiben,  
gestaltest sie wieder zu neuen Geschmeiden,  
millionenfach wieder und wieder  
und singst deine rauschenden, klingenden Lieder  
von Liebe und Leid, von Gefahr und Glück,  
abgrundtief träumend lockt, sucht dein Blick.

---

# Gestade unserer Sehnsucht

VON HEINRICH A. KURCHAT

Nun steigen sie wieder in uns auf, die unvergeßlichen Bilder. Sie haben uns durch die Jahre der Heimatlosigkeit treu begleitet, und wir flüchteten uns oft zu ihnen, um die harte Wirklichkeit zu vergessen. Wir flüchteten zu ihnen wie zu einer Mutter, wenn uns der Jammer über unser Schicksal packte. Nur langsam lagerte der Strom der Jahre mit seinen Sorgen und seinen bescheidenen Freuden einen milden Schleier der Gewöhnung über unserer Seele ab. Es gab schon Tage, ja manchmal schon Wochen, da wir der helfenden, tröstenden Bilder der Vergangenheit nicht mehr bedurften. Das Menschenleben ist kurz, und wir können nicht nur vom bitteren Salz der Tränen leben. Wir gewöhnen uns auch an das Ungewöhnliche, und das ist gut so.

Nun steigen sie aber wieder auf, die unvergessenen Bilder. Die kaum vernarbten Wunden heben aufs neue an zu bluten, und fast ist es, als habe uns der große Verlust erst gestern getroffen. Aber die Jahre dazwischen haben doch ihr Gutes gehabt. Es ist, als ob wir durch ein umgedrehtes Fernrohr blickten: Das Bild ist über alle Maßen scharf und farbenfroh, aber es ist doch auf eine seltsame Weise in weite Ferne entrückt, und aus dem brennenden Schmerz ist eine tiefe Sehnsucht geworden.

Nun steigst du wieder auf in unseren Herzen, Kurische Nehrung, du Gestade unserer Sehnsucht! Wie eine Fata morgana, wie ein Traumland erhebst du dich aus den grünen Fluten des Meeres. Wie anmutig ist allein der Bogen, den du vom Samland bis zum Memeler Seetief beschreibst, und wie wunderbar kehrt dieser flache, anmutige Schwung in den Umrissen deiner Buchten, in den Konturen deiner

Hohe wieder! Du tauchst wie ein Märchenbild aus den Wassern, ein Märchenbild aus weißem Sand, aus grünen Schillbuchten und schwarzem Wald. Das Hall liegt unbeweglich zu deinen Füßen — deiner Schönheit ein Spiegel. Der Himmel spannt dir sein blauestes Zelt, und seine weißen Wolken lieblosen deine Täler.

Wie leuchtet dein Bild in uns, Kurische Nehrung! Wie leuchtet es noch nach Jahren in unverminderter Kraft. Du bist doch nur eine Wüstenei, vom Menschen nur halb gebändigt, eine Wüstenei mit etwas Wald und einigen Fischerdörfern — und doch leuchtet in deinem Bild all das auf, was wir fühlen, wenn wir leise „Heimat“ sagen. Welch herrliche Küsten gibt es ringsum in aller Welt! Besungen wird die blaue Adria, und an der Riviera leben die Großen der Welt in steinernen Palästen. Die Riesen der Bergwelt spiegeln sich in tiefgrünen Seen mit klingenden Namen, und die Ufer der Südsee gelten vielen als das Paradies auf Erden. Und doch — wer an deinem Seestrand saß, wer in deinen Halbbuchten träumte, möchte dich nie mehr mit einem anderen Fleck dieser Erde vertauschen.

Worin dein Zauber beschlossen liegt? Das ist kaum in Worten zu sagen. Noch vor zweihundert, ja vor einhundertundfünfzig Jahren vermeldeten Wanderer voll Schauder, welch unwirtliches Eiland sie auf ihrer Reise durchqueren mußten. Im empfindsamen Gemüt der Königin Luise hinterließ diese Reise über die herbstliche Nehrung keine Spur, und die Damen und Herren des Hofes lobten zwar Tauerlauken und Strandvilla, nie aber Sandkrug oder Schwarzort.

## Ostseestrand — Ziel unserer Sehnsucht

Dünen, Strandhafer, schnee-weiße Brandung und ein prächtiger Sommerhimmel sind in diesem Meisterfoto von A. O. Schmidt vereint. Das ist unser Gestade der Sehnsucht.





## Dünen am Haff

*Furchbar war der Todesweg der Dünen über die Nehrung gewesen. Ihr Untergang am Haff war von erhabener Größe. Wie eine Erinnerung ihrer Herkunft aus dem Meer trugen sie die leichten Wellenlurden des Meeresgrundes auf ihren mächtigen Rücken.*

Auß.: A. O. Schmidt

Ich denke an den Berliner Arbeiter, der im ersten Sommer nach unserer Heimkehr das Glück hatte, mit anderen Männern seiner Fabrik zu dir geschickt zu werden. „Watt 'ne Wolke“, rief er aus, als man ihn später nach seinen Eindrücken befragte. „Nischt als Sand, und dett ganze vierzehn Tage! Mönch, war'n wir aba froh, als wa erst mal in Königsberg war'n!“

Wir sind schnell bereit, über den Biederen zu lachen, dem der Uebergang vom Berliner Asphalt zur Niddener Dorfstraße zu kraß gekommen war. Aber noch in unserem Jahrhundert badeten die Memeler lieber an der Dange und am Pitty als an dem herrlichsten Strand, den Europas Küsten aufzuweisen haben. Wir haben dich, Nehrung, erst spät entdeckt, weil wir später als in anderen Landstrichen zu spüren bekamen, wie sehr die neue Zeit die ursprüngliche Natur verdrängt. Erst als wir begriffen, welch ein Kleinod unverfälschter Schöpfung vor unserer Tür lag, nahmen wir dich in Besitz, und wenn wir heute in uns hineinhorchen, wie nahe unser Herz der Nehrung schlägt, wissen wir, voller Glück und voller Schmerz, wie sehr wir mit diesem Landstreifen verbunden sind.

Wir haben dich spät für uns entdeckt, aber nicht zu spät. Wir haben dich wie Kinder entdeckt: den Strand zuerst, den schweigenden Wald, die besonnte Poststraße, die Schilfwälder am Haff. Ueberall gab es Wunder: das Baden in der kristallinen Brandung, Bernstein und weiße Muscheln im rötlichen Tang, Strandhafer und Schleierkraut hinter den Vordünen. Elche zogen über deine braune Palwe, und im Schatten der Kiefern gediehen Bitterlinge und Blaubeeren. In deinen Dörfern mischte sich der Hauch des brackigen Wassers mit dem kräftigen Teergeruch. Unter feuchten Säcken schwellten die Burzen in den Räucherkästen, und von den goldenen Aalen triefte zischend das Fett in die Glut.

Mit dem Kennenlernen kam die Liebe. Sie war plötzlich da, bei einem früher, beim anderen später. Da hängte einer sein Herz an dein sinnloses Bauwerk, an das Fort in Süderspitze, das, einst für Kriegszwecke erbaut, ein romantisches Dornröschendasein inmitten des Süderspitzer Waldes führte, ein Zauberschloß mit Wällen, rotziegeligen Bastionen und hallenden Kasematten. Oder ein anderer schloß die Schwarzortter Reiberberge ins Herz und betrachtete eine in Sträuchern halb versteckte Bank als sein Eigentum. Eine Badebude am Strand, ein Zimmer bei einem Niddener Fischer, eine Woche in der Jugendherberge — das war in jenen Jahren unserer jungen Liebe der Inbegriff der Seligkeit.

Aus der Rückschau scheint es einem, als wären schon früh Ahnungen der Trennung aufgestiegen, Ahnungen, die an hellen Sonnentagen plötzlich ein Glück überschatteten und die bange Seele frösteln ließen. In solchen Tagen war unsere Liebe zu dir wie verklärt. Plötzlich war man sich bewußt, im Angesicht einer in ihrer Schlichtheit besonders großen Schönheit zu stehen, und es war, als stände man vor dem Angesicht Gottes. Dann schnitt uns der Flug der Möwen schmerzlich in die Seele, und der Schrei der Reiher war wie eine Klage. Das konnte geschehen in den blauen Schatten der toten Düne an einem Nachmittag im Mai oder auch an einem Oktobermorgen auf dem Scharfenberg hinter Schwarzort, wenn die Kolonnen der Zugvögel ungestüm nach Süden drängten.

Ja, auch diese Erinnerungen steigen auf, als die Flüchtenden im letzten Winter auf der Poststraße, auf dieser Schicksalsstraße unserer Geschichte, nach Süden hasteten. Es tauchen flüchtige Eindrücke von kahlgeschlagenen Waldstreifen, von niedergerissenen Zäunen und mit Tarnnetzen überspannten Straßenstücken auf. Aber das kommt einen Augenblick und vergeht wie ein böser Traum. Was bleibt, ist ein großartiges Bild in Weiß



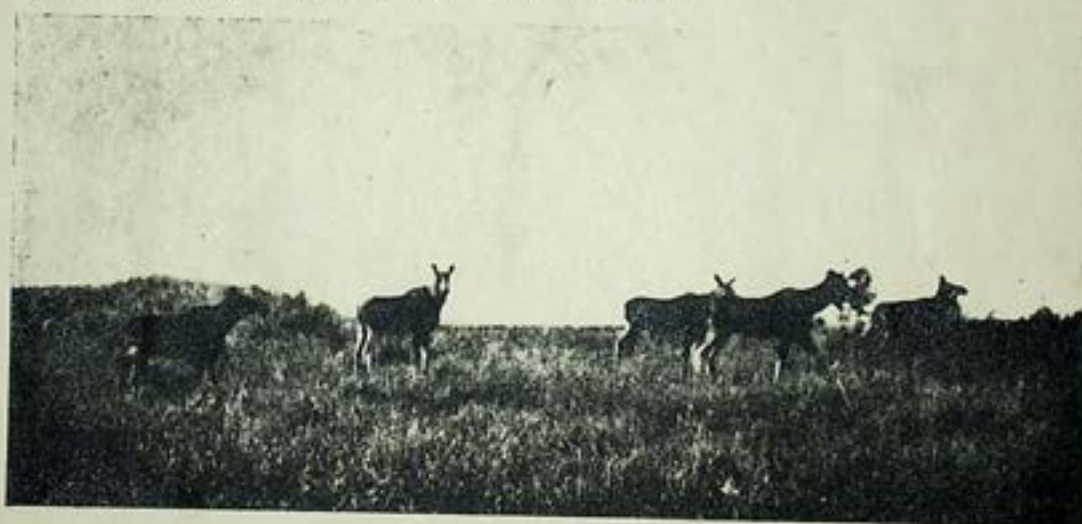
und Grün und Blau und Schwarz, ein Gemälde mit dem starken Reiz reflektierender Flächen.

Wenn dieses Bild in uns aufsteht und zu leuchten beginnt, wollen wir auf einen Augenblick auch derer gedenken, die auf dir geboren und gestorben sind, der Fischer. Fern aller romantischen Naturschwärmerie gingen sie ihrem harten Beruf nach. Ihre Häuser in Preil und Perwelk und Nidden — sie sagten deutlicher als viele Worte, wie schwer hier der Kampf um das tägliche Brot war. Wenn wir ihnen trotzdem als die Aermeren gegenüberstanden, dann wohl aus dem Begreifen heraus, daß sie dem Urgrund des Lebens näher standen als wir, die wir tastend etwas davon zu finden versuchten, was sie unverlierbar besaßen.

Vielgestaltig ist das Bild der Heimat, wie wir es im Herzen tragen. Da ist ein kleiner Bauernhof unter einem hohen Himmel in den

weißen Nächten um Johann. Da ist der Götterberg Rombinus in mythischem Dunkel über dem letzten Strom. Da sind kleine Katen im Moor und zarte Birken an einer Landstraße, die zur Grenze führt. All diese Bilder fließen in eins zusammen, wenn wir an dich, Kurische Nehrung, denken. Da ist die Weite des Wassers, die Einsamkeit weltverlorener Dörfler. Da sind die düftigen Schleier der Birken vor dem raunenden Hochwald. Und da ist wieder Wasser: die Melodie der Brandung am Bernsteinstrand und das Lied des Ostwindes in den Schilfgürteln des Haffes.

Dieses Bild steht in uns auf. Diese Melodie harft in unsern Ohren. Und alles versinkt in ein Nichts, was Jahre der Trennung um uns gehäuft haben. Dein Bild bleibt in uns wach. Dein Lied klingt in uns fort. Kurische Nehrung! Deine Ufer sind unsere Gestade der Sehnsucht.



### Über die Schönheit der Nehrung

Ziehende Gidje Aufn. Strahlen

Als Wilhelm Humboldt noch das Erziehungswesen in Preußen leitete und nach dem unglückseligen Kriege 1806/07 während der Besetzung Berlins durch die Franzosen in Königsberg weilte, hatte er eine Diastreife durch Ostpreußen zu unternehmen.

Am 23. September 1809 brach er nachts mit einem Sekretär und einem Diener von Königsberg auf, ging in Insterburg einen Tag seinen dienstlichen Obliegenheiten nach und fuhr dann nach Gumbinnen weiter.

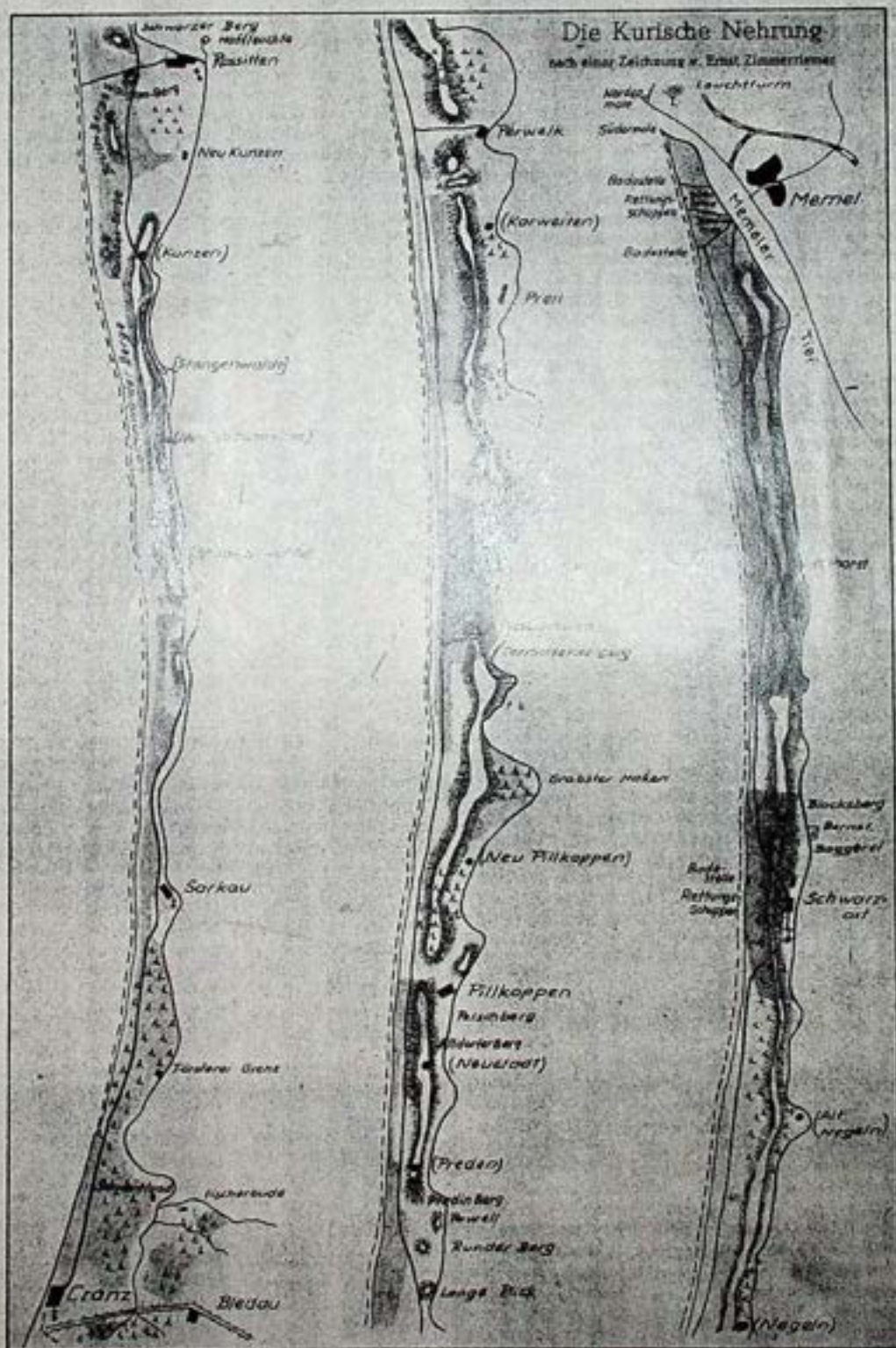
Von dort schrieb er am 27. September an seine noch in Rom wohnende Frau Caroline über den weiteren Verlauf seiner Reise: „Ich gehe nun über Tilsit nach Memel, dann über die öde Nehrung zwischen dem Haff und dem Meer nach Pillau und Königsberg zurück.“

„Die öde Nehrung“.

Man kann seinen Worten richtig nachfühlen, wie ihm vor der Rückfahrt auf der Kurischen Nehrung graute.

Als er aber wieder in Königsberg angekommen war, schrieb er seiner Frau am 10. Oktober sehr begeistert: „Die letzten Tage meiner Reise sind noch recht angenehm gewesen. Drei Tage immer am Ufer des Meeres. Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll. Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich auf einer Seite anwütet, und den an der anderen eine ruhige große Wasserfläche, das Haff, bespült. So fuhr ich fast 24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhele Nacht immer mit einem Rade im Wasser.“

Seither ist kaum jemals über die Kurische Nehrung geschrieben worden, ohne daß auf diese Worte hingewiesen wurde, weil sich nur wenige deutsche Landschaften eines solchen Lobes rühmen können.



Auf dieser Kartenskizze der Kurischen Nehrung sind auch die Orte eingeseichnet, die im Laufe der letzten Jahrhunderte vom Sand verschüttet wurden.  
Zeichnung: Klein

# Meine ersten Eindrücke von der Kurischen Nehrung

Meine Wiege stand in Masuren. Ich wuchs im Kreise Pr. Eylau auf. Meine erste Lehrerstelle erhielt ich 1923 in Prökuls, Kreis Memel (MD 2/1975: „Meine Fahrt nach Prökuls“).

Nach der 2. Lehrprüfung und der darauf folgenden „einstweiligen Anstellung“ bat mich Schulrat Kalweit wiederholt um Übernahme von Schul- und Kirchendienst in Nidden. Ich bekannte ihm freimütig, daß ich Nidden und überhaupt die ganze Kurische Nehrung nicht kenne und nur wüßte, daß die Königin Luise dort beinahe in ihrem Schlafgemach erfroren sei. Erfolg seines väterlich-wohlwollenden Angebots: Ich machte im Februar oder Anfang März 1923 eine Besichtigungsreise nach Nidden.

Meine Frau, die ich 1922 geheiratet hatte, überreichte mir mit guten Wünschen den gepackten Rucksack. Mit dem Zug nach Memel. Meine dortige Erkundigung nach Weiterfahrtsmöglichkeit wurde fast wie ein Witz aufgenommen: „Heute nach Nidden? Mann, wie denken Sie sich das? Wollen Sie sich vielleicht einen Eisbrecher chartern?“

Also Übernachtung im „Baltischen Hof“. Mit der ersten Fähre – es war noch dunkel – über das Tief nach Sandkrug. Hier die gleichen Fragen und fast dieselben Antworten. „Wenn Sie Glück haben, vielleicht von Schwarzort aus; aber ob Sie dort die Karripost heute noch erreichen werden?“ Ein Achselzucken. „20 km ... Nein, das werden Sie kaum schaffen.“

Und der Weg dorthin?

„Am besten längs dem Seestrand; die Straße macht Umwege und ist wohl auch noch ziemlich schneematschig und holprig.“

Also los quer über die Nehrung zum Strand! Frühstück wollte ich später nach einigen Kilometern. Das Hotel hatte bei meinem Aufbruch noch in tiefem Schlaf gelegen.

Ein sonniger Tag, sanfter Westwind, leichte Schälung der züngelnden Wellen. Der sandige Strand wie frisch gefegt, ohne Spuren; die See blank, ganz leicht bewegt, in den Farben wechselnd von blau bis grünlich je nach Lage der weißen Wölkchen zur Sonne. Ringsum Stille, nur leises Zischeln der spielenden Wellchen. 26 Jahre mußte ich alt werden, um diese Naturschönheit genießen zu dürfen!

Rüstig schreite ich aus. Die Sonne guckt über die Vordüne und verwandelt das Meer

## Mit Edwin Radtke nach Försterell

schaffend müde zogen wir durch die Nordstadt nach Hause.

Die Erinnerung an diesen und andere Ausflüge blieb 70 Jahre lang lebendig. Auch in meinem 96. Lebensjahr stehen die Bilder der Erinnerung deutlich vor mir. Ich werde an diese Wanderung denken, bis ich die letzte, große Wanderung antrete, die kein irdisches Ziel mehr hat.

Unser Mitarbeiter Edwin Radtke sen. wurde am 10. 8. 1881 in Memel geboren. 1934 wanderte er nach Brasilien aus, wo er 25 Jahre als Urwaldpionier in einer deutschen Kolonie von Nordparana verlebte. Er verbringt seinen Lebensabend in Gramado (Rio Grande do Sul).

in eine unendlich weite Glitzerfläche. Darüber vereinzelt Möwen. Auf dem Wasser auch einige andere Vögel, Eisenten vielleicht? Wieder und wieder verhalte ich meinen Schritt. Dieser Märchenzauber! Wenn es den auch in Nidden gibt... Ja was dann? Oh, ich weiß schon...

Und dann... Was entdeckte ich am Strand! Versteinerte Tierchen: Seeigel, Schwämme (Sponien), Muscheln und Schnecken, auch einen Belemniten in verkieseltem Kreidekalk. Ich fülle meine Manteltaschen mit diesen jahrmillionenalten Zeugen der Erdgeschichte, ersetze aber



Elch auf der Kurischen Nehrung

bald einzelne Stücke durch noch schönere. Ein Spiel, das sich nach wenigen Schritten wiederholt.

Nach einigen Stunden sehe ich einen Rettungsschuppen und ein paar hochgezogene Boote, aber keinen Menschen. Nach der Kilometeranzeige durch eiserne Tafeln auf der Vordüne muß halbwegs Schwarzort liegen. Aber soll ich nochmals die Nehrung in ihrer ganzen Breite überqueren? Essen kann ich ja aus dem Rucksack. Also halt! Rucksack geöffnet. Wäsche, Wäsche, in Papier gewickelt. Aber wo sind die Stullen? Keine Spur davon. Irgendwo muß mir jemand zuvorgekommen sein. Soll ich nun doch nach Schwarzort? Aber wann bin ich dann in Nidden? Die 30 km werde ich wohl auch ohne Stärkung schaffen; ich war doch Infanterist!

Doch jetzt wird der Strand steinig. Es sind zwar sehr schöne Steine (Geschiebe), handteller groß, in vielen Farben leuchtend, besonders wenn die Wellen sie netzen. Ein paar tue ich in den Rucksack. Dann aber suche ich doch die Straße. Sie verläuft fast auf der Mitte der Nehrung, gleich weit von Haß und See entfernt. Sie ist eben, aber stellenweise nicht eisfrei. Der Rucksack beginnt zu drücken. Die Steine... es sind zu viele; nur die allerschönsten will ich behalten. An einigen überschwemmten Stellen bricht das Eis. Ich patsche durch. Was hilft's, sich zu ärgern, daß die Schuhe nicht hoch genug sind! Links hohe, kahle Dünen, rechts wenig Gestrüpp, ansteigend zur Vordüne, hinter der hier und da die See blinkt. Immer öfter sehe ich nach der Uhr. Der Rucksack muß geleert werden. Schnell weiter; beim Stehen habe ich das Gefühl, als presse sich alles Blut krampfhaft ins Herz, und die Füße frieren.

Plötzlich patscht es laut und knackt: ein Elch! Der erste in meinem Leben! Ob der mich... nein, er trollt zurück.

Ein Wegweiser: „Nach Perwelk“. Mein Himmel! Erst die halbe Strecke Schwarzort-Nidden! – Weiter!

Wald säumt jetzt den Weg. Ein Wagen holt mich ein, ein kleiner Einspänner. Ein Förster. Er hält wirklich an. Ein paar erklärende Worte, und er nimmt mich freundlich mit, sehr verwundert über meine Ahnungslosigkeit. Es ist Revierförster Schuhmacher aus Schwarzort. Sein Bezirk: die ganze Nehrung bis hin zur Grenze. Ich zeige ihm einige meiner aufgelesenen Schätze. „Oh, wenn Sie sich schon darüber freuen können, dann wird es Ihnen hier sehr gefallen. Sie scheinen der richtige Mann für Nidden zu sein.“ Nach etwa 1 1/2 Stunden hält er. „Weiter kann ich Sie leider nicht mitnehmen; der Weg steigt über die Düne, wird meinem Pferdchen zu schwer. Aber in einer Viertelstunde sind Sie da.“

Dicht am Wege ein kleines Gehöft. Ich trete ein. Der Dünenaufseher empfängt mich, erfreut über den Gast. Ich erkundige mich nach dem Weiterweg, esse etwas und erhalte als Begrüßungsgeschenk ein Gläschen dunklen Waldhonig.

Bald sehe ich von einer bewaldeten Dünenhöhe hinab aufs Dorf. Nidden! Ist das ein Bild! Nicht wie von Menschenhand gemalt! Wie hingezaubert von göttlicher Hand. Eine Farbensinfonie. Vergessen alle Müdigkeit. Ich stehe und schaue. Da soll ich hin? Nein, da möchte ich, da will ich hin! Langsam, fast andächtig schreite ich hinab. Die Häuser! Alle braun gestrichen, mit blauen Fensterläden und Türen. Vor jedem ein Vorgarten. Hoch oben am Waldrande ein edelgeformtes Kirchlein.

Einkehr bei dem Kollegen Henkel. Seine Frau bewirtet mich überaus herzlich mit einigen Glas Milch. Er gibt mir kurz die nötige Lagebeschreibung; seine Frau – eine Tochter von Hermann Blode, viele Nebenämter, seit rund zwanzig Jahren hier tätig. Aber seine Kollegen waren „Eintagsfliegen“, wechselten stets nach kurzer Zeit. Allen war es hier zu abgelegen, einsam, wirtschaftlich zu schwierig. Aber im Sommer...

„Und das Schulhaus?“ frage ich gespannt.

„Im Schulhaus wohnten die Pfarrer, die bisher gleichzeitig Lehrer waren. Nur ein Klassenzimmer im Hause, die beiden andern in Fischerhäusern gemietet.“

„Und wo werde ich wohnen können?“



Blick auf Nidden

„Einige Fischerhäuser haben gute Wohnungen.“

Hoherfreut, endlich die fehlende Lehrerkraft zu erhalten, führt er mich eilig durch mehrere Häuser, immer von einer Seite hinein, durch den riesigen Flur, an der andern Seite hinaus und durchs nächste Haus. Vorläufig vergebens, die Fischer sind ausgefahren. Wir haben es eilig; denn ich möchte ja heute noch zurück. Die einzige Möglichkeit, die sich mir zufällig bietet, will ich nicht vorübergehen lassen. Seit gestern ist das Haff offen, das heißt eisfrei, und heute wird zum ersten Male ein Kahn des Fischhändlers und Hotelbesitzers Hermann Blode nach Memel zum Markt segeln. Die nächste Fahrt erst in der kommenden Woche. Wann die Marktdampfer ihre Fahrten beginnen werden, ist noch ungewiß. Die werden dann zweimal wöchentlich nach Memel und einmal nach Heydekrug fahren. Auch über die Lebensverhältnisse berichtet mir Herr Henkel kurz. Mehrere Gastwirtschaften und ein Bäcker versorgen die Einwohner mit Lebensmitteln. Im Herbst Winterbevorratung mit Kartoffeln und Fleisch-

waren von Memel und Heydekrug. Mitunter können auch die Fischhändler im Winter etwas von dort mitbringen. Fast alle Fischer haben eine Kuh und schlachten in der Osterzeit ein Kalb. Auch Hühner gibt es. Brennholz ist knapp. Briketts und Kohlen oder Torf müssen herübergeholt werden (er meint über das Haff). Im Sommer reges Kur- und Badeleben. Die Einwohner sehr kirchlich, die Schüler aufgeweckt und infolge des Umganges mit Kurgästen meist recht beweglich. Folgen der Inzucht überwunden. Nebenbei werde ich hingewiesen

auf Nebenämter, die mir hier blühen könnten.

Entscheidend für mich: landschaftliche Schönheit, Dorfidyll, gute Schulverhältnisse, bodenständige, naturverbundene Bevölkerung, gesundes Klima, berühmter Kurort mit dem Genuß vielseitiger geistiger und musischer Anregung.

Frohgemut kehrte ich heim, und schon nach wenigen Wochen vermeinte meine Frau, das Paradies gefunden zu haben. Wir bezeichneten die Kurische Nehrung seitdem als unsere Heimat.

## Wernher von Braun war Gast in Nidden

Wenn diese Zeilen in den Druck gehen, sind die ersten Menschen vom Mond zurück. Wenn uns Memelländern die Tatsache, daß man den Mond heute einfacher als Memel erreichen kann, auch sehr schmerzlich ist, fühlen wir doch mit den amerikanischen Astronauten mit und begleiteten ihre abenteuerliche Fahrt mit den besten Wünschen.

Unser Landsmann Henry Domscheit (75), am 15. Juli 1969 in 2351 Schulp verstorben, früher Besitzer des viel gerühmten Kurhotels „Nordische Linnäa“ in Nidden, erinnerte sich, als er am Bildschirm saß und Übertragungen von den Apollo-Flügen sah, daß Wernher von Braun, der Vater der Mondflüge, noch während des Krieges zwei Wochen lang Gast in Domscheits Haus war. Er wußte weiter noch, daß der junge Herr von Braun damals immer wieder einmal dringende Anrufe erhielt und dann für 1-2 Tage seinen Urlaubsort verlassen mußte – wahrscheinlich in Richtung Peenemünde, wie Domscheit vermutete. Der memelländische Hotelier sandte an Wernher von Braun anläßlich des erfolgreichen Abschlusses des Apollo-8-Programms einen Glückwunsch, in dem er ihn an die Niddener Tage erinnerte, in dem er ihm aber auch zu dem überwältigenden Erfolg gratulierte.

Wernher von Braun dankte zwar nur mit einem vervielfältigten Dankesbrief, aber er dankte doch und übersandte einen reich bebilderten Bericht über das Apollo-8-Unternehmen. Seine Dankadresse hat folgenden Wortlaut:

„Für die Glückwünsche, die Sie meinen Mitarbeitern und mir anläßlich der Mondumfliegung von Apollo 8 zukommen ließen, möchte ich Ihnen hiermit herzlich danken.“

Es erfüllt uns mit Freude und Stolz, daß die von uns entwickelte Saturn V-Rakete zur erfolgreichen Durchführung dieses Fluges beigetragen hat.

Wir hoffen, im Laufe dieses Jahres die im Apollo-Programm vorgesehene bemannte Landung auf dem Mond zu verwirklichen und sehen diesem Ereignis und den weiteren Schritten zur friedlichen Ausdehnung des menschlichen Forschungs- und Betätigungsfeldes im Weltraum mit großer Zuversicht entgegen.

Mit freundlichen Grüßen!  
Wernher von Braun  
Direktor

Memelländer, die Wernher von Braun zu seinen Erfolgen beglückwünschen wollen, schreiben an Director Wernher von Braun, Marshall Space Flight Center, Huntsville, Alabama 35 812, USA.

## Lieber Memeler Dampfboot!

### Die Memeler Börsenbrücke

„Auf Ihre Frage (MD Nr. 4/76, S. 75) teile ich Ihnen mit, daß die neue Börsenbrücke nicht zu öffnen ist. Die Schrauben aus den Brettern des alten Brückenbelags hatten sich bald und oft gelöst. Nunmehr ist die Fahrbahn auf der Brücke asphaltiert, so daß eine befriedigende Lösung erreicht wurde. Nur noch die Karlsbrücke kann in Nottfällen geöffnet werden, doch geschieht das nie, da Schiffe die Dange nicht mehr passieren.“

Helmut Quakka  
Erkelenzer Straße 14  
2800 Bremen 41

### Kein Memelländer ...

„Obwohl ich selbst kein Memelländer bin, liegt mir dieses Land mit seinen damaligen Bewohnern sehr am Herzen, und darum freue ich mich über jede neue Nummer Ihrer Zeitung, die so bildhaft die Vergangenheit in mir wachruft. Ich wünsche dem MD guten Wind über den Atlantischen Ozean auch im Jahre 1977.“

Walter Bendick  
7343 So. Rockwell St.,  
Chicago, Ill., 60629, USA

### Nach Jahrzehnten ...

„Die Chicagoer haben uns durch das MD wiedergefunden, das sie fort beziehen. So kommt man nach Jahrzehnten wieder in Verbindung mit verschollenen Verwandten, sogar in fremden Ländern.“

Walter Seigies  
Alemannenweg 25  
7036 Schönaich

### Der höchste Turm der Welt

Vom höchsten Turm der Welt, dem CN-Tower der kanadischen Stadt Toronto mit 553 m Höhe, erhielten wir Neujahrsglückwünsche von Lina Einikis, 82 Northland Avenue, Toronto, Ontario. „Mein Mann und ich wünschen Ihnen weiterhin auch im Neuen Jahr 1977 guten Erfolg, denn Sie ahnen nicht, wieviele Landsleute die Heimatzeitung glücklich macht“, schreibt uns Frau Einikis, geb. Gelszinnus früher in Drawöhnen, Kr. Memel, beheimatet.



Beim Krebsekochen

Zeichnung: Erika Stumber-Herdecke

meiner Freizeit, aber wie viele Künstler hatte ich kein Selbstvertrauen und wagte mich nicht an den Verkauf meiner „Machwerke“ heran. Das besorgte also mein Bruder Erich, der den Heydekruger Honoratioren nach und nach meine Bilder andrehte. Mit einem Hirschgemälde kam er auch nach Matzicken, und R. erklärte, das Bild gefiele ihm, er wolle aber den malenden Bruder selbst kennen lernen. Da er die röhrenden Hirsche gleich da behielt, blieb mir gar nichts anderes übrig, als an einem Wochenende nach Matzicken zu pilgern. In-

zwischen hatte sich R. als weltgewandter Geschäftsmann bereits nach meinem Alter, meiner Lehrstelle und meinen sonstigen Arbeiten erkundigt. Ich bekam ein für damalige Verhältnisse fürstliches Honorar für meine Hirsche und dazu den Auftrag, drei seiner Prachtpferde und eine Landschaft beim Gut Matzicken für ihn zu malen. Ich malte in diese Landschaft ihn, seine schöne Frau und sein Töchterchen mit hinein, und daher werde ich ihn meiner Lebtag nicht vergessen — den letzten Besitzer des Gutes Matzicken im Kreise Heydekrug.

delte und ein Fuhrwerk zu Spazierfahrten auf der für Autos gesperrten Nehrung bereithielt.

In Schwarzort stand natürlich A. Gudatils mit dem „Kurischen Hof“ („Erstes Haus mit 100 gut eingerichteten ruhigen Fremdenzimmern“) an erster Stelle. Er hatte Kurgarten, eigene Konditorei und tägliches Künstlerkonzert zu bieten. Das Kurhaus May warb mit Vereinssälen, Kurgarten mit Bootssteg, elektrischem Licht und — heute nicht mehr verständlich — „Wechselschaltung in allen Fremdenzimmern.“ Die Geschwitzer Gilde konnten mit ihrer „Villa Flora“ auf den großen Garten und die schöne Terrasse verweisen. Nach dem 15. August gab es bereits auf die Vollpensionspreise von 5 — 7 RM Ermäßigung.

In Försterel warben das Hotel Franz mit täglichem Konzert im vornehmen Familienrestaurant und das Kurhaus von Paul Ullmann mit Vollpension von 5 RM an und warmen Seebädern. J. Karnowsky rief ins Kurhaus Nimmersatt; er bot Wald, Meer und den besten Badestrand, beste Verpflegung und billigsten Preis, dazu Autoverbindung mit Memel und Polangen und Tennisplatz. Das Kurhaus Memel-Sandkrug entsandte den Portier zu jedem Zug und Dampfer, bot Tennisplätze mitten im Walde, tägliche Konzerte und gute bürgerliche und vegetarische Küche ab 5 RM. Das Hotel „Baltischer Hof“ in Memel nannte sich „altbekanntes Reisehotel“ und hatte Zimmer mit fließendem Wasser und Privatbad bei Vollpension für 6 — 7 RM zu bieten.

Bei der Vorstellung der einzelnen Kurorte hebt Nidden seine Wanderdünen und das Tal des Schweigens, die idyllische Lage und das zwanglose (damals schon gelegentlich textiltfreie) BADELEBEN hervor. Es wird auf die zahlreichen Besuche von Landschaftsmalern und den ständigen „Sommerwohnsitz des bekannten deutschen Dichters und Nobelpreisträgers Thomas Mann“ hingewiesen.

Preil wendet sich an Erholungssuchende, die die Einsamkeit lieben und nahe den höchsten Dünen sein möchten.

Schwarzort nennt sich Kurort erster Ordnung. Es hat Herren-, Damen- und Familienbad, eine Kuranstalt mit medizinischen Bädern, Tennis-, Krocket- und Kinderspielplätze im Walde, Konzerte mit Reunions, Mondscheinfahrten und selbst Badearzt und Apotheke aufzuweisen.

Sandkrug wirbt mit Laub- und Nadelwald, mit der viertelstündlichen Fahrverbindung nach Memel, wo man Stadtbibliothek und Warmbadeanstalt findet.

Försterel weist auf die Lage zwischen See und Heide hin. Memel könne man entweder mit täglichen bequemen Zuverbindungen oder auf prächtigen einstündigen Spaziergängen durch Hochwald oder Heide gut erreichen.

Nimmersatt betont, daß Seebäder frei sind und daß man Konzert und Theater im nahen Polangen finde.

Ruß durfte sich Kurort am Memelstrom nennen und erwähnte sein eigenes Elchrevier im Mündungsgebiet des Memelstroms, die Strombadeanstalt, Moorbad, das Postauto nach Heydekrug und die Dampferverbindungen nach Tilsit (täglich) und nach Memel, Schwarzort, Nidden und Kowno.

## Das Memelland und seine Ostseebäder

Das ist der Titel eines Faltprospektes, den der Verband der Bäder des Memelgebiets e. V. zusammen mit dem Verband Deutscher Ostseebäder in Berlin von dem Königsberger Photographen Fritz Krauskopf herausgeben ließ. Nicht ohne Rührung ließt man heute die kargen Angaben, die Anzeigen der Hotels und Pensionen von Nimmersatt bis Nidden. Unter den Bädern sind Ruß und Mellneraggen, Südspitze und Preil nicht vergessen; Perwalk fehlt jedoch. Natürlich wird Wilhelm von Humboldt mit seinem bekannten Wort zitiert, daß man die Nehrung eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben müßte, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen sollte. Dann wird den Interessenten allerdings der Bär aufgebunden, daß die Nehrungsdünen „die höchsten in ganz Europa“ sind, obwohl es an der französischen Atlantikküste doppelt so hohe Wanderdünen gibt. Der Stolz der Nehrung sei der Elch, zu dessen Besichtigung es Wagenfahrten von Schwarzort und Nidden aus gebe. Als der Prospekt so um 1930 herum erschien, waren die Bäder für den Fremden ein Schlaraffenland. In den

Hotels und Pensionen kam man bei voller und reichlicher Verpflegung für 5 — 7 Reichsmark unter. „Außerdem sind genügend Sommerwohnungen ohne Pension zu angemessenen Preisen zu haben.“ Wir selbst hatten unsere Schwarzorter Ferienwohnung für 80 Lit (für die gesamte Saison) gemietet, was 32 RM entsprach.

In Nidden bot sich der „Kurische Elch“ als ruhigstes Haus am Platze mit WC und elektrischem Licht in den Zimmern, aber auch mit einer Jugendherberge an. Dann folgte die „altberühmte Gaststätte Herm. Blode“, Pensionat seit 1867, wo es gut eingerichtete Zimmer, zum Teil mit fließendem Wasser, gab. Das Kurhotel „Nordische Linnäa“ von H. Domscheit warb mit freundlichen, sonnigen Balkonzimmern und Fahrten ins Elchrevier. Auch Martin Sakuth am Niddener Hafen kündigte tägliche Fahrten ins Elchrevier an und pries den Ausblick auf Hafen und Dampferanlegestelle. Die letzte Niddener Anzeige stammt von dem Kaufmann Johann Froese, der mit Lebensmitteln, Konfitüren, Glas- und Manufakturwaren, Andenken und Geschenkartikeln han-



MS „Kurisches Haff“

die Königin Luise 1807 auf der Flucht nach Memel.

1930 waren in Nidden unter 10000 Besuchern 4000 (7/10 deutsche) Badegäste. Wo konnten sie unterkommen? Wir zählen die Hotels und Gasthöfe der Reihe nach auf:

Hermann Blode, am Haff und Wald (65 Zimmer mit 110 Betten zu 4-7 Lit, Pension 10-12 Lit, fließendes Wasser, Garage, Jugendherberge im Nebenhaus).

Königin Luise (Gustav Blode), Neubau (50 Betten zu 6 Lit, Pension 12 Lit, fließendes Wasser).

Nordische Linnaea (60 Betten, Pension 10-12 Lit).

Kurischer Elch (55 Betten), Waldnähe.

Sakuth, an der Landestelle (30 Betten zu 5-6 Lit, Pension 10-12 Lit, Garage).

Fremdenheim Villa Erika, Hauptstraße 14 (25 Zimmer mit 35 Betten, Pension 8 Lit, alkoholfrei), Dazu kommen Privatquartiere.

Natürlich wird in Nidden auch Kurtaxe erhoben, sie beträgt bei Einzelpersonen bei einer Woche Aufenthalt 5 Lit, bei zwei 8, bei drei 10, bei vier 12, darüber 20 Lit. Bei Familien ergibt sich folgende Staffel: Bis zu einer Woche 9 Lit, zwei 12, drei 15, vier 20, darüber 30 Lit. Der Besuch des Seebades kostet für Erwachsene 0,30, für Kinder 0,20 Lit. Dutzendkarten sind für 3 bzw 2 Lit erhältlich. Und wenn man sich etwas die Beine vertreten will, bietet sich ein Besuch des 18 m hohen Leuchtturms (Blinkfeuer, Rundschau) auf dem 51 m hohen Bärenberg (Urbo-Kalns) oder ein Besuch des nördlich der evangelischen Kirche befindlichen Trachtenmuseums (geöffnet täglich von 8-18 Uhr, geringe Eintrittsgebühr) an. Hier ist auch das 1926 errichtete Denkmal für die gefallenen Künstler zu besichtigen, 5 Minuten weiter befindet sich der Aussichtspunkt „Italienblick“. Man kann auch Spaziergänge in südwestlicher Richtung durch das Tal des Schweigens (63 m hohe Wanderdüne) zum Pestkirchhof von 1708 (1/4 Stunde) und zur Toten Düne (1/4 Stunde) unternehmen.

Wie bei jeder Urlaubsfahrt wird auch dieser Urlaub zu schnell verfliegen. Was könnte, was sollte man noch alles sehen, aber der Dampfer in Nidden wartet. Es heißt

die Rückreise anzutreten, entweder nach Memel oder nach Cranzbeck, das wäre täglich möglich. Jeden Montag könnte man aber auch nach Heydekrug übersetzen, jeden Freitag nach Labiau fahren. Oder wollen wir erst noch nach Ruß? Das ginge jeden Dienstag, Mittwoch und Sonnabend.

So kommt man unwillkürlich ins Träumen, angesichts eines alten, abgegriffenen Reiseführers, den ein Freund im Sommer 1969 in

Freiburg im Breisgau für ganze 5,- DM in einem leicht verstaubten Buchantiquariat aus zweiter Hand erstanden hat, wobei der Antiquar auf eine entsprechende Frage meinte: „Was soll ich für dieses Büchlein schon verlangen?“

Wird der Traum von einer Urlaubsreise nach Memel einmal wahr? Ich würde alle erforderlichen Formalitäten gerne erfüllen und jede Schwierigkeit in Kauf nehmen.

## PREIL

### Die Gründung des jüngsten Nehrungsdorfes

In Nr. 19/1969 brachte das „Memeler Dampfboot“ einen Bericht über den Untergang des Dorfes Neegeln in den Jahren 1836-54. Die meisten Einwohner blieben beieinander und gründeten die Gemeinde Preil, so benannt nach der Haffbucht.

Dieses Dorf war die jüngste Siedlung auf der Kurischen Nehrung. Die Einwohnerzahl wuchs stetig und betrug im Jahre 1935 bereits 220. Schon wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde Preil im Amtsblatt des Memellandes als Badeort verzeichnet. (H. Fuchs: Die Geschichte des Badeortes Preil. Grenzgarten 6/1930)

Galten ehemals im preußischen Staate schon die alten Nehrungsdörfer für Beamte als Verbannungsorte, so traf das für Preil in erhöhtem Maße zu. Noch 1886 veröffentlichte die Königsberger Allgemeine Zeitung eine Mitteilung der Regierung, worin es heißt, daß zur Nehrung „alle renitenten Beamten verbannt werden, damit sie dort in der Einsamkeit Gelegenheit und Muße finden, über Pflicht und Gehorsam nachzu-

Uns werden die Namen der damaligen Hausbesitzer genannt:

1. Wohnhaus des Johann Basticks;
2. Stall,
3. Wohnhaus } des Ephraim Radmacher;
4. Wohnhaus des Johann Detzkeit;
5. Wohnhaus des Johann Rode;
6. Stall,
7. Wohnhaus } des George Pinkis;
8. Wohnhaus des Michael Bastiens;
9. Wohnhaus } des David Sakuth;
10. Stall,
11. Wohnhaus } des Johann Labrenz;
12. Stall.

Es fällt auf, daß hier drei Familien verzeichnet sind, die 1820 im Dorfplan von Neegeln fehlten, mithin wohl später dorthin zugezogen waren, sich dann aber mit den ersten Umsiedlern nach Preil retteten (Basticks, Rode, Sakuth). Andererseits fehlen hier noch Namen, jedenfalls von denen, die später hierher zogen oder in Perwelk und Nidden-Purwin ein Unterkommen fanden.

### Wichtig für unsere Postbezieher!

Immer wieder erhalten wir Zuschriften, in denen sich unsere Leser bei uns über die unpünktliche oder gar völlig unterbleibende Zustellung unserer Heimatzeitschrift beklagen.

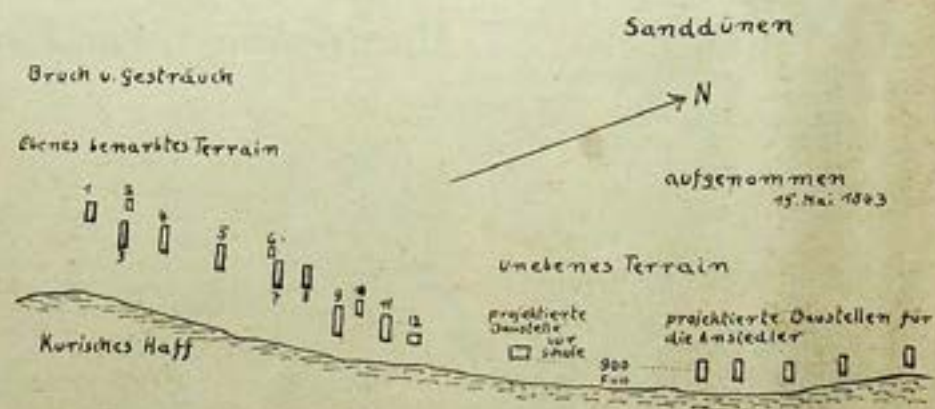
Das „Memeler Dampfboot“ wird pünktlich in ausreichender Anzahl an die Post zum Versand aufgeliefert. Wir bitten daher alle Leser beim Ausbleiben des MD bei ihrem Briefträger oder bei ihrem Zustellpostamt unsere Heimatzeitschrift zu reklamieren, die bei uns veranlassen, daß die Nachlieferung sofort erfolgt.

Gleichzeitig bitten wir bei

#### Wohnungswechsel

die Ummeldung gesondert mit einem Ummeldformular gegen Zahlung einer kleinen Gebühr beim Postzusteller vorzunehmen, der diese Formulare zur Verfügung stellt. Die allgemeine Ummeldung wie für die Briefpost genügt nicht.

Verlag „Memeler Dampfboot“  
29 Oldenburg, Ostlandstr. 14



denken.“ Doch schon in den zwanziger Jahren wurde Preil von Sommergästen gern besucht. 1934 wurden 158, 1935 176 Kurgäste gezählt. Preil hatte also den Schritt vom Verbannungsort zum Badeort in verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden.

Heute leben ehemalige Preiler in der Bundesrepublik. Sie werden wohl in stillen Stunden so manches Mal auf der Landkarte des Buches vom Memelland von Heinrich A. Kuschat oder auf der Bildkarte von Richard Pietsch mit dem Finger über das Kurische Haff fahren und in ihrem Heimatort landen. „Da liegt Preil. Dort bin ich geboren.“ Oder: „Meine Urgroßeltern gehörten zu den Gründern dieses Dorfes. - Wo stand ihr Haus? Wer waren damals ihre Nachbarn?“

Der Lageplan vom 15. Mai 1843, entnommen dem Preußischen Staatsarchiv in Göttingen, kann einige solcher Fragen beantworten.

Die Flüchtlinge durften sich nicht wie einst in Neegeln nach Belieben an irgend einer Stelle ihr Haus bauen; die einzelnen Grundstücke wurden vielmehr vom Staate zugewiesen. Die Planung ging, wie die Skizze zeigt, über die Zahl der ersten Siedler hinaus. Auch die Schule wurde erst später von Neegeln hierher verlegt.

Die Entfernung von Haus zu Haus war etwas unterschiedlich, zur Vermeidung von Brandkatastrophen aber größer als in den alten Nehrungsdörfern. Zwischen der Schule und dem nördlichen Nachbargrundstück betrug der Abstand sogar 900 pr. Fuß, das sind etwa 250 m.

Schützender Wald fehlte damals noch. Ziemlich dicht hinter den Wohnanlagen läßt die Skizze Sandhügel erkennen, die nur zum Teil etwas begrünt sind, wenige Schritte weiter aber auch „Bruch und Gesträuch“.

Henry Fuchs

# Zauber der Poststraße

VON G. GRENTZ

Strassen, die weit ins Land hinein, Strassen,  
die weiße Bänder im Sonnenschein...

So beginnt eine alte Ballade von Lulu von Strauß und Torney, und sie muß auch alt sein, diese Ballade, denn wo gibt es noch zwischen all dem Grau und Schwarz und Blau der Teer-, Asphalt- und Betonstraßen heute noch weiße Bänder im Sonnenschein, wenn man nicht gerade an den endlosen über Berg und Tal führenden weißen Mittelstrich denkt?

Ja, bei uns gab es sie noch, die echten weißen Landstraßen, die kreuz und quer durch unsere Heimat führten, durch Felder, Wälder, Wiesen und Äcker, von schlanken, weißstämmigen Birken begleitet zum Unterschied von den Feldwegen, die sich nur knorrige Kopfweiden mit strubbelhaarigen bemoozten Häuptern als Weggefährten leisten konnten. Und wenn der Heidedichter Löns singt: Auf der Straße, auf der Straße, da ist alles voll Staub -, dann traf das auch auf unsere Straßen zu, und wir denken sofort an die lange Staubfahne, die ein Auto zum Schrecken aller Wanderer und Radfahrer hinter sich herzog. Denn sie waren ja auch keineswegs für die neumodischen Benzinstinker angelegt, unsere Straßen, die nur geruhsam-beschaulichen Hufschlag gemischt mit dem Rattern eisenbeschlagener, und allenfalls am Sonntag gummibereifter, Räder schätzten. Zu den gummibereiften zählten als erlaubt und tragbar und als Zugeständnis an die Neuzeit noch die Fahrräder. Aber die mußten sich schön brav am Straßenrand halten, der noch einigermaßen eben und frei von Schlaglöchern war. Diese hatten übrigens auch ihre Bedeutung und erfüllten einen Zweck. Sie rüttelten und schüttelten die Wageninsassen schön durch, damit es mit der Verdauung klappte, auch wenn man nicht mehr zu Fuß ging. Und damit sie nicht einschliefen und einen Blick für die gemächlich vorüberziehende Landschaft hatten und sich immer und immer wieder einprägten, wie schön doch die Heimat war. Vielleicht wissen wir darum heute noch so viel von zu Hause, von unserem Heimatland, weil wir es einst nicht im Auto durchjagten, sondern es, alles in uns aufnehmend, mit Pferd und Wagen, mit dem Fahrrad oder Fuß vor Fuß setzend durchzogen und durchwanderten. Denn der Wanderer war zu allen Zeiten der Straße liebster Gefährte, vor dem sie alle Herrlichkeit ringsum zum geruhsamen Beschauen und Genießen ausbreitete.

Die schönste, die Königin all unserer weißen, staubigen, löcherigen, sandigen, holprigen und doch so reizvollen Straßen aber war zweifellos die Poststraße, die wie ein schnurgerades, hundert Kilometer langes Band, von Sandkrug bis Sarkau ins Samland hineinführte und auf der Karte wie eine kraftspendende Lebensader wirkt - vom Herzen Ostpreußens, dem ehrwürdigen Königsberg, hinauf zum äußersten Zipfel deutschen Landes, zur ältesten Stadt Ostpreußens, Memel. Und als dann die Litauer das Land nördlich des Memelstromes besetzten und sich zu eigen machen wollten, da war der Schlagbaum, der diese Straße genau auf der Hälfte ihrer Länge trennte und zerschnitt, wie ein Symbol der Abtrennung einer Ader: Ein blühendes Land begann darniederzuliegen, die Bauern verarmten, Not, Elend und Kummer machten sich breit, weil man organisch Verwachsenes und Zusammengehöriges nicht ohne schweren Schaden trennen kann und darf.

Poststraße! Wer wohl wüßte heute von dir ein Lied zu singen, dich zu preisen und zu loben, so er die lächerlichen zwanzig

Kilometer von Sandkrug bis Schwarzort auf heutige Weise per Auto in einer kleinen Viertelstunde durchmessen hätte? Wer wohl wüßte etwas von atembeklemmender Verzauberung der Dünenwelt, von der gottnahen Stille und Einsamkeit des Elchreviers, so er zwischen Mittag und Abendbrot nur mal so nach Nidden und zurück geflitzt wäre wie es heute ganz selbstverständlich? Gottlob, die gute alte Poststraße gehörte noch ganz den Radlern und Wanderern, und wer sie unter seine Füße nahm, anstatt den bequemen und schnellen Dampfer zu benutzen, der wußte, weshalb. Zwar gab es an vielen Stellen weichen, staubigen und den Schritt hemmenden Sand, gab es ermüdende und in glühender Sonnenhitze schweißtreibende Steigungen und dort, wo sich das Röhrchen des Haffufers bis hart an das Band der Straße heranschob, tausende helltönend singende und blutdürstige Mücken, Millionenheere stecknadelkopf größer in Mund, Nase und Augen geratender Gnitzen, Haffmücken genannt. Doch das alles wurde zur Belanglosigkeit, zu kaum beachteter Randerscheinung vor all der Herrlichkeit, die sich rechts und links der Straße in immer neuem Wechsel und Wandel auftrat.

Hoher Kiefernwald durchsetzt mit tiefgrünem Tannengeholz beim Abmarsch im Sandkrug. Erfrischender Harz- und Nadelduft, schwellende Moospolster, etwas verfrüht zur Rast ladend. Feste, tischebene Straßendecke, in gemessenem Abstand von frisch-fröhlich-grünen Birken gesäumt, eine Lust zu wandern. Ein richtiger Waldspaziergang ohne Mühe und Plage!

Doch dann, der großen Hirschwiese zu, beginnt der Wald zu schrumpfen, immer niedriger zu werden, und die buschigen

Kiefernkrone geraten mehr und mehr in Bodennähe, bis aus schlanken Stämmen ein dicht verschlungenes Gewirr von schier undurchdringlichem Kusselkieferngehäck wird. Schachbrettartig aufgeteilt in ein Geviert einzelner Felder durch zahlreiche sich rechtwinklig kreuzende schmale Gestellwege, welche die Ausbreitung eines Waldbrandes im zundergetrockneten Unterholz verhindern sollen. Noch heller, fast weiß ist das Band der Straße geworden, sandig und weich. Sanftes Ansteigen und Absinken zeigt an, daß sie jetzt durch einstmals rücksichtslos abgeholztes und mühsam wieder aufgeforstetes Dünen Gelände führt. Unten am Haffufer, von Birken, Espen und Strauchwerk frischgrün eingefärbt, die große und kleine Hirschwiese, Ziel vieler Paddel-, Ruder- und Segelboote auf kleiner Fahrt. Und darüber, einsam aus einem Meer von Kusselkiefern herausragend, der ehemalige Aussichtsturm von Hagenshö, von dem nur noch ein auf vier Pfählen ruhendes Dach übrig geblieben ist, nachdem ein Herbststurm das morsche Holz zum Einsturz brachte. Und nun hat auch die Poststraße die höchste Steigung erklimmt, und der Blick weitet sich bis fast in die Unendlichkeit. Zur Rechten, hinter dem Wald, zieht sich der endlose Wall der Seedüne hin und über ihrem Grat ein tiefdunkler, sonnenüberglänzter Streifen Ostsee bis zu einem fernen Horizont, über dem wie zarte Wattebüsche ein paar Schönwetterwolken dahinschweben.

Nach links zu ein Blick, ein Bild unendlicher Ruhe und tiefsten Himmelsfriedens, das in die Seele eindringt und sie erschauern und schier andächtig werden läßt in der Bewußtheit der eigenen Winzigkeit vor diesem gewaltigen Panorama grenzenloser Weite. Glänzend und schimmernd, von den Schatten darüber hinsegelnder Wolken belebt, der endlos weite Spiegel des Haffes, nur im Vordergrund begrenzt vom schmalen, dunkelgrünen Saum des Festlandes, des Hochwaldes von Starrischken bis Schäferlei. In der Ferne dann verschwimmend und sich

## Auf der Poststraße

Einst lief über die Kurische Nehrung der Postverkehr von Berlin nach Petersburg. Auch das preußische Königspaar wählte wiederholt diesen Weg, der durch den Bau der Eisenbahn ein einsamer Wanderweg wurde. Heute rollen auf der asphaltierten Poststraße sowjetische Omnibusse nach Nidden. Aufn.: Wolfgang Witte-Kiel



auffösend, wo man die Landspitze von Windenburg mehr ahnen als sehen kann. Und auf dem hellen Blau dieser Wasserfläche wie hingetupft, die Endlosigkeit und Weite noch betonend, ein paar weiße Segel und der schlanke Leib eines Nehrungsdampfers mit schnurgerader Kiellinie, die wie ein Schnitt in eine riesige Glasplatte wirkt. Möwenschwärme, im Sonnenlicht silbern aufleuchtend, folgen dem Schiff und seiner langen grauschwarzen Rauchfahne. Näher zum Ufer stehen in langen Reihen die in den Haflgrund getriebenen Haltestöcke weit ausgespannter Fischernetze, und auf jedem zweiten oder dritten Stock wie holzgeschnitzte Figuren regungslos ins Wasser starrende Fischreier, die, gäbe es nicht den Eich, ein Symbol der ganzen herrlichen Nehrung sein könnten.

Voraus in zwei, drei Kilometer Entfernung, tritt der Wald zurück bis ganz auf die rechte Seite der Straße, und auf grasiger Lichtung, in einem Kranz hoher alter Linden und Erlen, leuchten die roten Dächer der Försterei Erlenhorst. Eine gute halbe Stunde noch bis dorthin, und es heißt jetzt, die höchste Steigung des ganzen Weges bis Schwarzort zu überwinden, die die Poststraße noch näher an das Haflufer heranzuführt. Nach rechts zweigt ein schmaler Sandweg ab, an seinem Beginn steht ein Pfahl mit hölzernem Briefkasten und einer Tafel, die mit ungelentk aufgemalten Buchstaben anzeigt, daß es hier nach „Bärenschlucht“ geht. Bärenschlucht! Welch grimmiger Name, und doch nur in schützendem allem Dünental eine kleine Ansammlung hölzerner Häuschen, bewohnt von einigen litauischen Grenzbeamten mit ihren Familien. Es sind freundliche Leute, die dem durstigen Wanderer gerne die Benutzung der Wasserpumpe gestatten, wie ja überhaupt der einzelne Litauer gastfreundlich, aufgeschlossen und entgegenkommend dem Deutschen begegnete, wenn er nicht durch böswillige Propaganda aufgehetzt, zu Mißtrauen und Haß aufgestachelt war.

Diese neun Kilometer durch Sonne und Sand bis Erlenhorst reichen aus, um das Verlangen nach einem großen und kühlen Glas frischer Milch ins Riesengroße wachsen zu lassen. Dieses Verlangen kam nicht von ungefähr, denn jeder wußte, daß in Erlenhorst ein Schild an der Straße zum Ausruhen auf schattiger Bank bei einem herrlichen Glas frischer Milch einlud, dargeboten vom unwüchsigen alten Dänenmeister Muskate und seiner hübschen Tochter oder später von seinem Nachfolger, dem uns allen durch seine prächtigen Schilderungen memelländischen Waldes und Wildes so gut bekannten Förster Hans Karallus und seiner Frau. Hier im schattigen Garten unter hohen Erlen, duftendem Flieder, Phlox und Reseden wurde so manches Waid-

mannsgarn gesponnen und ließ gar in der sich ausbreitenden Gemütlichkeit die geplante Weiterfahrt nach Schwarzort vergessen, wobei die Milch gar bald von erheblich schärferen Getränken – gegen die Mücken – abgelöst wurde.

Uns aber lockt weiter das helle Band der Straße, noch elf Kilometer sind es bis Schwarzort. In sanftem Auf und Ab führt sie am zum Hafl sich neigenden Hang dahin, und immer noch begleitet uns zur Linken das herrliche Bild, der breite Schilfsaum, in dem es von Abertausenden von Wasservögeln schnattert, ziept, quort und piept, dahinter die unendliche Wasserfläche mit den Segeln, Netzen und Reihern und weit, weit drüben das mehr und mehr zurückweichende grüne Festland. Zwei, drei Kilometer geht es so dahin. Dann schneidet die Straße ein in einen feucht-sumpfigen Auwald aus verknozten Birken, Erlen, Espen und Weiden, zu deren Füßen aus quappenden, triefnassen Moospolstern, gestürzten und verrotteten Stämmen, sumprigen Gräben und Lachen gelbe Schwertlilien hervorleuchten, Pfeilkraut und Froschlöffel ihre Blütentrauben in die spärlich einfallenden Sonnenstrahlen recken. Hier quakt's und quort's vom Froschkonzert in allen Tonarten, und den Sopran singen dazu die Mückenschwärme, die sich mit wilder Be-

geisterung auf den ach so seltenen und darum hochwillkommenen Blutspender stürzen. Feucht und hart ist jetzt die Straße, feucht und fast urwaldhaft dumpf und modrig ist auch die Luft. Manche ungeahnte Seltenheit aus der Pflanzen- und Insektenwelt mag sich in diesem Stück Urlandschaft wohl verbergen.

„Nicht allzu lange, dann wird der Boden trockener, kommen die zur Seedüne hin verdrängten Sandkiefern wieder an die Straße heran. Der Wald öffnet sich zu einer großen Lichtung, auf der einsam und verlassen ein paar Holzhäuser stehen, barackenartig niedrig, die Fenster ohne Glas. Der Brunnen, dessen eisernen Deckel wir mal kurz lüften, ist ohne Wasser. Das Ganze ein Bild trostloser Verlassenheit und Ode, bedrückend und traurig trotz des lichtblauen Himmels darüber. „Liebestal“ heißt dieser Platz, und Gott weiß, wer ihm diesen poetischen Namen gab, diente er gewiß doch nur als Unterkunft und Station für am Bau der Straße, am Befestigen der Dünen beschäftigte Arbeiter.

Doch welcher Radler, welcher Wanderer hat auf seinem Wege nach Schwarzort an dieser Stelle nicht gerastet, nicht, auf dem Rand des Brunnens oder im Grase sitzend, ausgeruht und friedlich eine Zigarrette geschmaucht? (Sälus folgt)

## In Memel 1810

VON HERBERT MEINHARD MUHLPFORDT

In der „Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812“ (Leipzig, 1814) findet sich eine Schilderung von Memel, das der Verfasser, Dr. Christian Müller, ein 24-jähriger Jurist, schon zwei Jahre vorher, 1810, besucht hatte.

Ich teile von dieser Beschreibung zwei Episoden mit:

### Das Memeler Theater

Nach Tische führen wir gewöhnlich, wenn kein Theater war, nach dem Leuchtturme an den Strand, von dessen Leucht-Spiegel man eine herrliche Aussicht auf die umliegende Gegend und auf das Meer hat, ein Standpunkt, der besonders am Abend bey untergehender Sonne höchst reizend ist. Hier wurde Kaffee genommen, oder wir gingen miteinander zu einem unserer Memeler Bekannten, dem Besitzer einer der großen einträglichen Papiermühlen, einem sehr frohen lieben Menschen. Abends wurde am Strande zum zweitenmale gebadet, oder

an den bestimmten Tagen ins Theater gegangen, was Du Dir nicht lächerlich und schlecht genug vorstellen kannst, eine Eigenschaft, wodurch es eben vortrefflich und deshalb von uns sehr häufig besucht wurde. Die Bühne war in einem ehemaligen Hanfmagazin an dem Kanal aufgeschlagen. Wenn man nicht dicht davor saß und im eigentlichen Sinne hineinsah: so bekam man die Gesichter der etwas großen Personen oft nicht zu sehen, weil sie hinter und zwischen den Vorhängen verschwanden. Das Verhältniß der Breite und Tiefe war in eben demselben Maßstabe, so daß ich allen Ernstes vorgeschlagen habe, Marionetten darauf spielen zu lassen. Aber noch unter dem Verhältnisse des Rahmes waren die Schauspieler, eine „reiße“ Truppe. Alles, was Deutschland Schändliches in dieser Rücksicht hatte und von Ort zu Ort, bis an diese nördlichste Spitze auswarf, fand sich hier vereinigt. In ein Trauerspiel, z. B. Romeo und Julie, Fiesco, oder große heroische Dramen, z. B. die Kreuzritter, mit allem Apparate von ihnen aufgeführt, würde ich alle hypochondrische Menschen und spleenhafte Lachfeinde bringen, um sie zu heilen: mit dem schreiendsten Dialekt aus Schwaben, Bayern, Oesterreich, Obersachsen, oder dem gemeinen Platten aus Berlin und Norddeutschland. Der primo amoroso und Held war unglücklicher Weise ein sehr langer Mann, der, nach seinem Dialekt, und seiner Haltung zu urtheilen, unter der württembergischen Garde servirt haben muß, er spielte daher bey obgedachter Beschaffenheit des Theaters nicht allein sinnlos, sondern wirklich ohne Kopf, da dieser stets zwischen den Deckenvorhängen steckte, eine optische Täuschung, wodurch er vollends etwas Riesenhaftes erhielt. Die Damen, alle über 30 Jahre, waren aus Berlin und Oesterreich, und des amoroso in jeder Hinsicht würdig. Die geschriebenen Theaterzettel enthielten übrigens ganz barbarische Namen. –



Auf der Poststraße nach Schwarzort



# Zauber der Poststraße

VON G. GRENTZ

(Schluß)

Weiter geht's, jetzt sind es nur noch wenige Kilometer bis Schwarzort. Wieder öffnet sich urplötzlich der an die Straße herangerückte Wald, und aus der Lichtung reckt sich dunkel und steil abfallend der Hang einer gewaltigen einstmaligen Hochdüne empor. Die „Schwarze Wand“! Und seltsam dunkel von verdorrtem Gras und kargem Kraut, nur einigen wenigen Krüppelkiefern Halt bietend, ist auch dieser Hang wie eine Drohung, eine Erinnerung an die Zeit, als hier der vom Baumwuchs entblößte Sand sich zu Bergen auftürmte und zu wandern begann, alles unter sich begrabend und verschlingend. Wellig und hügelig ist hier das Land bis hinauf zur dicht bewaldeten Kuppe des nicht mehr fernen Blocksberges mit dem Pavillon darauf, dessen Holzkonstruktion Zentimeter für Zentimeter selbst in fast unerreichtbare Höhe hinauf zerkerbt und zerschnitzt war von Namensverwirrungen zahlloser Besucher bis zurück in die Zeit der Erbauung dieses kleinen Tempels der Ruhe und des Ausblicks in die Ferne. Rechts zweigt ein Weg ab zu einer Sehenswürdigkeit des Schwarzorter Hochwaldes, zur Riesenlinde „Grickinn“. Links der Straße eine ins Land einschneidende kleine Wasserfläche, der „Bernsteinhafen“, in dem einst die Bagger und Transportschiffe untergebracht waren, als im „Blauen Grund“ des Haffes noch nach Bernstein gebaggert wurde.

Immer dicht am Haffufer sich haltend, führt die Straße durch den Ort, der mit Villen, gepflegten Hotels und Pensionen, romantischen Fischerhäusern und einer an Bergen und Schluchten reichen Umgebung herrliche Tage und Wochen der Erholung zu bieten hatte. Vorbei am breiten ins Haff vorstoßenden Landungssteg für die Halbdampfer, der schon mehr eine kleine Halbinsel war mit Wartehalle und einem großen Schild, auf dessen einer Seite „Herzlich Willkommen“, auf der anderen „Auf Wiedersehen“ zu lesen war. An einer in Vorgärten halb versteckten Reihe Fischerhäuser und am Hotel Karl May vorbei, von dem die Sage berichtet, daß ein kunstbeflissener Maler nach dem Neuanstrich des Hauses die Inschrift: Komm lieber Mai und machel an die Innenseite der Tür des stillen Örtchens pinselte. Vorbei auch an der Jugendherberge mit weit ins Haff reichendem Brettersteg am „Hotel zur Eiche“, von dem man nur mit dem Namen seines Besitzers, Illginnis, zu sprechen pflegte. Vorbei am roten Backsteinkirchlein, ein wenig zurückliegend, nahe dem Hang des mit himmelhohen Kiefern bewachsenen Ephaberges. Seinem langgestreckten Rücken schließen sich die Reiberberge an, die ihren Namen zu Recht tragen, hörten doch hier hoch im Geißt der Baumkronen zahlreiche Reiberfamilien.

Und wieder säumt zur Rechten der Wald den weiteren Verlauf der Poststraße, während links ein dichter Schilfwald rauscht, der weit ins hier besonders flache Haff hinausreicht. Am Scharfenberg schwingt die Straße ein wenig nach rechts ab, der Mitte des hier nur einige hundert Meter breiten Nehrungsstreifens zu. Es geht bergauf zwischen nun wieder undurchdringlichem Sandkieferndickicht.

Wer hat es je versäumt, nach etwas beschwerlichem Anstieg auf der Höhe stehen zu bleiben und das sich urplötzlich vor ihm ausbreitende Bild einer in der ganzen Welt einmaligen Landschaft in sich aufzunehmen und, ohne daß es doch je wirklich gelang, den ganzen Reiz, den mit jeder Faser des Herzens zu spürenden Zauber dieses herrlichen Fleckchens Erde zu umfassen und zu erfassen! Und wem hat sich dieses Bild, wenn er es auch nur einmal gesehen hat,

nicht unauslöschlich und unvergeßlich tief in die Seele gebrannt, daß er es immer wieder herbeirufen kann in dunklen Stunden, wenn die Sehnsucht nach dem einstigen Daheim schier unerträglich wird?

Dürrig und schal klingen alle Worte, bei weitem nicht ausreichend, die all das Schöne, das hier ausgebreitet vor den Füßen liegt, beschreiben wollen. Da reihen sich in stetem Auf- und Abschwüngen die gewaltigen weißen Leiber der Wanderdünen zur endlosen Kette, landeinwärts in weit auslaufendem schrägen Hang hineinreichend ins Kupstengebiet, fast bis an die Poststraße heran, deren Verlauf kilometerweit sichtbar ist durch die nadelfein aufragenden Telegraphenstangen. Halfwärts von messerscharfem Grat steil abfallend zum Wasser, oft nur einen Fußbreit Ufersaum übrig lassend. Kein Busch, kein Grashalm, der auch nur einen winzigen dunkleren Punkt in dieses strahlende Weiß der vom Wind gerippten ungeheuren Sandflächen bringt. Nur blaue, violette und tintenfarbene Schatten in den Tälern und an den dem Licht abgewandten Seiten. Und zu Füßen dieser ungeheuren Sandleiber die Kupsten, steile, jäh aufsteigende Sandhügel mit dichter, wehender, langhalmiger Grasmähne, vom ewig sägenden, treibenden, nagenden Wind bizarr verformt, von weitem wie lagernde Untiere aus grauer Vorzeit wirkend. Und dann, näher der Straße zu, die sich schmal, unauffällig und bescheiden hindurchwindet, auf weißgrundigem, spitzgrasigem Heidekraut- und Krähenbeerenteppich zahllose Inseln leuchtend grüner Birkengehölze. Rechts der Straße endlich das mit nichts auf der Welt zu vergleichende Elchrevier mit grasigen Sandflächen, zahllosen Busch- und Bauminseln, einzeln stehenden wild verformten und vom Westwind wie Fahnen ganz nach einer Seite hin verdrehten Krüppelkiefern, dazwischen immer wieder dunkle, von Binsen und Wollgras gesäumte Sumpf- und Wasserstellen, deren Ränder zerstampft sind von zahllosen Hufabdrücken der Elche. Und das alles in jähem Abschluß begrenzt vom wie ein Deich aufragendem Wall der Seedüne.

Doch es ist nicht allein das Sichtbare, Greifbare der Landschaft, das die Seele einspinnt, ganz und gar von ihr Besitz ergreift als wäre man urplötzlich in eine völlig andere Welt geraten. Vielmehr noch ist es die Einsamkeit, die ungeheure Weite, welche völlig vergessen läßt, daß man sich auf einem vielleicht einen oder zwei Kilometer breiten Landstreifen zwischen zwei riesigen Wasserflächen eingeschlossen befindet, fast

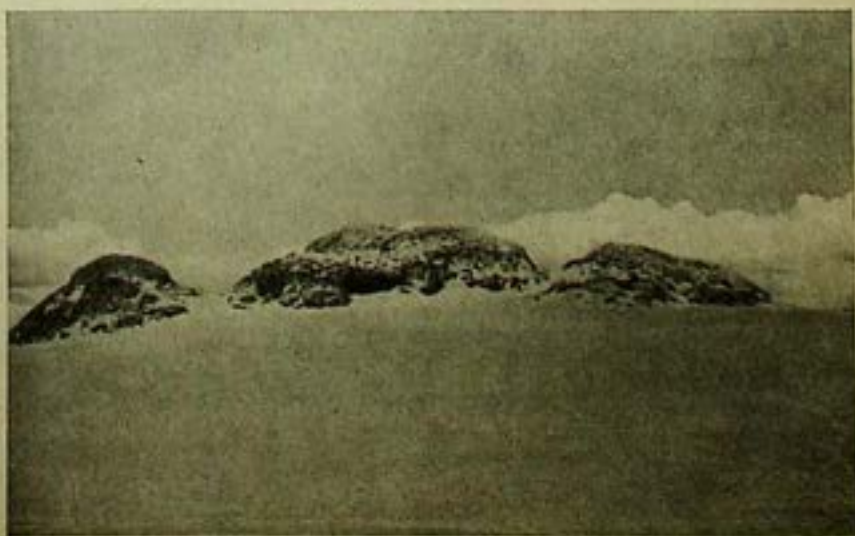
wie auf einer verlorenen Insel irgendwo in fremdem Meer. Und es ist die Stille, die große Ruhe, die den Menschen in sich aufnimmt, ihn versinken läßt in ein Meer der Glückseligkeit und Gottnähe, ihn bewußt werden läßt der eigenen Bedeutungslosigkeit in einer Natur, die den Menschen so wenig braucht wie einen im Sand krabbelnden Käfer oder einen Vogel, der seine Stimme sinnlos und vergeblich gegen dieses große Schweigen erhebt. Man kehrt zurück zur Natur, fühlt sich mit ihr eins werden und wird selbst still, still und sehend. Und man fühlt sich näherkommen dem Unsagbaren, das die Menschen in ihrem Hasten und Treiben, leben und erleben zu wollen, dazu trieb, die große Stille einzufangen in die gewaltigen Schiffe, Gewölbe und Hallen der Dome, um dort wenigstens bewußt wortlos und ganz in sich gekehrt sein zu können in einer lauten Welt.

Wer diese dreißig Kilometer von Schwarzort bis Niddén durchwandert hat, sehend und lauschend in sich selbst, der wußte dann, warum Alexander von Humboldt die Kurische Nehrung eingereicht wissen wollte in die großen Wunder der Welt.

Die am Rand der Straße in weitem Abstand voneinander gelegenen Ortschaften Perwelk, Preil, Niddén, Pillkopen, Rossitten blieben nur bedeutungslose Inseln menschlicher Zurückgezogenheit, ohne den eigentlichen Charakter der Nehrung auch nur im geringsten zu stören. Kleine Abwechslungen auf der hundert Kilometer langen Fahrt mit Schusters Rappen. Nur ein Erinnerung, daß man doch nicht ganz allein und auf sich selbst gestellt war in Gottes freier Natur, in die man wieder zurückkehrte, kaum das man die Ortsgrenze einige hundert Meter hinter sich gelassen hatte. Der gewaltige Dünenkessel hinter Niddén, links der Straße, das „Tal des Schweigens“, dieser Name sprach für die gesamte Dünenwelt, für das gesamte Elchrevier der Kurischen Nehrung. Und es sprach die steil und drohend hart über dem Dorf Pillkopen aufragende, mühsam durch Bepflanzung gebändigte Dünenwand davon, daß hier der Mensch nur ein geduldeter Gast ist, geduldet von einer gewaltigen, herrlichen Natur, die ihn jederzeit wieder vertreiben und seiner Hände Werk auslöschen, zuschütten kann, als wäre es nie gewesen.

Einst gab uns die Wanderung durch die reiche Natur unserer Heimat immer wieder neue Kraft, den Kampf mit dem Alltag und Alltagsorgen zu bestehen, froh und glaubend an die Wiederkehr des Guten und Gerechten zu bleiben.

Möge uns die Erinnerung an solche Wanderungen auch heute Kraft geben, den Glauben an das Gute und die Gerechtigkeit nicht zu verlieren. Im Herzen bleiben wir immer dort.



Durch diese Kupstenlandschaft führte die alte Poststraße

# Lewald reist über die Kurische Nehrung nach Memel

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Wie Joh. Fr. Reichardt (siehe MD, Seite 133 d. Jg.) in der uns so großartig erschienenen Eirsamkeit und Ode der Kurischen Nehrung, die er 1763 bereist hatte, nur das Schreckhafte, die beängstigende Verlassenheit, die drohenden Naturgewalten sah, so erging es auch dem 14jährigen Königsberger Carl August Lewald. Er war 1792 geboren und gibt in seinem zwölfbändigen Buch „Ein Menschenleben“ (Leipzig 1844, 1. Bd. S. 24—85) von der Nehrung eine zwar interessante, aber keineswegs naturbeladene Schilderung. Auch bei ihm stehen Mühsal der Reise und die Menschen im Vordergrund, nur ein Sonnenaufgang vermag ihn zu begeistern.

Lewald, der Sohn eines aus Polen eingewanderten jüdischen Kaufmanns, war literarisch und künstlerisch interessiert und begabt. Als Dreizehnjähriger schon las er den Don Quijote und Vasaris Künstlerbiographien. So wurde er nach der Teilnahme am Befreiungskriege Schauspieler, Theaterdichter, Theaterleiter und äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der in den Spuren E. T. A. Hoffmanns zu wandeln versuchte. Doch war bei diesem Dämonie und Sehnsucht nach dem Ewigen hinter den Dingen ist, wirkt bei Lewald platt, albern und schwülstig, so daß alle seine Dramen, Gedichte und läppischen Novellen heute mit Recht vergessen sind.

Dagegen ist die Beschreibung seines unsten Lebens, die er selbst literarisch gering erachtete, noch heute sehr interessant, denn er schildert seine Zeit und sein Erleben derselben mit hellen Augen und großer Anschaulichkeit. So fesselt auch seine Memeler Reise den Leser.

Er fuhr mit seiner Mutter im Spätsommer 1806 nach Kurland. Da sie weder „mit den Schaakener gehen“ wollten, weil die Reise von Schaaken mit dem Boot wegen der Stürme und Wellen zu gefährlich war, noch mit der „ordinären Post“ über Tilsit, weil „die ungefederten langsam fahrenden Kastenwagen zur Dauerqual wurden“, so fuhren sie in einem Planwagen der „Rigaischen Kaufleute“, Königsberger Fuhrleute, die das Privileg für die Fahrten auf der Nehrungsstraße nach Mitau und Riga hatten, bis Memel mit.

Der Wagen war voller Fässer und Waren, in der Mitte war ein Platz für die Passagiere, die auf strohgepolsterten Kisten saßen. Frachtstücke boten sich als Rückenlehne an. Der Kaufmann, Herr Petter, ritt neben dem Planwagen oder voraus, bestellte Mittag und „kundschaftete Triebsand“. Sein Sohn und der Knecht blieben bei dem Wagen und seinen vier Passagieren: Frau Lewald und August, ein ihnen befreundeter Kaufmann und ein junger Graf von den sächsischen Leibhusaren. Jeder Reisende hatte einen „Flaschenkeller“ und einen Bettsack bei sich. Die Pferde schafften täglich vier Mellen. „Durch tiefen, tiefen Sand“ kamen sie nach dem „Cranzkrug“, einem einsam dastehenden langen, unschönen Gebäude auf weiter Sandfläche; hart ans Ufer brandeten die Wellen der Ostsee. Jetzt (1844) sollen an dieser Stelle freundlich-wohnliche Gebäude stehen, die eine zahlreiche interessante Gesellschaft während der

Sommermonate beherbergen, die sich hier des wohlthätigen Seebades erfreut.“\*)

„Es war 1/2 5 Uhr, als der Fuhrmann hier anhielt, um Nachtquartier zu machen. Es war für unsere Reisenden gar nicht zu früh zur Einkehr; mußte nicht der Bettsack geöffnet und seines Inhalts entleert werden, um ein Mahl zu halten? Dann aber noch einen Augenblick am Seestrande zu lustwandeln, um verstoßen nach Bernstein zu suchen, da dieser bekanntlich Regal und das Sammeln desselben streng verboten war?“

Es folgt die Schilderung der Dünen, und am Spätnachmittag des zweiten Tages war Kunzen erreicht, wo Übernachtet wurde.

„Der Ort hatte ein trauriges Aussehen; die Sandfläche, die sich hier dem Auge zeigte, war fast von jeder Vegetation entblößt, und das uralte (1552 erbaut, Verf.) verfallende Kirchlein lag zur Hälfte im Sande vergraben, aus dem nur der Thurm und die Eingangspforte ragten, da diese die Bewohner durch fleißiges Schaufeln immer frei zu halten suchten. Das Wirtshaus entsprach vollkommen der Gegend und der Armuth des Ortes, wenn es schon das anscheinlichste Gebäude darin war. Gleichen nach der Ankunft der Reisenden knisterte frisches Kienholz auf dem Herde in der Mitte des Raumes, und die zuckenden Stücke vieler Aale wurden mit einstiger Geschäftigkeit auf die übliche Weise in den Kessel über dem Feuer geworfen. Es währte nicht lange, so war das Abendgericht fertig. Eine grün und gelb verglaste Schüssel aus Steingut nahm es auf und wurde mitten auf den Tisch gestellt, an dem sich alles bunt durcheinander reihte, die Hausgenossen nebst den Reisenden. Mit hölzernen Löffeln wurden die Aalstücke aus dem Kartoffelbrei gefischt, und die Löffel aller fuhren aus dem Munde wieder in die Schüssel auf die friedlichste Weise der Welt... Bei unserer Tafelrunde klapperten die Löffel lustig um die Wette, weil alles hungrig war, und die einfache Speise einem Jeden mundete. Man ließ den mitgenommenen Mundvorrath unberührt... Die Flaschenkeller konnten jetzt nicht in gleicher Weise geschont werden, denn außer gewöhnlichem Kornbranntwein und einer dicken bräunlichen Flüssigkeit, undurchsichtig und von fad säuerlichem Geschmack, die man Bier benannte, war hier nichts zu haben als Wasser. Dies letzte Getränk, das einzig genießbare, schien jedoch den Reisenden zu ihrem fetten Nachtgericht nicht passend.

Am andern Morgen, als der erste graue Tag durch die runden Papierscheiben brach, erhob sich alles vom Lager... Vier hohe Töpfe standen zur Hand, die bereits halb mit Bier gefüllt waren, und nun wurde die siedende Milch dazu geschüttet und nebst einer Schale mit braunem Rohrzucker vor einen Jeden hingestellt... Die Zeche war der Bewirthung angemessen, nicht theuer...“

Man brach auf: „Um 11 Uhr wurde in einer Bretterbude am Seestrande Mittagsrast gemacht. Herr Petter ritt gegen den Bergrücken, um dem Wagen den Weg zu zeigen. Dieser war aber bald so beschwerlich geworden, daß die Reisenden höflich gebeten wurden, aus-

zusteigen. So ging's in den steilen Sand hinan unter Schweiß und Mühen. Nur wer jemals den Aschenkegel des Vesuv erklimmte, kann sich einen Begriff von dieser ermüdenden Partie machen: in hohe Haufen zusammengewehelter Sand, steile Wände. Es dauerte Stunden, bis man die schräge Fläche erklimmen und den eigentlichen Kamm erreicht hatte...“

„Während der Blick noch kurz zuvor auf einer Wasserfläche geruht hatte, die im Strahl der untergehenden Sonne wie Gold und Glut flimmerte und nur den gelben Sandvordergrund hatte, schaute man hier in eine Bucht, um welche friedliche Hütten sich reihten, in deren Nähe fünf alte Länden standen — nach zwei Tagen gänzlicher Entbehrung eine wahrhaft erquickliche Augenweide! Diese fünf Bäume machten auf die Reisenden einen schlagenderen Eindruck, als die herrlichsten Terrassen einem übersättigten Auge zu bieten vermögen, und nur der Anblick des großartigen Parkes von Muskau, den man plötzlich im Sandbecken der Lausitz wie hingezaubert sieht, bietet größere Überraschung.

„Der hohe Sandrücken breitete einen weiten dunkelgrauen Schatten über das Dörrichen Niddens und das Haff, dessen gegenüberliegende Ufer gleich einem fernen Waldstreif sich kenntlich machte. Wie aus Flor ragte die Nadel des Lablauer Thurms herüber...“

In der Wirtshausstube trafen die Reisenden einige Niddener Mädchen an, die später mehrere „Dainos“ sangen, von denen L. einige mittelt.

Am grauen Morgen ging es nach einem Frühstück von dampfendem Haferbrei mit Milch weiter. Wieder mußte unter größten Anstrengungen der Dünenkamm erklimmen werden.

„Aber ein neuer großartiger Eindruck wartete unserer hier auf der Höhe der schmalen Landzunge, zwischen zwei Riesengewässern... Während das eine Meer von den ersten Strahlen des Sonnenaufgangs im Osten mit Gluth in Purpur gefärbt wurde, brütete und wogte das andere Meer noch nächtlich... Es war ein wirkungsreicher Moment, den die Reisenden nur mit Unmuth schwinden sahen, als sie mit größerer Geschwindigkeit jetzt zur See hinab und sogleich in diese wieder hineinfuhren, um auf den glatt geschliffenen Strandkieseln besser hinzurollen und von den Morgenwellen die ausgetrockneten knarrenden Achsen des schweren Gefährts erfrischen zu lassen.“

„Nach abermaligem Halt in einer Bretterbude, um die Mittagsruhe zu genießen, kam der Wagen endlich noch bei guter Tageszeit in der letzten Nehrungsstation Schwarzorth an, wo er auf einen riesigen Pramm geschafft wurde, um nebst Passagieren und allem Übrigen über das Tief nach Memel zu schiffen.“\*\*)

„Memel machte auf seiner weiten, gelben ringsum flachen Sanddüne keinen besonders malerischen, doch jedenfalls einen freundlichen Eindruck. An der äußersten Spitze die Werke der kleinen Zitadelle; einige Windmühlen...“

Es hatten sich dort viele englische Familien niedergelassen... „Memel ist ganz englisch“, hörte man allgemein sagen; die Simpson, Argelander, O'Gilvie, Maclean, Hay...“

\*) Hier wurde Lewald durch die verlassene Erinnerung genarrt. Die letzte Nehrungsstation war auch damals schon Sandkrug, von wo aus die Fähre nach Memel verkehrte.

\*) Cranx wurde erst 1816 durch den Reg. Medizinalrat Kessel Seebad.

# Nathanael Wraxall in Memel und auf der Nehrung

VON HERBERT MEINHARD MUHLPFORDT

Der junge Engländer Nathanael Wraxall schilderte seine Erlebnisse auf einer Reise durch das nördliche Europa im Jahre 1774 einem Freunde in Briefen; sein Buch erschien 1775 in Leipzig bei Junius. Der ungenannte Übersetzer hält es allerdings in seinem kurzen Vorwort für unerlässlich, darauf hinzuweisen, daß die „cursory remarks“ seines jugendlichen Reisenden bei sonst gesunder Urteilskraft doch von dem Nationalfehler der Engländer — „seichte Kenntnis“ von Deutschland und dem Norden, „Überheblichkeit gegenüber anderen Nationen“ — öfters stark getrübt sind.

W. kam aus Rußland über Riga und Mitau nach Memel. Wir lesen im XIV. Brief, S. 205: „Ein kleiner Strich von Litthauen“) scheidet Preußen und Curland. Zu Polangen, einem elenden Städtchen, ward ich angehalten und hatte die Ehre, an einer Art von Zollhause im Namen des Königs Stanislaus?) durchsucht zu werden. Der Ort liegt nicht weit von dem Ufer der Ostsee und ist wegen des vielen Bernsteins, der dort gesammelt wird und ihr einziger Handlungszweig ist, berühmt. Zwey englische Meilen von hier steht der schwarze preußische Adler und des Nachmittags kam ich in Memel, der ersten Stadt in den preußischen Staaten, an, wo ich mich der Ceremonie der Untersuchung noch einmal unterwerfen mußte, und gieng es hier weit strenger damit her als in Polen, weil auf die Einführung verbotener Waaren, und wenn sie noch so gering, die schwersten Strafen gesetzt sind. Da ich einen kurzen Aufenthalt in Memel zu machen gedachte, so hatte ich mich mit Empfehlungsschreiben an ein vornehmes Handelshaus versehen... Ich verlor nach meiner Ankunft keine Minute, mich zurechte zu machen, denen Herren, an die ich einen Adreßbrief hatte, aufzuwarten; ich kleidete mich sogar mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich. Ich zog ein mehr als anständiges Kleid an, nahm ein paar bordirte Manschetten, puderte mein Haar, sodaß ich für einen Reisenden recht geputzt aussah. — Es war beynähe 7 Uhr des Abends und sehr regnigt Wetter. Ich nahm die Gelegenheit wahr, wie der Sturm ein wenig nachließ, fortzugehen und trippelte behutsam über die Gasse; eine Magd ohne Schuh und Strümpfe lief voraus und zeigte mir den Weg. Wie wir ans Haus kamen, öffnete meine zerlumpte Führerin die Hausthüre ohne Umstände, lief eine Treppe hinauf, sperrte eine andere Thüre zu einem Gemach auf und rannte ebenso geschwind weg, als sie gekommen war. Ich trat hinein. Wenn die Pulle und Büchergestelle, die drey Seiten des Zimmers einnahmen, mir nicht zu erkennen gegeben hätten, daß ich in einem Comtoir sey, so würde ich's in der That für einen Dachboden angesehen haben. Die Fensterscheiben waren mit einer dicken Materie überzogen, daß man nichts deutlich dadurch erkennen konnte. Die Strahlen des Lichtes konnten nur am hellen Tage unvollkommen durchdringen, vielmehr an der Stunde, da ich kam. Zwey schwarze Gestalten von übelm Aussehen, die man ihrer Gesichtsbildung nach vor ächte Nachkommen Abrahams in gerader Linie halten sollen, sprangen beide in einem Augenblicke wie ein paar durch ein Uhrwerk getriebene Maschinen in die Höhe, und ihre starren Blicke schienen um die Ursache meiner unvermutheten Ankunft zu fragen. Sie waren dem Ansehen nach Fünfziger und giengen beyde in tiefer Trauer mit Flörösen. Ich muß ge-

stehen, daß ich selbst aus der Fassung kam, wie ich in ein mir so ungewöhnliches Zimmer trat, unterdessen zog ich meine Adreßbriefe aus der Tasche, übergab sie dem, der am nächsten bey mir stand, und sagte: „Meine Herren, ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu seyn, doch schmeichle ich mir, daß diese Briefe mir Ihre Bekanntschaft

## Das Blutgericht

EINE OSTPREUSSISCHE BALLADE

VON TH. PICHLMAYER

*Das alte Schloß zu Königsberg  
Mit seinen trutzigen Zinnen,  
Von außen grau und wetterhart,  
Voll Frohsinn war's von innen.*

*Denn in dem Keller hörte man  
Die Gläser lustig klingen,  
Die voll des edlen Rebenbluts  
von Bacharach und Bingen.*

*Aus dicken Fässern strömte es,  
Und blubberte und grüllte  
Von weichen Hügeln um den Strom  
Des Samlands harte Küste.*

*Der Reben Blut ward hier erprobt,  
Zu Königsberg in Preußen  
Darum hat man den Keller auch  
„Das Blutgericht“ geheißen. — — —*

*Ein toller Bursche kam da einst  
Zur Blutgerichts-Verhandlung —  
Sie bracht' ihm eine süße Braut,  
Und Sühne auch und Wandlung.*

*Verliebtes Paar, verliebter Wein,  
Die Stunden zu verschönen —  
Der Wein war vom Liebfraueneck,  
Die Maid aus Piktupönen.*

*Gestanden hat der Delinquent  
Zur mitternächtigen Stunde,  
Das Urteil ward gesprochen ihm  
Von einem roten Munde.*

*Er nahm es an mit heiltem Mut,  
nicht reuig und nicht bänglich —  
Im Blutgericht zu Königsberg  
Bekam er: Lebenslänglich.*

verschaffen und mich an Sie empfehlen werden. Sie sind, wie Sie sehen, von Riga, von dannen ich erst vor einigen Tagen abgereist bin.“ Diese kurze Anrede brachte mir einen tiefen Bückling von beyden zuwege, und indem sie einer las, nöthigte mich der andre, mich auf einen Stuhl zu setzen, der ehemals mit Leder überzogen gewesen, welches aber

die Zeit verzehret hatte, so daß das Pferdehaar, womit er ausgestopft war, die Stelle ersetzen mußte. — Ey nul dieses Möbel war mit allem, was ich im Zimmer wahrnahm, von einerley Geschmack. Ich setzte mich und sah mich umher, indeß die beyden Brüder sich mit den Briefen beschäftigten. Ist der Herr ein Kaufmann? sprach der zweyte deutsch und machte mit einer unwissenden und neugierigen Mine einen langen Hals. Ich weiß nicht, antwortete der andere und schüttelte den Kopf. Meine Herren, sagte ich, ob ich gleich nicht so glücklich bin, daß ich deutsch rede, so verstehe ich doch die Sprache in etwas. Ich habe diesen Sommer beynahe das ganze nördliche Europa durchreist, und hier, wo wie in allen Orten, wird sich mein Aufenthalt nach den Gegenständen richten, die ich zu meinem Unterrichte oder zu einer gelehrten Unterhaltung antrefte. Wir dachten, erwiderte der erste, daß Sie etwa zu unserm Jahrmarkte kämen, welcher auf den Montag angeht, vermuthlich haben Sie von dem Memelschen Jahrmarkt gehört. Wenn Sie Waaren gebrauchen, so sollen unsere Bedienten Sie hinweisen und sie für Sie besorgen. Ich habe keine Waaren nöthig, antwortete ich, außer einige aus Bernstein gearbeitete Kleinigkeiten, in England zu verschicken, und ich habe gehört, daß man solche hier am besten bekommen kann. Ich weiß es nicht, versetzte er, wenn Sie nichts weiter als Kleinigkeiten brauchen, so kann Ihnen ihr Wirth dieselben so gut als jemand besorgen; wenn Sie aber Bernstein im Großen kaufen wollten, so würden Sie dieselben zu Polangen, wo Sie durchgekommen sind, wohlfeiler haben bekommen können. Gegenwärtig gehört es an Polen, wir haben aber große Hofnung, daß es unser König, so bald nun die Sachen in Warschau in Ordnung sind, bekommen wird, und dann haben wir den ganzen Bernsteinhandel. — Unglücklicher Stanislaus! dachte ich, wie wenig gelten Ehre und Billigkeit gegen das Interesse! Mit welcher Fühllosigkeit würden diese hab-süchtigen Kaufleute den Oberrest deines zergliederten Reiches in andern Händen sehen! —

Der Handel ist dem ohnerwartet sehr groß in Memel, fieng ich wieder an, nicht wahr? So, so, sagte er, es sind nur 4 Häuser, unter die er vertheilt ist. Wir schiffen sehr viel Holzwaaren aus, das auf dem Rußflusse aus dem Innern von Litthauen kommt und mit Booten hierher gebracht wird; wir treiben auch starken Handel mit Hanf, Flachs und Leinsaat: voriges Jahr sind hier fünf hundert Schiffe mit diesen Waren beladen worden, und dieses Jahr hätte die Zahl leicht noch größer werden können, wenn das Wasser nicht seit Kurzem so gefallen wäre. Es ist 18 Fuß gewesen, aber jetzt nur 15. Das ist ein betrübter Umstand für uns. — Aber warum haben Sie denn Sr. preuß. Majestät deshalb keine Vorstellung gethan? erwiderte ich. Ein so weiser Monarch, der auf alle Zweige seiner Einkünfte so aufmerksam ist, der auf alle Departements der Policy ein achtsames Auge hat, der sein eigener Minister ist, der würde ohne Zweifel alle Hindernisse zu heben suchen, die ihrem Handel schaden oder ihn verringern. Wir habens nichts gefunden, sagte er, es sind dem Könige Vorstellungen geschehen, er hat auch Befehle deshalb ertheilt, aber sie sind nicht zur Ausführung gekommen. Der König ist ein großer Herr, aber Berlin ist weit von hier; und Memel ist die Grenzstadt des Reiches. Ich fragte, ob hier denn nichts Merkwürdiges zu sehen wäre? Ich wüßte nichts, antwortete der zweyte Bruder, außer eine Gottaschfabrik, die Sie aber weit besser in Danzig sehen können. Die Schiffe an der Cay sind unser schönster Anblick. Ich fieng, um meinen Besuch zu verlängern, von der Belagerung Memel und letztem Kriege zu

reden an; sie gaben mir einige Nachricht davon: 600 Invaliden hielten sich vier Tage gegen eine Armee von 50 000 Russen, erhielten darauf eine Capitulation und zogen mit allen Ehrenzeichen aus. — Nun hatte ich alle Materie zur Unterredung erschöpft. Es war so dunkel geworden, daß ich an meinen Gesellschaftern kaum etwas weiter als die Nasen und die Plörösen erkennen konnte. Sie nöthigten mich weder zum Abendbrode, noch auf den andern Tag zum Mittagessen. Die Finsternis nahm alle Augenblicke zu, und Dunkelheit und Stille zog ihren Vorhang über uns. — Mit einem Wort, ich sah wohl, daß ich weggehen mußte, also stand ich auf, bückte mich und wünschte ihnen eine gute Nacht. —

Ich gieng halb verdrüßlich über meinen fehlgeschlagenen Besuch weg. Sie werden glauben, daß ich einen geheimen Beweggrund hatte, warum mich so eifrig nach einer Bekanntschaft mit diesen beyden Leuten verlangte... Sie haben recht, ich muß es nur gestehen. Ich hatte vor meiner Ankunft vernommen, daß die Frau des einen ungemein viele Reize in ihrer Person und ganzem Wesen habe. Die Hoffnung, sie zu sehen, war allein Ursache an meinem Besuche. Die Gesellschaft eines solchen Frauenzimmers würde mir die vorhergegangene Strafe reichlich ersetzt haben. Da mir aber dieses Glück versagt wurde, so gab ich mich, so gut ich konnte, zufrieden und trank einem Mietauer Staatsfräulein v. T. bei der Herzogin v. Curland Gesundheit in einem ziemlich gutem Glas Rheinwein.

Ich bestellte auf den andern Tag Postpferde nach Königsberg und gieng des Morgens aus, die Stadt zu besuchen. Die Damen suchten ihren Weg durch die garstigsten, kothigsten Gassen in Negligees und weißen atlaßnen Schuhen, und die Herren begleiteten sie in blauen Sammetröcken und großen Hüten a la Khevenhüller zur Kirche — denn es war Sonntag. Es fanden sich recht hübsche Figuren unter ihnen. Wäre Leonardo da Vinci da gewesen, er hätte in der Minute den Pinsel ergriffen. Es war eine Scene zum Kranklachen. In der ganzen Stadt findet sich in der That nichts, das einem Neubegierigen zwey Stunden aufhalten könnte. Die Gebäude sind elend, und mein Freund im Comtoir hatte nach meinem Dünken Recht: die Schiffe an den Cayen sind das schönste Gesicht von Memel.

Von hier nach Königsberg geht die Poststraße über einen schmalen Sandstrich von ungefähr drey und achtzig Meilen<sup>1)</sup> lang, und an vielen Orten nicht über eine breit, abgesondert. Wenn das Wetter schön und die See stille ist, so fährt man vielleicht mit vielem Vergnügen drüber hin, denn der Sand ist bis dicht am Wasser hart und fest. Aber zu meinem Unglück wehte es nicht nur sehr hart, sondern, da der Wind westlich war, so schlug er die Wellen weit höher, wie gewöhnlich, aufs Gestade. Des Nachmittags um zwey Uhr kam ich auf dem Sande an und erreichte das erste Posthaus<sup>2)</sup> mit Einbruch der Nacht. Einer fürchterlicheren weiß ich mich nicht zu entsinnen: es regnete nicht nur unaufhörlich, sondern der Wind war so heftig geworden wie ein Orcan. Die See war durch die Heftigkeit desselben sehr in die Höhe getrieben, und der Postknecht mußte zuweilen durch die Wellen fahren, die manchmal die Vorderräder des Wagens bedeckten und wie ein Donner in meinen Ohren brausten. In einem solchen Zustande konnte ich nun wohl wenig schlafen; mehr als einmal war mir Angst, in die See umgeworfen zu werden; da die kleinen Sandhügel am Ufer so höckricht und jähe waren, daß man mit der allergrößten Vorsicht und Behutsamkeit fahren mußte, wenn man nicht umwerfen wollte. Nach einer solchen Nacht war mir der Morgen höchst willkommen, und um 8 Uhr kam ich zu einer elenden schmutzigen Hütte, die ein

Gasthof hieß, wo die armen Einwohner Kürbiss kochten, welche dem Ansehen nach ihre vornehmste Speise war. Die Weiber sahen Zauberinnen ähnlicher als Menschen, sie gingen in bloßen Haaren und waren kaum bis an die Kniee bedeckt. Hier aß ich unter Houyhums<sup>3)</sup>, die weniger wild als jene Yahoos<sup>4)</sup>, in einem großen Stall zu seyn schienen, ganz ruhig mein Frühstück und trank meinen Kaffee. — Des Mittags erreichte ich das Ende des Sandes, wo es mit dem Lande zusammenhängt, und freute mich von Herzen, daß ich wieder auf festem

Boden war, nachdem ich 22 Stunden an dem Ufer der Ostsee und zuweilen zwischen ihren Wellen gefahren war. — Von da sind es zwanzig Meilen bis Königsberg, durch ein flaches aber eingeschloßnes und bebautes Land...<sup>5)</sup>

- 1) damals zu Polen gehörig!
- 2) Stanislaus II. August Poniatowski, letzter König von Polen.
- 3) englische
- 4) Schwarzort
- 5) Figuren aus Gullivers Reisen von Swift.



**Fischer**

Täglich zweimaliger  
**Schnelldampfer-Verkehr**  
 nach den Ostseebädern der  
**Kurischen Nehrung**



Dampfer „Cranz“ vom 1. Mai bis 30. September täglich.  
 Dampfer „Memel“ vom 21. Mai bis 31. August täglich.

**Fahrplan 1914:**

D. „Memel“	D. „Cranz“			D. „Cranz“	D. „Memel“
(Eisenbahn)					
645	1040 <sup>*)</sup>	ab Königsberg C. B.	an	100	948
735	1140 <sup>**)</sup>	ab Cranz	an	1200	850
740	1145	an Cranzbeek	ab	1200	850
(Dampfer)					
750	1200	ab Cranzbeek	an	1150	840
930	150	an Rossitten	an	940	620
1055	250	an Nidden	an	830	510
1245	440	an Schwarzort	an	700	390
150	540	an Memel	ab	600	230 <sup>*)</sup>

Abfahrt an Sonn- und Feiertagen \*) 20 Minuten \*\*) 10 Minuten später.

Beide Dampfer legen an allen Stationen an.

**Fahrpreis:**

Königsberg-Rossitten	Mk. 4,—	Mk. 2,60
Königsberg-Nidden	II. Kl. Bahn Mk. 4,50	III. Kl. Bahn Mk. 3,—
Königsberg-Schwarzort	I. Kajüte Mk. 5,10	II. Kajüte Mk. 3,30
Königsberg-Memel	Mk. 5,50	Mk. 3,50

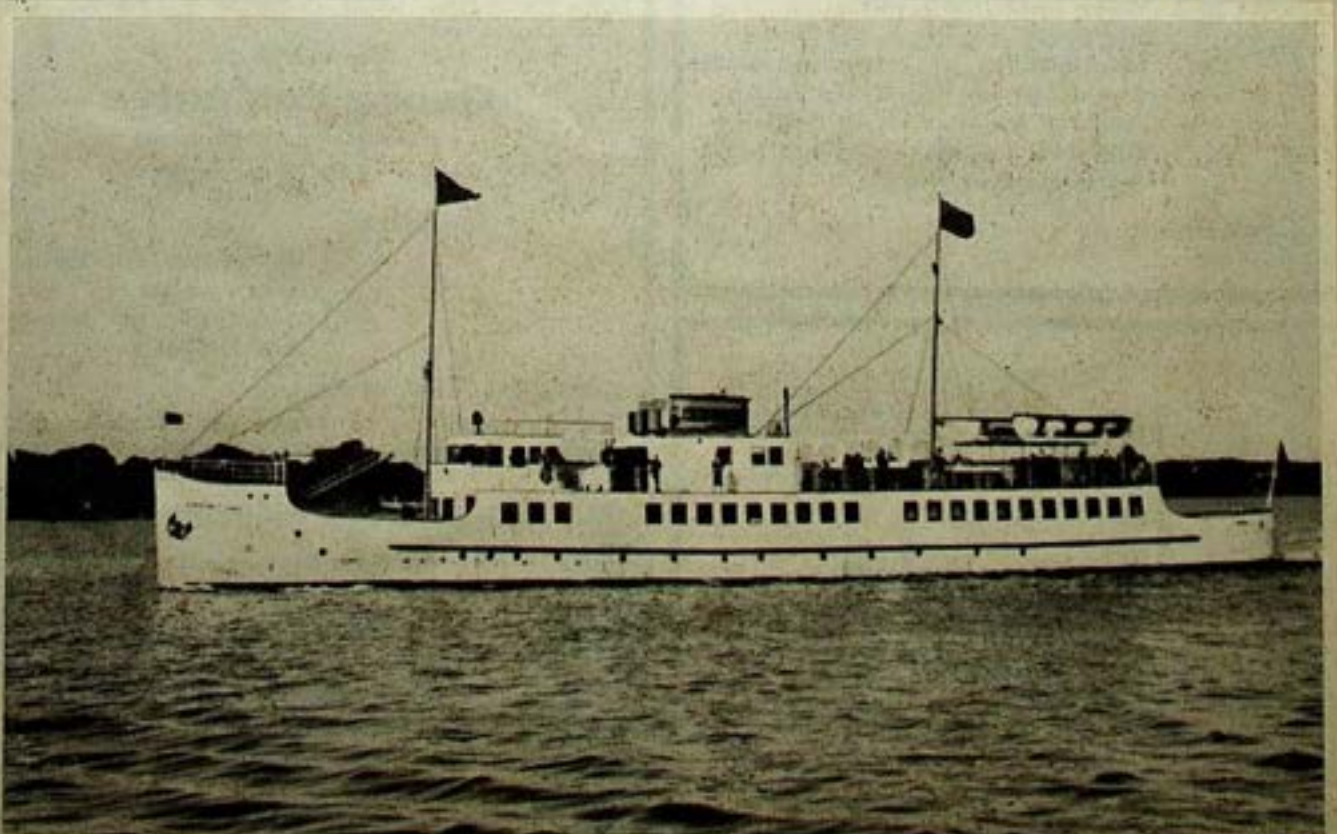
25 kg. Freigepäck. Tagesausflugkarten.

**Amtlicher Rundreise-Verkehr (Reihe 1284).**

Königsberg - Cranzer Eisenbahn - Gesellschaft, Königsberg Pr.  
 Memel - Cranzer Dampfschiffahrts - Gesellschaft, Memel.



Sie hielten täglich die Verbindung zwischen Marnel und den Nehrungsdörfern  
aufrecht.





Salondampfer Margarethe vor Schwarzort



„Die Falerkarten-bitte!“

er elf litauische Choräle hinzu, weil er ahnte, daß fast zwanzig Jahre vergehen würden, bis das erste litauische Gesangbuch erscheinen konnte.

Um Mantwitz sammelte sich ein Kreis von Theologen, der ein litauisches Gesangbuch schaffen wollte. Das Vorhaben ging nur sehr langsam voran, weil zu viele Schwierigkeiten zu überwinden waren. Selbst in Ostpreußen gab es mehrere litauische Dialekte, und es wurde haft gerungen um Formulierungen, die für alle verständlich waren. Was Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen über seine Schwierigkeiten bei der Bibelübersetzung geschrieben hatte, das erlebten in Königsberg die evangelischen Theologen genau so. Sie mußten dem Volke aufs Maul schauen, um verstanden zu werden. Noch war der größte Teil der Landbevölkerung des Lesens unkundig. Die Lieder mußten daher so eingängig sein, daß sie gelernt und gemerkt werden konnten.

Es war natürlich, daß man auf die schon vorhandenen deutschen Choräle zurückgriff und sich um eine möglichst getreue Übersetzung bemühte. Es wurde aber auch manches Eigene geschaffen, auch auf dem Gebiet der Melodie. Der Litauer hat einen reichen Schatz an Volkswesen, und es war nicht leicht, der Gefahr zu begegnen, durch Zufall in eine weltliche oder gar heidnische Weise zu geraten.

1566 war es endlich soweit. 31 Advents- und Weihnachtslieder waren fertig, um in die litauischen Gemeinden Preußens hinauszugehen. Mit welcher Inbrunst mögen damals „Vom Himmel hoch da komm ich her“ oder „Gelobet seist du, Jesu Christ“ erstmalig in litauischer Sprache erklingen sein! 1570 lag der zweite Teil des Gesangbuches mit 100 Oster-, Pfingst- und sonstigen Liedern vor. Erst 1576 war die damals noch so schwierige Druckarbeit beendet, und das Ergebnis waren ganze 200 Gesangbücher, die an die evangelischen Geistlichen ausgegeben wurden, die in preußisch-litauischen Gemeinden amtierten.

Übrigens gab es von den 200 Exemplaren bis 1945 nur noch ein einziges, das im Königsberger Stadtarchiv aufbewahrt wurde. Ob es gerettet werden konnte, ist unbekannt.

Daß in Preußen Katechismus und Gesangbuch als erste Druckerzeugnisse in litauischer Sprache überhaupt erscheinen konnten, lag an der Toleranz und Großzügigkeit der preußischen Herzöge, die um die Erhaltung der litauischen Sprache in deutscher Umgebung besorgt waren und sich persönlich um die Ausbildung von Pfarrern und Lehrern für ihre preussischen Litauer kümmerten.

Um 1590 etwa erschien bereits eine verbesserte Auflage des Gesangbuches, die von Pfarrer Bretkuhn betreut worden war und aus der sogar einige Lieder ihren Weg in das spätere katholische Gesangbuch fanden.

Weiterhin waren Pfarrer bemüht, neue Lieder zu dichten und den ständig wachsenden Liedschatz der deutschen Protestanten für die Litauer zu übersetzen. Weil das Gesangbuch in späteren Auflagen auszufern drohte, faßte man viele Lieder in einem besonderen Psalmbuch

zusammen, das nur für den Gebrauch im Hause und bei Gebetsversammlungen der Surinkiminker benutzt wurde, in der Kirche jedoch nicht zu finden war. Beide Bücher umfaßten über 1250 Choräle und geistliche Volkslieder, dazu zahlreiche Gebete für alle Lebenslagen.

Mit der Zeit fand auch eine starke Anpassung der deutschen und litauischen Melodien und Texte statt. Es kam in unserer Heimat häufig vor, daß bei Visitationen, Begräbnissen, Missionsfesten und ähnlichen Begebenheiten deutsche und litauische Christen gemeinsam den selben Choral sangen, jeder in seiner Sprache,

ohne daß es dabei einen Mißklang gab. Bei uns lebten Jahrhunderte lang Deutsche und Kuren und Litauer einträchtig beieinander und empfanden sich trotz verschiedener Sprachen als Brüder und Schwestern in Christo. Arger gab es erst, als nationalistische Heißsporne auf beiden Seiten alle Toleranz, die so lange geübt worden war, über Bord warfen, als Deutsche das auf ganz natürliche Weise schrumpfende preußische Litauertum mit Gewalt germanisieren und als Litauer möglichst halb Ostpreußen für ein großlitauisches Reich vereinnahmen wollten.

Daniel Mantwill

## Zu Weihnachten in den Festungsgraben

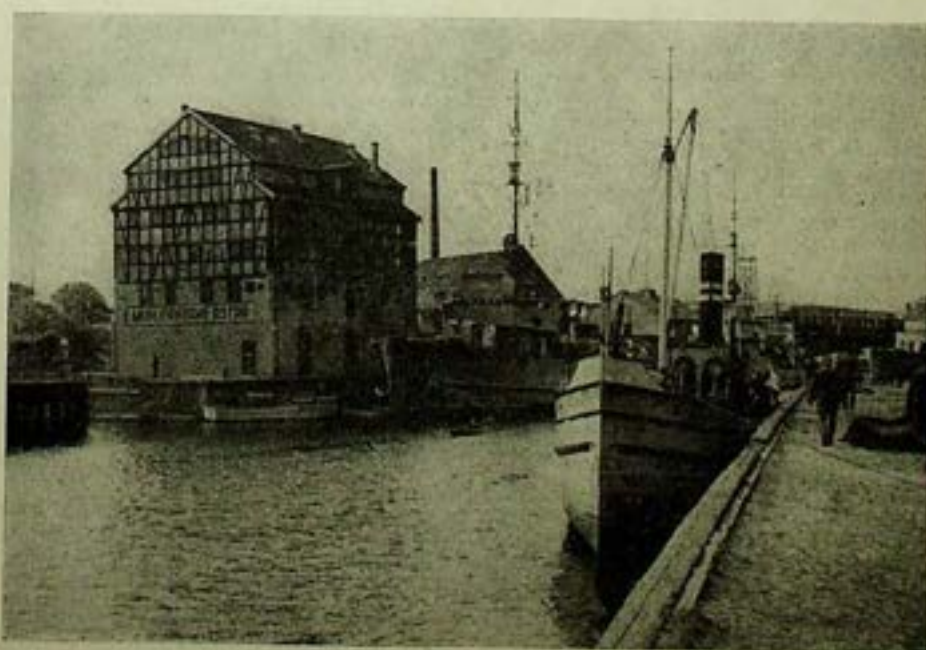
Unterwegs mit Nehrungsdampfer „Herta“ — Von Fritz Pietsch

Der Dampfer „Herta“ gehörte der Ostdeutschen Dampfschiffahrts-Gesellschaft (ODG). Er war 33 m lang und 5 m breit und fuhr zunächst auf dem Memelstrom zwischen Tilsit und Schmalleningken sowie die Gilge entlang. Dann nahm er die Touren Memel — Nidden und Nidden — Heydekrug auf. Die abgelegenen Nehrungsörter Preil und Perweik wurden in die Tour einbezogen.

Das Schiff war schon alt, und alt waren auch Dampfmaschine und Kessel. Sämtliche Maschinenteile waren schon sehr abgenutzt, und der Kesseldruck war soweit reduziert, daß keine große Fahrt mehr zustande kam. Deshalb plante die Reederei, einen Motor einzubauen, und zwar sollte die „Herta“ das erste Motorschiff der ODG werden. Im Herbst 1927 kam sie auf die Königsberger Werft Union-Gießerei. Hier bekam das Schiff einen 90-PS-Motor der Firma Bonn & Kähler.

Ich wurde im Frühjahr 1928 bei der Reederei angestellt und mußte im April zur Werft nach Königsberg fahren. Mit Dampfer „Phönix“ unternahm ich die Fahrt von Nidden aus über Labiau. Als ich auf der Werft ankam, war der Einbau des Motors schon beendet. Bald konnten wir eine Probefahrt den Pregel hinunter bis zum Frischen Haff unternehmen. Mitte Mai folgten dann Abnahme und Übergabe des Schiffes an die Reederei. Schiffsführer war damals Max Röder aus Memel, Motorist Erich Zander aus Tilsit, Matrosen Albert Fröse aus Ruß und ich. Wir machten Leinen los und fuhren den Pregel aufwärts bis Labiau und über Labajienen in das Kurische Haff nach Nidden.

Mittwochs und sonntags ging es von Nidden nach Memel zum Markt. Schon um 3 Uhr früh war Abfahrt von Nidden. Bereits um 2 Uhr kamen die Fischer mit



Die „Herta“ an ihrem Liegeplatz in der Dange



den Fischkisten an Bord. Da mußten wir schon aus unseren Kojen heraus! Die Kisten mußten gut gestapelt werden, damit sie beim Schlingern nicht ins Rutschen kamen. Um 1/4 4 Uhr legten wir in Preil an. Die Fischer und ihre Frauen warteten bereits mit ihren Fischen und Pacheideln am Landungssteg. Um 1/2 5 Uhr waren wir in Perwelk, das damals noch keine Anlegestelle besaß. Die Fischer mußten mit Booten herankommen. Erst 1932 wurde hier ein Landungssteg gebaut.

Um 7 Uhr trafen wir in Memel ein. Interessant war das Abladen der Fischkisten. Jede Frau wollte den besten Verkaufplatz an der Markthalle erwischen. Daher wurden die Kisten förmlich von Bord heruntergerissen. Manche Frauen taten sich zusammen und trugen die erste Kiste gemeinsam an den Standplatz, der damit belegt war. Andere schleppten ihre Kiste im Laufschrift an einem Strick hinter sich her. Hatte sich jede ihren Platz auf diese Weise gesichert, so konnten die restlichen Kisten ruhiger hinübertransportiert werden. Dazu gab es Rollmänner, die mit ihren Wagen schon bereitstanden, den Fischerfrauen beim Transport zu helfen.

Wir aber hatten das Deck zu waschen, sobald das Schiff leer war. Dann drehten wir die Nase wieder in Richtung Dangeausfahrt. Bald kamen nämlich die ersten Pferdefuhrwerke Memeler Firmen mit Waren für die Kaufleute und Hotelbesitzer der Nehrungsorte. Man glaubt es kaum, was so ein Schiff alles schlucken konnte: Bretter, Zement, Säcke mit Kartoffeln und Mehl, Zucker, Salz, Kisten mit Getränken. Das ging so bis 13 Uhr ohne lange Pausen. Als letztes kamen die leeren Fischkisten an die Reihe. Abgehetzt erschienen dann die Fischerfrauen. Sie hatten nicht nur den Fang absetzen, sondern auch noch die Einkäufe machen für den Haushalt, für die Familie und für den Fischfang, nämlich auch Netze und Leinen, erledigen müssen. Pünktlich um 13 Uhr wurde abgelegt, und mit Voller Fahrt voraus ging es nach Perwelk.

Von Nidden fuhren wir gleich weiter nach Ruß, denn auch für diesen Kirchorst im Memeldelta hatten wir in Memel Stückgut geladen. War es ein Mittwoch, so blieben wir in Ruß bis Freitag liegen, wenn es keine Zwischentour mit Ausflüglern gab oder wenn wir keine Frachtkähne nach Memel zu schleppen hatten. Einmal mußten wir von Tilsit ein 100 m langes Holzfloß nach Memel schleppen.

Am Sonntag machten wir Promenadenfahrten von Tilsit nach Obereißeln, von Ruß nach Nidden und Schwarzort. Am Montag wurde von der Nehrung nach Heydekrug zum Markt gefahren, der am Dienstag bereits im Morgengrauen begann. Wenn Mittags der Markt beendet war, hatten wir das Schiff wieder voll mit Baumaterial, Kartoffeln und leeren Fischkisten. Die Hoteliers der Nehrung kauften gern auf dem Heydekruger Markt ein, wo die Preise niedriger als in Memel lagen. Butter, Sahne, Fleisch, Wurst und Krebse waren hier besonders preiswert. Oftmals bekamen wir Matrosen von Hotelbesitzern den Auftrag, Eier oder Krebse für sie einzukaufen. Das gab dann ein schönes Trinkgeld.

Im Herbst und Frühjahr, wenn die Fischer mit ihren Keitelkähnen von der Nehrung nach Heydekrug segelten, kam es oft vor, daß sie ungünstigen Wind antrafen. Denn gegen Strömung und Wind kamen die schweren Nehrungskähne nur schlecht vorwärts. So warteten an der Bake der Atmathmündung manchmal bis zu zwanzig Kähne auf uns, die wir in Kiellinie bis Heydekrug schleppten.

Im Herbst fuhren wir, solange der Frost es zuließ. Ging es dann auf Weihnachten zu, so verholten wir in den Memeler Festungsgraben. Dort machten wir die „Herta“ zum Überwintern fertig. Wir entleerten sämtliche Wasserrohre, packten die Schraubenwelle mit Wolle und Jutesäcken ein, säuberten und fetteten den Motor. Dann konnten wir zum Weihnachtsfest nach Hause fahren und die Winterferien beginnen.

Als die ODG ihre Reederei auflöste, wurde die „Herta“ an die Fischervereine

Nidden, Preil und Perwelk verkauft. Der Kollektivbesitz war jedoch eine Lösung, die niemand zufriedenstellte. Daher übernahm der Niddener Kaufmann Johann Fröse das Schiff in Alleinbesitz, nachdem er schon vorher einen Anteil besessen hatte. Er ließ die „Herta“ um 5 m verlängern, weil die Fracht ständig zunahm. Nach dem Tode von Schiffsführer Röder fuhr ab 1932 Franz Baranzki aus Ruß die „Herta“. 1944 führte Albert Pietsch aus Nidden das Schiff. Im Herbst 1944 legte die „Herta“ ihre große Bewährungsprobe ab. Während die Russen schon über das Haff auf die Nehrung schossen, brachte Herr Fröse das Schiff über die Ostsee nach Dänemark und von dort nach Hamburg, wo es auf der Alster eingesetzt war. Um 1960 wurde die „Herta“ an eine holländische Reederei verkauft und erneut umgebaut. Sie fuhr die Tour Rudesheim-Rotterdam, und ich sah sie auf dieser Tour mehrfach wieder. Sicher ist sie auch heute noch nicht abgewrackt.

## Rund ein Jahr

Eine wahre Begebenheit / Erzählt von Elisabeth Josephi

Sie wohnten in Memel, Kantstr. 4 a. Vater war vom ersten Jahr an im Kriege und die Mutter mit ihren vier Kindern im Alter von sechs Wochen bis zu sieben Jahren folgte im Sommer 1944 einer Einladung ihres Bruders, der Gutsverwalter im Warthegau war, und fuhr mit allen Kindern dorthin. Es sollte doch nur für den Sommer sein. Daß es keine Rückkehr nach Memel mehr geben konnte, das befürchtete noch niemand. Doch die Front rückte immer näher. Der Feind hatte fast schon Ostpreußen erreicht. Doch hier, nur 100 Kilometer vor Berlin, fühlten sich alle noch sicher. Und wo sechs Kinder im Hause sind, gibt's immer frohes Leben. Die Gedanken von Müttern, Großmüttern, Tanten mußten sich mit den täglichen Anforderungen beschäftigen. Hier, auf dem Lande, gab es arbeitsreiche Tage, ruhige Nächte, kein Schlangestehen nach Lebensmitteln. Von der Not in den Städten hörte man nur im Radio, las man nur in den Zeitungen.

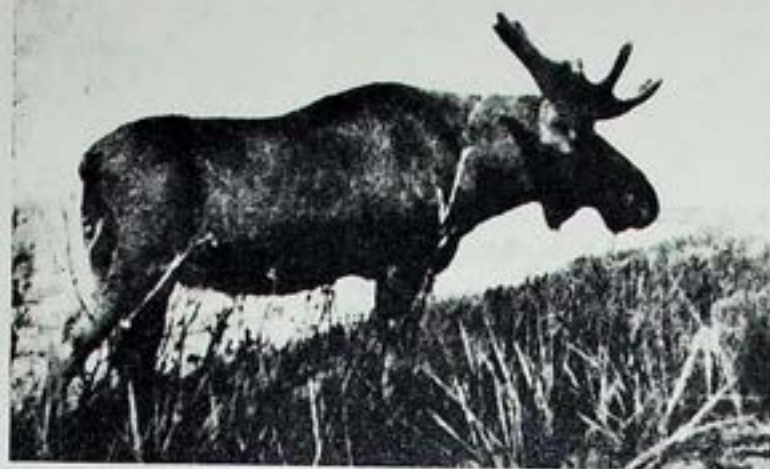
Einmal, kurz vor Weihnachten, kam der Vater noch auf Urlaub. Er kam aus Ostpreußen, wo die Russen inzwischen Memel eingeschlossen hatten. Noch vor dem Fest mußte er zurückfahren. Das war ein dunkler Dezembertag. Doch wieder waren es die Kinder, die ablenkten, die ihre Freude haben sollten. Es wurden Puppen genäht, Pferdchen geschnitzt, Wagen gebastelt. Eine ganze Menge Spielzeug lag unter dem Weihnachtsbaum, einer herrlichen Tanne. Das große Zimmer war eine warme, helle Weihnachtsstube, in der die Weihnachtslieder gesungen wurden. Aber am nächsten Morgen hatte Gert hohes Fieber, am zweiten Feiertag mußte auch Beate im Bett bleiben. Der Zustand der Kinder verschlechterte sich von Tag zu Tag. Zuerst konnte der Arzt nichts fest-

stellen, dann aber meinte er, Typhusverdacht liege vor. Die Kinder mußten ins Krankenhaus, in die Isolierstation. Das geschah am Silvestertage 1944.

Die leeren Kinderbetten zuhause waren ein trauriger Anblick. So fing das Jahr 1945 an. Wohl konnte die kleine Beate nach acht Tagen wieder nach Hause, aber Gert mußte im Krankenhaus bleiben. Er hatte eine schwere Lungenentzündung bekommen und schwebte in Lebensgefahr.

Am Sonntagabend, dem 19. Januar 1945, während des Mittagessens kam telefonischer Anruf: „Sofort packen, so schnell wie möglich einen Treck zusammenstellen und abfahren!“ Das hieß Flucht mitten im Winter bei strenger Kälte. Und Gert lag in Scharnikau, 15 Kilometer entfernt. Wohl wurde von dort aus mitgeteilt, daß das Krankenhaus mit einem Lazarettzug evakuiert werden solle. Die Mutter fuhr hin und erlebte die große Freude, daß eine Wendung zum Besseren in Gerts Befinden eingetreten war. Er war außer Lebensgefahr und plauderte lebhaft mit der Mutter. Im Krankenhaus wurde sie

**Wirb auch Du  
einen neuen Leser  
für  
Dein Heimatblatt**



### **Es scheint kaum glaublich,**

*aber es ist doch wahr, daß man solche herrlichen Elchbilder auf unserer Nehrung ohne Teleobjektiv machen konnte. Der Sandkrugelch war so sehr an die Memeler gewöhnt, daß man ihn mit jeder Box aus nächster Nähe auf den Film bekommen konnte.*

Auß. A. O. Schmidt

nen sich oft zur rechten Hand und lassen den Wald dort zurücktreten. Die am Fuchsweg liegenden Wiesen wurden von Schwarzortler Fischern gepachtet, das Gras gemäht und zu Streu verwendet. Wenn in früheren Jahren die Poststraße im Herbst oder Frühjahr in schlechtem Zustand war, haben die Fischer den Fuchsweg oft befahren. Sonst traf man in dieser Einsamkeit selten einen Menschen . . .

In der Nähe des Fuchsweges seewärts liegt bei Kilometer 12 der „Grunewald“. Dieses Waldstück besteht aus einigen noch über 100 Jahre alten Kiefern, die weit in der Runde über die Bergkiefern herabsehen. Kiefernstämme, massig, moosbehangen, dehnen ihre gewaltigen Äste in den Himmelsdom. — Etwa zwei Hektar dieses Waldes sind mit Kiefern (*Pinus silvestris*) dicht geschlossen bestanden. — Moosbeeren leuchten rot aus dem grünmoosten Waldboden. Ihre Früchte werden auch im Winter noch vom Elch genommen. In einer mit Birken bestandenen Lichtung ist eine Suhle des Wildes; die Birken spiegeln sich im Wasser dieses Tümpels. Einsamkeit lastet über diesem Wald. — Man sieht und man hört nicht viel. Ab und zu vielleicht ein Bussardschrei, und bei Sturm und bewegter See hört man die Brandung eintönig herüberklingen. — Hier ist Gottesfrieden . . .

#### **Elche schauen uns an**

Und auf einmal steht ein gewaltiges Tier da, so plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, und sieht uns an . . . Ein Elchhirsch! Stark und massig ist das gewaltige Haupt, und die Schaufeln ragen wie knorrige Äste hoch empor. — Die langen Läufe, auf denen der starke und große Körper ruht, und die Form des langen Kopfes mit der gebogenen Oberlippe lassen uns unbewußt auf ein Urtier schließen, das schon vor Jahrhunderten hier seine Fährte gezogen hat. — Starr und unverwandt äugt der Elch zu uns herüber, wie ein Denkmal steht er da — ein Bild von urwüchsiger Kraft und Stärke . . .

Der gesamte Elchbestand der Kurischen Nehrung betrug bis zum Krieg etwa 150 Tiere. Die Hauptstandorte des Elchwildes sind Preil-Perwelk. Hier ist das eigentliche Elchrevier. Aber außer der so wildreichen Palwe bis Nidden und Rossitten ist der Elch ebenso in Sandkrug wie im Grunewald, in Erlenhorst, Bärenschlucht und Schwarzort vertreten. Nach 1939 war das Geschlechterverhältnis etwa 1:3, demnach waren zuviel Tiere da. Im Jahre 1940 wurden 15 Tiere und Kälber abgeschossen. Der normale Abschluß betrug sonst jährlich 3—4 Hirsche und ebensoviel weibliches Wild, Tiere und Kälber, also insgesamt acht Elche jährlich. Bei den Hirschen wurden in der Hauptsache die gefährlichen Stangenelche abgeschossen. Trotz des Abschusses wies der Bestand in den letzten Jahren eine steigende Tendenz auf. Die Lebensbedingungen für das Elchwild sind auf der Nehrung geradezu ideal. Der Bedarf an Wasser und Gerbstoffen ist dem Elch lebensnotwendig. Bei Fehlen von Gerbstoffen geht er unter stetigem Kräfteverfall langsam ein. Diese Gerbstoffe sind wahrscheinlich in der Weidenrinde, aber auch in anderen Laubböhlzern und Knospen enthalten. Um an die Zweige höherer Stangen gelangen zu können, reitet der Elch dieselben einfach nieder.

In der Brunft, die Anfang September oder Ende August beginnt, werden die Hirsche unruhiger und wandern mehr umher. Der Brunftschrei, d. h. das Röhren der Elchhirsche, ist zum Vergleich zum gewaltigen Orgelkonzert der Rothirsche nur ein dumpfes Röcheln, das nicht weit vernehmbar ist. In der Brunftzeit sind die Hirsche recht angriffshustig. Auch in Hausgärten kamen Elche besuchsweise und setzten leicht und unbeschwert über höchste Gartenzäune. Hier haben sie manchmal Schaden verursacht. Bekannt war auch der Sandkrugelch, der mit Behagen Seebäder nahm. Die Bäder der Elche haben einen guten Grund, nämlich den, die Elchfliege und andere un-

liebsame Bewohner loszuwerden. Gern stellt sich der Elch in die tiefere Brandung und läßt die Brecher über sich schäumend ergießen. — Dann trollt er zum Strand, schüttelt sich, daß die Tropfen nur so sprühen, und tollt wie ein Unvernünftiger im Sande umher. — Besonders Neugierige hat der Sandkrughirsch in die Flucht gejagt. Die Verfolgung geht nicht sehr weit, auch ist mir von der Nehrung kein Fall bekannt, daß Menschen durch Elche getötet wurden. Als ein Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Angriffes gilt, wenn der Elch plötzlich die Lauscher (Ohren) nach hinten wirft, an den Kopf drückt, mit den Lichtern böse funkelt oder gar zornig den Boden stampft. Dann ist im allgemeinen der Augenblick gekommen, wo man Fersengeld geben muß.

Aber auch Wege werden manchmal vom Elch so verstellt, daß man auf keinen Fall vorbeifahren kann. Auf der Poststraße ist es mir einmal so ergangen. Mit Pferd und Wagen ließ mich der Elch, der mitten auf dem Wege stand, ganz dicht heran und machte gar keine Anstalten, auch nur zwanzig Zentimeter wegzurücken. Was tut man, wenn auch das Pferd nicht mehr weiter geht? Man kehrt um. Eine neuerliche Anfahrt verlief ebenso erfolglos. Schließlich gelang mir ein weiterer Umweg über abseits der Poststraße liegende Dünenwege. Welch ein Vorteil, daß die Nehrung an Wegen nicht arm ist. . . . Es sind auch Fälle vorgekommen, daß der Elch auch die Ausweichwege verlegt, wenn er gemerkt hat, daß man ihm ausweichen will. Dies ist mir auch mit dem Fahrrad passiert.

Schließlich möchte ich ein einmaliges Erlebnis der Vergessenheit entreißen, denn so etwas kommt nicht alle Tage vor. Der frühere Schwarzortler Badearzt Dr. Siebolds besuchte meinen Vorgänger, den Dünenwart Muscate in Erlenhorst. Wie das bei ausgewachsenen Männern manchmal so geht, saß man wohl etwas länger zusammen, und als der Arzt sein Fahrrad in Richtung Schwarz-

ort bestieg, war es fast stockdunkel. Es war so finster, daß man mit dem Fahrrad die Mitte der Fahrbahn halten mußte, um sich an dem etwas helleren Himmelsstreifen über den Baumkronen orientieren zu können. Hinter Liebestal, wo die Poststraße bei Km. 13,5 bis 14 dicht am Hall verläuft, geschah dann das fast Unglaubliche. Dr. Siebolds fährt urplötzlich mitten auf der Poststraße auf einen Gegenstand, überschlägt sich und fliegt im hohen Bogen vom Rad. Während er sich langsam vom Boden aufrappelt, sieht er neben sich einen großen Schatten erscheinen und im Wald links verschwinden. Der Doktor hat gleich gewußt, daß es sich um einen ausgewachsenen Elch handelt, denn soviel kann man auch bei stockdunkler Nacht erkennen. Der Schreck dürfte auf beiden Seiten gleich groß gewesen sein. Die Hauptsache, daß Beiden nichts passiert war und jeder seine Reise fortsetzen konnte.

In der Brunftzeit gab es zwischen den Elchhirschen oft erbitterte Kämpfe. Die Stangenelche, die dolchartige Spieße an den Stangen haben, sind oft auch dem stärksten Schauler überlegen. In der Gegend von Preil hat in einem Jahr ein Stangenelch mehrere Schaufelhirsche zu Tode geforkelt und wurde schließlich von Oberförster Neuber erlegt. Der gesamte Abschub beschränkte sich bei dem Abschub der Hirsche auf die Ausmerzungen dieser gefährlichen Mörder.

Die Abwurfstangen der Elche waren eine schöne und begehrenswerte Trophäe, so daß oft im Frühjahr verschiedene Liebhaber eine regelrechte Suche nach den Elchschaufeln unternahmen. Rechtmäßig sollten die gefundenen Schaufeln abgeliefert werden, aber die Forstbeamten sind nicht überall, und die Nehrung ist groß genug, daß man einander nicht so oft begegnet. Es war letzten Endes keine große Sünde, und auch die Fischer haben sich über eine schöne Abwurfstange ebenso gefreut wie ein Forstbeamter.

## Erlenhorst

war der Dienstatz des Verfassers dieser schönen Nehrungsbilderungen. Auf dem Wege von Sandkrug nach Schwarzort hat jeder Nehrungswanderer einmal sein freundliches Gehöll am Hall passiert und wohl auch die Karallus'sche Gastfreundschaft genossen.

Adm.: Jaebel



HENRY FUCHS

## Meine ersten Eindrücke von der Kurischen Nehrung

Meine Wiege stand in Masuren. Ich wuchs im Kreise Pr. Eylau auf. Meine erste Lehrerstelle erhielt ich 1923 in Prökuls, Kreis Memel (MD 2/1975: „Meine Fahrt nach Prökuls“)

Nach der 2. Lehrprüfung und der darauf folgenden „einstweiligen Anstellung“ bat mich Schulrat Kalweit wiederholt um Übernahme von Schul- und Kirchendienst in Nidden. Ich bekannte ihm freimütig, daß ich Nidden und überhaupt die ganze Kurische Nehrung nicht kenne und nur wüßte, daß die Königin Luise dort beinahe in ihrem Schlafgemach ertrunken sei. Erfolg seines väterlich-wohlwollenden Angebots: Ich machte im Februar oder Anfang März 1923 eine Besichtigungsreise nach Nidden.

Meine Frau, die ich 1922 geheiratet hatte, überreichte mir mit guten Wünschen den gepackten Rucksack. Mit dem Zug nach Memel. Meine dortige Erkundigung nach Weiterfahrtsmöglichkeit wurde fast wie ein Witz aufgenommen: „Heute nach Nidden? Mann, wie denken Sie sich das? Wollen Sie sich vielleicht einen Eisbrecher chartern?“

Also Übernachtung im „Ballischen Hof“. Mit der ersten Fähre – es war noch dunkel – über das Tief nach Sandkrug. Hier die gleichen Fragen und fast dieselben Antworten. „Wenn Sie Glück haben, vielleicht von Schwarzort aus; aber ob Sie dort die Karriolpost heute noch erreichen werden?“ Ein Achselzucken. „20 km... Nein, das werden Sie kaum schaffen.“

Und der Weg dorthin?

„Am besten längs dem Seestrand; die Straße macht Umwege und ist wohl auch noch ziemlich schneematschig und holprig.“

Also los quer über die Nehrung zum Strand! Frühstücken wollte ich später nach einigen Kilometern. Das Hotel hatte bei meinem Aufbruch noch in tiefem Schlaf gelegen.

Ein sonniger Tag, sanfter Westwind, leichte Schälung der züngelnden Wellen. Der sandige Strand wie frisch gefegt, ohne Spuren; die See blank, ganz leicht bewegt, in den Farben wechselnd von blau bis grünlich je nach Lage der weißen Wölkchen zur Sonne. Ringsum Stille, nur leises Zischeln der spielenden Wellen. 26 Jahre mußte ich alt werden, um diese Naturschönheit genießen zu dürfen!

Rüstig schreite ich aus. Die Sonne guckt über die Vordüne und verwandelt das Meer

in eine unendlich weite Glitzerfläche. Darüber vereinzelt Möwen. Auf dem Wasser auch einige andere Vögel, Eisenten vielleicht? Wieder und wieder verhalte ich meinen Schritt. Dieser Märchenzauber! Wenn es den auch in Nidden gibt... Ja was dann? Oh, ich weiß schon...

Und dann... Was entdeckte ich am Strand! Versteinerte Tierchen: Seeigel, Schwämme (Sponien), Muscheln und Schnecken, auch einen Belamnitenschnitt in verkieseltem Kreidekalk. Ich fülle meine Manteltaschen mit diesen jahrmillionenalten Zeugen der Erdgeschichte, ersetze aber



Elch auf der Kurischen Nehrung

bald einzelne Stücke durch noch schönere. Ein Spiel, das sich nach wenigen Schritten wiederholt.

Nach einigen Stunden sehe ich einen Rettungsschuppen und ein paar hochgezogene Boote, aber keinen Menschen. Nach der Kilometeranzeige durch eiserne Tafeln auf der Vordüne muß halfwärts Schwarzort liegen. Aber soll ich nochmals die Nehrung in ihrer ganzen Breite überqueren? Essen kann ich ja aus dem Rucksack. Also halt! Rucksack geöffnet. Wäsche, Wäsche, in Papier gewickelt. Aber wo sind die Stullen? Keine Spur davon. Irgendwo muß mir jemand zuvorgekommen sein. Soll ich nun doch nach Schwarzort? Aber wann bin ich dann in Nidden? Die 30 km werde ich wohl auch ohne Stärkung schaffen; ich war doch Infanterist!

Doch jetzt wird der Strand steinig. Es sind zwar sehr schöne Steine (Geschiebe), handtellergroß, in vielen Farben leuchtend, besonders wenn die Wellen sie netzen. Ein paar tue ich in den Rucksack. Dann aber suche ich doch die Straße. Sie verläuft fast auf der Mitte der Nehrung, gleich weit von Hoff und See entfernt. Sie ist eben, aber stellenweise nicht eisfrei. Der Rucksack beginnt zu drücken. Die Steine... es sind zu viele; nur die allerschönsten will ich behalten. An einigen überschwemmten Stellen bricht das Eis. Ich patsche durch. Was hilft's, sich zu ärgern, daß die Schuhe nicht hoch genug sind! Links hohe, kahle Dünen, rechts weniges Gestrüpp, ansteigend zur Vordüne, hinter der hier und da die See blinkt. Immer öfter sehe ich nach der Uhr. Der Rucksack muß geleert werden. Schnell weiter; beim Stehen habe ich das Gefühl, als presse sich alles Blut krampfhaft ins Herz, und die Füße frieren.

Plötzlich patscht es laut und knackt: ein Elch! Der erste in meinem Leben! Ob der mich... nein, er trollt zurück.

Ein Wegweiser: „Nach Perwelk“. Mein Himmel! Erst die halbe Strecke Schwarzort-Nidden! – Weiter!

Wald säumt jetzt den Weg. Ein Wagen holt mich ein, ein kleiner Einspänner. Ein Förster. Er hält wirklich an. Ein paar erklärende Worte, und er nimmt mich freundlich mit, sehr verwundert über meine Ahnungslosigkeit. Es ist Revierförster Schuhmacher aus Schwarzort. Sein Bezirk; die ganze Nehrung bis hin zur Grenze. Ich zeige ihm einige meiner aufgelesenen Schätze. „Oh, wenn Sie sich schon darüber freuen können, dann wird es Ihnen hier sehr gefallen. Sie scheinen der richtige Mann für Nidden zu sein.“ Nach etwa 1 1/2 Stunden hält er. „Weiter kann ich Sie leider nicht mitnehmen; der Weg steigt über die Düne, wird meinem Pferdchen zu schwer. Aber in einer Viertelstunde sind Sie da.“

Dicht am Wege ein kleines Gehöft. Ich trete ein. Der Dünenaufseher empfängt mich, erfreut über den Gast. Ich erkundige mich nach dem Weiterweg, esse etwas und erhalte als Begrüßungsgeschenk ein Gläschen dunklen Waldhonig.

Bald sehe ich von einer bewaldeten Dünenhöhe hinab aufs Dorf. Nidden! Ist das ein Bild! Nicht wie von Menschenhand gemalt! Wie hingezaubert von göttlicher Hand. Eine Farbensinfonie. Vergessen alle Müdigkeit. Ich stehe und schaue. Da soll ich hin? Nein, da möchte ich, da will ich hin! Langsam, fast andächtig schreite ich hinab. Die Häuser! Alle braun gestrichen, mit blauen Fensterläden und Türen. Vor jedem ein Vorgarten. Hoch oben am Waldrande ein edelgeformtes Kirchlein.

Einkehr bei dem Kollegen Henkel. Seine Frau bewirtet mich überaus herzlich mit einigen Glas Milch. Er gibt mir kurz die nötige Lagebeschreibung: seine Frau – eine Tochter von Hermann Blode, viele Nebenämter, seit rund zwanzig Jahren hier tätig. Aber seine Kollegen waren „Eintagsfliegen“, wechselten stets nach kurzer Zeit. Allen war es hier zu abgelegen, einsam, wirtschaftlich zu schwierig. Aber im Sommer...

„Und das Schulhaus?“ frage ich gespannt.

„Im Schulhaus wohnten die Pfarrer, die bisher gleichzeitig Lehrer waren. Nur ein Klassenzimmer im Hause, die beiden andern in Fischerhäusern gemietet.“

„Und wo werde ich wohnen können?“



Blick auf Nidden

„Einige Fischerhäuser haben gute Wohnungen.“

Hoherfreut, endlich die fehlende Lehrkraft zu erhalten, führt er mich eilig durch mehrere Häuser, immer von einer Seite hinein, durch den riesigen Flur, an der andern Seite hinaus und durchs nächste Haus. Vorläufig vergebens, die Fischer sind ausgefahren. Wir haben es eilig; denn ich möchte ja heute noch zurück. Die einzige Möglichkeit, die sich mir zufällig bietet, will ich nicht vorbegehen lassen. Seit gestern ist das Haff offen, das heißt eisfrei, und heute wird zum ersten Male ein Kahn des Fischhändlers und Hotelbesitzers Hermann Blode nach Memel zum Markt segeln. Die nächste Fahrt erst in der kommenden Woche. Wann die Marktdampfer ihre Fahrten beginnen werden, ist noch ungewiß. Die werden dann zweimal wöchentlich nach Memel und einmal nach Heydekrug fahren. Auch über die Lebensverhältnisse berichtet mir Herr Henkel kurz. Mehrere Gastwirtschaften und ein Bäcker versorgen die Einwohner mit Lebensmitteln. Im Herbst Winterbevorratung mit Kartoffeln und Fleisch-

waren von Memel und Heydekrug. Mitunter können auch die Fischhändler im Winter etwas von dort mitbringen. Fast alle Fischer haben eine Kuh und schlachten in der Osterzeit ein Kalb. Auch Hühner gibt es. Brennholz ist knapp. Briketts und Kohlen oder Torf müssen herübergeholt werden (er meint über das Haff). Im Sommer reges Kur- und Badeleben. Die Einwohner sehr kirchlich, die Schüler aufgeweckt und infolge des Umganges mit Kurgästen meist recht beweglich. Folgen der Inzucht überwunden. Nebenbei werde ich hingewiesen

auf Nebenämter, die mir hier blühen könnten.

Entscheidend für mich: landschaftliche Schönheit, Dorfidyl, gute Schulverhältnisse, bodenständige, naturverbundene Bevölkerung, gesundes Klima, berühmter Kurort mit dem Genuß vielseitiger geistiger und musischer Anregung.

Frohgemut kehrte ich heim, und schon nach wenigen Wochen vermißte meine Frau, das Paradies gefunden zu haben. Wir bezeichneten die Kurische Nehrung seitdem als unsere Heimat.

FRITZ KUDNIG

## „Das Wunder am Meer — die Kurische Nehrung“

Die eigenartigste Landschaft unserer Heimat war zweifellos die Kurische Nehrung. Schon wenn man, bald hinter dem materischen Dörfchen Sarkau, aus dem Walde heraustrat, konnte man, weiter wandernd, heimlich erschauern vor der Weltverlorenheit dieses Landes. Armselig, fast steppenartig, dehnte sich der unfruchtbare Sandboden zwischen Haff und Meer. Dichte Erlenbüsche, sturmzerzauste, struppig-krüppelige Birken und Kiefern fristeten ein kümmerliches Dasein in dieser verlassenen Welt, deren Einsamkeit den Wanderer bei Nebel und strömendem Regen noch tiefer anrührte. Doch blickte er, im Sonnenschein wandernd oder ruhend, plötzlich einmal zu Boden und bückte sich zu einem der oft mimosenartigen, hungerschnalen Nehrungsblümchen hinunter, deren rührend kleine Blütensterne nicht minder leuchteten als die der großen, wohlgenährten Blumenwestern auf dem sicheren Festlande, dann packte ihn vielleicht hier schon ein beglückender Schauer vor den Wundern dieser Landschaft. Denn er fühlte gerade beim Anblick solcher lichten Hungerblümchen die Allgewalt des Lebens, das auch die winzigsten Lebewesen, ja, noch das unsichtbare Atom, aufs Innigste durchdringt.

Und nun dort, in greifbarer Nähe, die gewaltige Wanderdüne! Ein Wunder an Schönheit im Spiel der Formen und Linien seiner Hügel und Täler. Musik der Erde und des Himmels, deren schwingende Melodie sich jedem empfindsamen Herzen übertrug. Aber doch nicht nur ein Symbol des lichtfrohen Lebens, sondern auch des Todes. Seit Jahrtausenden hatte der harte Seewind den fliegenden Sand der Meeresküste über den flachen Nehrungssockel dem Haffe entgegengetrieben. Hier staute er sich zu einem immer mächtiger werdenden Wall; zu einer schier endlos langen Seesandschlange, die, ewig unruhig, ewig in Sturm und Wind hin und her sich windend, an der Haffküste lag, wo sie vor Zeiten eine Rei-

ne von Nehrungssockeln und Wanderdünen begraben hatte.

Bei Rossitten erst urft man nach endlos schneidender Wanderung, auf dem man kaum einem Menschen begegnet war, die erste durch Sandgras und Kiefern festgelegte Düne. Hier gab es ein breiteres Stück fruchtbareres Landes, auf dem sogar Getreide angebaut werden könnte. Vor dem Dorfe blickte man auf ein mächtiges Moorbruch, über dessen himmelspiegelnden Wassern Tausende schneeweißgefügelter Möwen ihre Kreise zogen. Hier fand man die von Professor Thienemann gegründete Vogelwarte, deren wissenschaftliche Forschungen dieses Land der Vogelzüge weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht hatten. Hier lag am Fuße der nun immer höher steigenden Dünen auch eine der ersten Segelfliegerschu-

len. Welch wundervoller Anblick, wenn die windbeschwingten Segler wie riesige Vögel hoch über den goldenen Dünen im lichten Himmel schwebten; tief unten das Blau des Haffes und der unabsehbaren See!

Nun führte des Wanderers Weg wohl meistens an der Küste des Haffes entlang. Kosend umspülten seine Wasser die nackten Füße. Dicht zur Linken, steil in die Flut abstürzend, ragte die Düne dreißig, vierzig, fünfzig Meter hoch in den kristallklaren Himmel. Ruinöse Berge fliegenden Sandes, wenn es stürmte; ruheloses Leben — und ruheloser Tod. Stand da und dort noch ein Blümchen, ein niederer Strauch am schmalen Ufer des Haffes, am Fuße der Düne, nicht lange, dann wurde das alles von dem unheimlichen Wanderer droben vielleicht schon begraben.

Wann die Einwohner des Dorfes Pillkopen, das wie auf einer grünen Oase von mächtigen Dünen umringt, am Haffe liegt, nicht viermal in einem Jahrhundert ihre Wohnstätten dem schleichenden Dünentier überlassen, bis man die Düne durch Bepflanzen endlich zum Stehen brachte?! — Hinter Pillkopen stiegen wir fast immer auf die sich höher nun türmenden Dünen hinauf. Und dann ging es über hundert Hügel, durch hundert Täler Niddens entgegen, dem Paradies der Maler! Schon reckte sich in der Ferne der schlanke Leuchtturm. Und bald lag das Dorf, umblaut von den Fluten des Haffes, umarmt von grünendem Kiefernwald, unter der strahlenden Kuppel des himmlischen Domes vor unsern beglückten Blicken:

Mein schönstes Dorf im weiten  
Erdenrund!  
Wie wenn ein Gott aus leuchtender  
Palette  
berauscht von Farben bis zum  
Herzensgrund,  
dich wie im Traume hingezaubert  
hätte,  
so liegst du da, nun selbst ein  
Farbentraum,  
daß sich des Wanders trunkne  
Augen feuchten,  
wenn er dich von der Düne gold-  
nem Saum,  
lichtbrennend, schaut im Morgen-  
sonnenleuchten . . .

Tage folgten dann immer, die waren alle solch ein Traum von Farbe und



Wald bei L.

Licht, wenn wir das Dorf fischerhütten zwischen seinen weißen Fischerhäusern mit den kornblumenblauen Fensterläden, vor denen die hohen Sonnenblumen standen in den farbenbunten, lachenden Gärten. In den einsamen Dünen, in dem durchsonnten, duftenden Kiefernwalde rings um das Dorf fühlten wir uns in einem heiligen Lande. Silberweiße Möwen segelten, unzählbar, über den schwarzen, knorrigen Kurenkähnen drunten am Strande des Haffes. Abends raunten die hohen Halme des Schilfes vor unseren Fenstern im lauen Sommerwind. Die Wolken färbten sich jede Stunde mit tieferen und phantastischeren Farben. Hoch ins silberne Windgewölk hinein ragten die riesigen rauschenden Kiefern nahe dem Strande, deren Stämme bei jedem Sonnenuntergang wie Gold und Kupfer glühten. Rote Segel brannten über dem Haff in der dunklen Glut des abendlichen Himmels. Und wenn dann gar der Mond auftauchte und in den Wassern des Haffes eine breite, schimmernde Silberbahn baute, neben der, weithin, der Widerglanz der Sterne tanzte in der leicht gewellten Flut, dann konnte einem manchmal fast der Atem stillstehen vor diesem zaubertrunkenen Bilde.

Auch die Begegnung mit den Fischern, diesen mächtigen, breitschulterigen Gestalten, wurde ein Erlebnis. Schon der Anblick ihrer arbeitgehärteten, wuchtigen Fäuste flößte uns Städtern mächtigen Respekt ein. Ihre Stirnen waren zumeist von Runzeln und Runen durchfurcht. Ihre hellen Augen jedoch leuchteten, haffblau, als hätten sie nimmer Not und Tod ins Antlitz geschaut. — Ihre Frauen aber schienen uns mit ihren stillen, feingeschnittenen Gesichtern manchmal wie mittelalterliche Madonnenbilder, wenn sie in ihren farbigen Trachten in der besonnten Blumenpracht ihrer Gärten standen.

Majestätisch sahen wir, nahe dem Dorfe, aus dem Tale des Schweigens die Hohe Düne im smaragdnen Himmel ragen, die uns magisch immer wieder zu sich zog. Fast täglich standen wir droben. Wenn vom Meere her der Sturmwind über sie brauste, dann wühlte er den losen Sand auf, peitschte ihn uns wie feine, scharfe Glassplitter gegen die nackten Füße und wirbelte ihn über den Dünenkamm wie schtblondes Frauenhaar. Die weniger gefühlstrunkenen Nehrunger sagten dann: Die Düne raucht.

Wanderten wir nordwärts, in den Bruchwald hinein, dann schauten uns aus dem Dämmerlicht der Erlenbüsche und Bäume riesige Elche an wie Tiere aus einem sternfernen Lande, wie Fabelwesen aus Urweltzeit, deren Augen wie meertiefe Spiegel der Ewigkeit schlenen, so urseelenruhig und so unergründlich schauten sie drein, stumm, unbeweglich, als wären sie aus Stein gehauen. — Ja, Tage lebten wir, da fühlten wir uns selber wie in einer anderen, unirdischen Welt. Da standen wir, irgendwo, in mystischer Versunkenheit und wußten wirklich nicht mehr, ob wir noch Menschen oder schon Götter seien, trunken vom Licht des Ewigen, Eins mit dem Urschoß der Welten-Seele, deren beglückende Kraft wir in jeder Leibesfaser fühlten. — Da ging uns vor den wetterzerfetzten, crummegebogenen, doch so lebensstrotzigen Kiefernbaumen deren tiefes Sinnbild auf und ward in uns lebendiger Daseinswille: Alle Kraft wächst im Kampfe mit Not und Tod! Dieses frohe Wissen nahmen wir jedesmal nach

solcher Wanderfahrt mit in die steinerne Stadt. —

Von Nidden ging es entweder zu Fuß durch Wald und kupstenüberhöhte Dünen weiter nordwärts hinauf, oder ein schneeweißer Dampfer trug uns, immer an den lichtschimmernden Dünen entlang; vorüber an den ärmsten Nehrungsdörfern Preil und Perwelk nach Schwarzort, der heimlichen Königin der Nehrung, die in ihrem hochragenden, schwarz-grünen Walde, dem ältesten und schönsten der Nehrung, wie von einem dunklen feierlichen Gewande umhüllt, im Lichte lag, verträumt wie eine sonnentrunkene Frau. — Täler und Hügel durchzogen den Wald. Ein paradiesischer Friede umfing uns, der nur in der Gegend der hohen Reilberhorste durch die lärmende Unterhaltung der großen Vögel gestört wurde. Auf den Höhen hinter der kleinen gotischen Kirche ergriff es uns einmal, als wir aus dem Dünengrabe, wie schmerzgekrümmte Arme, entblätterte, weißgebleichte Äste ins Licht sich recken sahen: Zweige aus der Krone eines Kiefernbaumes, den die Düne einst unter sich begraben hatte. Der Tod mitten im Sonnenschein! — Den weiten, breiten Schwarzortler Strand mit seinem fast schneeweißen Sande

glaubt man heute noch leuchten zu sehen, wenn man, rückerinnernd, die Augen schließt. Ebenso unauslöschlich blieb dem Gedächtnis das verschwegene, dunkle Tannental, der romantische Weg an einem murmelnden Wässerchen entlang durch dämmernden Wald zu der gewaltigen Grickinn-Linde mit ihrem gespenstischen Astgewirr, unter dem wir uns immer wie in einer alten, heidnischen Kultstätte zu stehen wähten. — Wie könnte man je auch die Aussicht von dem Blocksberg vergessen, von dem man über die bewaldeten Dünen hinweg bis nach Memel schauen konnte. — Dorthin trug uns eines Tages wieder einer der weißen Dampfer, dünenentlang, an Sandkrug vorbei, daß der Stadt gegenüber liegt, in der uns bald nach der Landung an dem Brunnen vor dem Portale des Stadttheaters, liebreizend, das Anchen von Tharau begrüßte und später auch sein einstiger Sänger Simon Dach...

Mein Gott, wie lange liegt das alles zurück. Was hat die Nehrung, was haben wir alle inzwischen erlebt und erlitten! — Tiefst erschütternd, für immer der Seele eingebrannt, blieb uns unsere allerletzte Nehrungsfahrt und die Wanderung auf den hohen Dünen



Grickinn-Linde in Schwarzort



## In der memelländischen Sahara

Die Kette der Wanderdünen, bis zu 60 Meter Höhe aufragend, säumt die Haffküste der Kurischen Nehrung. Von Schwarzort bis hinter Nidden reicht die memelländische Sahara, die Landschaftsbilder von wahrhaft afrikanischer Großartigkeit bietet. Auch in diesem Sommer weilen unsere Gedanken in der Heimat, ob wir an der Nordsee oder am Mittelmeer unseren Urlaub verbringen. Nirgends ist es schöner als zu Hause!

### „Das Wunder am Meer“ (Schluß)

um Nidden in dem sonnenstrahlenden Herbst des Jahres 1944. Wir ahnten, daß es ein Abschied für unabsehbare Zeit sein würde. Denn drüben, fern, jenseits des Haffes, bummerten, dumpf, schon die Kanonen. Eines Abends erlebten wir Schauriges:

Wir saßen im Zauber des Mondenscheins  
am Haff. Der Krieg war vergessen

im Rausche dieses holden Seins.  
Er schlief aber nur unterdessen.  
Da wuchsen, grell, überm fernem Land

Am Himmel vier Lichterbäume.  
Bald säten Dämonen dort Mord  
und Brand.

Wir schämten uns unserer Träume.  
Die Wolken zuckten wie wabernde  
Glut,

wenn jählings die Bomben lohten.  
Im Haff aber glomm es wie  
brennendes Blut,

wie Blut von tausend Toten . . .

Es war der Brand von Tilsit, den

wir, obwohl aus so weiter Ferne, bis ins Herz erschauernd miterlebten. Am nächsten Tag eilten wir auf unsern Rüdern, schon fast fluchtartig, heim nach Königsberg. — —

Wird es zum letzten Male gewesen sein, daß damals Blut floß in unserem brennenden Heimatlande? Dunkel drohend steht die Zukunft hinter der vulkanischen Gegenwart. Noch schaut das Schicksal uns an mit unergründlich starrem Basiliskenblick. Doch wollen wir — trotz allem — nicht glauben, was ich, der Gerechtigkeit des Schicksals vertrauend, in meinem Buche „Flucht und Einkehr“ schrieb?

Was auch geschieht auf Erden  
an Untat, findet sein Gericht.  
Wir sollten stille werden.  
Wir Menschen sind die Richter nicht.  
Worüber wir jetzt klagen,  
wird eines Tags zerronnen sein.  
Was wir uns jetzt versagen,  
wird einst für uns gewonnen sein.  
O welches Wunder: Leiden  
vergehen wie ein Abendwind,  
wenn wir uns selbst bescheiden  
und dem Geschick gehorsam sind.

# Winterliche Nehrung

Die Nehrung ist für den Sommer da! Das war die Meinung der Badelustigen und sonstiger Naturfreunde. Im Winter verlor sie ihre Anziehungskraft und gab ihre Gäste schnell wieder frei. Nur, wer dort wohnte, verließ sie nicht, und nur, wer dort etwas Besonderes wollte, der suchte sie auch im Winter auf, vor allem Sportler mit Rodel und Ski. Der Sandkrug bot schon einige Gelegenheit dazu, in Schwarzort sollte es noch besser sein.

So fanden wir zwei uns, alte Bekannte und Anfänger im Skilauf, in dem Plan, einmal über die alltäglichen Sportstätten des Sandkrugs hinauszuziehen und die Wintersportmöglichkeiten in Schwarzort zu untersuchen. Wer dieses Ziel erstrebte, der mußte sich an die Nehrungsfischer halten, die zu den Markttagen mit ihren Schlitten nach Memel kamen, ihre Fische auf dem Markt feilboten und mittags wieder zurückführten.

Wir hatten uns vorsorglich mit dem Fischhändler verabredet, weil sein Erscheinen bei jedem Wetter sicher war. Treffpunkt war der Alte Sandkrug, die gemütliche Gaststätte auf der Höhe am Haffufer.

Der Winter war mit aller Macht gekommen, das Haff war zu, aber die Sandkrugfähre brachte uns pünktlich wie immer über das offengehaltene Tief zur anderen Seite. Eisschollen schwammen auf dem tintendunklen Wasser, ihre Schneekappen hatten sich voll Wasser gesogen wie nasse Schwämme. Sie wurden vom Schiffsbug zur Seite geschoben und verloren sich im wirbelnden Heckwasser.

Bald sitzen wir in der gemütlichen Gaststube, wo Nehrungsfischer kommen und gehen. Sie haben ihre Schlitten draußen stehen, ihre Pferde in dem baufälligen Stall untergebracht. Die Fischer fahren bald wieder ab, wir haben es nicht ganz so eilig, denn wir müssen uns für die lange Fahrt noch vorwärmen.

Dann besteigen wir den Schlitten, aber wir sitzen nicht in ihm, sondern auf ihm, denn es ist ein gewöhnlicher Arbeitsschlitten, der über den Kufen nur eine Bretterplatte hat, auf der die leeren Fischkisten liegen. Solch eine Fischkiste dient uns auch

als Sitz; eine Wolldecke, die solange die Pferde bedeckt hatte, soll unsere Füße warmhalten.

Wir fahren durch den Sandkrugwald auf tiefverschneitem Weg. Die Kiefern und Tannen tragen schwere Lasten, denn auf jedem Ast liegt ein dickes, weißes Kissen aus Schnee. Dann nimmt die gute alte Poststraße uns auf.

Zwanzig Kilometer ist der Weg lang, so haben wir mit drei Stunden Fahrzeit zu rechnen. Bei zehn Grad Frost und leichtbedecktem Himmel müssen wir das schon durchhalten. Es wäre ganz schön, diese Fahrt mit Schellengeläut oder wenigstens mit einer Klingel am Pferdegeschirr zu machen, aber die Nehrungsschlitten sind stumm; sie brauchen keine Glocken.

Dem Hochwald hinter Sandkrug folgen die bepflanzten, weitgeschwungenen Dünen. Aber von Bepflanzung ist jetzt nichts zu sehen. Die Kusseln sind vom Schnee begraben, nur die äußersten Nadelbüschel stecken hervor, und jedes hat, wie mit spitzen Fingern, ein Bällchen Schnee umklammert. Das ist ihm vom harten Ostwind da hineingepreßt worden und sitzt fest wie angefroren.

Bis Erlenhorst ändert sich das Bild wenig. Dann aber, von der Höhe und auf dem weiteren Weg gesehen, wandelt es sich plötzlich. Da liegt das Haff, eine riesige graue Platte von Eis. Ein paar Schneestreifen zeichnen weiße Linien darauf, und an ihnen kräuselt hier und da ein leichter Windstoß ein Schneewölkchen hoch. Die große Schneemasse ist auf die Dünen hinaufgefegt worden. Kein Lebewesen ist zu sehen, kein Laut dringt an das Ohr, nicht einmal das Krächzen einer Krähe oder der Schrei einer Möwe. Wo sind sie, die im Sommer die Luft durchsegelten, wo die Fischreier, die doch im Sommer zum Bild der Nehrung gehörten?

Eintönig ist das Trappeln der Pferde und das schneeeweiche Gleiten der Schlittenkufen. Wären wir auf dem Schlitten nicht zu dritt, wäre diese Stille stumpf und schläfrig. Aber wir können sprechen, wir können lachen und von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten herlaufen, dazu die Rumflasche im Dreieck herumreichen, die damit wieder einmal zum Trost der Einsamen wird.

Dann sind wir in Schwarzort. Noch ist es hell; wir sehen die Dorfstraße vor uns. Ja, diese Dorfstraße, der Corso der Kurgäste im Sommer, wie hat sie sich gewandelt! Da ging man doch sonst an hölzernen Zäunen entlang, hinter denen die schönsten Bauernblumen blühten, da hingen zum Haff hin die breiten Fronten der Netze, dahinter stand abschirmend und einengend die Kulisse des grünen Schilfrohrs, das nur durch schmale Schneisen einen Blick auf Haff und Kähne zuließ.

Jetzt ist alles anders. Die Dorfstraße ist hoch von Schnee, so hoch, daß die Holzzäune dahinter verschwunden sind. Wir könnten mit dem Schlitten in die Fenster hineinfahren, aber wir tun's ja nicht.

Die grüne Schilfwand ist nicht mehr da, sie ist abgeerntet. Nie konnte man das Haff so frei sehen wie jetzt. Aber es ist auch nicht das Haff des Sommers, es hat keine Kähne, wie es auch keine Stellnetze und keine Bojen mehr hat, keine Dampfer und keine lustigen Wellen.

Da tut es gut, sich bei Papa Bolz den Schnee und die Reisemüdigkeit von der Seele zu wärmen.

Aber ein kurzer Probelauf mit frischgewachsenen Skiern auf dem Badeweg wird noch versucht, ein Abstecher in die Waldgründe bildet den Abschluß für heute. Wie ist der Wald doch anders! Das schattige Dunkel des

Sommers mit allem Gewächs des Waldbodens ist reines Weiß geworden, die lichten, sonnigen Stämme sind kurz geworden, die sonst sonnendurchfluteten Kiefernwipfel tragen weißen Schnee. Ein Reh hat sich unter einem Baumzweig den Schnee weggescharrt und labt sich am trockenen Moos.

Wir haben es besser, denn wir finden bei Papa Bolz eine kleine Gesellschaft, nicht viel, nur drei Mann, aber sie reicht aus, um ein kleines Achtel Bockbier zu leeren. Die Brauerei wird morgen ein neues schicken. Auch das gehört zur winterlichen Nehrung.

Am nächsten Tag sollte es in die Reiherberge gehen, denn dort erhofften wir uns das schönste Skiparadies. Aber in der Nacht fing der Wald an zu dröhnen, zu knacken, zu knarren. Wir konnten das gut hören, denn er reichte ja bis an unsere Fenster heran. Schwere Schneelasten klatschten von den Bäumen und vom Dach. Ein Seewind hatte sich urplötzlich aufgemacht, es bestand kein Zweifel mehr: Das Wetter hatte umgeschlagen, es taute.

Da blieb kein anderer Plan für den nächsten Tag gültig, als den Postschlitten zu besteigen und nach Hause zu fahren.

Jahre später saß ich mit meiner Frau im Postschlitten nach Schwarzort. Wir wollten nach Nidden fahren, wo uns eine Bekannte erwartete. Wieder lag die Nehrung unter Schnee, aber dazu schien die Wintersonne, es war ein herrlich klarer Tag kurz vor der Jahreswende. Gut in Decken und Pelze ver-

## BÜCHER

sind Brücken zur unvergeßlichen Heimat

Sie sind Quellen der Einkehr und Besinnung, eignen sich als Geschenk für uns nahestehende Menschen und erhalten bei unseren Kindern die Erinnerung an das Land ihrer Vorfahren wach. Wir weisen deshalb gern auf unsere Anzeigen empfehlenswerter deutscher Heimatbücher aus eigenem Verlag und aus befreundeten Verlagen.

packt, in einem richtigen „Spazierschlitten“, ging jetzt die Fahrt. Das Leuchten des Schnees war so stark, daß wir die Augen lieber auf die blauen Schattenhänge der Dünen lenkten und in dem beschneiten Grün der Kiefern Ruhe suchten. Überall glitzerte das Sonnenlicht auf Kanten und Flächen, es strahlte aus Kristallen, und selbst die Schatten waren noch farbfroh. Eine wundervolle Fahrt!

Ab Schwarzort nahm der Niddener Postschlitten uns auf. Stamm und schützend begleiteten hinter den Reiherbergen weitläufige niedrige Kiefern den Weg, dann kam mal eine baumlose Palwe, ein kahler Erlenwald, ein Ausblick auf hochschwingende Haffdünen oder auf die starrgestreckte Seedüne, dann wieder junger Hochwald, mit Birken gemischt und dann die Wegabzweigung nach Perwelk.

Telegrafendrähte hatten uns bisher begleitet, hier wurden sie zu armdicken Girlanden. Was Schnee, Frost, Tauwind, Nebel, Rauhreif hier geschaffen hatten im Windschutz sanfter Bäume und im Licht der Wintersonne, war ein märchenhafter Schmuck. Weit hing die glitzernde Pracht in immer neuen Bogen tief herab, als wollte sie zerreißen, und war doch dauerhaft in ihrer inneren Festigkeit.

Winter in Nidden? Es war dunkel, als wir ankamen. Nur die Sterne leuchteten in un-



ermesslicher Klarheit. Das dunkle Haus von Hermann Blode empfing uns. Aber kam hatten wir die Tür zum Gastraum aufgemacht, da traf uns Licht und Wärme, festlicher Schmuck und Glanz aus vielen Augen. Wir waren nicht mehr allein wie auf der stundenlangen Fahrt. Aus Memel, aus Königsberg, von sonstwoher hatte die Suche nach winterlicher Nehrung die Menschen hier zusammengebracht, einen großen Raum voll. Es war nicht so, wie man ein weltabgeschiedenes, einsames Fischerdorf, das nur vom Sommer lebt, sich vorstellt. Hier gabs schon eine kleine Wintersaison. Es war ein Lebenswunder im eisigen Frost. Ob in den Fischerhäusern ebensoviel Licht und Wärme und Fröhlichkeit herrschten?

Sie lagen dunkel und still da, als wir am nächsten Morgen ganz früh, noch im Dunkeln, auf der Dorfstraße den Postschlitten erwarteten. Es dauerte lange, ehe wir fern sein leises Klingeln hörten. Aber dann saßen wir wieder in warme Pelze verpackt auf weichen Schlittensitzen; die Laternen leuchteten, das Glöckchen klingelte, und das Pferdchen zog an. Ach was, Pferdchen! Ein Traber war es, ein langbeiniger Renner, der uns zog, vielleicht ein Ausgedienter von der Königsberger Trabrennbahn, aber einer, der noch nichts verlernt hatte, der mit den Hinterhufen weit vor die Vorderhufe griff und ein Tempo einschlug, das andere Pferde kaum im Galopp geschafft hätten. So ging's vorwärts. Die Sterne funkelten, der Frost ließ unseren Atem dampfen, die Laternen zitterten ihr Licht in den Schnee, und die Strecke blieb hinter uns wie das alte Jahr.

Preil, Perwelk wurden angelaufen, in Schwarzort der andere Schlitten bestiegen, Schneewehen wurden durchfahren, in denen die Pferde bis zum Bauch versanken und nur ruckweise weiterkamen. Wieder lag Sonnenglanz auf Schneelasten, wieder wurde die Ferne zur Nähe, und als der neue Tag, den wir hinter Nidden begonnen hatten, sich neigte, das Licht schwächer und die Schatten kälter wurden, erreichten wir Memel.

Wieder ein paar Jahre später saßen wir Volksturmänner in den Dünen zwischen Perwelk und Preil. Wieder war es Winter, vom grauen Novemberregen bis zum Januar-schnee. Wem wäre es früher eingefallen, in dieser Jahreszeit über die Haffdünen zu wandern, dazu noch nachts! Aber wir mußten es. Es war eigentlich nie ganz dunkel, denn der Dünensand phosphoreszierte, auch wenn kein Licht auf ihn fiel, so stark, daß man vermeinte, auf einem Leuchtblatt zu wandeln. Wenn das gefrorene Haff mit weißer Schneedecke dalag, wenn der Mondschein Licht und Schatten schied, wenn auf dem Dünenkamm Höhen und Tiefen sich mengten, dann war's wie ein Tappen durch bodenlose Räume.

Morgens ein Sonnenaufgang aus frostigem Rot! Die beschneiten kleinen Kupsten der Palwe erglühn wie Alpengipfel; tiefviolette Schatten schwimmen zwischen ihnen; steil stehen die Striche der Sandgräser daraus hervor. Ein seltenes Bild, kaum von jemand gesehen!

Wir haben die Nehrung als letzte verlassen. Bis Rossitten ging's noch in größeren Verbänden. Dort, am Predin, wo wir eine Straßensperre bildeten, überholten uns die letzten Zivilisten, die Memel verlassen hatten, ein kleiner Fuhrhalter aus Schmelz, seinen Namen weiß ich nicht, mit seiner Tochter, mit Pferd und Schlitten. Wie weit mögen sie gekommen sein? Denn hinter Sarkau hörte der Schnee auf.

Die letzten Soldaten zogen an uns vorbei, dann durften wir abmarschieren. Hinter uns war dann nichts mehr.

Kw.



SOMMERTAG AM HAFF

# Wunder der Kurischen Nehrung / Von Kohtraut Bäsken

Als ein schmaler, gelber Streifen, fast hundert Kilometer lang und oft nur vierhundert Meter breit, schiebt sich die Kurische Nehrung in sanftem Bogen von Eranz nach Memel. Wie eine rätselhafte, drohende Sphinx ruht ihr eckförmig leuchtender Dänenleib zwischen dem endlosen, schaumgekröntem, brandenden Meer und dem ruhig-blauen, fast überall bis zum Horizont reichenden Hoff.

„Und die Düne kam und deckte sie zu.“ So endet bei Agnes Miegel die Ballade der sieben Frauen von Nidden, die die Pest verschonte, und die die Wanderdüne dann still in ihre Leichentuch einschlug.

Seit klimatische Verschlechterungen das bindende Heidekraut vernichteten, und seitdem man die schützenden Wälder nach der Kassen-

besetzung im Siebenjährigen Krieg abholzte, lebt der Nehrungsbewohner im ständigen Kampf mit den Naturgewalten der Düne. Wo heute friedlich die weißen Sandberge sich gegen einen unwahrscheinlich klauen Himmel wölben, wo vinlett blühender Meersees und Thymian süß duften, wo die silbrigen Blätter der silbrigen Pestwurz neben gelben Immortellen, den gelben Blüthen der Nordischen Linnaea und dem blau-grauen Besen der einsam vornehmen Stranddistel stehen, wuchsen einst schöne, große Bauernhöfe in den Himmel, braunten lustige Herdfeuer, schafften fleißige Menschenhände. — Die Düne kam und deckte sie zu. Man sieht auf dem begrabenen Blad von Menschen, die schwächer waren als die Naturgewalten des Wassers und der Düne.

Das Meer spülte den Sand an die Küste, die Sonne trocknete ihn, und der Nordwestwind kam und wirbelte ihn nach Osten, wo die Sandberge, da keine schützenden Wälder mehr standen, wuchsen und wuchsen, bis ein neuer Wind sie hoffwärts trieb, wo im Windschutz die Siedlungen hockten. Und der Sand drückte Tor und Lär ein, überließ sieben Nehrungsdörfer und gab sie nach Jahrhunderten wieder frei, traurige Häuser und Kirchenreste, den alten Pestfriedhof von Nidden dazu, mit verbliebenen Totengebeinen.

Der Mensch warf ein grünes Jaubertuch über die Dünen, pflanzte in mühseliger Arbeit Strandhafer und Krüppelkiefer und schützte sie durch kleine Reisig- und Kehrstengelquadrate vor dem Urichsand. Die Arbeit war gut. Heute liegen die wenigen Nehrungsdörfer Eorkau, Kossitten, Palkoppen, Nidden, Schwarzort geschützt, aber immer bleibt die Drohung der Düne, ein Estrichholz kann sie wieder zum Mordein bringen. Die große Düne schläft.

Wo die Dünen ihren Weg vollendet haben und im stillen Hoff langsam ertrinken, ist der wundersame Eindruck der Wüste geblieben.

Was ist es nun, das diesem Land seine seltsame Schönheit verleiht? Ist es die große Einsamkeit im „Tal des Schweigens“ zu Nidden, wo man allein ist mit den klagenden Möwen, den Seelen der unzähligen

Ertrunkenen, die nun in nimmermüdem Flug über See, Hoff und Dünen ziehen? Ist es die wundervolle Gelassenheit, mit der die Wikingerbooten gleichenden Kurenkähne mit den kanten, aus Kistenholz geschnittenen Wimpeln nach nächtlicher Fahrt ruhig nebeneinander liegen wie müde Pferde? Sind es die Wunder des Lichtes, die fast erotischen Farben, die Himmel, Wasser, Dünen und Wald hier schaffen? Eine kleine Wolke, die auf kurze Zeit die Sonne verhält, verändert die Stimmung der weißglühenden Dünen mit einem Schlag. Sind es vielleicht auch die Menschen, die Männer mit den Dürren Apfelsköpfen und die handfesten Frauen mit dem Blick in die Weite, so, als ständen sie, über spähenden Augen die braune Hand, am Strand und suchten in der Ferne des Horizonts ein Schiff, einen Kahn? Vielleicht

aber ist es das alles zusammen und die große Einmaligkeit dieser Landschaft, die in Europa nicht ihresgleichen hat.

Nur wer die Kurische Nehrung kennt, der wird den gleichen Herzschlag verspürt haben, als er es am Morgen des 22. März ersah: Das Memelland ist wieder deutsch!

Die Kurische Nehrung! Gerwig, das war auch Eorkau, die schwarze Straße von Eranz durch die Kistern, Büken- und Erlenwälder, auf der einst Königin Luise nach Memel städtete, und wo die letzten Motoren anhalten müssen. Kossitten mit seiner Segelflügelchale und seiner Vogelwarte. Palkoppen, wo man sich ausbooten lassen muß. Erfüllung des großen Nehrungserlebnisses war es, ist aber stets Nidden. Erinnerungen tauchen auf

an mühsam ersparte Fremdgelder der Königsberger Studierenden, an Fahrten ins Eichrevier, an stille Abende im Hoff, an Stunden im Fremdenkreis in Hermann Bledes bildgeschmückter Halle, in der die Bilder seiner Malerfreunde hingen, die einst Nidden entdeckten. Nun hat er ein vornehmes Hotel, und die Fremden bekommen einen bunten Zettel an den Koffer geklebt. In Eorkau und Purwin, den ältesten Teilen des Oetes, gab es noch schornsteinlose, rohgedeckte Fischerhäuser, und lag man in der dem Fremden ausgedünnten großen Stube, dann hörte man wohl in den nächstlichen Schloß hinein, wie der Nachbar ans Fenster klopfte, den Fischer zum gemeinsamen Fang abzuholen.

Aber das alles mußte schwer erkauft werden, mit Paß, Bädervisum, Zollkontrolle und Devisenschwierigkeiten. In Schwarzort, dem nördlichsten Badeort, waren die weißen Todenschilder sogar in hebräischer Beschriftung.

Es ist vielleicht vermissen, wo des Führers Reiseland heute vom Bodensee bis zur Nordsee, von den Karawanken bis Memel reicht, an einem so kleinen Ausschnitt das Reiseglad im Großdeutschen Reich lebend nachzuzeichnen, doch erfüllt sich für uns nicht immer wieder das große Geschehen auch im kleinen Ereignis?



Memeländische Fischerin

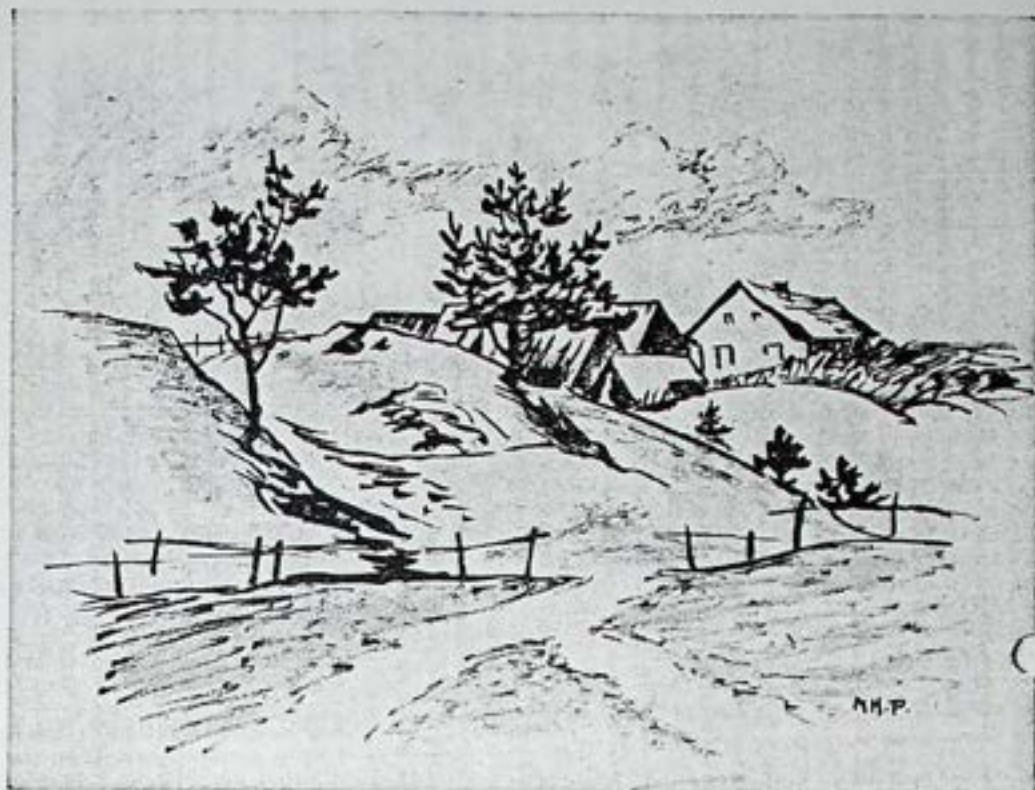
Zeichnung von Ragimund Reinsch

# Nidden

Von  
Maria  
Heymann-Perk

Dieses schönste Dorf der Kurischen Nehrung — nordlich wegen seiner hellen Nächte, doch an südliche Wälder erinnernd durch den wochenlang in den Dünen brütenden Sonnenschein — ist nun wieder das eigenartigste Fleckchen Erde unseres großen Deutschlands geworden. Es ist nicht geeignet für geschäftige Unternehmer und Händler, denn der schmale Landstreifen ist karg und arm, und seine Bewohner sind bescheidene, zufriedene und gläubige Menschen. Deshalb sind es Künstler und Dichter, Forscher und Sternrunder (in des Wortes weitester Bedeutung), die sich immer wieder in Nidden einfinden.

Jeder kommt auf seine Rechnung. Erde sichts man weiden oder Wasser schöpfen, dann und wann bricht einer mit seinem Schaufelgewehr unversehrt aus dem Birkenholz. Im Moor und am warmen, seichten Hoff rasten vielerlei seltene Vögel. Von Norden übers Meer kommend, haben sie dort ihre Sammelplätze.



Zeichn.: M. Heymann-Perk



Denkmal für Simon Dach, der in Memel geboren wurde und neben vielen geistlichen Liedern dem deutschen Volk eines seiner schönsten Volkslieder, „Annochen von Tharau“, schenkte.

Die Maler und Dichter werden durch die wechselnden Eindrücke der herben und heiteren Landschaft, Hoff, Meer und Düne, zu künstlerischem Schaffen angeregt. Die Leuchtkraft der Farben mit dem Grundton Sand, die in Blumen gebetteten Fischerhäuser mit den tiefblauen Fensterläden, das Werken der Fischer an ihren Rähnen und Netzen und zuletzt die unbeschreiblich greifartigen Wanderdünen geben ihnen für Jahre Motive. Ja, alle Fensterläden sind blau gestrichen; es muß wohl einmal ein Fischer vom Festland einen ganzen Eimer Ultramarin ins Dorf gebracht haben. Es ist auch ihre Farbe, die blaue Farbe der Kutten, die sie in bewußtem Gegensatz zu dem litauischen Rot tragen. Dieses Völkchen hat sich aus fernem Zeiten die kurische Sprache neben der deutschen erhalten. Da ging es denn die Menschen dort in den vergangenen Jahren sehr hart an, denn die Kinder mußten in der Schule litauisch lernen und sprechen, und die Eltern konnten nur deutsch und kurisch.

Mit Nidden ist der Name Hermann Blode eng verbunden. Er hieß damals, als einige Maler das Dorf entdeckten, „der Fischerkönig“, weil ihm fast alle Rähne gehörten. Er hatte einen Krug, in dem sich Sonnabends abends gern die Fischer einfanden. Blode war ihnen ein Ratgeber und Freund, mit klugem großzügigem Wesen und — Unternehmungsgest. Als die ersten Maler kamen, wurden sie noch auf Cosas und in Kammern untergebracht. Der Maler Bischoff (Culms), der dann im Kriege gefallen ist, machte ihm den Vorschlag, ihm ein Atelier zu bauen — er tat's. Er hatte Humor, und die Künstler und ihre Art freuten ihn. Das Jahr darauf fanden sie schon hübsche ausgebaute Stuben vor. Dann folgten ein Saalbau, ein Seitenflügel, ein Nebenhause. Es wurde Gasthaus, in der nächsten Generation Hotel. Aber die Gäste blieben vorwiegend dieselben: Künstler, Gelehrte, geistig Gleichgestimmte.

Das Gästebuch weist viele bekannte Namen auf. Es gab einmal Hochzeit im Hause Blode. Alle Fischer waren eingeladen, Feststimmung herrschte in allen Hütten. Der ganze, große Hochzeitstag, etwa 120 Gäste, zog durchs Dorf nach der hochgelegenen Kirche. Es war ein buntes Bild mit den Trachten der baltischen Fischerfrauen und -frauen. Die Künstler taten das Ihrige bei der Festlichkeit an Ausschmückung, Musik und Dichtungen. Es wurde drei Tage gefeiert.

Aber dann wird wieder überall gearbeitet. Die Fischer sind jede Nacht, außer Sonnabend und Sonntag, auf dem Hoff beim Fischen, und mancher von ihnen findet dort den Tod in Sturm und Unwetter.

Was hier nur ein Erinnern war, kann jetzt wieder Wirklichkeit werden. Die Grenze ist gefallen. Man wird über die hohen Dünen wandern, ohne störenden Grenzpfähle zu begegnen.

Grenze zwischen Ost- / Litaun. / preußen (Memelland)

Alt Nidden  
1385/17957



### Erklärung:

- ▲ Trigonometr. Signal
- ▲ Bake oder Signalmast
- Höhenangabe in Meter ausgedrückt
- 40 Kilometerbezeichnung
- ▲ von Memel bis Crenz
- Dampferlinie
- Alter Waldbestand m. Jagdnummer
- Bepflanzte Düne mit Jahreszahl d. Bepflanzung
- Wanderdüne
- Standort unterseebischer Wälder
- Negeln Standort ehemal. Ortschaften
- 1486 die erste urkundl. Erwähnung
- (1846) der Untergang der betr. Ortschaft
- = J. H. Jugendherberge

K 13 U T

# Wanderkarte von der KURISCHEN NEHRUNG.

Herausgegeben von Vermess.-Direktor O. Heinrich.  
Königsberg 7/Pr.

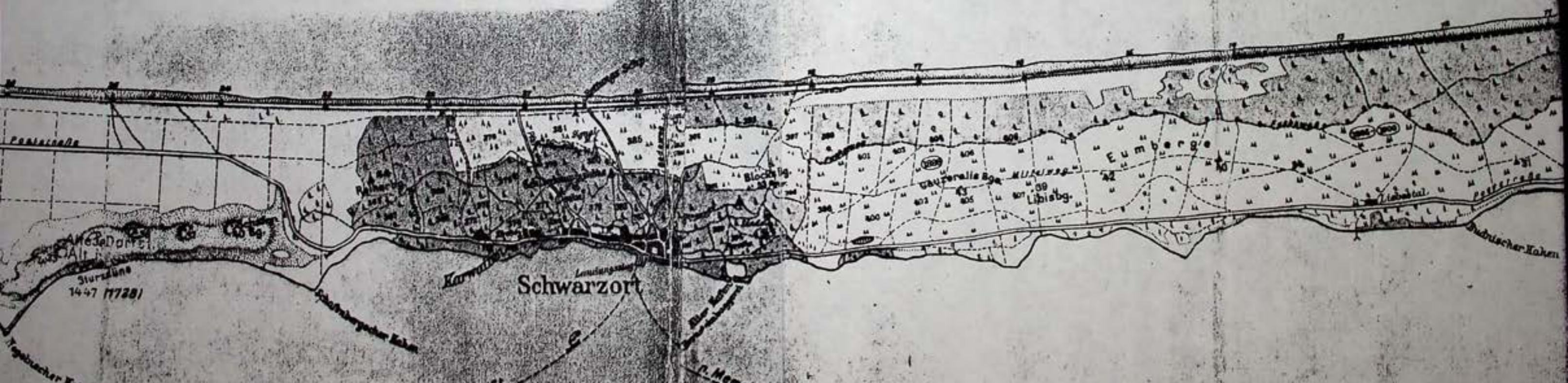
Maßstab = 1:50000.

1cm auf der Karte = 1/2 Kilom i d. Natur.



S

E



S

III

a

f

f

I/3

0

S

T



i

S

C

h

e

14

## V. Das Kurische Haff.

Das Kurische Haff ist, soweit man die Haffe überhaupt zu den Binnenseen rechnen will, der bei weitem größte Binnensee Deutschlands und übt schon aus diesem Grunde seine besondere Anziehungskraft auf alle Wassersportler aus. Das Haff hat die Form eines Dreiecks, dessen lange Seiten (Ostküste und Westküste) 100 km messen und dessen kurze Seite (Südküste) etwa 50 km beträgt.

Die Fahrtanweisungen sind in folgender Reihenfolge gegeben:

1. Haffüberquerungen.
2. Das Memeler Seetief.
3. Nehrungsküste von Memel bis Cranzbeek.
4. Südküste von Cranzbeek bis Labiau und Nemonien.
5. Ostküste von Nemonien bis Memel.

Die Befahrung des Kurischen Haffes schafft durch die Eigenheiten der verschiedenartigen Uferlandschaften unvergessliche Eindrücke. Die Westküste des Haffes wird durch die Kurische Nehrung gebildet, jenem markanten, schmalen Landstreifen zwischen Meer und Haff, der sich 100 km weit von Memel bis Cranz hinzieht. Diese „Wüste am Meer“ erhält ihren Charakter durch die gewaltigen, steil zum Haff abfallenden Dünen, die Jahr für Jahr ein Stück weiter ins Haff hineinwandern, soweit Menschenhand sie in schwieriger Arbeit nicht festgelegt hat. Dichter und Maler legen Zeugnis ab von den „Wundern der Kurischen Nehrung“ (siehe besonders die Ausstellungen in Nidden). In früherer Zeit ist manch ein Dorf im Dünenland versunken, manch

ein Friedhof von der Wanderdüne begraben und Menschenalter später wieder freigegeben worden. Rossitten ist überall bekannt durch seine Vogelwarte und durch den dort eifrig betriebenen Segelflugsport. Wohl gibt es auch auf der Nehrung Elche, das eigentliche Elchrevier mit seinen zahllosen Eigenarten findet sich jedoch an der Ostküste des Haffes. Im Süden des Haffes eine Flachküste, der an zahlreichen Stellen große Findlingsblöcke und Steinbarrieren vorgelagert sind, die sich mitunter bis fast 1000 m von der Küste entfernt ins Haff erstrecken. Nach Norden zu nähern sich die Haffküsten einander mehr und mehr und laufen bei Memel fast zusammen. In noch nicht 500 m Breite mündet das Haff im sogenannten Memeler Tief in die Ostsee aus.

Der nördlichste Teil des Haffes gehört zum Memelland, mithin politisch zu Litauen, und ist nur nach Erledigung der Pass- und Zollvorschriften\* zu befahren. Die Grenze verläuft von der Ausmündung des Skirwieth-Stromes geradezu über das Haff nach der Kurischen Nehrung, die von der Grenze zwischen dem memelländischen Badeort Nidden und dem deutschen Pillkopen geschnitten wird.

Grundsätzlich mögen sich Sportboote stets in der Nähe der Küste halten, jedoch dabei berücksichtigen, daß die sumpfigen, stellenweise stark verlandenden Ufer des Elchreviers nicht immer den rechten Schutz bieten. Die Wellen des Haffes sind kurz und bei den zahlreichen Untiefen tückisch (Brecher). Im Gegensatz zu den Seewellen, von denen jede siebente Welle eine Grundsee zu sein pflegt, ist auf offenem Haff mit jeder 4. bis 5. Welle als Grundsee zu rechnen. So schön eine Fahrt bei schönem Wetter über Haff ist, so unangenehm kann sie bei aufkommendem Wind werden. Das Wetter ändert sich mitunter unberechenbar schnell. Man achte auf die Ratschläge der Fischer. Die Lage der Sturmwarnungsstellen in den einzelnen Haffdörfern ist in den folgenden Fahrtanweisungen stets angegeben.

\* Näheres siehe Fahrtanweisung Nr. IV: Fahrten im Memelland.

- E. Ostpreußen als Herzogtum 1525-1618
  - 1. Allgemeines
  - 2. Herzog Albrecht 1525-1568
    - a. Allgemeines
    - b. Briefwechsel
    - c. Politisches
    - d. Religion
    - e. Hof und Familie
    - f. Verschiedenes
  - 3. Herzog Albrecht Friedrich 1568-1618
- F. Ostpreußen unter den brandenburgischen Kurfürsten 1618-1700
- G. Ostpreußen unter den preußischen Königen bis zur Wiedervereinigung mit Westpreußen 1701-1772
- H. Westpreußen unter der polnischen Krone 1466-1772
  - 1. Allgemeines
  - 2. Einzelnes in zeitlicher Folge
- I. Ost- und Westpreußen 1772-1815
  - 1. Allgemeines
  - 2. Unter Friedrich dem Großen 1772-1786
  - 3. Die Jahre 1786-1806 (Neuostpreußen)
  - 4. Die Franzosenzeit 1806-1815
    - a. Allgemeines
    - b. Der Krieg 1806/07
    - c. Der Friede zu Tilzit 1807
    - d. Die Reformzeit 1807-1812
    - e. Die Konvention von Tauroggen 1812
    - f. Die Freiheitkriege 1813-1815
- K. Ost- und Westpreußen 1815-1920 (auch Dt. Geschichte, Bismarck)
  - 1. Allgemeines
  - 2. Die Jahre 1815-1914
  - 3. Während des Weltkrieges 1914-1918
    - a. Kampfhandlungen
    - b. Schicksale des Landes und seiner Bewohner
    - c. Wiederaufbau
  - 4. Bis zur Inkrafttretung des Vertrages von Versailles 1920
- L. Ost- und Westpreußen 1920-1939
  - 1. Allgemeines
  - 2. Die Volksabstimmung 1920
  - 3. Der polnische Korridor
  - 4. Der Nationalsozialismus
- M. Ost- und Westpreußen 1939-1945
  - 1. Allgemeines
  - 2. Kampfhandlungen 1939
  - 3. Kampfhandlungen 1944-1945
  - 4. Flucht und Vertreibung
- N. Ostpreußen und Westpreußen 1945-1970
  - 1. Allgemeines ( auch Nachkriegsliteratur zu Ostfragen)
  - 2. Das polnisch verwaltete Gebiet
  - 3. Das sowjetisch verwaltete Gebiet

V. ALLGEMEINE VERFASSUNGS- UND VERWALTUNGSGESCHICHTE, GESUNDHEITSWESEN

- A. Rechtsgeschichte
  - 1. Allgemeines
  - 2. Rechtsquellen
  - 3. Einzelnes zur Rechtsgeschichte
  - 4. Strafrecht
- B. Verfassungsgeschichte und Staatsrecht
  - 1. Einzelne Zeitabschnitte
  - 2. Verhältnis zum Deutschen Reich und zu Polen
  - 3. Landstände
  - 4. Völkerrechtliche Lage der deutschen Ostgebiete
  - 5. Wappen, Flaggen, Siegel
- C. Verwaltungsgeschichte
  - 1. Allgemeines
  - 2. Staatliche Verwaltung
  - 3. Provinzialverwaltung
  - 4. Gemeindeverwaltung
  - 5. Finanzen
  - 6. Polizei
- D. Gesundheitswesen (einschließl. Medizin allgemein)
  - 1. Allgemeines
  - 2. Krankheiten
  - 3. Medizinalwesen und Gesundheitsfürsorge

VI. GESCHICHTE DES HEERWESENS

- A. Allgemeines
- B. Einzelne Zeitabschnitte
  - 1. Deutschordenszeit
  - 2. 16.-18. Jahrhundert
  - 3. Die Franzosenzeit 1806-1815
  - 4. Die Jahre 1815-1914
  - 5. Der 1. Weltkrieg 1914-1918
  - 6. Der 2. Weltkrieg 1939-1945
- C. Geschichte der einzelnen Truppenteile
 

1. Infanterie	5. Pioniere
2. Jäger u. Schützen	6. Train
3. Kavallerie	7. Marine
4. Artillerie	8. Sonstige

VII. WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

- A. Allgemeines
- B. Siedlung und innere Kolonisation
- C. Landwirtschaft
  - 1. Allgemeines
  - 2. Geschichte
  - 3. Pflanzenbau
  - 4. Tierzucht (Pferde, nebst Pferdesport u. -erlebnisse)
  - 5. Behörden und Vereine
  - 6. Kreditwesen
  - 7. Bauern und Landarbeiter



- E. Ostpreußen als Herzogtum 1525-1618
  - 1. Allgemeines
  - 2. Herzog Albrecht 1525-1568
    - a. Allgemeines
    - b. Briefwechsel
    - c. Politisches
    - d. Religion
    - e. Hof und Familie
    - f. Verschiedenes
  - 3. Herzog Albrecht Friedrich 1568-1618
- F. Ostpreußen unter den brandenburgischen Kurfürsten 1618-1700
- G. Ostpreußen unter den preußischen Königen bis zur Wiedervereinigung mit Westpreußen 1701-1772
- H. Westpreußen unter der polnischen Krone 1466-1772
  - 1. Allgemeines
  - 2. Einzelnes in zeitlicher Folge
- I. Ost- und Westpreußen 1772-1815
  - 1. Allgemeines
  - 2. Unter Friedrich dem Großen 1772-1786
  - 3. Die Jahre 1786-1806 (Neuostpreußen)
  - 4. Die Franzosenzeit 1806-1815
    - a. Allgemeines
    - b. Der Krieg 1806/07
    - c. Der Friede zu Tilsit 1807
    - d. Die Reformzeit 1807-1812
    - e. Die Konvention von Tauroggen 1812
    - f. Die Freiheitskriege 1813-1815
- K. Ost- und Westpreußen 1815-1920 (auch Dt. Geschichte, Bismarck)
  - 1. Allgemeines
  - 2. Die Jahre 1815-1914
  - 3. Während des Weltkrieges 1914-1918
    - a. Kampfhandlungen
    - b. Schicksale des Landes und seiner Bewohner
    - c. Wiederaufbau
  - 4. Bis zur Inkrafttretung des Vertrages von Versailles 1920
- L. Ost- und Westpreußen 1920-1939
  - 1. Allgemeines
  - 2. Die Volksabstimmung 1920
  - 3. Der polnische Korridor
  - 4. Der Nationalsozialismus
- M. Ost- und Westpreußen 1939-1945
  - 1. Allgemeines
  - 2. Kampfhandlungen 1939
  - 3. Kampfhandlungen 1944-1945
  - 4. Flucht und Vertreibung
- N. Ostpreußen und Westpreußen 1945-1970
  - 1. Allgemeines (auch Nachkriegsliteratur zu Ostfragen)
  - 2. Das polnisch verwaltete Gebiet
  - 3. Das sowjetisch verwaltete Gebiet

V. RECHT, VERFASSUNGS- UND VERWALTUNGSGESCHICHTE, GESUNDHEITSWESEN

- A. Rechtsgeschichte
  - 1. Allgemeines
  - 2. Rechtsquellen
  - 3. Einzelnes zur Rechtsgeschichte
  - 4. Strafrecht
- B. Verfassungsgeschichte und Staatsrecht
  - 1. Einzelne Zeitabschnitte
  - 2. Verhältnis zum Deutschen Reich und zu Polen
  - 3. Landstände
  - 4. Völkerrechtliche Lage der deutschen Ostgebiete
  - 5. Wappen, Flaggen, Siegel
- C. Verwaltungsgeschichte
  - 1. Allgemeines
  - 2. Staatliche Verwaltung
  - 3. Provinzialverwaltung
  - 4. Gemeindeverwaltung
  - 5. Finanzen
  - 6. Polizei
- D. Gesundheitswesen (einschließl. Medizin allgemein)
  - 1. Allgemeines
  - 2. Krankheiten
  - 3. Medizinalwesen und Gesundheitsfürsorge

VI. GESCHICHTE DES HEERWESENS

- A. Allgemeines
- B. Einzelne Zeitabschnitte
  - 1. Deutschordenszeit
  - 2. 16-18. Jahrhundert
  - 3. Die Franzosenzeit 1806-1815
  - 4. Die Jahre 1815-1914
  - 5. Der 1. Weltkrieg 1914-1918
  - 6. Der 2. Weltkrieg 1939-1945
- C. Geschichte der einzelnen Truppenteile
 

1. Infanterie	5. Pioniere
2. Jäger u. Schützen	6. Train
3. Kavallerie	7. Marine
4. Artillerie	8. Sonstige

VII. WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

- A. Allgemeines
- B. Siedlung und innere Kolonisation
- C. Landwirtschaft
  - 1. Allgemeines
  - 2. Geschichte
  - 3. Pflanzenbau
  - 4. Tierzucht (Pferde, nebst Pferdesport u. -erlebnisse)
  - 5. Behörden und Vereine
  - 6. Kreditwesen
  - 7. Bauern und Landarbeiter

## 1. Haffüberquerungen.

Entfernungen von den Nehrungsdörfern bis zur gegenüberliegenden Festlandküste:

## a) im memelländischen Haffteil.

Schwarzort — Mündung der Drawöhne	7,5 km
Perwelk (Haffleuchte) — Kinten (Wald)	8,5 "
Preil — Windenburger Ecke (Leuchtturm)	8,5 "
Preiler Haken oder Bullwikscher Haken — Windenburger Ecke	8 "
Nidden — Windenburger Ecke	12 "

## b) im deutschen Haffteil.

Pillkoppen — Lökerorter Wiesen (Karkeln)	16,5 "
" — Karkeln	22 "
" — Lope	20 "
Rossitten — Lope	21,5 "
" — Alt-Inse	22 "
" — Tawe	25 "
" — Deime-Mündung	32 "
Sarkau — Gilge oder Tawe	39 "
" — Spitze Pusterort (Südküste)	12 "

Von einer Überquerung des Haffes ist dringend abzuraten, jedenfalls im deutschen Haffgebiet. Sie bleibt die Domäne der Segler. Im Memelland ist das Haff bedeutend schmaler, so daß an der Windenburger Ecke und weiter nordwärts mit geschlossenen Booten die Überfahrt ohne sonderliche Gefahr bei einigermaßen guter Witterung von erfahrenen Wasserwanderern durchgeführt werden kann.\*

\* In Ruß erfolgt mitunter beim Grenzübertritt auch Kontrolle des Bootes durch das litauische Wasserbauamt. Es wird geprüft, ob Rettungsgerät (Korkwesten, Rettungsringe) in vorgeschriebener Weise mitgeführt werden. Da dies in den Sportbooten der Ruderer und Kajakfahrer nicht der Fall ist, erfolgt das Verbot der Haffüberquerung von der Windenburger Ecke nach der Kurischen Nehrung hin, die für Ruderboote stets bedenklich und auch für Kajakboote schon bei mäßigem, besonders ablandigem Wind gefährlich ist.

Im deutschen Teil dagegen beträgt die geringste Überfahrtentfernung etwa 20 km und steigt zwischen Gilge und Sarkau auf etwa 40 km an. Ohne Kompaß kann mithin bei bedecktem Himmel die Orientierung erschwert sein oder verloren gehen. Die Haffüberquerung ist natürlich bei gutem Wetter keine Heldentat, und sie wird Jahr für Jahr in Sportbooten mehrfach ausgeführt, andererseits fordert das Haff auch seine Opfer, zu denen nicht nur Unerfahrene gehören, sondern auch Wassersportler, die in mancher Fahrt erprobt waren. Das Gelingen der Überfahrt hängt stets von Wind und Wetter ab, und Witterungsänderungen treten in der Haffgegend mitunter sehr plötzlich ein. Auch bei mäßigem, ablandigem Wind, der zum Segeln geradezu herausfordert, bedenke man, daß, abgesehen von der Gefahr der merklichen Aufstrichung des Windes, an der gegenüberliegenden Küste schon erhebliche Wellen stehen können, die bei den flachen Ufern durch Brechen recht unangenehm sind.

Im allgemeinen wird man es vermeiden, die riesige Wasserfläche zu überqueren, und lieber die Küstenfahrten wählen, weil sich bei ihnen die eigenartigen Reize der Uferlandschaft am stärksten offenbaren. Hält man sich in der Nähe der Küste, ist auch hier insofern Vorsicht am Platze, als an der Südküste Steinfelder das Anlandgehen bei starkem Wellengang erheblich erschweren und an den verlandenden Teilen der Ostküste flache Schilfsinseln, breite Binsengürtel und stark verwachsene Ufer wohl Schutz gewähren, jedoch den Schutzsuchenden in keine beneidenswerte Lage bringen, wenn er ins Schilf verschlagen wird und nicht oder nur mit erheblichen Unannehmlichkeiten ans feste Land gehen kann.

Harmlos dagegen ist die Nehrungsküste. Fast überall flacher, sandiger Strand. Trotz der steil aufragenden Wanderdünen flaches Wasser, treibt doch der Wind den Sand von den hohen Dünen ins Haff, das an vielen Stellen, besonders an den zahlreichen sogenannten Haken, noch weit vom Ufer entfernt recht flach ist. In den Buchten zwischen den Haken an ein-

zelnen Stellen der Nehrung jedoch tiefes Wasser bis dicht unter die Dünen, besonders im südlichen Teil der Buchten.

# Unsere Heimat in einem Reiseführer III

Nach Preil und Nidden - Damals in Memel - Von Heinrich A. Kurschat

In unserer zweiten Folge haben wir einige Badeorte des Memellandes nach Meyers Reisebüchern, und zwar nach dem Ostpreußen-Führer von 1934, vorgestellt. Heute geht die Reise weiter nach Nidden und Memel.

Preil war schon immer schwierig zu erreichen. Am besten war es, den Marktdampfer am Sonnabend zu nehmen. Da konnte man bei gut Glück an Land gehen oder ausgebootet werden. Meyer kennt diese Möglichkeit nicht. Er rät, von Nidden aus mit einem Fuhrwerk nach Preil zu fahren. Wer sich rechtzeitig angemeldet hat, wird von seinem Gasthof abgeholt.

Natürlich gab es damals in Preil schon Gasthöfe: den Preiler Elch mit 8 Zimmern und 20 Betten, den Gasthof Zur Nehrung mit 4 Zimmern und 8 Betten und die Pension Rademacher mit 7 Zimmern und 14 Betten. Alle drei „Hotels“ waren mit Veranda versehen - eine Eigenart, die allen Fischerhäusern eigen war.

Meyer spricht von einem „ehemaligen Fischerdorf am Haft“, das als bescheidenes Seebad im Entstehen sei. Es gebe ein zwangloses Badeleben und sogar einen Arzt am Ort. Anders als z. B. in Schwarzort gab es hier keine Kurtaxe. In Schwarzort zahlten z. B. Familien für vier Wochen 27 Lit Taxe.

Durch die bewaldeten Dünen konnte man zur höchsten Düne der Nehrung am Wetzkrug (66 m) und zum Preiler Berg (57 m) gelangen. Wie weit der Weg zur Ostsee ist, wurde nicht gesagt. Dafür hatten die Fremden 15-20 Min. entfernt die Erlenbrücke des Elchreviers, von dem aus etwa 70 Elche über die ganze Nehrung wechselten. Geboten wurden Segel- und Angelsport. Auch auf Skilauf und Segelschlittenfahrten wurde hingewiesen. Von Perwelk wurde nur gesagt, daß es ein urwüchsiges Fischerdörfchen „1 St.“ von Preil sei.

Das Kirchdorf und Ostseebad Nidden war mit 800 Einwohnern größter Ort der Kurischen Nehrung. „Die Eigenart seiner Lage, die Ursprünglichkeit seiner Bewohner machen Nidden, das sich mit den Ortsteilen Purwin, Skrusdin und Nidden 2 1/2 km am Haftufer amphitheatralisch hinzieht, zu einem von Malern und Dichtern gern besuchten Ziel; Sommersitz Thomas Manns.“

Vom Nordteil des Dorfes führen der Nidder Seeweg und der Badeweg durch Wald zur (20 Min.) Ostsee mit ihrem nicht überall steinfreien Strand; kräftige Brandung. Herren- und Damenbad, zwischen beiden die Erfrischungshalle. Das Badeleben ist still und zwanglos; gelegentliche Reunions. Sportplatz 1930 unter 10.000 Besuchern 4000 (9/10 deutsche) Badegäste. In Nidden (im Urbau des Gasthofs Königin Luise) rastete die Königin Luise 1807 auf der Flucht nach Memel.

Und weiter sagt Meyer: Auf dem Urbo-Kalns (51 m) der 18 m hohe Leuchtturm (Blinkfeuer; Rundsicht). Nö. der evang. Kirche (1890) das Trachtenmuseum (tägl. 8-18 Uhr, geringe Gebühr) und das Denkmal (1926) gefallener Künstler; 5 Min. weiter der

Aussichtspunkt „Italienblick“. - Spazierweg sw. durch das Tal des Schweigens (63 m hohe Wanderdüne; franz. Vergeltungslager aus der Kriegszeit) zum (1/2 St.) Pestfriedhof von 1708 und der (3/4 St.) Toten Düne. - Wagenfahrten (gegen Abend; Vermittlung durch die Gasthöfe) ins Elchrevier; hin und zurück etwa 4 St.; jede Person 6-8 Lit). - Bootsfahrten auf dem Haft.

Folgende Geschäfte wurden aufgezählt: Herm. Blode (110 Betten) mit 10-12 Lit Pension, Königin Luise (Gust. Blode), Nordische Linnaea, Kurischer Elch und Sakuth an der Landestelle. Ferner gab es ein Fremdenheim Villa Erika, alkoholfrei, mit 8 Lit Pension und mehrere Privatwohnungen. Der Dampfer verkehrte nach Memel und Cranzbeek täglich, nach Heydekrug montags, nach Labiau freitags und nach Ruß dienstags, mittwochs und sonnabends.

PREIL

Nidden

## Grüße an die Patenstadt

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,

zum bevorstehenden Weihnachtsfest und zum Jahreswechsel 1981/82 übermittle ich Ihnen im Namen der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise sowie persönlich die besten Grüße und Wünsche.

Diese beziehen sich gleichermaßen auf die Mitglieder des Mannheimer Gemeinderats, die Stadtverwaltung und schließen die Bevölkerung Ihrer Stadt mit ein.

Die Memelländer erinnern sich gerne an das 15. Bundestreffen im September dieses Jahres in Ihrer Patenstadt. Dieses kann sicher als ein gutes Beispiel für eine fruchtbare, partnerschaftliche, vertrauensvolle und erfolgreiche Zusammenarbeit im Sinne der bestehenden Patenschaft Mannheim-Memel gewertet werden. Auch in der Mannheimer Presse fand dieses Bundestreffen eine entsprechend positive Würdigung.

Für die Unterstützung und Förderung sagen wir Ihnen unseren aufrichtigen Dank. Wir selbst werden bemüht bleiben, das bisher in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und weiterhin unseren Teil für die Festigung und den Ausbau der Patenschaft beitragen.

Für das Jahr 1982 wünsche ich Ihnen, dem Gemeinderat und der Stadtverwaltung gutes Gelingen bei allen Ihren Vorhaben zum Wohle der Stadt und deren Bürger.

Für Sie persönlich erhoffe ich vor allem Gesundheit und Zufriedenheit sowie den Erfolg, der Sie bei der Durchführung Ihrer verantwortungsvollen Aufgabe zu weiterem segensreichen Tun anregen kann.

Mit freundlichen Grüßen  
und vorzüglicher Hochachtung  
Ihr **H. Preuß**

1. Vorsitzender der AdM

# 1843

## Memel Getreide

2. Juni 1843 aus Memel an seinen Reeder Meislahn in Orth auf Fehmarn schrieb, ist uns ein Einblick in damalige Verhältnisse erhalten geblieben. Heinrich von Rehn war Kapitän der Schaluppe „Hans-Jacob“, die 64 Last tragen konnte.

„Ich lasse Sie wissen, daß ich am 30. Mai in Memel glücklich und wohl angekommen bin und sogleich meinen Ballast ausgeworfen habe. Bisher habe ich aber kein bestimmtes Geschäft im Kornhandel gemacht und gedenke, bis nach dem Pfingstfest zu warten, weil hier noch nicht anzukommen ist und ich auch der Meinung bin, es etwas billiger zu bekommen, als es jetzt steht. Der Getreidekaufmann Tiefler, der übrigens Ihren Brief bislang noch nicht erhalten hat, war in den ersten Tagen nicht zu Hause, ist aber jetzt zur Stelle. Er verlangte von mir anfangs 64 Thaler Hbco (Hamburger banco) für die Last Roggen. Jetzt scheint es wohl, daß er für 63 Thaler verkauft, hat nur 8 Last kleine Gerste, wofür er 44 Thaler verlangt.

Herr Kaapcke verlangt 62½ Thaler für Roggen, hat ebenfalls nicht mehr, wie ca. 16 Last kl. Gerste, wofür er 42 Thaler Hbco. pro Last fordert. Große Gerste ist in der ganzen Stadt kein Scheffel zu haben. Ich kann nicht einsehen, daß solche Preise grandieren können, deshalb glaube ich, daß es besser ist, noch ein paar Tage zu warten. Hier haben wir einige Tage furchtbaren Regen gehabt, welches vielleicht etwas Eindruck machen könnte.

Wäre hier nur etwas mehr Gerste gewesen, so würde ich mich nicht lange auf Kaufen bedacht haben, jetzt aber kann ich es unmöglich verantworten. In Ballast von hier wieder abzusegeln, kann auch nicht an-

# Unsere Heimat – in einem Reiseführer

Meyers Reiseführer des Bibliographischen Instituts in Leipzig waren vor dem Kriege im deutschen Sprachraum geachtet. Ob es um die Schweiz oder Österreich, um Frankreich oder Italien ging – Meyer führte den Reisenden gewissenhaft zu allen Sehenswürdigkeiten und nahm ihm jede Mühe um Unterkunft und Auskunft ab. Vor uns liegt so ein Reiseführer von 1934, der Ostpreußen, Danzig und dem Memelgebiet gilt. Es hat seinen eigenen Reiz, heute in Orten und Zeiten zu lästern, die fast fünfzig Jahre zurückliegen.

## Die Kurische Nehrung

Sehen wir uns zunächst die Kurische Nehrung mit den gewissenhaften Augen des Reiseführers an! Beachten wir, wie selbst ein nüchterner Chronist ins Schwärmen gerät, wenn ihn eine Landschaft bezaubert!

Das Kurische Haff, das Brackwasser der Mündungsarme der Memel und ihrer Zuflüsse, ist mit 1613 qkm Wasserfläche, 90 km Länge und bis 45 km Breite fast doppelt so groß wie das Frische Haff. Es erstreckt sich mit geringer Tiefe (1–5 m) vom Samland nördlich bis über Memel hinaus, wo es im Memeler Tief (7½ m) in die Ostsee mündet; die nördliche Hälfte ist jetzt memelländisch. Nur das westliche Ufer erhebt sich kräftig bis zum Dünenwall der Nehrung, der stellenweise steil ins Haff abfällt, während die Ostküste so flach ist, daß in verschiedenen Gegenden der Übergang vom Wasser zum Lande kaum zu spüren ist. Schilf und schwammiger Boden säumen die Küste, und in den moorigen Niederungswäldern, in denen noch der Elch haust, erlebt der Fremde den Schauer einer vorweltlichen Landschaft. Auf der ganzen Ostküste von Labiau bis Memel liegt keine städtische Siedlung; nur Fischerdörfer tauchen hier und

da aus dem Grün des Waldes hervor, meist noch in der alten kurischen Anlage und Bauweise aus farbenfrohen Bohlenhäusern bestehend, die Friedhöfe im malerischen Schmuck der bunten, geschnitzten Grabtafeln. Auf dem sanft bewegten Haff aber kreuzen die Kurenkähne mit ihren großen, rechteckigen Segeln und den zierlich geschnitzten bunten Wimpelbrettern, deren meist schwarz-weiße Abzeichen das Heimatdorf erkennen lassen. So hat auch die Dampferfahrt durch das Kurische Haff ihren eigenen nordischen Reiz.

Die Kurische Nehrung, die 96 km lange und 1–4 km breite Landzunge zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff vom Samland bis zum Memeler Tief, ist ein alluvialer Sandwall auf diluvialen Mergelboden, der einst mit stattlichem Wald bedeckt und nach den zahlreichen Funden in neolithischer Zeit (etwa 2. Jahrtausend v. Chr.) wahrscheinlich stärker besiedelt war als in den letzten Jahrhunderten. Die Entstehung der heutigen Dünen, die vom Meere allmählich bis 66 m aufsteigen und nach dem Haff meist schroff abfallen, ist größtenteils die Folge der Abholzungen, die nach dem 30jährigen Kriege und unter den ersten Preußenkönigen hier stattfanden, sie sind also kaum 300 Jahre



**Auf der Poststraße nach Preil**

Vater und Söhne unternahmen von ihrem Quartier im Schwarzortler Postamt mehrere Ausflüge. Eine Radtour führte auf der Poststraße nach Preil und weiter nach Nidden.

Im Juli dieses Jahres war ein Tourist, der Memel wiederholt in der Vorkriegszeit besucht hatte, auf sieben Stunden in unserer Heimatstadt. Um es gleich am Anfang allen deutlich zu sagen, die ähnliche Reisepläne erwägen: Es war keine genehmigte Fahrt, und das Risiko, sich von Wilna oder Riga aus mit Bekannten oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln unerlaubterweise ins Memelland zu begeben, ist groß.

Aber unser Reisender kam mitten im Ferienrummel der sowjetischen Urlaubsmacher ungeschoren an das Ziel seiner Wünsche, machte dort unbehindert mehr als 150 Aufnahmen und kehrte unversehrt an den Ort zurück, an dem er für einen Tag seine Reisegruppe verlassen hatte.

Was er über Memel berichtet, ist keine Sensation, besonders nicht für MD-Leser, die seit Jahrzehnten über die heutigen Memeler Verhältnisse in Wort und Bild auf dem Laufenden gehalten werden. Und doch gibt es manches Interessante und Verwunderliche zu berichten. So hatten wir nach und nach – auch durch die bunten Diareihen in den Memellandgruppen – wirklich geglaubt, Memel sei größer und schöner wieder aufgebaut worden, besonders nachdem wir Berichte und Bilder aus der Memeler Altstadt gesehen hatten. Nun lesen wir wörtlich: „In dem ganzen Viertel südlich der Marktstraße ist nur ein kleiner Teil von Häusern renoviert; alles andere ist entweder überhaupt nicht mehr da oder befindet sich in einem verheerenden Zustand. Selbst in dem Viertel zwischen Marktstraße und Dange, in dem am meisten restauriert ist und meist sogar so schön, daß es besser aussieht als früher, klaffen Lücken.“

Aber lassen wir nun unseren Reisenden erzählen! Der Bus fuhr durch Park- und Bahnhofstraße bis vor den Bahnhof, wo er uns absetzte. Die Kleinbahn existiert nicht mehr. Der Omnibusbahnhof liegt rechts vom Bahnhof. Unser Fußmarsch führte durch Bahnhof- und Parkstraße bis zum Weg zum Friedhof über den Kämmereihof. Sein Gebäude mit dem Storchennest steht nicht mehr, nur ein kleines Haus dahinter. Links kommt gleich das neue Kriegerdenkmal. Der vordere Teil des Friedhofs ist umgewandelt in einen Park mit Skulpturen und mit einem Wasserbecken, in dem Kinder planschten. Der hintere Teil wird noch als Friedhof genutzt, aber er wirkt recht verwahrlost. Deutsche Grabinschriften gibt es kaum noch.

Auf dem Turnplatz steht in der Mitte das durchaus eindrucksvolle Denkmal von Duonolaitis. Die Häuser dahinter haben sich gut gehalten. Der Lindenkrug (Loge) fehlt. In der Alexanderstraße sind ab und zu neue Häuser an die Stelle der alten getreten. Die anderen sind im wesentlichen restauriert, so das Stadtmuseum ziemlich am Anfang auf der Nordseite der Alexanderstraße, vom Alexanderplatz her gesehen, auch die Gemäldegalerie, bestehend aus den ersten fünf Häusern auf der Nordseite der Otto-Böttcher-Straße. Bestes Stück ist eigentlich die Post im wilhelminischen Stil mit ihren Türmchen geblieben.

## Blick von der Alexanderstraße aufs Gymnasium

Von der Alexanderstraße aus sieht man an der neuen Sparkasse (jetzt Telegrafent-

amt) und am Dampfboothaus vorbei zum Luisengymnasium. Das Landratsamt und die alte Feuerwehr sind inzwischen verschwunden. Der ganze Raum wird von einer riesigen Baugrube für ein großes Hotel eingenommen. Daneben steht noch das Viktoria-Hotel. In der ganzen Gegend existiert sonst

*Fremd starren die Bilder dich an:  
fremd steht die Silhouette der Stadt  
über dem Haß,  
fremd sind die Straßen, die Plätze,  
die Brücken,  
fremd sind die Dörfer, die Höfe,  
fremd sind die Menschen.  
Alles ist anders geworden –  
Doch kaum  
hast du die Bilder beiseitegelegt,  
rückt dir das Herz wieder alles zurecht:  
geliebte Silhouette der Stadt  
mit Schornsteinen, Häusern  
und Türmen,  
vertraute Straßen, Plätze und Brücken,  
vertraute Dörfer und Höfe,  
vertraute Gestalten, vertraute  
Gesichter –  
Unvergänglich bewahrt  
im Bernstein des Herzens.*

**Gerhard Lietz**

an alten Gebäuden nur der Magistrat, der in der Polangenstraße etwas verlängert worden ist. Die Borussia, deren Sockel in einem Neubauviertel auf Schmelz steht, ist durch einen Fischer ersetzt. Das Meyhöferhaus wirkt durch seine großen Inschriften („Es lebe die Partei“) fremdartig. Von der Börsenbrücke, die ein wenig nach Osten verbreitert wurde, geht die Börsenstraße gerade durch zum Alexanderplatz. Links sind Anlagen mit einer Leninstatue, rechts steht das lange Kulturhaus mit dem hohen viereckigen Turm. Es wirkt recht klotzig und nur an der Fassadenseite zur Dange passabel. Neben der Börsenbrücke mit ihren typisch russisch-pompösen Lampen befindet sich seit 1975 dangeabwärts ein etwas nach Südwesten verlaufender Steg, der von den meisten Fußgängern benutzt wird. Auf der Dange liegen zwei Restaurationschiffe, hinter der Börsenbrücke die hübsche Dreimastbark „Meridian“, hinter der Karlsbrücke ein typisch russisch-klotziges.

In der Friedrich-Wilhelm-Straße sind die alte Sparkasse und die beiden Häuser dahinter wegen der etwas breiteren Brücke mit

# Unsere Heimat in einem Reiseführer II

Heute geht es zu den memelländischen Bädern – Von Heinrich A. Kurschat

Nicht nur korrekt, sondern auch lyrisch waren Meyers Reiseführer des Bibliographischen Instituts in Leipzig. In unserer ersten Folge haben wir aus einem Ostpreußen-Führer des Jahres 1934 das Kurische Haff und die Kurische Nehrung dargestellt. Heute geht es zu den memelländischen Bädern. Auch hier bietet der Meyer eine Fülle von Einzelheiten!

## Von Försterei nach Nidden

Wußten Sie schon, daß der Verband der Bäder des Memelgebiets im Memeler Rathaus eine „Ostsee-Bäderzeitung“ herausgab, die im Sommer als wöchentliche Kurzeitung erschien. Selbst in Max Szameitats Bibliographie klafft eine Lücke; er hat diese Kurzeitung offensichtlich auch nicht gekannt.

Dicht bei Memel (Eisenbahn 7 km, Autobus und zu Fuß) liegen die Seebäder nördlich der Stadt: Försterei-Mellneraggen und Nimmersatt.

Försterei, immer mit Mellneraggen im Bindestrich genannt, wird als stilles Ostseebad mit Laub- und Nadelwald beschrieben. Es gab zwar elektrisches Licht, aber Post, Arzt und Apotheke waren in Memel. Für die Gäste gab es das Kurhaus Ullmann mit 25 Zimmern und 42 Betten und den Gasthof Schmidt mit 22 Zimmern und 47 Betten. Schmidt konnte Garten und Garage bieten; Bettenpreis 6 Lit. Vollpension gab es bei Ullmann und Schmidt für 12 Lit. Auch das Städtische Kindererholungsheim mit 80–90 Betten wurde erwähnt. Keine Betten hatte das Restaurant von E. Franz, dem auch die Strandhalle gehörte. Das Gemeindeamt lag in Mellneraggen. Auch Ferienwohnungen waren damals schon gefragt. In der Villa Diana gab es 12, in der Concordia 22 Zimmer.

Das Schöne an Försterei war, daß man in fünf Minuten an einen wunderbaren Seestrand kam. Es gab eine Badeanstalt mit Einzelzellen, eine Strandhalle mit Terrasse und Erfrischungen. Im „Schloß am Meer“ wurden warme Seebäder und medizinische Bäder gereicht, und zwar von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Es gab einen Tennisplatz, am Sonnabend und Sonntag Tanzabende und Kinderfeste. 1930 wurden 850 Besucher gezählt, darunter 450 Badegäste, von denen 8/10 aus dem Reich kamen.

Die Spaziergänge waren mit Wegweisern und Entfernungsangaben ausgestattet. Durch Heide und Hochwald ging man in einer Stunde nach Memel. Über die Drei Berge kam man in einer halben Stunde zur

Holländischen Mütze (25 m), einer steil zur Küste abfallenden Anhöhe mit schönem Kiefernbestand.

Wollte man nach Nimmersatt, so fuhr man mit der Bahn nach Deutsch-Crottingen und wurde auf Bestellung mit dem Wagen abgeholt. Auf den Einfall, von Memel mit dem Auto direkt nach Nimmersatt zu fahren, kam damals wohl noch niemand. Trotzdem – der Kraftverkehr war im Anmarsch: „Kraftwagen können bis auf den Strand fahren.“

Das Kurhaus Nimmersatt mit 24 Zimmern und 50 Betten (zu 3,50 Lit) bot Vollpension für 10–12 Lit, hatte Garten und Garage. Außerdem gab es noch eine Pension Feinsteine, über die aber nichts gesagt wird. Nimmersatt wird als stiller Kur- und Badeort, an Laub- und Nadelwald schön gelegen, geschildert. „Bis 1920 nördlichster Ort Deutschlands“, Fischer- und Bauerndorf mit

300 Einwohnern, Kanalisation und Postamt (7–13, 15–20; So 8–12, 15–18). Arzt und Apotheke gab es in Polangen.

Vom Kurhaus fester Badeweg mit Ruhebänken durch die Dünen zum (4 Min.) feinsandigen Strand; guter Wellenschlag. Kalte Seebäder, auch aus Einzelzellen, frei. Warme Seebäder im Kurhaus. Keine Kurgebühr; keine Konzerte, Tennisplatz. 1930 unter 400 Besuchern 200 Badegäste, darunter 5/6 deutsche.

Mit dem Autobus konnte man nach Polangen fahren. In dem ehemaligen russischen Ostseebad fand man Kurhaus und tägliches Militärkonzert, ein Theater, Bernsteinindustrie, die Drogerie Klompus, den Byruteberg mit der Nachbildung der Grotte von Lourdes.

## Sandkrug und Süderspitze

In 7 Minuten kam man mit der Fähre von Memel nach Sandkrug, wo es ein Kurhaus mit 40 Zimmern und 50 Betten (zu 6–10 Lit) und Vollpension für 12–16 Lit gab. Gelobt wurde das Haus Waldeinsamkeit von Einars mit einem Bettenpreis von 5 Lit. Sandkrug wurde als Villenort Memels bezeichnet, durch das hier 600 m breite Haff von der Stadt getrennt. „Sonntags starker Ausflugsbesuch“, vermerkte Meyer. Hier wurden elektrisches Licht, Wasserleitung und Kanalisation erwähnt.

Vom Kurhaus gibt es einen schönen Blick auf Haff und Memel, einen Bohlenweg durch Hochwald zum (12 Min.) breiten Strand; guten Wellenschlag. Am Strand gab es ein Herren-, Damen- und Familienbad mit 100 Zellen für 40 Cent, doch war Freibaden natürlich gestattet. Auf der Düne gab es eine Erfrischungshalle. Kurtaxe wurde nicht verlangt. In Sandkrug war immer was los: Kurkonzerte und Tanzabende im Kurhaus, Tennisplätze, Feuerwerk, Kinderfeste, Segelfahrten nach Schwarzort. Jährlich wurden 4500 Besucher gezählt, „viele Deutsche“. Unweit des Kurhauses gab es die Restauration Alter Sandkrug, in der Kotzebue das Lied gedichtet haben soll „Es kann ja nicht immer so bleiben...“

Von Sandkrug aus gibt es viele windgeschützte Waldwege mit Wegweisern. Auf der Wald- und Haffuferpromenade kommt man nach (¼ Std.) Süderspitze zum Gasthof von Zaborowski. Hier liegt die kleine Gemeinde am Nordende der Kurischen Nehrung mit dem alten Nehrungsfort. Hier gab es damals Privatwohnungen, Freibäder und – im Sommer – die Fähre nach Memel.

Schwarzort war damals der besuchteste klimatische Kurort der Nehrung, rings von bewaldeten Dünen eingeschlossen, die ihn von Nord- und Westwinden schützten. Das Kirchdorf hatte 500 Einwohner, 3 km am Haffufer hingestreckt. Es gab elektrisches Licht und einen Arzt mit Hausapotheke.

Am Nordende des Dorfes befand sich die Anlegestelle mit Wartehalle und Zollabfertigung. Eine gepflegte Promenade mit Ruhebänken führte vom Dorf durch Kiefernhochwald am Aussichtsturm „Werners Kanzel“ vorbei zu dem von größeren Steinen freien (20 Min.) Ostseestrand. Herren-, Damen- und Familienbad mit sanft geneigtem, feinsandigem Badegrund; kräftiger Wellenschlag; bewirtschaftete Strandhalle. Feste Waldwege leiteten zu zahlreichen Ruhe- und Aussichtspunkten. Vom Blocksberg (53 m) mit seinem Glaspavillon gab es einen lohnenden Blick übers Haff und Nehrung. Nach Süden schlängelte sich die Bergstraße über aussichtsreiche Dünenkämme mit Ausblicken in das bewaldete Kesseltal. Weitere Aussichtspunkte waren die Schliekmannshöhe, die Gartenlaubenbank, der Haffblick und die Eiserne Ruh. 1933 wurden 8000 Besucher gezählt, darunter 4000 Badegäste (7/8 deutsche).

Meyer weist darauf hin, daß in Schwarzort Vorbestellungen ratsam seien, weil die Gasthöfe oft überfüllt sind. Der Kurische Hof

am Hochwald war mit 100 Zimmern und 125 Betten (10–14 Lit Pension) das beste Haus mit Garten und Konzert. Kurhaus May am Haff warb (10 Lit Pension) dafür, daß Reichsdeutsche 20% Rabatt erhielten. Weitere Hotels waren das Waldfrieden am Wald mit 60 Betten, das Forsthotel mit 70 Betten und die Eiche. Weiter gab es noch die Fremdenheime Flora, Sommer, Amalie und Hubertus, alle mit 10–12 Lit Pension. Die Privatzimmer im Villenviertel waren teurer als im Dorf. Hier gab es auch eine Jugendherberge, in der selbst Erwachsene für 1,10 Lit übernachten konnten.

Aus Karallus' Nachlaß

## Förster in Erlenhorst

Am 1. April 1932 zogen wir in Erlenhorst ein. Das einsame Forsthaus auf der Kurischen Nehrung war für uns mehr als zehn Jahre Wohnung und Heimat. Es hatte eine herrliche Umgebung! Da war das Wasser des Kurischen Haffs, das wir aus dem Zimmerfenster herüberleuchten sahen, und da war der Wald, der Erlenwald vor dem Garten und der Wald der Bergkiefern, alles in einer klaren und würzigen Luft, in einer Ruhe, die nur der Wind und einmal der Schrei eines Bussards unterbrachen.

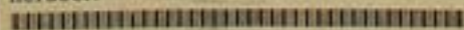
Das rote Backsteinhaus besaß in seinen Räumen eine behagliche Atmosphäre, sei es im Sommer oder im Winter. Die vorbeiführende Poststraße verband uns mit der Außenwelt. Das waren einmal Sandkrug und Memel, andererseits Schwarzort; das war unsere nähere Nachbarschaft, wenn wir von den Baracken in Bärenschlucht absehen wollen. Und gleich über die Dünenberge hinüber brandete das Baltische Meer, die Ostsee, und das Rauschen von dort begleitete uns Tag um Tag: die ausrollenden Wellenberge nagten am Fuß der weißen Vordüne.

Nach einem starken Weststurm, wenn eine leichte Brise aus Ost wehte, konnte man zum Bernsteinsammeln gehen. In dem dunklen Tang schwamm das gelbe Gold, schaukelten die aus der Tiefe losgelösten Bernsteinstücke, oft von einer respektablen Größe. Die Fischer wateten weiter in die See und holten mit einem Kescher oft die größten Stücke.

Und auf der höchsten Düne ein herrlicher Blick auf die See und das Haff, weit bis nach Memel, Starrischken und Schäfererei. An hellen Tagen konnte man am Strand sogar bis Schwarzort sehen, manchmal gar bis Perwelk.

Schmelz, der am Wasser des Haffs langgestreckte Teil Memels, grüßte an allen Tagen zu uns herüber. Die Wälder von Starrischken und Schäfererei standen schwarz und schweigend am Horizont.

Unsere Nachbarn waren leider etwas weiter entfernt, man hätte manchmal gewünscht, sie näher bei sich zu haben. Bis Sandkrug hatten wir 9, bis Schwarzort auch soviel, und bis Starrischken waren es nur etwa 2 Kilometer, leider lag das Haff dazwischen. Im Winter fuhren wir über das Eis, und im Sommer ruderten wir in einem kleinen Boot zum Festland herüber.





## Das war Deegeln

Deegeln ist eine Gemeinde des Kreises Memel, im Südosten des Kreises an der Aysse, mit den Ortsteilen Dwielen, Stankeiten und Stoneiten. Letzter Bürgermeister war Wilhelm Posingies. Amtsbezirk war Aglohen, Amtsvorsteher Blieszewannagen, Ortsbauernführer Johann Klimkeit. Das Dorf hatte eine zweiklassige Schule. Letzter Lehrer war Martin Trakies. Außer der aus Litauen kommenden Aysse, die bei Gut Ayssehn in die Wewirsze mündet, durchfließt die Schakke das Dorf. 37 Bauern lebten hier, die Besitzungen von 2-30 ha hatten. Fünf Häuser waren massiv, weitere fünf aus Holz, die restlichen aus Lehm. Nur einige Häuser hatten Pfannendächer, die meisten noch Ried- bzw. Schindeldächer. Die Häuser waren zum Teil schon sehr alt.

An Handwerkern gab es zwei Maurer (Max Konrad und Jakob Mehlaus) und einen Zimmermann (Georg Konrad). Eine Jauje besaß Wilhelm Plewe. Eine Erhebung wurde Schwedenschanze genannt, dürfte aber eine heidnische Fliehburg gewesen sein. Es gab einige kleinere Stücke Bauernwald. Die Bauern sprachen Deutsch und memelländisches Litauisch.

---

## In eigener Sache!

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Landsleute!

Der Spendenaufruf der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. im vergangenen Jahr hatte den Erfolg, daß die 50 %ige Kürzung der Patenschaftszuwendungen durch die Stadt Mannheim zum Teil aufgefangen werden konnte. Zusätzliche Einsparungen auf personellem Gebiet versetzten uns in die Lage, unsere Betreuungsaufgaben für unsere Landsleute weiterhin zu erfüllen sowie die kulturellen Veranstaltungen auf unseren Heimattreffen wie bisher zu fördern.

Ihre Spendenbereitschaft hat hierzu einen erheblichen Teil beigetragen. Der weitaus größte Teil der Spendensumme setzte sich aus kleineren Beträgen zusammen.

Im Namen des Bundesvorstandes der AdM bedanke ich mich bei allen Spendern recht herzlich! Mein besonderer Dank gilt den Landsleuten, die auf dem Zahlkartenabschnitt ihre Einzelmitgliedschaft zu unserer Organisation erklärten und

ja schon saft- und kraftlos die Hände, bar jeden Stolzes, allen Lebenwillens. Nein, ihre Augen blickten auf dich melancholisch, wie von Trauerweidenzweigen verschleiert, wie von Witwenschleiern umflort. Und ihre Stimme bebte in schluchzender Resignation, wenn sie dir ehrlichkeitstriefend gestand, daß sie ja sooo gut verstehen könnte, daß es dir bei ihr unmöglich schmecken könne, wo du doch . . . zu Hause und von Hause aus . . . und überhaupt all und immer . . . soviel Besseres gewöhnt seist!!

Tja, da warst du machtlos! Kein Tod schreckte dich mehr; jeder konnte nur, jeder mußte Erlösung bringen. Aus irgend einem durch Wunder noch infaktem Gehirnchen schrie es ingrimmig zu dir, daß das Nötigen über das Stadium der Nötigung hinaus nun in brutale Vergewaltigung gebrochen sei; aber es interessierte dich nicht sonderlich. Du warst nicht mehr Theologe, Jurist, Mediziner, Lehrer oder wer weiß was sonst; du warst — schlicht — leidende Kreatur. Die Energie, aufzuspringen und schredend wegzulaufen, hattest du nicht mehr; du warst zu systematisch weich gemacht. Du schlucktest den Angstschweiß, der dir von der Oberlippe in den Mund lief, bedauerstest mal wieder, daß deine Frau keinen Bart an dir duldet, und fraßt und würgtest, was sie dir während ihrer Trauerarie auf den Teller geschmissen und gekleckst hatte. Was in den Augen des Hausherrn, des Hundes oder der Fliegen zu lesen war, war dir gleichgültig und nasser Schmutz.

Wie dir am Ende war — wenn dir gestattet wurde, der kreuzspinnenhaft glücklich Lächelnden zu danken und zu versichern, wie wunderbar es dir geschmeckt habe — ist schwer zu sagen. Vielleicht so, als seist du bis zum Rachenzipfchen mit Blei ausgegossen. Ich weiß nicht, ob das Gefühl trog; ich war noch nie mit Blei ausgegossen; ich dachte nur immer, daß es so sein müsse.

Ja, ich dachte oft, ich würde es nicht überleben; aber ich habe. Es kann also doch wohl nicht zu lebensgefährlich gewesen sein.

Ich konnte sogar schon tags drauf wieder mit Appetit von dem essen, was uns die Hausfrau, wie's Brauch war, an fleischernen und süßen Leckerbissen mitgegeben hatte und was Hund und Katze vorzuwerfen ich mir bei der dankumrahmten Entgegennahme still vorgenommen und beim Heimweg laut und wortreich geschworen hatte. Und am übernächsten Abend, wenn wir die Reste „des Mitbringels“ genossen, bedauerte ich ehrlich, daß „es aller war“. — Nein, lebensgefährlich kann es nicht gewesen sein.

Ich fühle mich am Schluß verpflichtet, einem Gerücht entgegenzutreten, dem man früher „im Reich“ auf Schritt und Tritt begegnete, das einem aber auch noch in der Bundesrepublik gelegentlich in den Weg läuft. Das ist die Behauptung, die memelländische Hausfrau habe in der Regel mit der Formel genötigt: „Assen Se man, issen Se man! Was lebrich bleibt, kriegen doch bloß de Schwein.“ — Das ist eine Fabel, würdig der, daß die Wölfe, wenn nicht schon unsere Hausgenossen, so doch unsre Hofgenossen gewesen seien. Nein, die besagte Formel habe ich äußerst selten, und wenn, dann nur aus den Mündchen landentfremdeter Stadthausfrauen vernommen. Schon aus Mangel an benachbartem

Schweinevieh beeindruckte sie das nie sonderlich, so ernst sie auch gemeint sein mochte. — Das Nötigungsrepertoire einer echten memelländischen Hausfrau war viel reichhaltiger und gefährlicher.

Früher hätte ich nie von diesen Gefahren unserer Heimat gesprochen, schon um nicht den Fremdenverkehr zu gefährden. Ich hätte geschwiegen, wenn es die Gastmähler noch gäbe. Sie sind mit den memelländischen Tischen und Tafeln verschwunden und dahin. Nie wieder wird es sie geben. Nicht, daß ich nicht an Heimkehr glaube!

Ich glaube nur, wenn es mal soweit ist, haben wir zu lange unter Holsten und Hessen, Niedersachsen, Friesen und Bajuwaren gelebt, als daß der Drang zum Nötigen und zum Danken nicht verkümmert wäre.

Aber schön war's doch!

Memelländische Gastfreundschaft! — Nur mit dem Versuch zu scherzen, kann die Erinnerung sich an sie wagen. Wir haben es gelernt, dem Galgenhumor die Zügel frei zu geben, wenn uns zum Heulen zumute ist. Nicht war, Landsmann?

## Gäste in Erlenhorst / Von Hans Karallus

Unser einsames Forsthaus auf der Kurischen Nehrung in Erlenhorst hatte im Laufe des Jahres viele Besucher und Gäste, die meist längere Zeit bei uns wohnten. Nicht selten waren aber auch ungebetene Gäste Besucher unseres Hauses. Das waren Elche, die leicht und beschwingt über den Gartenzaun setzten und sich dann an Sträuchern und Obstbäumen gütlich taten. Ein Dachs hatte unter der Scheune sein Lager errichtet und sich eines Nachts über unsere Enten bergemacht. Mit einer Mistgabel bewaffnet, rannte ich auf das Geschrei der in höchster Not befindlichen Vögel im Nachthemd auf den Hof und in den Schuppen, wo der Dachs schon einige Enten „abgemurkt“ hatte. Weitere Untaten konnte ich verhindern, aber des Einbrechers konnte ich nicht habhaft werden mit dem Instrument, das mehr für die Landwirtschaft als die Jagd Verwendung findet. Eine junge Krähe fand sich eines Tages ebenfalls ein, die mit der noch jungen Katze schnell Freundschaft geschlossen hatte. Leider fand das Tieridyll bald ein Ende. Tot lag die Krähe eines Morgens im Garten. Habichte gaben manches Jahr unangenehme Gastrollen ebenso wie Füchse, die alle den unschuldigen Hühnern nach dem Leben trachteten. Aber nun zu den Besuchern unseres Hauses.

Eines Wintertages öffnete die Tür zu meinem Dienstzimmer ein in mehrere Kleiderschichten und Decken eingehüllter Mann. „Ich bin der Kunstmaler Vladas Edukevicus!“ Damit stellte der Ankommling sich vor und begann seine Kleider und Decken in eine Ecke des Zimmers zu werfen. Ein kleiner Berg häufte sich bald. Mir war

das alles etwas unangenehm, und ich sah verwundert den Mann an. „Kleider machen Leute“, so sagte schon Paul Keller. An den Tisch gesetzt, erfuhren wir von dem „Sonderling“, daß ihn Herr Einars aus Sandkrug zu uns geschickt hatte, da er seiner wohl überdrüssig war. Vladas war viel in der Welt herumgekommen und sprach gut Deutsch. So war er lange Jahre in Frankreich und Italien gewesen. So konnte er mir gleich an Hand eines Kataloges beweisen, daß ein Bild „Winter“ von ihm in Paris auf einer Kunstausstellung mit einem Preis bedacht worden war. Er malte meist im Adamskostüm und sang dabei, wenn er gut gelaunt war. Meine Mädchen wollten er nackt malen. Zu diesen Aktmalereien hatten diese jedoch nicht die geringste Lust. Zu Besuch hatte unser Maler einmal die Schwester des großen litauischen Dichters, Komponisten und Malers Mironas. Wenn Birute Mironas neben Vladas saß, so gab es nur Kunstwerke. Eines Wintertages, aber schon Anfang April, wollte Vladas unbedingt mit den Schlittschuhen noch über das schon bedenklich schwache Eis bis Schmelz laufen. Ich riet ab. Aber ohne Erfolg. So beobachtete ich das Unternehmen vom sicheren Boden aus. Dann geschah auch tatsächlich das, was ich ohne Prophet zu sein, voraus sah. Mit einmal verschwand Vladas von der Bildfläche des Eises. Er war in eine offene Stelle, allerdings schon im flachen Wasser der Landseite gefallen, aus der er aber dann schnell wieder auftauchte. Er wohnte lange Zeit bei uns; eigentlich schon zu lange. Mit einem weinenden und einem lachenden Auge feierten wir dann seinen Ab-



Das einsame Forsthaus in Erlenhorst auf der Kurischen Nehrung

zur Erinnerung an unseren lieben Erich Knopp bei uns. Auch die später folgende junge Frau des Malers bleibt uns in bester, angenehmster Erinnerung.

An stillen Wintertagen, wenn die Gedanken in die Vergangenheit wandern, denke ich oft an die Menschen, die mir in Erlenhorst begegneten. Dann lese ich die Eintragungen aus den vergilbten Gästebuchblättern, die ebenfalls noch aus der alten Heimat herübergerettet wurden. Namen, verschiedene Schriftgrade, „dichterische“ Eintragungen bilden einen unersetzlichen Schatz von Erinnerungen. Künstler und Gelehrte, Frauen und Männer, bekannte und unbekannte Größen haben sich hier verewigt.

Bei Sturm kehrten wir ein,  
Bei Regen sind wir geschieden.  
Dazwischen lag Sonnenschein  
Und so etwas wie Frieden.

Diese Eintragung entstammt der Feder eines Universitätsdozenten aus Königsberg. Das war schon im Kriegsjahr 1943. Ein Professor schrieb zur Erinnerung an die Walpurgisfeier 1944:

Wie ein altes Schloß kriegt Rost,  
Wenn es wird nicht eingeschmiert,  
schieß. Sein Landschaftsbild aus Erlenhorst hängt als bleibende Erinnerung heute noch in unserem Heim.

Ein Maler nach unserem Geschmack war der damals noch junge Erich Knopp aus Kowno. Ich führte ihn in das Elchrevier um Perwelk, wo er gute Studien machen konnte. Als Landschaftsmaler wandte er sich der Tiermalerei zu. Ich besorgte unserem Maler auch einen toten Elch, den ich damals mit freundlicher Genehmigung des Landesdirektors Szigaud auf der Nehrung schießen durfte. Knopp suchte dann im Wasserwild, besonders den Wildenten, aber auch im Rehwild dankbare Motive, die das Schaffen des jungen akademischen Malers wesentlich förderten. Heute noch hängen die Elche, Wildenten und Rehbilder, die allein aus Erlenhorst gerettet wurden,

#### Unser Heimatgedicht

### Lebe wohl

Leb wohl, du teure Heimat mein!  
Fern bin ich heut' von dir — allein. —  
Es keimt und grünt an Baum und Straud —  
mein Herz das keimt in Sehnsucht auch.  
Mein Memelland, leb wohl!

Wie warst du wert mir, troutes Land,  
wo meiner Kindheit Wiege stand,  
mit Kiefernwald und Soatenleid —  
kein gleiches weiß ich auf der Welt.  
Mein Heimatland, leb wohl!

MARIA BAKSCHIES

Hat mir dieses Erlenhorst  
Die Gelenke präpariert.  
Werd' jetzt lautlos wie die Elche  
Memels Dunkel durchmarschieren,  
Sehnsucht suchend, ob nicht weiche,  
Aufgelegt sind zu charmierten.

Der Kinooperateur L. meinte:

Meine Frau fraß sich hier dick,  
Frage: Wird sie wieder chick?

Und noch manche andere Reime und Verse sind in den alten Gästebuchblättern enthalten, traurige und lustige. Aus manchen Zeilen spricht schon die Vorahnung eines baldigen Todes.

Im Winter kehrten Rodler und Skifahrer schon damals bei uns ein. Herr alter Jaetzel und Frau versäumten l guter Schneelage nicht, an den rntagen mit dem Bobschlitten nach

Erlenhorst zu ziehen. Dann aber kamen auch Revierförster Haselmeyer und Frau aus Starrischken über das Eis und besuchten uns, wie wir ebenso über das Eis nach Starrischken wanderten. Im Sommer das Wasser, im Winter das Eis, das waren unsere Freuden und Leiden.

Und dann im Frühjahr waren wir wieder froh, wenn der Winter vorbei war. Wenn das letzte Eis ins Meer hinaustrieb, waren wir froh und begrüßten lebhaft den ersten Dampfer auf dem Haff. Dann kamen auch die Paddler und Kanuten nach Erlenhorst. Und in der Scheune auf dem Heu kampterten in mancher Nacht mehr Gäste bei uns, als im besten Hotel in Memel. Diese Einkehr auf dem Heu war schon zur Tradition mancher Wasserratten Memels geworden.

Der Sommer brachte dann die Gäste aus dem Reich. Sie kamen aus Königsberg, Leipzig, Berlin und anderen Städten unseres damaligen Vaterlandes. Aber auch aus Memel sind die Eintragungen ebenso zahlreich. Frh. Fuhrmann, Frh. Mierwaldt, Frh. Suwan und Marta Biermann sind in Erlenhorst längere Zeit zur Erholung gewesen. Der Seestrand bei Erlenhorst war wohl einmalig. Weicher Sand und vollkommen steinfreier Strand. Auch am Kurischen Haff waren Badegelegenheiten vorhanden.

Als Reiter auf der Nehrung kehrte auch unser Memeler Dampfbott-Verleger F. W. Siebert in unserer Behausung ein. Dann besuchte uns als junger Redaktionsvolontär auch unser jetziger Schriftleiter Heinrich A. Kurschat bei einem Waldbrand auf der Nehrung. Zwanzig Morgen Wald und Heide in Flammen... lasen wir am nächsten Morgen im Dampfbott. Der Bericht gefiel mir damals sehr gut. Schade, daß ich ihn heute nicht mehr besitze.

Der MRC (Memeler Radfahrer-Club) kehrte traditionsgemäß Himmelfahrt zum Milchfrühstück im Garten ein. Überhaupt waren die Radfahrer damals die häufigsten Besucher der Nehrung. Die alte Poststraße sah nur wenig Autos, und diese nur in der letzten Zeit. Die schönste Zeit des ganzen Jahres fiel auf der Kurischen Nehrung in den Herbst. Die Farben leuchteten dann in Gold und Rot und Blau. Blauer Himmel, blaue See, blauer Enzian. Gold und Rot in den Blättern der Birken, Erlen und Weiden. Die Zeit der Jäger und Wanderer. Die Zeit der stillen Pferdefuhrwerke, die behaglich und langsam die Poststraße belebten. Herbst auf der Nehrung... Morgen- und Abendnebel verließen wieder einen sonnigen Tag. Vogelzug an der Vordüne und Palwe. Heiterer, fröhlicher Sonnenschein. Ein Tag schöner als der andere.

Dann fuhr mit seinem Einspänner der Hoteller Henry von Zaborovski bei uns vor. Jedes Jahr kam er. Jedes Jahr brachte er ein Präsent von guten Zigarren mit und trank im Garten seinen Kaffee oder Milch. Der andere Wagen von Herrn Müller aus Sandkrug hielt auch in Erlenhorst. Und der dritte schließlich war der Pächter des „Alten Sandkrug“ und der Strandhalle, Herr Walter Bremenfeld, der uns seinen Besuch abstattete. Diese Wagen fuhren immer bis Schwarzort. Jahr für Jahr im Herbst bis zum Ende.

Wanderer belebten im Herbst die Poststraße. Mit Fahnen und Fähnlein die Jugendwanderer. Fahrradwanderer glitten unbeschwert über die sandige Straße.

Die Zeit der Jäger war gekommen. Die Entenjagd auf dem Kurischen Haff trug reiche Beute. Auch der Elchabschuß erfolgte im September und Oktober. Wildtauben wurden auf dem Zug geschossen. Auch den Hasen ging es um den Balg.

Die Zeit des Herbstes war auch die Zeit der Fischer. In und um Erlenhorst trieben auf dem Haff die Keitelkähne. Und die Zugnetzfischer von Starrischken belebten das Haffufer. Ihre Fänge waren oft recht gut. In den Schliffbüchten standen die Aalwenter.

So war die Zeit auf der Kurischen Nehrung eine goldene Zeit. Und die Erinnerung zieht mit uns hinaus in das Land zwischen Meer und Haff. Abschiednehmend grüßen wir das einsame Forsthaus Erlenhorst.

## Liebes- Memeler Dampfbott!

### Auch ich protestierte

Unsere Leserin Margarete Lehmann aus Gräfelfing bei München, Maria-Eich-Straße 70, sendet uns einen Antwortbrief der Abteilung Leserbriefe der „Süddeutschen Zeitung“ zu, aus dem hervorgeht, daß auch sie dagegen protestiert hat, daß in einer Meldung statt von Memel von Klaipeda in Litauen gesprochen worden war.

Wir hatten auf Seite 139 unter der Überschrift „Wir danken Dr. Mattiesen“ über einen erfolgreichen Leserbrief in dieser Angelegenheit berichtet und freuen uns, daß die Redaktion auch noch von anderer Seite auf ihr Versehen hingewiesen worden war. Wenn wir solche Schnitzer nicht durchgehen lassen, wird unser Kampf gegen Unwissenheit und Gedankenlosigkeit mit der Zeit doch seine Früchte tragen.

### Nicht Klumbies sondern Knispel

„Auf der Aufnahme von der 50-Jahrfeier der Gemeinde Wannaggen in Nr. 9 ist nicht Pfarrer Klumbies sondern Pfarrer Knispel aus dem Kreise Pögegen (Laugszargen) zu sehen. Ich habe selber an der Feier teilgenommen.“ Dies schreibt uns Ruth Gudwet aus Hagen-Kabel (Westf.), Knüwenstr. 36.

### Karkelbeck hatte vier Friedhöfe

„Im MD S. 148 wird von zwei Friedhöfen meines Heimatdorfes Karkelbeck berichtet. Als gebürtiger Karkelbecker möchte ich hinzufügen, daß wir insgesamt vier Friedhöfe besaßen. Der eine Friedhof lag in Bruwelischken zwischen Bertuleit und Schlasza — das war der sogenannte Dietschmann- oder Bruwel-Friedhof. Der zweite lag zwischen Moors und Ensins, etwa 50 Meter vom Ostufer des Karkelbecker Sees, Plotz genannt — das war der Plotz-Friedhof, auf dem meine Eltern bestattet sind. Der dritte war 500 Meter südöstlich vom Plotz gelegen — das war der Neumann-Friedhof, auf dem mein Bruder ruht. Der vierte war der Lindenfriedhof, der noch heute benutzt wird. Die anderen drei Friedhöfe sollen vom Boden verschwunden sein, da vom Racke-Fluß nach Nimmersatt zu ganz Karkelbeck ein Truppenübungsplatz wurde. Die Karkelbecker Kirche, die der letzte Memelland-Kalender auf Seite 69 zeigte, liegt auch in Trümmern.“

Dies schreibt uns unser Mitarbeiter Martin Budwitz aus Genkingen, Kreis Reutlingen.

## Unsere Aalschnurfischer / Von Fischermeister M. Wilbudies

An den Aalfängen unseres Kurischen Nordhafes waren die Aalschnurfischer maßgeblich beteiligt. Ein großer Teil der Fischer fast aller Fischerdörfer der Festlandseite und auch einiger Nehrungsdörfer hatte sich in den letzten Jahren auf die Aalschnurfischerei eingestellt. Erstmals erforderte dieselbe kein allzugroßes Betriebskapital, und zweitens wurden die teuren, empfindlichen Zug- und Schleppnetze mit ihrem Zubehör, die in der Sommerzeit sehr unter Verschleiß litten, geschont.

Vor dem ersten Weltkrieg und vor der Abtrennung unserer Heimat waren es nur die Fischer von Schäferer und Starrischken, die sehr intensiv und fast

Windenburg das Zentrum der Aalänge



Ober: Der Leuchtturm auf der Windenburger Ecke. — Unten: Blick auf das Haff.

Aufnahmen: Georg Grigoleit



mühselige Kleinarbeit, aus Messingdraht die Form des Hakens zu biegen, den Widerhaken einzuschneiden und die Spitze scharf zu feilen. Die Fischerfrauen drehten inzwischen auf Spinnrädern die doppelten Vorschüre.

Nach dem ersten warmen Gewitterregen sah man auch schon abends in den heimatischen Gärten die Lichter der Wärmerleserinnen blitzen, kamen auf den gedüngten Gemüse- und Blumenbeeten die ersten Regenwürmer zum Vorschein. Die Kinder durften an solchen Abenden bei Dunkelwerden das Haus nicht mehr verlassen, damit sie durch ihr Herumlaufen nicht die Würmer verschreckten. Sie drückten dann neugierig an den Fensterscheiben ihre Nasen platt und zählten die Würmer, die Mutter beim Schein der Laterne mit geübtem Griff herausholte und in den umgehängten Beutel steckte. Die Wärmer wurden in große hölzerne Kästen, die mit feuchter humöser Walderde gefüllt waren, aufbewahrt, damit sie sich recht lange lebend erhielten. Jede Fischerfrau setzte ihre ganze Ehre drein, schon im Frühjahr einen möglichst großen Vorrat an Würmern anzulegen, damit später in den trockenen Sommermonaten der Nachschub ungehindert rollen konnte.

Nachdem alle Vorbereitungen für die kommende Aalfangsaison getroffen worden waren, erfolgte der erste Start gewöhnlich in der Himmelfahrtswoche. Die gesamte Aalschnurfischerflotte segelte geschlossen ab nach der Lank, dem Haffteil zwischen Karkeln und Skirwieth. Dort verließen um die Zeit die im weichen Haffboden lagernden Aale ihr Winterquartier und bissen ausgehungert den Wurmköder gierig an.

### Schniefke nach Geheimrezept

Auf diesen langen Fangreisen wurden ca. 20 Liter Regenwürmer, genügender Proviant, trockenes Anmachholz und Reservekleidung mitgenommen. Alteweise durfte das kleine Kielboot auch nicht belastet werden, doch kamen Unfälle, wie Kentern und dergleichen, höchst selten vor. Ein treuer, ständiger Begleiter

unserer Haffischer auf diesen Fahrten war die Vorratsflasche mit Schniefke (amtlich Schnupftabak genannt). Sie zogen nämlich die pulverisierte Form des edlen Tabakkrautes jeder anderen vor und behaupteten, nur der Schniefke verleihe ihnen immer ein klares Auge. Ihre Frauen mußten eine bestimmte Sorte, den Siedlerschen, aus Memel mitbringen. Verschiedenen Nasen war dieser in seiner Originalmischung auch noch etwas flau, und er wurde von den stillen Genießein nach sorgfältig gebüteten Geheimrezepten veredelt. Böse Zungen behaupteten, sie mischten außer Holzrasche auch noch getrockneten, geriebenen Sperlingsmist zwischen, damit er ordentlich scharf und aromatisch würde. Der Vorrat, der nie ausgehen durfte, wurde sorgsam in dunklen Flaschen aufbewahrt und aus diesen zum täglichen Gebrauch in kleine Medizinfläschchen abgefüllt, die jeder Fischer in der Westentasche bei sich trug. Die sogenannten Schniefkedosen verschmähten sie, weil ihrer Ueberzeugung nach der Schniefke in Fläschchen nie mit fremden, mit Bazillen, Bakterien und anderen verdächtigen Dingen befallenen Fingern in Berührung kommen konnte. Es bestand ein ungeschriebenes Gesetz bei unseren Aalschnurfischern, daß sie sich bei jeder Begrüßung im gleichen Atemzug ein Prieske anboten.

Sobald die Fischerflotte an den Fanggründen eingetroffen war, teilte sie sich meist in Gruppen, die an verschiedenen Plätzen, je nach Tiefe und Windrichtung, ihre Aalangeln auslegten. Die Gruppen blieben unter sich in Verbindung und tauschten Fangergebnisse und andere Beobachtungen untereinander aus. Dadurch erreichten sie, daß man den wandernden Aal fand und ihm immer auf den Fersen blieb.

### Keitelscher und Kuppscheller

Die bekanntesten Fischgründe waren außer der Lank die Kaup südlich Windenburg, die Esche westlich Karkeln inmitten des Haffes und die Steinbänke bei Rositten. Das Auslegen der Angeln begann in den frühen Nachmittagsstunden. Von jedem Boot mit zwei Mann Besatzung wurde eine Schaur von 4 bis

5 km. Länge mit 1800 bis 2000 Haken je nach Wetterlage im Zickzackkurs ausgelegt. Nach beendetem Auslegen verankerten sich die Boote meist daselbst bei ihren Angeln, denn wenn sich nachts ein zünftiger Wind hob, erschienen oft ihre schlimmsten Feinde, die Keitelscher aus den Nehrungsdörfern. Diese waren der Meinung, daß dort, wo Angeln ausgelegt waren, auch Aale sein mußten und schleppten mit ihren Keiteln (sackförmigen Schleppnetzen) über die ausgelegten Angeln, wodurch diese verschleppt und zerrissen wurden. Unsere Aalfischer waren aber auf der Hut, besetzten ein Boot mit 3—4 Mann und rückten den Keitlern zuleibe. Mitunter kam es dabei auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen.

Das Herausnehmen der Angeln begann bei Morgengrauen. Inzwischen kreuzten auch schon die Fischhändler, Kuppscheller genannt, auf. Sie waren meist in Gilde, Karkeln oder Skirwieth beheimatet und fuhren als Erkennungssignal einen roten Wimpel am Mast. Noch während des Aufnehmens der Angeln wurden die Geschäfte abgeschlossen, und wenn dann später der Garnsack mit den gefangenen Aalen hinübergereicht wurde, reichte man schweigend auch die

leere Buddel rüber, und ebenso schweigend füllte der Fischhändler aus einer Steinkruke den beehrten Stoff bis zum Hals voll, gehörte doch solches auch zum ehrlichen Geschäft. Wehe aber, wenn ein Knickriger die Buddel nur halb füllte oder den Stoff zu stark getaut hatte! Er bekam solange keine Aale, bis er sich besserte.

Nicht immer vollzog sich das Herausnehmen der Aale so idyllisch. Mitunter wehte nach einem nächtlichen Gewitter morgens ein schwerer Süd- oder Nordwest. Wie eine Eierschale tanzte dann das kleine Boot auf den hochgehenden Wellen des breiten Haffes. Die Riemen bogen sich, und nur zollweise kam das Boot vorwärts. Gewöhnlich lösten sich dann beide Männer gegenseitig ab. Derjenige, der ruferte, mußte höflich aufpassen, daß die Aalschnur nicht abriß. Das kam oft dort vor, wo Steine auf Grund lagen, der Grund mit Kraut bewachsen oder die Schnur nicht mehr neu war. Oft mußten unsere Fischer auch ein bis zwei Tage warten, bis der Sturm sich etwas gelegt hatte. Jedenfalls wurde alles darangesetzt, die Angeln wieder vollzählig aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt)



In Starrischken am Nordhaff waren die Aalschnurfischer beheimatet.

Aufnahme: O. Koch

nur die Aalschnurfischerei betrieben. Während die Schäferer, die nur mit Besteck (kleinen Fischen) fischten, sich meist in den heimatischen Fischgründen betätigten, stießen die Starrischker Angelfischer, die den Regenwurm als Köder benutzten, mit ihren schlanken Kielbooten in das Südhaff bis nach Sarkau, Rositten und Karkeln vor und blieben meist eine Woche dort. Im zeitigen Frühjahr, als die Sonne höher stieg und ihre wärmenden Strahlen sich schon angenehm bemerkbar machten, wurden die im Herbst aufgezogenen Kielboote mit viel Sorgfalt und Liebe abgedichtet und mit schwedischem Kiefern- und auswändig gestrichen. Auf weißer Oelfarbe wurden zu beiden Seiten die Erkennungszeichen mit Fischereinummern aufgemalt, und sobald der Teer eingetrocknet war, wurden die Boote zu Wasser gefiert. In den Wintermonaten waren auch die Aalangeln überholt und neu eingestellt worden, letztere wurden vor Gebrauch ein paar Tage in ein Sumpfloch am Haff versenkt, um der Hantschnur (damals gebrauchte man nur Hantschnüre) den scharfen Geruch zu nehmen. Die Aalhaken wurden auch meist selbst angefertigt, da man zu den fabrikmäßig hergestellten noch kein rechtes Vertrauen hatte. Es war eine

## sungen verabschiedet

### für Reihenfolge — Weiter Ausbildungsbeihilfe

bereits gemeldet, sechs Weisungen bezüglich des Lastenausgleichsgesetzes einbringen?

leben für das gesamte Bauprojekt beansprucht werden können, kann im zweiten Fall der Geschädigte nur ein Darlehen für eine Wohnung zu seinem eigenen Bedarf beantragen. Die Höchstsätze betragen je Wohnung für Eigenheime 5000, für Eigentümerwohnungen in Eigenheimen 4000, für andere Eigentümerwohnungen 3500, für Mietwohnungen 3000 und für Einliegerwohnungen 2500 DM. Beim Wiederaufbau und Ersatzbau können diese Sätze bei nachweisbaren kostenerhöhenden Umständen überschritten werden.

### Neue Lebensgrundlagen

Mit den Darlehen für die gewerbliche Wirtschaft, die freien Berufe und die Landwirtschaft sollen neue Lebensgrundlagen geschaffen oder gesichert werden, wenn die fachlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Antragsberechtigt sind Vertriebene und Kriegssachgeschädigte, die

Die letzte Weisung über die Ausbildungshilfe läßt die bisher geltenden Richtlinien zum Soforthilfegesetz bis zum 31. März nächsten Jahres in Kraft, um Härten bei der Ueberleitung auf das Lastenausgleichsgesetz zu vermeiden.

## Das geht Alle an!

### Antragsfristen für Kriegsschadenrente nach dem Lastenausgleichsgesetz

Nach § 287 des Lastenausgleichsgesetzes wird die Kriegsschadenrente in der Form der Unterhaltsbille und Entschädigungsrente bei Vorliegen der sonstigen Voraussetzungen, also insbesondere bei vorgeschrittenem Lebensalter oder bei Erwerbsunfähigkeit, mit Wirkung vom 1. 4. 52 ab gewährt. Diese Antragsfrist läuft am 31. 12. 52 ab.

Für die Antragstellung ist ein amtlicher Vordruck zu verwenden, der bei den Gemeindebehörden ausgegeben wird. Die Vordrucke befinden sich z. Zt. nach Mitteilung des Hauptamtes für Soforthilfe in Bearbeitung. Wir werden den Termin der Ausgabe rechtzeitig bekanntgeben.

## Reger und Fechter über Memel

Fortsetzung von Seite 1

Seidlers Leitung die Feier mit der Egmont Ouvertüre begann. Alle memelländischen Landsleute Berlins mit ihren Gästen aus allen Zonen Deutschlands füllten das Haus bis zum dritten Rang hinauf. Die 130 Sänger starke Liedertafel sang das von Friedrich Weiter-Eydt kühnen bearbeitete Volkslied „Zogen einst fünf wilde Schwäne“, dessen schwermütige Weise zu den ersten beladen Rednern überleitete.

Dr. Alfred Rojek, der Vorsitzende des Berliner Landesverbandes der Heimatvertriebenen, stellte das Schicksal Memels als gleichnishaft für den ganzen deutschen Osten hin. Der in Berlin amtierende Memeler Pfarrer Lipp gedachte der bei der Verteidigung der Heimat Gefallenen, der Toten auf der Flucht der Gräber in der Heimat. Besondere Worte des Gedenkens fand er für die Gründer des Berliner Memellandbundes, und seinen Vorsitzenden von 1919 bis 1933, die bis zu ihrem Tode für die abgetrennte Heimat sorgten und arbeiteten: Ernst Samel, Ernst Boerschmann und Elisabeth Brönner-Hoepfner. Der allgemeinen Totenehrung widmete die Versammlung eine Minute stillen Gedenkens.

### Erik Reger gegen die Grenzen von 1937

In die Gegenwart hinein lenkte Erik Reger die Gedanken. Er wies die These über die Grenzen von 1937, in die weder Danzig noch Memel passen würden, zurück. Er verglich das Schicksal Memels von 1919 mit dem heutigen der Saar. Beide Gebiete seien Opfer einer Politik geworden, die das Selbstbestimmungsrecht nur dort respektierte, wo es ihr dienlich ist. Aus der Schrift „Das politische Schicksal des deutschen Memellandes“ von Dr. Felix Borchardt (1929 der 2. Vorsitzende des Memellandbundes) zitierte er einen Satz des Völkerrechtlers Schöcking: „Die geschichtliche Erfahrung lehrt, das formale Recht, das seinem Inhalte nach ein materielles Unrecht ist, keinen dauernden Bestand hat.“ Erik Reger schloß mit den Worten: „Was heute unmöglich ist, kann morgen möglich sein, wenn wir das Unmögliche begehren. Keine Nation der Welt würde an unserer Stelle etwas anderes tun.“

Die kulturelle Bedeutung des Memellandes würdigte Dr. Paul Fechter. Als Ortskundiger leitete er die Zuhörer durch die schweren Geschicke unserer Stadt und erinnerte an den kulturellen Beitrag des Memellandes zur deutschen Kultur. Er führte seine Zuhörer in die Maler- und Dichterkolonie der Kurischen Nehrung, in die Memelniederung mit ihren früheren Ueberschwemmungen und ihrem Schacktarp, wo die Litauischen Geschichten Wiecherts und Sudermanns spielen.

## Memel-Feier im Rathaus Neumünster

### Memelland-Straße in der Böckler-Siedlung geplant

Die in Neumünster und Umgebung lebenden Memelländer begingen am 19. Oktober die 700-Jahrfeier ihrer Heimatstadt. Die Festlichkeiten standen im Zeichen herzlichen Einvernehmens zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen. Für den Festakt am Sonntagvormittag hatte die Stadt den festlich geschmückten großen Sitzungssaal des Rathauses zur Verfügung gestellt. Die Anwesenheit von Stadtpräsident Max Johann-

Eine heimatische Beziehung ergab sich sogar noch bei der Senta-Ballade aus dem „Fliegenden Holländer“, die unsere Liselotte Hollstein — seit Jahren in Berlins Konzertsälen bekannt — unter Orchesterbegleitung meisterhaft sang, denn diese Seemannsfabel mit dem Motiv der Erlösung durch Treue keimte in Wagner auf seiner Seereise von Rigä nach dem Westen.

### 33 Jahre Memelarbeit in Berlin

Bevor die Feier mit der dritten Strophe des Deutschlandliedes ausklang, dankte der Schlußredner allen denen, die diese Geburtstagsfeier unterstützt hätten. Und es ist hier wohl am Platze, einer 33jährigen Memelarbeit in der Reichshauptstadt zu gedenken, die durch diesen 5. Oktober einen neuen Höhepunkt erreicht hat.

1919 wurde der Berliner Memellandbund gegründet, der nach der gegen den Willen der Einwohner erzwungenen Abtretung des Gebietes die Belange der Memelländer im Reiche wahrnehmen wollte. Nach und nach bildeten sich zwanzig Ortsgruppen mit 10000 Mitgliedern! Als sich 1923 die Litauer durch Gewaltstreich des Memellandes bemächtigten, als die Unfreiheit in Unterdrückung auszuarten begann, strömten freiwillig und gezwungen immer mehr Memelländer ins Reich, und der Bund erhielt neue Aufgaben, in denen ihn der Bund der heimattreuen Ost- und Westpreußen, sowie andere Verbände unterstützten.

Im Mai 1927 — dem schicksalsschweren 675. Jahr nach der Gründung Memels, in dem das Memelland unter die Krute des Kriegszustandes geriet — enthielte und weihte der Berliner Memellandbund im Heim der Berliner Liedertafel und unter deren künstlerischen Mitwirkung sein Banner. „Für die Freiheit der Heimat“ und „Für die deutsche Kultur“ lauten seine Bannersprüche, die heute genau so gelten wie damals. Daran erinnerte auch der Eichendorffsche „Freiheitschor“, gesungen von der Liedertafel, und Hölderlins „Gesang der Deutschen“, vorgetragen von Intendant Dr. Otto Liebscher vom Memeler Stadttheater.

Wie die Memelländer mit allen übrigen Ostpreußen — gleichgültig welche Vorfahren sie hatten und welche Namen sie trugen —, seit Jahrhunderten in preußischer Treue und in Treue zu Preußen zusammengestanden haben, so werden sie — das war der Sinn auch dieser Berliner Feierstunde — ihrer Heimat selbst in weiter Ferne die Treue halten und die Hoffnung nicht aufgeben, ihr und ihrer Deutschen Kultur einst wieder in den angestammten Grenzen in Frieden und Freiheit dienen zu dürfen.

mals werden wir die Oder-Neiße-Linie anerkennen“, rief er aus. Eine besondere Freude machte er den Memelländern, als er die Benennung einer Straße in der Böckler-Siedlung mit „Memelland-Straße“ zusagte. Aber nicht nur in dieser schönen Geste zeigte sich das Entgegenkommen der Stadt. „Die Memelländer sollen an ihrem Ehrentage nicht mit Eintrittsgeldern und Festbeiträgen belastet werden“, entschied er. Die Stadt Neumünster übernahm sämtliche Unkosten, selbst die Bezahlung einer Tanzkapelle.

Rektor a. D. Max Szamella hielt dann einen Vortrag über die Geschichte Memels, wobei er die einheimischen Gäste besonders dadurch anzusprechen wußte, daß er die Gemeinsamkeiten zwischen Neumünster und Memel her-

### Memelländer, werbt für Eure Heimatzeitung das

## Memeler Dampfboot

vorhob. U. a. konnte er mitteilen, daß das in Neumünster aufgestellte Grenadier-Regiment 151 im Oktober 1944 einen Panzerangriff der Russen auf Memel zurückschlug.

Am Nachmittag versammelten sich die Memelländer mit ihren Gästen im Hansa-Haus, wobei wieder Stadtpräsident Johannsen das Wort ergriff. Weitere Redner waren der Neumünsterer Ostpreußen-Sprecher Schöpfer und der örtliche LVD-Vorsitzende Wilhelm Poppeck.

Totenehrung und Nationalhymne, Gedichte und Musikstücke umrahmten beide Feiern, an die sich ein gemütlicher Teil mit Tanz schloß. Bedauerlich war, daß gerade der Vertreter der Stadt Memel in der Landsmannschaft Ostpreußen, Jahn, der zugleich als Redner der AdM sprechen sollte, der Feier fernblieb; er hatte sich entschuldigen lassen. Dagegen wurde die Anwesenheit von Vertretern der benachbarten Memellandgruppen Kiel und Rendsburg und des letzten Präsidenten des Memelländischen Landtages Dietschmons beifällig vermerkt.

### Von Gott gelenkt

Schluß von Seite 1

nen klaren Kurs, nicht mit eigener Kraft, sondern ferngelenkt. So lenkt auch Gottes Arm unsichtbar und doch spürbar. Es gilt nur auf ihn zu hören. Durch seinen heiligen Geist bereitet er selbst das Organ, das seiner Stimme zu gehorchen vermag: Den Glauben. So wird der lebendige Kontakt von Gott zu unserm Herzen hergestellt und seine gütige Hand steuert uns hindurch durch alle Nacht und Dunkelheit unserer Wege.

Wie dieser innere Wandel zustande kommt, weist das Kreuz auf Golgatha aus. Dort am Kreuz ist der alte Mensch zunichte geworden, die Sünde überwunden. Dem Uebel ist mit Erfolg widerstanden und unsere Herzen und Hände sind frei geworden für die Liebe. Dieser neue Weg ist die Nachfolge unseres Herrn Jesu Christi. Er ist richtig, denn da werden wir von ihm selbst getragen und können nun Schritt halten mit aller Bedrängnis um uns und in uns. Es ist der Weg zur Seligkeit, weil uns Gottes Hand lenkt.

Pfr. Heinz Dauskardt

für gekommen, endlich mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Mitunter wurden diese internen Auseinandersetzungen derart temperamentvoll, daß sich der Gastwirt beruhigend einschalten mußte.

Die Fischerfrauen daheim richteten inzwischen sehnsuchtsvoll ihre Blicke in Richtung Schwarzort, bis die ersten Segel endlich in Sicht kamen. Da die Kieselboote im Sommer des flachen Wassers wegen draußen im Half vor Anker gingen, schoben sich die Frauen mit kleinen Flachbooten hinaus, um ihre langentbehrten und ersehnten Männer endlich in Empfang zu nehmen. Sie, die sonst daheim im Haushalt tonangebend waren und immer das letzte Wort hatten, verwandelten sich zu dieser Zeit in Engel, hatten ihr süßestes Lächeln auf und laßten ihre Männer nur mit Samthandschuhen an, natürlich mit dem verschleierte Ziel, ihnen möglichst bald das prall gefüllte Portemonnaie abzuluchsen. Ja, sie hatten ihren Männern an diesem Tage sogar etwas ganz Schönes aus Memel mitgebracht, beiläufig gewöhnlichen Fusel, sondern ein Fläschchen mit den wohriechenden, bekannten Tropfen, die von Hoffmann abstammen sollen und nur in der Drogerie unter dem Decknamen Baldriantropfen verkauft wurden. Es dauerte auch nicht lange, so durchströmte die Fischerhäuser ihr aromatischer Geruch.

(Schluß folgt.)

## Das geht Alle an!

Amtliche Formblätter für Kriegsschadenrente und Hausratenschädigung

Im Ministerialblatt des Bundesministers für Finanzen vom 30. Oktober (Nr. 32) ist der volle Wortlaut der Amtlichen Formblätter für die Kriegsschadenrente und Hausratenschädigung nach dem Lastenausgleichsgesetz veröffentlicht. Es handelt sich um die Formblätter LA 3: Antrag auf Gewährung von Kriegsschadenrente (Unterhaltshilfe, Entschädigungsrente), Formblatt LA 4: Antrag auf Hausratenschädigung (Hausratshilfe) für unmittelbar Geschädigte und Formblatt LA 4 A: Antrag auf

Hausratenschädigung (Hausratshilfe) für Geschädigte, die Erben sind. VK.

Unterlagen für verlorene Postspargbücher

Das Bundespostministerium teilt dem BVD mit:

„Die Postsparkassenämter Hamburg und München haben nochmals Gelegenheit, für Postspargbücher der früheren Deutschen Reichspost, die durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse in Verlust geraten sind, die ursprünglichen Kontounterlagen zu beschaffen. Anzeigen über den Verlust von Postspargbüchern können zum 10. Dezember 1952 bei den Postämtern und den Poststellen eingereicht werden. Nähere Auskünfte erteilen die Postämter.

Die Beschaffung von Kontounterlagen wird vor allem für diejenigen Sparer wichtig sein, die als Heimatvertriebene

Entschädigungsansprüche nach dem Währungsausgleichsgesetz aus Postsparkonten geltend machen, zu denen sie keine Postspargbücher vorlegen können.“ VK.

Steuerfreie Beträge für 1953

Die steuerfreien Pauschbeträge für Vertriebene, Totalgeschädigte und Körpergeschädigte werden auf der Lohnsteuerkarte 1953 zur Vereinfachung des Verfahrens in einigen Ländern der Bundesrepublik von den Finanzämtern automatisch eingetragen. Die Eintragung erfolgt aufgrund der vorhandenen Unterlagen und macht keinen besonderen Antrag der Arbeitnehmer erforderlich. In den Bundesländern, wo organisatorische Schwierigkeiten die Eintragung verhindern, sind die Anträge für die steuerfreien Beträge auf den üblichen Formblättern einzureichen. VK.

## Aus den Memellandgruppen

Aufruf an alle Landsleute im Ruhrgebiet

Liebe Landsleute!

Schon seit zwei Jahren besteht die Arbeitsgemeinschaft der Memelländer, Bezirksgruppe Ruhrgebiet und dennoch muß ich feststellen, daß manche Landsleute nichts von dieser Vereinigung und dem Bestehen unserer Heimatzeitung, des „Memeler Dampfboot“ wissen. So treffe ich noch laufend immer Landsleute an, die nur aus der Tagespresse erfahren, wo und wann unsere Treffen stattfinden. Bedauerlich ist es sogar, daß ein Memelländer das Ostpreußenblatt liest, wenig von unserer Arbeit und gar nichts vom „Dampfboot“ mußte. Darum rufe ich alle Landsleute auf: „Bestellt unsere Heimatzeitung“, denn nur sie vermittelt uns die Nachrichten über unser Treiben und Leben in der Ferne. Wenn möglich, gebt in Form von einer Nachrichtennote in der auch zugänglichen Tagespresse Kunde, von dem Bestehen unseres Heimatblattes.

Ihr erspart auch mir das viele Schreiben und die Unkosten, die ich bei der Vorbereitung eines Treffens habe. Meldet euch bei mir, wenn eure Anschrift mir noch unbekannt ist. Lieber doppelt als einfach.

Euer Gust. Butkewitsch, Missionar Bochum, Hiltropstr. 336.

Die Arbeitsgemeinschaft der Memelländer Bezirksgruppe Ruhrgebiet feiert den Gedenktag der 700 Jahre alten Stadt Memel in Bochum.

Da es den meisten Landsleuten, aus finanziellen Gründen, unmöglich war, am 2. und 3. August nach Hamburg zu fahren, werden nun die Memelländer des Ruhrgebietes am 7. Dezember (2. Adventssonntag) einen eigenen Gedenktag anläßl. der 700 Jahre alten Stadt Memel begehen. Bochum ist die Stadt im Herzen des Ruhrgebietes und von allen Seiten von Unna bis Düsseldorf und Wuppertal bis Münster, gut erreichbar mit Eisenbahn und den sonstigen öffentl. Verkehrsmitteln. Außerdem ist sie der Sitz unseres Bezirksvorstandes, wo unser Bezirkswart Herr Butkewitsch seit 1946 als Seelsorger an den Ostvertriebenen Jungbergleuten tätig ist. Brachten die vorherigen Treffen immer 250 bis 300 Landsleute von nah und fern nach Bochum auf die Beine, so hoffen wir, daß am 7. Dez. niemand der Landsleute in Bochum aus dem

Ruhrgebiet fehlen wird. Wir wollen der Bevölkerung des Ruhrgebietes, der Stadt Bochum, den kirchl. und politischen Verbänden beweisen was uns unsere Vaterstadt Memel wert war und was sie in der Geschichte des deutschen Volkes bedeutete und noch bedeuten kann. Darum kommt alle nach Bochum.

9.45 Uhr: festl. Gottesdienst in der Petrikirche zu Bochum-Wiemelhäusen, den unser lieber Jugendpfarrer Alfred Bläser aus Memel, jetzt Disseldorf, halten wird.

11.15 Uhr: Festakt im Paul-Gerhardt-Haus, anläßl. des Gedenktages der 700 Jahre alten Stadt Memel. Stadtvertretung, kirchl. und politische Verbände, Vertriebenenorganisationen und die Presse sind geladen.

12.30 — 13.30 Uhr: Mittagspause. Es wird eine Kraftbrühe in ausreichendem Maße ausgegeben werden. (Bitte Butterbrote mitbringen.)

14 — 18 Uhr ist die Zeit der Begegnungen. Zwischendurch wird Bohnenkaffee gereicht.

Das Paul-Gerhardt-Haus und die Petrikirche ist von Bochum-Mitte (Baltz) aus mit den Linien 5 und 15 gut zu erreichen.

Bier und Rauchwaren, sowie Kuchen sind an der Theke des Hauses zu haben.

Wir erwarten euch Landsleute in Bochum und bringt auch Interessenten für diese Feier mit, die aus Ostpreußen stammen!

Der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft der Memelländer Bezirksgruppe Ruhrgebiet  
gez. Fritz Letzas, 1. Vorsitzender  
gez. Fritz Butkewitsch, Bez.-Wart.

Göttingen Stadt und Umgebung

Im kleinen Rahmen haben auch wir hier in unserm Vereinslokal bei Landmann Volkmann unsere 700 Jahrfeier der Stadt Memel begangen. — Die Leiterin der Gruppe Frau Elly Klein, überbrachte Grüße von der 700 Jahrfeier am 2. und 3. August in Hamburg, nachdem sie vorher alle anwesenden Heimatgenossen herzlich begrüßt hatte, besonders Herrn Paul Kwauka, der nach monatelangem Sanatoriumsaufenthalt zum ersten Mal wieder in unserer Mitte sein konnte und ein Heimatgenosse, der extra aus Kassel mit dem Motorrad zu uns gekommen war, weil es dort keine Memelländerzusammenkunft gibt. Die Leiterin hat, die toten Heimatgenos-

## NEUE BUCHER

des memelländischen Heimatdichters Rudolf Naujok

### Die geretteten Gedichte

F. W. Siebert-Verlag, Oldenburg, 1952  
PREIS DM 2.50

Von der verlorenen irdischen zur unverlierbaren himmlischen Heimat spannt sich der Bogen dieser Gedichte, die den Romanschriftsteller Rudolf Naujok als Verfasser einer organisch gewachsenen Lyrik zeigen.

### Der Herr der Düne

K. Thiemmann Verlag, Stuttgart, 1952  
PREIS DM 6.60

Wir begleiten einen kurischen Fischerjungen in seinen Träumen und seinem Kampf gegen die anstürmenden Wanderdünen durch die unvergessliche Landschaft der Nehrung und haben für ein paar stille Lesestunden wieder das Gefühl, zu Hause zu sein.

„Meine Freizeit gehört dem Basketball, den ich in Memel auf dem litauischen Gymnasium schätzen lernte. Dieser herrliche Kampfsport wird von 30 Millionen Aktiven in aller Welt gespielt, und ich bin an seiner Belegung in Westdeutschland nicht ganz unbeteiligt. 1947 gründete ich in Heidelberg den ersten reinen deutschen Basketball-Club, und 1949 gewann ich mit meiner Jugendmannschaft die erste deutsche Meisterschaft. Ich bin Trainer sämtlicher Mannschaften dieses Clubs, und bei den Basketball-Europameisterschaften nahmen vier deutsche Nationalspieler teil, die durch meine Schule gegangen waren. Meine junge Männermannschaft ist heute ein deutsches Spitzenteam. Darauf bin ich natürlich sehr stolz. Und nun werden Sie auch verstehen, daß ich aus Helsinki vor allem auch viele Basketballbilder nach Hause gebracht habe. Auf Wunsch der FIBA, unserer internationalen Dachorganisation, bearbeite ich augenblicklich ein Olympia-Sonderheft der Basketball-Ereignisse in Helsinki. Es soll viersprachig erscheinen; Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch. Wollen Sie noch ein Steckpferd von mir wissen: Mo-

torröller! In diesem Sommer gewann ich den zweiten Platz bei einem internationalen Geschicklichkeitsfahren.“

Das ist Hans Babies! Ein Hans Dampf in allen Gassen! Ein Sportler, der in vielen Sätteln reitet! Ein Reporter, der von allen Hunden gehetzt ist! Und der doch ein echtes Kind unserer Heimat blieb: schlicht, kameradschaftlich und unverbildet. Ein gefühlvoller junger Mann, der vor Heimweh weinen möchte, wenn er im Rhein oder Neckar badet und plötzlich an Sandkrug denkt, wenn er sich der einsamen Spaziergänge zur brandungsumpeitschten Mole an dunklen Novembertagen erinnert.

„Zwei Menschen aus der Heimat möchte ich gern wiederfinden“, sagt er versonnen, „meinen Sportfreund Hans Soma und — ein Mädchen aus Schmelz. Auf meinem letzten Fronturlaub 1944 kurz vor Ostern als ich aus Griechenland kam, lernte ich sie kennen. Ich schenkte ihr mein Fliegertuch als Talisman. Könnten Sie mir dabei helfen?“

„Gern, Herr Babies!“ Also: Hans Soma und du, Schmelzer Mädchen mit dem Talisman, wo steckt ihr?

Heinrich A. Kurschat

## Unsere Aalschnurfischer / Von Fischermeister M. Wilbudies

### I. Fortsetzung

#### Die fetten Aale

Nach beendetem Herausnehmen landete man entweder in Rositten, Karkeln, am Skirwiethschchen Werder oder an der Winderburger Ecke. Letzteren Ort mit seinem alten Fischerkrug suchten unsere Aalfischer am liebsten auf. Während der eine die Aalschnur fertigklarierte und reinigte, ging der andere daran ein feudales Frühstück zu kochen. Gekocht wurde nur einmal am Tage. Dabei wanderten geschälte Kartoffeln, eine gehörige Portion Aale oder andere Fische unter Beigabe von Riesenmengen Pfeffer, Gewürz und Zwiebeln in den nicht kleinen gußeisernen Grapen (Kochtopf), der an einem geschützten Ort auf dem Dreifuß stand. Bei dieser fetten, bekömmlichen Kost vollzog sich an unseren Aalfischern allmählich eine auch mit bloßem Auge wahrnehmbare körperliche Veränderung. Während im Frühjahr bei Beginn der Fangzeit z. B. der hintere Körperteil,

der mit dem Buchstaben A beginnt, noch eine ganze schlanke Linie zeigte, die Hose schlaff wie ein Segel bei Wind stille um die Beine hing, entwickelte er sich im Laufe der Wochen zur Form einer ausgewachsenen Zwiebel, um die sich dann die Hose so prall wie ein Fußball spannte. Auch einige Westknöpfe, die der Spannung nicht mehr standhielten, sprangen ab. Der alte Leuchtturmwärter Posingies auf der Winderburger Ecke, den eine besonders herzliche Freundschaft mit unseren Aalschnurfischern verband, verdankte auch die sanfte Rundung seines Bäuchleins ausschließlich den Aalen, die als Früchte dieser Beziehungen auf seinen Tisch wanderten.

#### Heimfahrt mit — Unterbrechung

Unterdessen ging die Woche allmählich zu Ende. Der Wurmbestand war fast aufgebraucht. Der letzte Wochenwurf, d. h. das letzte Auslegen am Freitag, wurde dann meist in den Fanggründen um Windenburg gemacht, um von

dort aus am nächsten Morgen die Heimreise anzutreten. War der Wind einigermaßen günstig, verlief die Fahrt gut. Oft herrschte aber völlige Windstille, und das Haff war glatt wie ein Spiegel. Dann hieß es: Klar bei Riemen! Oft haben unsere Fischer dann die Strecke, mitunter 60 km, nur auf Riemen zurückgelegt. Unterwegs wurde zur Aufmunterung ein kleines Wettpullen eingelegt. Vor Beginn einer solchen Rudertour versuchte oft einer dem anderen einen Schabernack zu spielen, indem er unbemerkt einem Kollegen hinten an seinem Boot unter Wasser einen am Bindfaden befestigten Stein anband, der dann beim Rudern mitgeschleppt wurde und wie eine Bremse wirkte. Jeder untersuchte darum erst sorgfältig sein Boot, ob nicht irgendwo ein Anhängsel befestigt war.

Bei jeder Heimreise sonnabends wurde Schwarzort angelaufen, um dort die Woche zünftig und standesgemäß zu beenden. Bei Löhrke oder Wiesenberg, den beiden Stammlokalen, ging man vor Anker. Vom letzten Fang hatte jeder ein paar Aale oder Bressen zurückbehalten. Die wurden nun im Korb ohne viel Worte über die Tombank gereicht. Die Gastwirte wußten schon bescheid, wieviele Pullen sie als Margrietsch dafür spendieren mußten. Um sich noch etwas „Bewegungsgeld“, von dem die Olsche natürlich nichts wissen durfte, zu verschaffen, wickelten unsere Fischer zwischendurch noch keine Fischgeschäfte mit den Schwarzort Badegästen ab. In den Herzen unserer Aalschnurfischerei hatte sich im Laufe der Woche allerhand Konfliktstoff und Ballast angehäuft, der zum Wochenende unbedingt entschärft und weggespült werden mußte. Da hatte z. B. der eine dem anderen unbemerkt eine tüchtige Handvoll Salz in den Kochtopf getan und seine Mahlzeit versalzen. Oder ein anderer hatte die Aalschnur eines Kollegen durchgeschnitten, weil sie über seiner eigenen Schnur lag und sie überhaupt nicht oder nur unsachgemäß zusammengebunden. Kurz, es waren Sachen passiert, die unbedingt bereinigt werden mußten. Wenn dann auf den Tischen die Zahl der leeren Boddeln immer größer wurde, die Schniefkefläschen immer öfter die Runde machten und bei vielen Seebären sich im unrasierten Sektor zwischen Nasenlöchern und Oberlippe schon die bekannte gelbbraune Kruste bildete, dann hielt man den Zeitpunkt



Die erbitterten Gegner

Die Keitelfischer der Nehrung standen oft zu den Aalschnurfischern der Festlandseite in heiligem Gegensatz, und nicht selten wurden von Bord zu Bord erbitterte Kämpfe ausgetragen. Unser Bild zeigt die Schwarzort Fischerkähne bei einer Segelregatta aus Anlaß des 25. Stiftungsfestes des Fischervereins Schwarzort im Jahre 1930.



Unterkunftshaus „Fischers Ruh“

An der Halbküste der Kurischen Nehrung bei der Försterei Erlenhorst befand sich ein vom Landesdirektorium errichtetes Unterkunftshaus „Fischers Ruh“, das den Halbfischern eine bescheidene Bleibe und Kochgelegenheit bot. Die Hütte, deren Einweihung wir im Bilde zeigen, wurde zur Nacht und bei schlechtem Wetter von den Fischern aufgesucht. Aufn.: W. Scholke

Passarge (Aus Baltischen Landen, Glogau, 1878) erwähnt an der Straße nach Nidden zerstreute Kreise, von Steinen eingefaßt, in denen sich Scherben, Knochen, Steinhämmer und allerhand Gerät und Schmucksachen befinden.

Sembritzki (Geschichte des Kreises Memel, 1918) vermerkt: „Überall auf den Gräberfeldern, Burgbergen und sonst sind zahlreiche und oft wertvolle Funde an Geräten, Waffen, Schmucksachen gemacht, welche in den Katalogen der Altertumsgesellschaft Prussia aufgezählt und zum Teil abgebildet sind.“

Gaerte (Urgeschichte Ostpreußens, 1928) stellt von etwa dem 3. Jh. v. Chr. eine allmähliche Abtrennung der Kultur im Gebiet nördlich der Memel fest, die jetzt besondere Bezugsähnlichkeiten herausbildete und nach einer Abschwächung des germanischen Einflusses im 7. Jh. sich mehr nach dem Nordbaltikum orientierte.

Auch in unserer Zeit ist noch manches Stück steinzeitlicher Kultur gefunden worden. Veröffentlichungen des Prussia-Museums Königsberg können darüber Auskunft geben. Sicher ist auch vieles, besonders auf dem Festland, der Zerstörung anheimgefallen.

**Aesten**

Einen Namen für die Völker östlich der Weichsel nennt erstmalig Tacitus in seiner „Germania“ aus dem Jahre 98 n. Chr. Nach Gaerte sei hier zitiert: „Rechts von dort (Skandinavien) schlägt das swebische Meer (die Ostsee) an das Küstenland der aestischen Völker. Ihre Sitte und ihr Äußeres ist swebisch, die Sprache der britannischen ähnlich.“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den „Aestiorum gentes“ des Tacitus die Völker gemeint sind, die sich längs der Ostseeküste nordwärts an die Goten angeschlossen, im wesentlichen also darin die Bewohner Ostpreußens und der baltischen Randstaaten inbegriffen waren. Den Namen selber dürften wohl die benachbarten Goten geprägt haben, denn seine Herleitung von got. aistan = achten, schätzen, liegt nahe, und die Aestier als die „Achtbaren, Geschätzten“ würden sehr gut zu der Charakterschilderung passen, die außer Tacitus später noch Jordanes (6. Jh.) gegeben hat, der die Aestier als einen „äußerst friedliebenden Menschengeschlag“ bezeichnet. Auch Adam von Bremen (11. Jh.) kennt die Sember oder Pruzen als „höchst schätzenswerte Menschen“, über deren Sitten viel Lößliches gesagt werden könnte.“

Gaerte sagt weiter (S. 356): „Was die um die Memel in der Gegend von Tilsit-Ragnit seßhaften Schalauer betrifft, so erklärt man sie vom linguistischen wie vom historischen Standpunkt aus tatsächlich für Preußen (Trautmann: Die ostpreußischen Personennamen, S. 203).“

„Einhard in der Lebensbeschreibung Karls des Großen erwähnt die Aesten als Nachbarn der Slaven östlich der Weichsel. Hier befand sich auch das Estenmeer des Seefahrers Wulfstan (Ende des 9. Jh.). Und noch heute ist der Name, allerdings nur mit dem nördlichsten Teil des ehemals weiten Aestengebiets verknüpft, mit Estland.“

Der Name Aestier ist also eine Sammelbezeichnung für die Völker östlich der Weichsel bis nach Finnland hinauf. Bisher haben wir die Stämme der Prußen einschl. Schalauer und Semben, die wahrscheinlich die Samländer sind, kennengelernt und hier erwähnt, weil sie enge Beziehungen zu den nördlich sich anschließenden Kuren haben.

Der Name „Balten“ ist erst sehr spät in Gebrauch gekommen, und zwar nach Fraenkel (Die baltischen Sprachen, Heidelberg 1950) von Nesselmann 1845 im Anschluß an Baltia, den alten Namen von Jütland, und Mare Balticum = Ostsee. Im Grunde sind aber beidemale dieselben Volksgruppen ge-

meint: Preußen, Litauer, Kuren, Letten, Liven, Esten, wenn auch Fraenkel mit Einschränkung unter Aesten nur die alten Preußen verstanden wissen will.

**Kuren und Ostseefinnen**

Die Kuren sind erstmalig 854 erwähnt und zwar als „Cori“ in einer Chronik über einen schwedischen Kriegszug tief in das Land der Kuren in der Gegend von Libau. (Kiparsky: Die Kurenfrage, Helsinki 1939). Aus der Lautung, die er für Ostseefinnisch angibt, schließt Kiparsky, „daß es im 9. Jh. in der Gegend um Libau ostseefinnisch redende Kuren gegeben hat“.

Die vorsichtige Bemerkung Kiparskys deutet an, daß eine Vermischung zwischen Ostseefinnen und Kuren stattgefunden hat und daß vielleicht sogar der Name Cori-Kuren dieser Verbindung entstammt. Libau ist dem Kurischen Haß sehr nahe, so daß hier am Haß die gleichen volklichen Verhältnisse wie bei Libau bestanden haben können.

Könnte nicht überhaupt Cori-Kure, das Volk, mit „Jure“ = Meer in Zusammenhang gebracht werden, also das „Volk am Meer“ bezeichnen? Es gibt im Lettischen Jurmala, das Meeresufer, es gibt Kurzeeme, Kurland, das als Nebenfluß der Memel die Jura, wovon die Endsilbe -a-Fluß bedeutet, also entweder den Fluß zum Meer oder den Grenzfluß zu den Kuren (von den Schalauern aus gesehen).

Althochdeutsch heißt aha „fließendes Wasser“, gotisch awa Fluß, es wandelt sich in app und uppe, im Baltikum haben fast alle Flüsse die Endung -a-: Heilige Aa, Winda (au), Dina u. a. Bei „Jura“ liegt der Wandel von j zu k im Bereich der Möglichkeit, so daß sie der „Kurenfluß“ sein könnte.

An der östlichen Ostsee haben in früher Vorzeit bestimmt schon Volksverschiebungen stattgefunden. Die Finnen, von denen uns hier die Ostseefinnen zum Unterschied von den uralischen (Magyaren) interessieren,

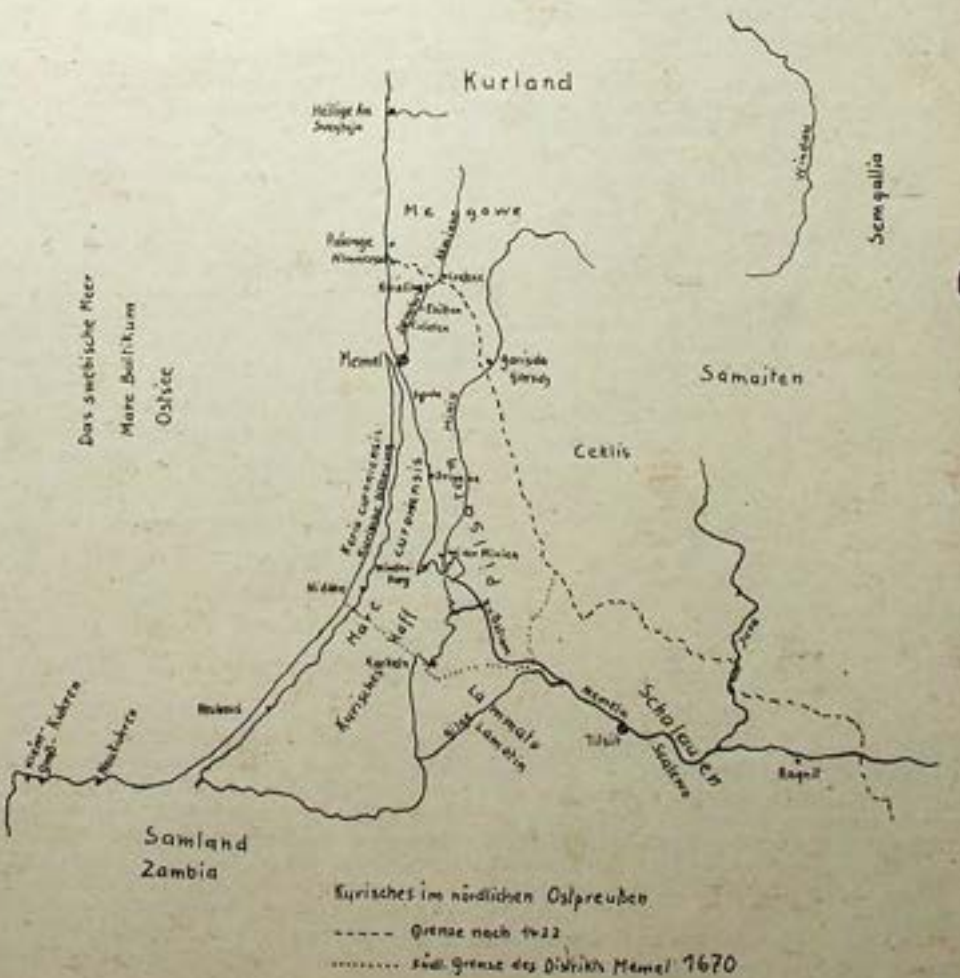
scheinen nach Ohquist (Finnland, 1928) aus ihren Urstammstätten in den östlichen Ostseeraum gekommen zu sein, wo sie sich mit der dort vorgefundenen germanischen Bevölkerung im Laufe der folgenden Jahrhunderte vermischt.

Vor 500 v. Chr. erreichten die Kuren die Ostsee nicht (Fraenkel S. 60). Sie sind aber 854 erwähnt.

Auf jeden Fall haben Ostseefinnen und Kuren an den Ufern des Kurischen Haßes und auch weiter landeinwärts gewohnt, was die Verbreitung finnischer Wörter in diesem Raum bezeugt. So ist die finnische Pirtti, das „uralte finnische Wohnhaus mit einem aus Steinblöcken, später auch aus Ziegeln gemauerten Feuerherd, aus dem der Rauch den Raum bis Mannshöhe gleich einer dichten Nebelschicht erfüllte, bis er allmählich aus der in der Mitte der Decke angebrachten Öffnung entwich“ (Ohquist S. 40) das Vorbild für die ländliche Pirte im Memelland geworden, die in Bezug auf die Beheizung dasselbe Bild bietet wie das alte finnische Wohnhaus. Auf jeden Fall ist der Name geblieben.

Laiwa = Schiff, Boot ist in finn., lett., kur. und lit. bekannt. Bei finn. vene, das in der Memelmündung als venute für den Handkahn auftritt, ist ebenso eine Verwandtschaft festzustellen. Finn. purje, kur. burs, lit. bure = Segel ist wohl, wie Frankel S. 70 anführt, echt baltisch, aber wenn er burpelis, den Segelgießer, als livisch bestimmt, so kann dazu gesagt werden, daß livisch mit o-finnisch übereinstimmt und daß außerdem die Bezeichnung für dieses Gießholz in den baltischen Sprachen sehr verschieden geformt wird.

Friedrich Kluge (Deutsche Sprachgeschichte) hat die Beziehungen zwischen Germanisch und Finnisch ausführlich behandelt. Genauso gibt es im baltischen Raum Beziehungen zum Finnischen. Wenn wir von den Wörtern ausgehen, die auch im Lit. vorkommen, können wir feststellen, daß die





# Erinnerungen an das Hotel „Deutsches Haus“

In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten meine Eltern die Gastwirtschaft in Tauerlauken-Grüntal geführt, dann kurze Zeit das von ihnen so getaufte Promenadenschloßchen in der Nähe der Ziegelei. 1894 kauften sie das Hotel „Deutsches Haus“ in Memel auf dem Friedrichsmarkt Nr. 7, wo ich am 11. Januar 1895 das Licht der Welt erblickte. Ich war das einzige Mädchen unter vier Brüdern. Meine Großeltern mütterlicherseits wohnten im ersten Stock, Zimmer Nr. 8. Bei ihnen hielt ich mich am liebsten auf, da sie viel Zeit für uns Kinder hatten. Mein Opa war ein lustiger Mann, der mich das Tanzen lehrte. Meine Oma erzählte gern in der Dämmerstunde aus ihrer Jugend, wobei sie vieles wiedergab, was sie von ihrer eigenen Mutter gehört hatte. Dabei spielten die Jahre 1807/08 eine besondere Rolle, in denen die Königin Luise mit ihrer Familie in Memel Zuflucht nehmen mußte. Einmal war auf der so beliebten Fahrt nach Tauerlauken der Wagen entzwei gegangen. Bis er repariert wurde, saß die Königin am Rande eines Kornfeldes und flocht ihren Prinzen Kränze aus Kornblumen, die diese gesammelt hatten. Auch der große Brand von Memel 1854 spielte in diesen Erzählungen eine bedeutende Rolle.

Aus dem Fenster der Großeltern konnte ich den ganzen Friedrichsmarkt überblicken. Da war die Kirchhofstraße, dort die Neue Straße. Da gab es rundherum Geschäfte. Da war neben unserem „Deutsches Haus“ noch das Hotel „Schwarzer Adler“. Dann gab es noch die Auffahrten für die Bauern, in denen am Mittwoch und Sonnabend die Fuhrwerke abgestellt wurden. Auf den Bauerngefährten standen oft große Weidenkörbe, in denen rosige Ferkel feilgeboten wurden. War der Markt beendet, so kauften die Bauern bei den umliegenden Kaufleuten ein und tranken auch etwas in den Gastwirtschaften. Dann ging es nach Hause, und schon waren die Straßenfeger zur Stelle, und am Nachmittag lag der Platz wieder rein und ruhig da.

Im Sommer kamen von jenseits der Grenze die Händler mit Gurken, Blau- und Preiselbeeren, die ihre Waren in den Straßen ausriefen. Im Herbst fand der bei uns Kindern besonders beliebte Viehmarkt statt. Schon um 4 Uhr früh erschienen die Bauern mit Kühen, Ziegen und Schafen und stellten sich in Reihen auf. Das war ein lustiges Tierkonzert mit Meckern, Muhen und Blöken! War eine Kuh an einen Händler oder Fleischer verkauft worden, so erhielt sie ein weißes

Kreidekreuz und wurde in unseren Hof geführt. Dort durfte unser Mädchen sie melken, und dann gab es warme Kuhmilch zu trinken. In der Küche war an solchen Tagen Hochbetrieb. Karbonade und Frikadellen wurden auf Vorrat gebraten. Und die Spezialität des Hauses, delikate Königsberger Rinderfilet, dampfte im Topf. Die Händler und Fleischermeister entwickelten einen begnadeten Appetit. Fleischermeister Balzereit ließ seinen Schimmel bis an das Fenster des Restaurants kommen und gab ihm einen tüchtigen Zug Bier zu trinken. Die Pumpe die sich zunächst in der Mitte des Marktes befand, wurde später abgebaut und zugeschüttet.

Im Juni war in Memel Jahrmachtszeit. Auf dem Friedrichsmarkt hatten dann die Schuhhändler ihre Buden aufgeschlagen. Der Lederduft lockte uns Kinder magisch an, und wir spielten zwischen den Buden gern Fangen und Verstecken. War Manöverzeit oder gar ein Kaiserbesuch, dann gab es rund um den Friedrichsmarkt Einquartierungen. Dann wurde er zum Appellplatz. Aber es mußten nicht immer Soldaten da sein, um die Mädchen und Burschen am Abend auf den Markt zu locken. Die lauen Sommerabende verführten zu mancher Bummelrunde unter den Fenstern hinweg.

Besonders schön waren die Winterwochen, in denen das ganze Viertel unter einem dicken Schneekleid lag. Der Festungsgraben war ganz in der Nähe, und für einige Pfennige legten uns Nachbarskinder das Eis für eine schöne Schlittschuhbahn frei. Man mußte nur aufpassen, daß man nicht in die Löcher geriet, die von den Memeler Brauereien bei der Eisernete hinterlassen wurden. Die Eisschlitten fuhren in diesen Wochen ständig über den Friedrichsmarkt zu den Brauereikellern.

Doch nun zurück zum Deutschen Haus! Das Hotel hatte einen großen Hof mit zwei Auffahrten. Hier gab es ein böllwerkähnliches Gelände, an dem die Bauern ihre Pferde anbanden. Wir benutzten die Gestelle als Turngeräte. Dann aber gab es mehrere Pferdeställe für die Pferde der Gäste. Auch wir hatten ein eigenes Pferd und einen Schuppen für Schlitten und Wagen. Jeden Sonntag – ob Sommer oder Winter – fuhren unsere Eltern mit uns in den Wald, meistens nach Försterei. Erst abends kehrten wir zurück. Diese Schlittenfahrten unter Schellengeläut durch den verschneiten Wald der Plantage waren ein tiefes Erlebnis. Oft holte mich auch mein Vater mit dem Schlitten von der Schule ab. Wie war ich damals stolz! Dann durfte ich nämlich den ganzen Schlitten mit meinen Freundinnen vollladen, und wir alle hatten einen Riesenspaß.

Wo Pferde waren, gab es auch einen Heuboden, auf dem wir gar zu gern herumtoben. Aber mein Vater sah es nicht gern, wenn das sorgsam gepackte Heu verstreut wurde. War er irgendwo in Sicht, dann verschwanden wir blitzschnell durch die Heuluke in den Pferdestall. Andererseits machte er uns Stelzen, mit denen wir auf dem großen Hof viel Freude hatten. Nur wenn es zu laut draußen wurde, klopfte er mit dem Knöchel gegen das Fenster – mit dem Erfolg, daß wir in alle Winde auseinanderstoben. Eine zweite Mahnung gab es nämlich nicht, sondern wenn dann das Fenster aufsprang, wurde man hineingerufen, und das wollte doch niemand.

Wie anders und unbequem war doch damals das Hotelleben! Es gab keine Wasserleitung, sondern eine Pumpe, aus der das Wasser zum Kochen und Waschen und für die Fremdenzimmer geholt werden mußte. Denkt man nur an die große Wäsche, die im Hotel ja ständig gewechselt werden muß, so versteht man, was die Mädchen zu leisten hatten, die das Wasser auch ins Waschhaus schleppen mußten. Nach dem Waschen und Trocknen ging die Wäsche durch die Zieh-

Ostseefinnen sich sehr weit nach Osten ausgebreitet hatten (oder von dort kamen!). Zu diesen Wörtern gehören finn. laiva = Boot, Schiff – seinä = Wand – kirves = Axt – olut = Bier – silli = Hering – valta = Macht

– kataja = Wacholder Kaddig – lappu = Zettel, Blatt.

Sehr zahlreich sind die Übereinstimmungen besonders im Nehrungskurisch. Wir finden:

finnisch	kurisch
lounas = Südwesten	launads, launag = Mittag, Süden
päwä = Mittag	peitva = Süden, (Festland)
maksaa = bezahlen	makset = zahlen
lähtea = abfliegen	liekt, lit. liekt = fliegen
tumma = dunkel, finster	tums = dunkel
tyynyri = Tonne	tyne = Tonne
jatkaa = fahren	jät = fahren
sisar = Schwester	sesers = Schwester (Festland)
miellyttä = gefallen	miel = Liebe, gern
kauppa = Handel	kupšiod = kaufen, handeln
maja = Hütte, Herberge	pi maj = nach Hause
kukkula = Hügel	kukuls = Brotlaib
kuula = Kugel	kuik = Kugel
viela = noch	vel = noch
kummi = Pate	kumnieks = Pate
ruids = Roggen	ruds = Roggen
pesää = Feuer anschüren	pieset = anschüren, päsern
terva = Teer	derv = Teer
tosi = wahr	ties = wahr
vahti = Wacht	vaktinieks = Wächter
metsä = Wald	meš = Wald

Einige finnische Wörter interessieren uns, weil sie auch in der ostpreußischen Mundart vorkommen:

finn.	deutsch (Ostpr.)
kapak, Kneipe, Wirtshaus	Kabak, baufälliges Haus
napur, Nachbar	Naber, Nachbar, von mhd. nakebur
penkki, Bank	Benk für Bank
muokota, machen	moake, machen
pielus, Kissen	Peel, Kissen
paala, Pfahl	Poahl, Pfahl
vitsa, Rute	Witz, Rute
pessä, schüren	päsern, Feuer anschüren

Die Wörter zeigen eine verhältnismäßig späte Abwanderung aus Ostpreußen oder überhaupt eine Assimilierung der O.-Finnen in diesem Raum an, wo das finnische Element nachhaltig Orts- und Personennamen geprägt hat. Kiparsky (Die Kurenfrage) hat nicht nur im baltischen Raum, sondern auch in unserer Heimat reichlich finnische Namen nachgewiesen.

So zieht sich von den Altertumsfunden bis in die Zeit des Mittelalters ein Bogen,

der Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit auf beiden Seiten des Haffs umschließt, wo trotz aller Ab- und Zuwanderungen eine kontinuierliche Bevölkerung verblieb.

Bezzenberger stellt sogar eine Übereinstimmung der Großgarnfischerei im Haff und in Finnland fest. Er will eine Zuwanderung von Liven in das kurische Gebiet von Norden her annehmen, doch ist seine Ansicht durch die heutige Wissenschaft überholt.

(wird fortgesetzt)

## Warum ich das MD lese

Aus unserer Umfrage (S. 163/67) veröffentlichten wir laufend Antworten unserer Leser. Jede abgedruckte Antwort wird mit einer kleinen Prämie belohnt! Bei der Fülle der Einsendungen kann leider nicht jeder Beitrag berücksichtigt werden. Wir bitten dafür um Verständnis.

### Würdest du nach Memel gehen?

1939 wurde ich zur Reichsbankstelle Memel versetzt. Jahrelang war ich im Reich herumgekommen und hatte im Schwarzwald meine Frau gefunden. Sie war starr, als sie von der Versetzung hörte. Über 1000 km sollte sie von ihrer Heimat fort. Sieben Wochen war ich allein in Memel, bis ich im August einen Gestellungsbefehl zu einer Übung erhielt, die sechs Jahre dauern sollte... Meine Familie aber siedelte im Frühjahr 1941 nach Memel über. Im Sommer 1944 verließen Frau und Kinder die Stadt vor den anrückenden Russen. Ich war nur im Urlaub in Memel, letztmalig zu Weihnachten 1943. Meine Jüngste sprach bald zu meiner hellen Freude ein breites richtiges Memelländisch und hieß nur noch unsere „Marjell“.

1960 kam ich in einen Gasthof irgendwo an der Weser. Nach dem Abendessen sah ich mich nach einer Zeitung um. Wahrhaftig – da hing das Memeler Dampfboot im Zeitungshalter. Der Wirt stammte aus Memel. Nach Hause gekommen, bestellte ich das MD sofort bei der Post, und seitdem freuen wir uns immer wieder an Bildern und Artikeln. Ja, wenn man mich heute fragt: Würdest du auf deine alten Tage nach Memel gehen, wenn es morgen deutsch würde, dann kann ich nur sagen: Sofort!

Dr. jur. Hans-Joachim D., Villingen

### Brücke zum Paradies

Du bist die Brücke zum einstigen Paradies,  
das einzige, was das Schicksal uns ließ.  
Hinter deinen Zeilen lebt das Heimatland;  
da schabbern die Menschen, da lockt der Strand.

Und du bist der Schlüssel, der alles erschließt,  
sorgst mahndend, daß die Sehnsucht nicht verfließt.

Du hegst die Erinnerung, den verwehten Schein,  
Drum, liebes MD, kann ich nicht ohne dich sein.

Grete K., Kiel

\*

Antworten auf unsere Umfrage dürfen nicht länger als 200 Wörter sein. Sie sollen möglichst an einem bestimmten Beispiel zeigen, wie unentbehrlich auch heute noch die Heimatzeitung ist. Ziel unserer Umfrage ist, neue Leser zu gewinnen. Daher freuen wir uns besonders, wenn der Antwort Anschriften von Memelländern beigelegt werden, die das MD noch nicht halten oder die das MD früher hielten und inzwischen den Bezug nicht erneuert haben. Solchen Landsleuten senden wir gern Probenummern und Bestellzettel.

mangel, die zum Glück bald durch eine Drehmangel ersetzt wurde. Da machte das Drehen fast Spaß, und ich vermisse noch heute die gute heimatische Drehmangel, auf der die Wäsche kalt, aber mit viel Sauerstoff, geglättet wurde, während die aus der Heißmangel kommende Wäsche leider nicht so frisch duftet.

Heute fast undenkbar – aber die einzigen Hoteltoiletten befanden sich auf dem Hof. Dafür spielte das Nachtgeschirr eine große Rolle. Und natürlich gab es nur Petroleumlampen. Als ich größer wurde, mußte ich den Mädchen beim Lampenfüllen helfen. Auch die Zylinder mußten geputzt werden. Dauern waren sie verrußt. Wenn ich bei Oma meinem Herzen Luft machte und auf die dreckige Arbeit des Zylinderputzens schimpfte, sagte sie: „Seid doch froh, daß ihr nun dieses schöne Licht habt! Wir mußten damals noch die feinsten Handarbeiten bei einem Öllämpchen machen...“ Welch ein Fortschritt war dann das Gasglühlicht, das auch bei uns eingeführt wurde! Zwar war das Anzünden beschwerlich, und die Glühstrümpfe hielten auch nicht ewig – aber das Licht war strahlend weiß.

Als dann das elektrische Licht Einzug in unser Hotel hielt, verschwanden nicht nur die Petroleumlampen, sondern auch die perlenbestickten Klingelzüge, um prosaischen Klingelknöpfen Platz zu machen. Draußen löste die Straßenbahn, die Elektrische, die Droschken ab. Endlich wurde auch der Friedrichsmarkt an die Wasserleitung angeschlossen.

Während meine Brüder zur nahen Altstädtischen Schule gingen, mußte ich die weit entfernte Park-Mädchenschule besuchen. Mein Weg führte durch die Schlächter- und Grabenstraße über den Theaterplatz. An der Flachswaage war meist reger Betrieb. In langen Schlangen standen hier die Wagen der Szameiten mit den Panjepferdchen unter dem Krummholz. Sie brachten ganze Ladungen Flachs, die ihnen von jüdischen Händlern abgenommen wurden. Bei der Karlsbrücke gab es oftmals einen unfreiwilligen Aufenthalt, da sie zum Durchholen von Seeschiffen geöffnet werden mußte.

## Meine erste Eisenbahnfahrt

Es muß etwa 1894/95 gewesen sein, als ich meine erste Eisenbahnreise von Pögegen nach Königsberg unternahm. Ich war damals vier Jahre alt und sollte in der Königsberger Augenklinik wegen grauen Stars untersucht werden. Mitten in der Nacht wurde ich schon aus dem Schlaf gerissen und auf die Ofenbank zum Anziehen gestellt. Meine Schwester gab sich redliche Mühe, mein Geschrei zu stillen, indem sie auf die blanken Lederschuhe hinwies, die ersten meines Lebens. Als wir mit dem Wagen von Rücken zum Bahnhof Jecksterken fuhren, holte ich noch etwas Schlaf nach. Ich erwachte, als wir auf der Station angekommen waren. Stationsvorsteher Sulies wunderte sich nicht wenig über die frühen Gäste. Er zündete gerade die Laternen auf dem Bahnsteig an und erklärte, der Zug von Memel komme erst in einer Stunde. Die Aufregung vor der ungewöhnlichen Reise hatte die Erwachsenen zu früh aus den Federn getrieben! Auf den Rat von Sulies fuhren wir weiter bis Pögegen, um dort in den Zug zu steigen. Damit ersparten wir einige Pfennige.

Sparsamkeit war damals überhaupt groß geschrieben. Alle Leute von Spingen und Uszkamonen, vom östlichen Teil Rückens bevorzugten Jecksterken für die Fahrt nach Tilsit, obwohl für viele Stonischken 1–2 km näher lag. Aber von Stonischken zahlte man 15 Pfg. mehr...

In der vierten Klasse schaukelten wir über Labiau nach Königsberg. Durst plagte mich, und da Vater nichts Trinkbares bei sich hatte,

War ich nicht früh genug von zu Hause fortgegangen, so kam ich bestimmt zu spät. Würden mehrere Dampfer hintereinander durchgelassen, so liefen wir lieber längs der Dange zur Börsenbrücke, um die Schule zu erreichen. Unsere Lehrer hatten für diese Verspätungen kein Verständnis und ließen uns in der Ecke stehen.

Häufig mußte ich auch die Fremdenanmeldezettel auf den Schulweg mitnehmen und bei der Polizei abliefern. Dafür ließen wir uns für den Heimweg umso mehr Zeit. Da wurde im Winter die Tragfähigkeit des Dange-Eises untersucht, und im Sommer streiften wir durch die Fleischhalle, zu den Heringständen und über den Fischmarkt. Wer die Fischfrauen ärgern wollte, mußte nur recht laut sagen: „Stinkt es hier nach olle Fisch!“ Dann hieß es aber schnell laufen, wenn man nicht mit einem Fisch eins um die Ohren bekommen wollte. Besonders lange währte der Heimweg zur Jahrmarktszeit, wenn von der Karls- bis zur Kettenbrücke der Rummelbetrieb mit Schießbuden, Karussells und Schaustellern lockte. In den Schießbuden hatten es uns die beweglichen Figuren, besonders die Eierschlucker, ange-tan. Da war die Dame von drei Zentnern neben der Dame ohne Unterleib und der Dame, die täglich mehrfach zersägt wurde und doch immer wieder vor der Schaubude stand. Bei den Karussells tat mir immer das arme Pferd leid, das tagüber in der Runde laufen mußte, um das Karussell in Bewegung zu halten. Die Tante einer Schulfreundin besaß das Autokarussell, und vormittags hatten wir hier Freifahrt. Das wurde natürlich ausgenutzt!

Über den Theaterplatz mit seinen Geschirrständen, mit den Strumpf- und Steinpflasterbuden ging es endlich nach Hause, wo das Mittagessen schon abgeräumt war. Zur Strafe mußten wir ungedessen an die Schularbeiten... Am Montag war Bauernmarkt. Dann durfte man sich als Städter nicht auf den Rummel wagen. Betrunkene Bauernjungen, ihre Marjellen am Arm, beherrschten das Feld. Am Abend fuhren sie auf den mit Pfingstgrün geschmückten Leiterwagen grölend vom Friedrichsmarkt nach Hause.

Gertrud Müller-Gedicks

schlug ich vor, den Kutscher an einem der vorüberfliegenden Teiche halten zu lassen, damit wir Wasser schöpfen könnten. Ich begriff nicht, warum die Mitreisenden über mich lachten. Am meisten lachte ein alter Onkel mit Backenbart und Pfeife, der aus seinem Gepäck schließlich eine Blechkruke mit Milch hervorholte und mir anbot. Dazu konnte ich mich nicht überwinden, denn bis vor kurzem hatte ich noch ausschließlich mit dem Schnuller getrunken. Unser Hütejunge Mertschus (Schlenter) hatte mich verleitet, meinen Schnuller unserem Hofhund Maraks vorzuwerfen, was mich in erhebliche Schwierigkeiten brachte. Als ich am Abend trinken wollte, fehlte der Schnuller, und Vater riet mir, ihn von Maraks zu holen. Aus dem Topf wollte ich um keinen Preis trinken. So bat ich den Vater um ein Tretschoka, ein Zehn-Pfennig-Stück, um mir bei Gastwirt Sellenat trotz der Dunkelheit einen neuen Schnuller zu holen. Ich hoffte, Mutter würde mich dann doch nicht in der Finsternis allein gehen lassen. Aber sie blieb hart, und so mußte ich aus dem Topf trinken lernen. Aber aus der Flasche eines Mannes trinken, der nach Tabak roch und einen Vollbart hatte – nie! So mußte ich meinen Durst bis Königsberg bezähmen. Dort kaufte Vater ein großes Glas Braunbier für 5 Pfg., das ich ebenfalls verschmakte, das aber Vater gut schmeckte. Dann fand sich hinter einem Vorhang wirklich eine Wasserleitung, und mein Durst hatte ein Ende.

Michael Rogga

## BÜCHER sind immer schöne Geschenke!

ERICH KARSCHIES

### Der Fischmeister

Der beliebte Heimatroman, 288 Seiten  
Leinen DM 12,80

### Unser Pastor

Roman eines baltendeutschen Geistlichen von Elisabeth Josephi  
384 Seiten Leinen DM 15,80

MARTIN KAKIES

### Elche am Meer

Neuaufgabe des bekannten Bandes „Elche zwischen Meer und Memel“  
120 Seiten, mit 82 Fotos  
Leinen DM 14,80

DAPHNE MACHIN GOODALL

### Die Pferde mit der Elchschaufel

Das Schicksal der Trakehner  
104 Seiten, 22 Fotos DM 15,80

RUTH MARIA WAGNER

### Leben, was war ich dir gut

Agnis Miegel zum Gedächtnis  
Stimmen der Freundschaft und Würdigung. 164 Seiten, 4 Kunstdrucktafeln  
Leinen mit farbigem Schutzumschlag  
DM 16,80

CHARLOTTE KEYSER

### Und immer neue Tage

Roman einer memelländischen Familie im 18. Jahrhundert  
400 Seiten Leinen DM 16,80

### Ein Blick zurück

Erinnerungen an Kindheit und Jugend, an Leben und Wirken in Ostpreußen mit Autoren u. a. Charlotte Keyser, Käthe Kollwitz, Dr. Dr. H. Lohmeyer, Walter von Sanden, H. Sudermann  
DM 21,80

MAJOR DIECKERT /  
GENERAL GROSSMANN

### Der Kampf um Ostpreußen

Ein authentischer Dokumentarbericht  
232 Seiten, Lage- u. Übersichtskarten  
Leinen DM 23,80

E. J. LAUBE

### Tanthen Augustchen Schneiderei

Ein fröhlicher Roman aus Ostpreußen. Humorvoll und treffend unverwechselbar wird hier die Geschichte eines ältlichen Fräuleins in einem ostpreussischen Landstädtchen um die Jahrhundertwende erzählt. Zahllose Gestalten, ebenso echt gezeichnet, werden um sie herum lebendig: ehrbare, wunderliche, tüchtige und auch kräftige Typen.

112 Seiten, bunter Glanzband  
DM 6,80

### Das große Wilhelm Busch Album

640 Seiten im Großformat 21x30 cm,  
davon 160 Seiten farbig DM 19,80

### Quartettspiel „Unvergessene Heimat“

für jung und alt, 36 Bildblätter  
in Spritzgußschachtel DM 4,00

### Doennig's Kochbuch

640 Seiten mit rund 1500 Rezepten  
abwaschbares Kunstleder DM 28,80

## F. W. Siebert Verlag

Abteilung Buchversand

29 Oldenburg · Ostlandstraße 14

## „Fröhliche Optimisten“ spielen für die Jugend

Das erste norddeutsche Jugendtheater wurde in Bremen gegründet

Wenn sie vier bis zehn Jahre alt sind, wird für sie das sogenannte Weihnachtsmärchen gespielt. Dann kommt eine lange Pause, bis die Jugendlichen für das Erwachsenentheater reif sind. Oft eine Pause ohne Ende, denn für viele Erwachsene dürfte die als Kind genossene Märchenvorstellung die letzte ihres Lebens gewesen sein. Wenn sich daher zunehmend auch deutsche Bühnen – Vorbildern aus dem Ausland, vor allem dem östlichen folgend – Gedanken über ein Jugendtheater machen, so geschieht das nicht zuletzt im Hinblick auf das „große“ Publikum von morgen. Wer als Kind und Jugendliche schon regelmäßig ins Theater gegangen ist, braucht als Erwachsener keinen besonderen Anstoß, um das gleiche auch weiterhin zu tun.

Niemand bezweifelt den Erfolg des Hineinwachsenden in das Theater, und doch entstehen Jugendbühnen hierzulande nur zögernd und spärlich. Schon vor zwei Jahren hatte der Leiter der Niederdeutschen Bühne Bremen, Ernst Waldau, die Idee, Vorstellungen für 8 bis 14jährige zu realisieren. Die Theater der Freien Hansestadt waren sofort bereit, gemeinsam mit der Niederdeutschen Bühne an die Verwirklichung des Planes heranzugehen. Es folgten lange Diskussionen und Überlegungen, mit Schulleitern und nicht zuletzt mit den Behörden. Verständnis und Interesse gab es überall. Aber „moralische Unterstützung“ allein schien zunächst eine zu unsichere Basis für ein Jugendtheater. Für die Bühnen, die zusätzlich zu ihrem sonstigen Spielplan Jugendvorstellungen zustande bringen wollen, bedeutet das Projekt einen erheblichen Mehraufwand, sowohl personell als auch finanziell.

Wenn die Bremer jetzt trotzdem mit „fröhlichem Optimismus“ – so heißt es in der Dramaturgie des Theaters am Goetheplatz – und ohne verbindliche offizielle Unterstützung ihr Jugendtheater aus der Taufe gehoben haben, dann ausschließlich im Vertrauen darauf, daß der Erfolg in Form ausreichender Zuschauerzahlen auch hier nicht ausbleiben wird. Erkundigungen bei den bereits seit mehreren Jahren existierenden Ju-

gendtheatern in München, Nürnberg, Dortmund, Berlin und Frankfurt – keine norddeutsche Bühne gehörte bislang zu diesem Kreis – stimmten zuversichtlich. Überall wurde von positiven Erfahrungen mit dem Jugendtheater berichtet.

Dadurch bestärkt und überzeugt davon, daß die Kinder und Jugendlichen aus Bremen und Umgebung, angeregt von verständnisvollen Eltern und Erziehern, ein Theater speziell für sie ausgiebig ausnutzen werden, brachte die Niederdeutsche Bühne jetzt als erste Aufführung des ersten norddeutschen Jugendtheaters das spannende Abenteuerstück „Ankje und das Buddelschiff“ von Klaus Reuter heraus. Die nächste Premiere ist bereits im April vorgesehen: das Indianermärchen „Das Tor zur Sonne“ des Tschechen Makarius. Diesmal im Theater am Goetheplatz, das im Wechsel mit der Niederdeutschen Bühne den Spielplan des Jugendtheaters gestalten wird.

Es soll ein echtes „Kontrastprogramm“ werden. Wählt beispielsweise die Niederdeutsche Bühne – alle Jugendaufführungen werden hochdeutsch gespielt – ein realistisches Stück wie „Ankje und das Buddelschiff“, soll darauf am Goetheplatz ein poetisches Stück wie das Indianermärchen folgen. Beide Bühnen wollen eng zusammenarbeiten, um den Spielplan des Jugendtheaters – man denkt vorläufig an fünf bis sechs Aufführungen im Jahr – wirklich so abwechslungsreich wie versprochen zu gestalten. Die Vorstellungen finden in Abständen von acht bis zehn Tagen jeweils nachmittags statt. Selbstverständlich wird versucht, mit Hilfe der Schulen geschlossene Gruppen in das Jugendtheater zu führen, aber es soll auch immer Karten im freien Verkauf geben.

Und wenn alles klappt, werden sich, so hoffen jedenfalls die Verantwortlichen des Bremer Jugendtheaters, sicherlich auch die öffentlichen Stellen erkenntlich zeigen. Wie zum Beispiel in München, wo die Stadt ihren Beitrag zum dortigen Jugendtheater dergestalt leistet, daß sie die Beförderungskosten für das jugendliche Publikum übernimmt.

kf

### Klaus Reuters Jugendstück in Bremen aufgeführt

Der Memeler Klaus Reuter hat durch einige prächtige Jugendbücher von sich reden gemacht. „Ankje und das Buddelschiff“ lief bereits im Rundfunk als Hörspiel mit mehreren Folgen. Nun erlebte die von Reuter als erfahrenem Theatermann – er wirkt an den Städtischen Bühnen in Frankfurt – spannungsvoll gearbeiteten Bühnenfassung auf der Niederdeutschen Bühne in Bremen, die das erste norddeutsche Jugendtheater verwirklicht hat, im Februar ihre Uraufführung. (Emil Riemer und Jutta Wirschatz). Wir freuen uns über den Erfolg unseres Landsmannes und wünschen ihm Hals- und Beinbruch für seine weiteren Vorhaben.



In den höheren Klassen führen wir dann mit dem Dampfer nach Nidden oder Rossitten (damals gab es ja noch keine Grenzen), und nach einem ausgefüllten Tag kamen wir abends müde, mit einem tüchtigen Sonnenbrand, aber glücklich nach Hause. Ich denke auch noch an die herrlichen Heideausflüge, die die Auguste-Viktoria-Schule traditionsgemäß in jedem Jahr zur Heideblüte veranstaltete.

Der erste Weltkrieg brachte auch für unsere Schule einschneidende Veränderungen. Mancher Lehrer wurde eingezogen und unsere Schule als Lazarett eingerichtet. Wir hatten nun in der Altstädtischen Knabenschule Unterricht, teilweise nachmittags. Nur zu einigen Stunden, Physik, Chemie und Turnen, gingen wir in unsere alte Schule zurück. Der damit verbundene Spaziergang machte uns immer recht viel Spaß. Am Sonntag besuchten wir dann die Verwundeten, die in unserer Klasse lagen und brachten ihnen Blumen und kleine Geschenke.

Eine Kriegsbeschäftigung war auch das Sammeln von Laubheu. War das ein Vergnügen, mit der ganzen Klasse loszuziehen und von den Bäumen das Laub abzureißen! Das wurde dann in Säcke gestopft, und die Klasse, die das meiste Laub ablieferte, bekam einen schulfreien Tag. Wir mußten auch Kriegsanelbe sammeln gehen, bei den Memeler Geschäftsleuten oder bei unseren Bekannten. Da das während der Schulstunden erlaubt war, sind viele aus meiner Klasse dabei gewesen, ich auch.

Das Schönste, das uns die Schulzeit an persönlichen Werten gab, war aber doch die Freundschaft und Kameradschaft! Zum Beispiel verbindet mich noch heute eine herzliche Freundschaft mit Lotte Perkuhn, die lange Jahre in der Schule neben mir gesessen hat. Wir hielten eigentlich alle gut zusammen, gepetzt wurde niemals. Was wären die Stunden manchmal so langweilig gewesen, wenn nicht Lotte Lauruschkat in ihrer kecken Art einen Witz gemacht oder Debora Pinkus durch ihre philosophischen Gedankenblitze die Klasse zum Lachen gebracht hätte!

Wo mögen sie jetzt alle sein? Asta Knuth mit ihrem langen Zopf, Lott-

chen Hennig, unsere Fleißigste, Lore Schulz vom Lotsenturm oder die Schwestern Lange?

Wenn auch manchmal ein tüchtiges Donnerwetter über unsere Klasse dahinbrauste — wir waren weder eine

besonders begabte noch besonders sanftmütige Gesellschaft — dann duckten wir uns eben und dachten: Hoffentlich ist das Gewitter bald vorbei!

In der Erinnerung zählen doch nur die schönen Stunden!

## Mit dem „Condor“ nach Schwarzort

In den großen Ferien pflegten meine Eltern alljährlich mit uns nach Schwarzort, dem Reiseziel vieler Naturfreunde und Familien zu fahren. Rossitten, um die Jahrhundertwende noch ohne Vogelwarte und Segelfliegerei, lag einstweilen im Dornröschenschlaf. Niddens eigenartige, herbe Schönheit harrte der Entdeckung durch eine kommende Malergeneration, und Sandkrug hatte damals nur lokale Bedeutung.

Wir Kinder freuten uns schon das ganze Jahr auf Schwarzort, kreiste doch überhaupt unser Kinderleben nur um zwei Pole: Weihnachten und Schwarzort. In den vierzehn Sommern, die wir hintereinander dort verlebten, wurde uns dieses Fleckchen Erde zur zweiten Heimat. Die eigenartige Schönheit der Neuhung hat mich schon als Kind tief beeindruckt, so daß ich später, als mich die Wanderlust in die Ferne führte, immer verglich und als höchstes Lob einer Landschaft bescheinigte: „Hier ist es beinahe so schön wie in Schwarzort.“

Die Reise nach Schwarzort geschah natürlich auf dem Wasserwege, anders war es überhaupt nicht zu erreichen. Der Dampfer, der damals die Verbindung von Memel nach Tilsit inne hatte, war der „Condor“. Er war in Memel behelmatet und fuhr Montags, Mittwochs und Freitags von Memel nach Tilsit, an den dazwischenliegenden Tagen die umgekehrte Tour. Wie alt er schon damals war, weiß ich nicht, sicher fließen aber seine Jugendjahre in die Jugendjahre der Dampfschiffahrt überhaupt. Spottlustige Erwachsene nannten ihn einen alten „Klapperkasten“ und sprachen von dem gläsernen Umbau der Kajütentreppe als von einem „Vogelbauer“. Aber unserer Liebe zum Dampfer „Condor“ taten auch diese lieblosen Bemerkungen keinen Abbruch. Wir liebten ihn mit der uneingeschränkten, kritiklosen Liebe unserer Kinderherzen, und in unseren Augen kam dem „Condor“ kein anderer Dampfer gleich. Wir gaben wohl neidlos zu, daß der Dampfer „Cranz“, der von Memel nach Cranz fuhr, eleganter war. Er hatte eine gläserne Deckkabine mit angeschraubten Drehsesseln, und man konnte dort „table d'hoten“ essen. Er fuhr auch pünktlicher und schneller als unser „Condor“, aber in ein persönliches Verhältnis kamen wir nicht zu ihm. Wir bewunderten ihn wohl von ferne, aber unsere Liebe gehörte eben dem „Condor“, der uns alljährlich in unser Ferienparadies brachte.

Schon die grüne, hoffnungsfrohe Farbe zeichnete diesen vor anderen Dampfern, die schwarz oder grau gestrichen waren, aus. Mein Bruder Harry fand, daß der „Condor“ einen wunderbaren Steven und ein bemerkenswertes Gallionsbild habe. Seine seemännischen Kenntnisse waren aber mehr theoretischer Art, hatte er sie doch durch eifrige Lektüre seiner Jungensbücher erworben, von denen mir noch zwei Titel, „Sigmund Rüstig“ und „Im Kielwasser der Piraten“ im Gedächtnis ge-

blieben sind. Auch ich hatte mit glühendem Interesse diese Bücher gelesen, aber sei es, daß diese Anregungen bei mir nicht den geeigneten Nährboden fanden, der notwendig ist, um Belehrungen in Erkenntnisse fürs Leben umzuwandeln, ich bin Zeit meines Lebens über das Elementare in der Nautik nicht hinausgekommen. Ich weiß zwar, was Luv und Lee und das Backbord links und Steuerbord rechts ist, aber das auch nur bei schärfster Überlegung mit Zuhilfenahme muemolechischer Hilfsmittel: „Rot an rot geht gut, grien an grien lat sien“. — Nun sollte ich als Neunjährige wissen, was es mit Steven und Gallionsbild auf sich hatte! Übrigens hatte mein Bruder schon recht mit seinem Urteil, denn ich las später einmal, daß der „Condor“ in der Tat einen sehr schönen, ausgeprägten Clipperstegen gehabt habe. Daß der Steven die Spitze des Dampfers war, hatte ich mir zusammengeerimt, aber was es mit dem Gallionsbild auf sich hatte, das bekam ich damals nicht heraus. Fragen mochte ich nicht, um meine Stellung als jüngere Schwester und als Mädchen überhaupt nicht noch mehr zu erschüttern.

Endlich war der Juni mit dem Zauber seiner hellen Nächte herangekommen, das Wetter wurde beständig und die Schulen schlossen. Und dann brach der erste Ferientag an! Immer war es strahlender Sonnenschein, wenn wir den Gang zum Dampfer antraten. Das Preuschatsche Speditionsfuhrwerk hatte unser umfangreiches Gepäck pünktlich abgeholt, die Jungens durften die Fahrt auf dem Rollwagen mitmachen, und wir andern wanderten durch die ferienstille Hohe Straße glückerfüllten Herzens zur Anlegestelle in der Memelstraße. Endlich bog man um die letzte Ecke, und — da lag unser „Condor“ am alten Bollwerk und sandte Rauchwolken in den hellen Sommerhimmel. Von der nahen Schiffbrücke hörte man das Poltern der Leiterwagen, die das köstliche Übermemeler Wiesenheu zur Stadt brachten. Stand der Wind günstig, so umwehte einen leichter Heuduft, ein Zeichen, daß der Sommer seine Herrschaft angetreten hatte.

Ach, aber ach! Welcher Berg von Kisten, Körben und Bettsäcken hatte sich da am Ufer angehäuft! All das sollte auf unseren Dampfer! Mir schien das eine Unmöglichkeit, und ich muß wohl meine Angst laut geäußert haben, denn ein gutmütiger Matrose tröstete mich: „Das“, und damit zeigte er auf all die Körbe und Kisten, „ist ihm doch wie nusch! Das geht allens in ihm rein!“ Und dabei lachte er mich an: „Denn schaukelt auch nich so anne Windenburger Eck.“

Schnell war ich getröstet und konnte mich von Bord des „Condor“ all der Unruhe und Geschäftigkeit am Ufer erfreuen. Wenn die Rathausuhr acht schlug, war alles eingeladen; der Dampfer legte ab, die Taue fielen plätschernd ins Wasser, das die Schaufelräder zuerst langsam, dann rascher in



schimmernden, hellgrünen Schaum verwandelten. In großem Bogen ging es erst der Schiffbrücke zu und dann mit voller Kraft stromabwärts. Die Leute am Ufer winkten noch, einige gingen schon davon, ihren täglichen Geschäften nach, wir aber, wir Glücklichen fuhren nun für eine märchenhaft lange Zeit in die Ferien. Die Eisenbahnbrücke lag nun vor uns im Glanz der Morgensonne. Da betraf mich plötzlich eine neue Angst! Wie, wenn unser Dampfer mit dem hohen Schornstein an der Brücke anhakete!

Die Entfernung verringerte sich zusehends, der Zusammenprall, mit ihm das Ende unserer Ferienfahrt, schien unvermeidlich. Schreckerfüllt konnte ich nicht weiterdenken! Da — in letzter Minute legte sich wie auf einen Zauberbefehl der Schornstein hinten über — und wir rauschten haltend unter der Brücke durch.

Nachdem das Handgepäck in der Kajüte verstaut war, wählten sich die Eltern ein gemütliches Plätzchen und genaßen bei einer Tasse Kaffee die wohlverdiente Ruhe nach dem Wirrwarr der letzten Tage.

„Nun habe ich auch Ferien“, sagte Mutter und lachte fröhlich. In diesen Schwarzort Wochen übernahm Vater die Haushaltskasse. Er sollte, meinte Mutter, auch einmal sehen, wie sich die kleinen Ausgaben mit der Zeit summierten.

„Ferien“, dachte ich, „haben bloß Kinder, die in die Schule gehen. Erwachsene haben doch immer Ferien.“ Ja, so denkt man, wenn man noch ein Kind ist.

Meine beiden Brüder waren schon seit der Abfahrt verschwunden, sie hielten sich auf der Kommandobrücke auf und ließen sich bei den Eltern nur sehen, wenn sie etwas zu essen haben wollten. Sie prahlten entsetzlich mit ihrer Freundschaft mit dem Steuermann, der sie, wenigstens sagten sie es, manchmal steuern ließ, natürlich nur, wo es geradeaus ging. Wenn ich aber den Wunsch äußerte, auch auf die Kommandobrücke zu kommen, dann meinten beide einstimmig, das sei nichts für Mädchen, eine Meinung, der sich leider auch meine Eltern anschlossen.

Ab und zu wurde ich in die Kajüte geschickt, etwas zu holen. Wie oft bin ich wohl diese steile, eiserne Treppe hinabgeklüftet! Die beiden Kajüten in rotem und grünem Plüsch kamen mir unerhört luxuriös vor. Die Hängelampe, die leise unter den Tritten oben erzitterte, die offenen Kajütenfenster mit dem Rauschen des nahen Wassers, alles atmete den Reiz des Neuen, Fremdartigen. Vor allem aber war es die undefinierbare Kajütenluft, die sich einem so eigenartig auf den Magen legte! Auch dieser Duft gehörte nun einmal zu der Schwarzortfahrt.

Im gläsernen Umbau des Treppeneinganges lagen Klappstühle aufgestapelt. Ohne, daß man jemand um Erlaubnis zu bitten brauchte, durfte man von diesen Feldstühlen nehmen und sie bis ans entlegendste Ende des Dampfers schleppen, um sich zu kurzer Rast irgendwo niederzulassen. Nie empfanden wir auf der langen Fahrt Langesweile. Wenn man auch sagt, daß landschaftliche Reize auf Kinder nur geringen Eindruck machen, so schweiften meine Blicke doch immer aufs neue mit einem Gefühl des tiefsten Wohlseins hin über die endlosen Wiesen am rechten Ufer, in denen die einsamen Gehölze im Grün der Bäume wie

in einem Nest geborgen lagen. In der Ferne begrenzte manchmal ein dunkler Waldstreifen den Horizont, während auf der linken Seite der schützende Damm die Einsicht ins Land verbarg.

Von Zeit zu Zeit tutete unser „Condor“ schrill. Dann löste sich ein Kahn vom Ufer und trieb mit raschen Ruderschlägen heran. Die Maschine hörte auf zu arbeiten, das Tau wurde dem Schiffer zugeworfen, und dann übernahm er ein Stück Frachtgut, oft ein Faß Petroleum, einen Sack Mehl oder gar auch einen Passagier, ein Vorgang, dem wir stets mit nimmer ermüdendem Interesse folgten. Manchmal machte sich auch ein Kinderhut selbständig (die barhäuptige Mode war noch nicht erfunden) und schwamm zum allgemeinen Vergnügen hinter unserem Dampfer her, bis er den Wellen erlag und in der Tiefe verschwand. Gewöhnlich hörte man dann eine erzürnte Mama ihrem Sprößling eine Strafpredigt halten.

Zwischendurch legte der „Condor“ ein- oder zweimal an einsamen Stromfäden an. Von den Orten Schneidende, Klokten und Karzewischen sah man nichts. Nur eine grasüberwucherte Wagenspur führte in die einsamen Felder hinein. Noch habe ich die plötzlich eintretende Stille im Ohr, wenn die Schaufelräder stillstanden — dann hörte man nur Grillen zirpen, Lerchengesang und das Dangeln von Sensen.

Gegen Mittag hatten wir Ruß erreicht. Leider versperrte ein langweiliger Bretterzaun die Einsicht in diesen

berühmten Ort. Vater ging dann an Land und sprach mit bekannten Geschäftsleuten am Ufer. Wir Kinder brannten darauf, ihm zu folgen und die Gespräche aus nächster Nähe zu hören. Aber Mutter war entschieden dagegen: „Da ist auch nicht mehr zu sehen als von hier aus! Ihr seid da nur im Wege!“

Und damit gab sie jedem von uns eine mit Klops oder Karbonade belegte Buttersemmel zum Mittagbrot, und wir fanden, wie so oft später, im kullinarischen Genuß einen Ausgleich für das entgangene Vergnügen. Wer dann immer noch Appetit hatte, bekam noch ein grünliches Sotei „zum Bestopfen“.

Und dann ging es endlich weiter. Die lähmende Hitze auf dem stehenden Dampfer wich einem frischen Fahrtwind. Die Landschaft veränderte sich insofern, als der Strom breiter und die Ufer noch niedriger wurden. Zur Linken tauchte nach geraumer Zeit das Wiesengut Kuwertshof auf und schwand wie eine Traumvision wieder dahin. Nie erblickte man dort Menschen, die sich an der Schönheit des Gartens erfreuten! Es sah alles so leer aus, so unwirklich! Dazu wußte Mutter von dem tragischen Schicksal zu erzählen, das die Familie dort einst betroffen hatte. Was es war, weiß ich heute nicht mehr, nur, daß es mein leicht erregbares Kinderherz mit unsagbarer Traurigkeit erfüllte. Nicht um die Welt hätte ich dort in der Einsamkeit leben wollen!



### Wir wandern nach Schmelz hinaus

Wenn wir heute nach Schmelz hinauswandern, treffen wir auf manches vertraute Bild, aber auch auf manchen neuen Anblick. In der Friedrich-Wilhelm-Straße stehen noch zum Teil die Umfassungsmauern der Landkirche (Jakobskirche). Die Aufnahme links oben wurde von dem Ruinengelände der Reformierten Kirche aus gemacht, auf dem jetzt ein Kino oder etwas ähnliches erbaut werden soll. — An der Ecke der Mannheimer Straße steht noch immer die alte Apotheke, die im Krieg nur leicht beschädigt worden war und wieder ihren alten Zwecken dient (Bild links unten). Neu ist der

im Frühjahr 1958 fertiggewordene Wohnblock an der Ecke der Mannheimer Straße, etwa von der Apotheke aus gesehen (rechts oben). — Unverändert sind dagegen die Häuser am Anfang von Schmelz. In den Häusern rechts wohnen Zellulosearbeiter. Die Stalinstatue an der Schmelzer Gabling ist nur undeutlich zu erkennen. Sie ist ein Sinnbild dafür, daß in Memel noch keine Aufweichung des Systems stattgefunden hat. Die Zellulosefabrik arbeitete schon bald nach dem Kriege wieder. Die Säuredämpfe des Laugenturmes haben sich als sehr schädlich für die ganze Umgebung erwiesen. Bäume gingen ein, Gärten verödeten.

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

T 4694 E

Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf., Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. – Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg (Oldb) – Verlag Werbedruck Köhler u. Foltmer, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14.



Erscheint monatlich einmal an jedem 20. – Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 7.50 DM. – Zu beziehen durch alle Postanstalten. – Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. – Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. – Verlagort: Oldenburg (Oldb).

134. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Juli 1982

Nummer 7



## **Unser Urlaubsparadies – die Kurische Nehrung**

Oft nannten Besucher unsere Nehrung die Sahara des Nordens. Zwischen Schwarzort und Pilkoppen trifft dieses Bild wirklich zu. Überall dort, wo der wandernde Sand keinen Schaden mehr anrichten kann, hat man die Wanderdünen den Naturgewalten überlassen. Aber unser Urlaubsparadies war mehr als nur eine Sandwüste. Hier gab es malerische Fischerdörfer, Badestrand an Haff und Ostsee, kühle Waldwege und die urtümliche Palwe, in der der Elch hauste. Hier erlebten wir Abenteuerferien, von denen unsere Kinder und Enkel nicht einmal träumen können.

## Sowjetunion „mauert“ im nördlichen Ostpreußen

Der Bundestag hat in einer gemeinsamen Entschließung aller Fraktionen, die auf eine Initiative der CDU/CSU-Fraktion zustande gekommen war, an die Sowjetunion appelliert, den nördlichen Teil Ostpreußens für den Reiseverkehr endlich zu öffnen.

In der Aussprache hatte Dr. Herbert Hupka festgestellt, daß es zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik drei Problemkreise gebe. Es seien dies die Situation der Deutschen in der Sowjetunion, die Sorge um die Kriegsgräber im Zweiten Weltkrieg und die Verweigerung einer Besuchsmöglichkeit im Norden von Ostpreußen. Die Erlaubnis, als Tourist in den Norden Ostpreußens zu fahren, werde nach wie vor hartnäckig verweigert. Es handle sich dabei um ein Gebiet etwa in der Größe von Schleswig-Holstein. Fast mit dem Lineal - wie einst die Grenzziehungen der Kolonialherren in Afrika - sei Ostpreußen zwischen einer polnischen und einer sowjetischen Verwaltung aufgeteilt worden. Die 200 Kilometer lange Grenze reiche von der Samlandküste nördlich von Braunsberg und Goldap bis zur litauisch-polnischen Grenze südlich von Rominten. Drei Fünftel von Ostpreußen - das polnisch verwaltete Ostpreußen - dürfen besucht werden. Zwei Fünftel von Ostpreußen - das sowjetisch verwaltete Ostpreußen - seien eine einzige Sperrzone. Dazu gehören Königsberg mit Pillau, Tapiau, Insterburg, Gumbinnen, Tilsit, Memel, die Bernsteinküste und das Kurische Haff. Mehrmals habe die Bundesregierung versucht, in Gesprächen auf diesen Mißstand der Besuchsverweigerung hinzuweisen, doch habe es immer nur Ablehnung seitens der Sowjets gegeben. Während des Madrider KSZE-Nachfolgetreffens im November vorigen Jahres habe der deutsche Vertreter erneut auf dieses Problem verwiesen, ohne Erfolg.

Erneut müsse die Frage gestellt werden, warum es den Deutschen im allgemeinen und den Ostpreußen im besonderen verweigert werde, ihre Heimat wiederzusehen und zu besuchen. Die Sowjetunion sollte die erstrebten guten Beziehungen nicht nur mit dem Blick auf die Wirtschaft und das Erdgas-Röhren-Geschäft oder die Verhandlungen über die Abrüstung herbeiführen wollen, sondern und erst recht mit dem Blick auf bessere menschliche Kontakte und Verbindungen. Es sei gar nicht einzusehen, daß die Sowjetunion in ihrer Größe gerade in einem so kleinem Teil ihres gegenwärtigen Imperiums im wahren Wortsinn mauere. Als Deutsche und unter Berufung auf die KSZE-Schlußakte dürften wir nicht nur nicht schweigen, sondern müßten die berechtigten Vorstellungen und Wünsche gerade auch gegenüber der Sowjetunion vortragen. Wer miteinander auskommen und aufeinander zugehen wolle, dürfe nicht unüberwindliche Hindernisse errichten und Reisesperren vorgehen.

Georg Schlaga (SPD), der Berichterstatter des Auswärtigen Ausschusses, meinte, daß die bisherigen Absagen der Sowjetunion, soweit sie auf die Initiativen der Bundesregierung überhaupt gekommen seien, nicht gerade originell wären. Es sei mit

militärischer Geheimhaltung oder auch mit noch vorhandenen Empfindlichkeiten operiert worden. Das seien teilweise Allerweltsbehauptungen, mit denen man alles blockieren könne. Begegnungen hingegen würden auf die Dauer sicher Vorurteile, Irrtümer, Unkenntnisse und natürliche Spannungen beseitigen. Je mehr Begegnungen stattfänden, desto mehr werde Vertrauen produziert.

Dr. Olaf Feldmann (FDP) begrüßte für seine Fraktion die Initiative der Antragsteller. Er verwies allerdings darauf, daß die Umsetzung völkerrechtlicher Vereinbarungen nicht erzwungen werden könne, sie sei immer ein Akt der Freiwilligkeit. Die Erfüllung dieser völkerrechtlichen Abmachungen könne nur durch ständiges Erinnern an die Vereinbarungen und durch ständiges Wiederholen der Vereinbarungen erreicht werden. Es sei daher sicher richtig, die Sowjetunion immer wieder an das zu erinnern, was sie in Helsinki unterschrieben habe.

### Erben für Rubelguthaben gesucht!

In der letzten Ausgabe des MD (Nr. 6/82) hatten wir nach memelländischen Spätaussiedlern bzw. deren Erben gesucht, auf die die endlich freigegebenen Rubelguthaben warten. Auf Anhiob meldeten unsere Landsleute sofort fünf Familien, für die die unerwartete Erbschaft in Frage kommt. Von fünf weiteren Landsleuten bzw. deren Erben fehlt noch jede Spur. Es handelt sich um

4. Ewald Grün aus Wattenstedt,
6. Herta Krüger,
7. Martha Lemke aus Tuttlingsen,
8. Lydia Margies aus Hamburg 62 und
9. Grete Matuttis aus Nürnberg.

Neu hinzugekommen ist als 11. Marianne Schäfer geb. Sokat, geb. 15. 10. 1895, früher wohnhaft in Pogegen, zuletzt in Hamburg gemeldet. Erben melden sich beim „Memeler Dampfboot“, Nikolaus-Fey-Str. 72, 8700 Würzburg 1.

### Nun Fährverbindung Rügen - Memel?

Nachdem von der Bundesrepublik das russische Fährschiffprojekt zwischen Kiel und Memel auf Eis gelegt wurde, hat die DDR mit der Sowjetunion ein Abkommen geschlossen, in dem auch eine Fährverbindung zwischen Memel und der Insel Rügen vorgesehen ist. Die DDR plant einen Fährhafen in Mukran (südlich Saßnitz). Im Gebiet von Binz entstand unter Hitler das Riesenprojekt eines KdF-Bades. Damals wurde die Bahnstrecke Bergen - Binz neu gebaut, die nun die Fähre anbinden dürfte. Das Badegebiet ist heute militärisches Sperrgebiet.

Weiter erfahren wir zu diesem Plan, daß die Fährverbindung Rügen - Memel ab 1986 laufen soll. Dies teilte der Erste Sekretär der SED-Bezirksleitung Rostock, Ernst Timm,

vor dem Zentralkomitee der SED mit. Die Parteiorganisation für die Baustelle habe sich bereits konstituiert. In Mukran würde ein neuer Hafen gebaut werden. Neben dem Fährbett werde es einen Umschlagplatz und Waggon-Entladungsstationen geben. Außerdem werde man eine Station bauen, in der die sowjetischen Waggonen mit breiter Spur auf die Normalspur umgerüstet werden. Es werde Zweideckfähren geben.

Der politische Hintergrund dieser künftigen Direktverbindung zwischen der DDR und Memel soll in der unsicheren Entwicklung in Polen zu suchen sein.

### Weniger Aussiedler im Mai

Im Mai 1982 trafen 3758 Aussiedler aus ost- und südosteuropäischen Ländern in der Bundesrepublik Deutschland ein, das sind 372 Personen weniger als im April und 343 weniger als im Mai 1981. Es kamen nur 246 Aussiedler aus der Sowjetunion.

### Breschnew bleibt stur

Seit dem letzten Besuch von Generalsekretär Leonid Breschnew in Bonn und dem Abschluß des deutsch-sowjetischen Erdgas-Röhren-Geschäfts ist immer weniger Deutschen die Ausreiseerlaubnis erteilt worden, weshalb im ersten Quartal 1982 ein Drittel weniger Aussiedler zu uns kamen als in dem ohnehin sehr schlechten Jahr 1981 und 400 Prozent weniger als 1976. Nach einer diesbezüglichen Erklärung der Bundesregierung von Dr. Herbert Hupka MdB gefragt, erklärte Staatsminister Dr. Peter Corterius vom Auswärtigen Amt, zwischen dem Arbeitsbesuch Breschnews und heute sei die erhoffte Trendwende nicht sichtbar geworden. In Erfüllung seiner Zusage vom März 1982 sei der Botschafter in Moskau beauftragt worden, die Angelegenheit unter Hinweis auf die sowjetische Wohlwollenserklärung vom November 1981 mit großem Ernst und Nachdruck auf hoher Ebene in Moskau anzusprechen. Eine Erklärung für die sowjetische Haltung in der Ausreisefrage könne darin gesehen werden, daß die sowjetische Regierung die Bedeutung dieser Frage für die bilateralen Beziehungen und den Entspannungsprozeß trotz mehrseitiger und eindeutiger Absprache - auch im November 1981 - noch immer nicht richtig einschätze.

### Kriegshafen in Libau ausgebaut

Die Sowjetunion trifft gegenwärtig Vorbereitungen, um ihren Kriegshafen Libau (Liepāja) in Lettland weiter auszubauen. Wie ein Sprecher des lettischen Informationsbüros in Münster sagte, wird die sowjetische Marine den bisher von dem großen Fischereibetrieb „Bolschewiks“ benutzten Hafenteil übernehmen, der schon in den 30er Jahren der lettischen Marine diente. Das Fischereibetrieb soll nach Windau (Ventspils) verlegt werden. Die Letten fürchten, daß auf diese Weise noch mehr Russen ins Land kommen und die Überfremdung verstärken. Außerdem sei zu erwarten, daß Libau mit zur Zeit etwa 110000 Einwohnern zum ständigen Sperrgebiet erklärt werde. Der Hafen ist schon jetzt neben Leningrad, Königsberg und Swinemünde einer der Hauptliegeplätze der sowjetischen Ostsee-Flotte.

Er nahm sie jetzt erneut in die Arme. Und nun bekam er auch seinen Butsch.

Im folgenden Jahr zu Pfingsten, auf dem Weg nach Birkengrün, bat er Erna, seine Frau zu werden. Sie aber sagte nicht gleich zu. „Mal sehen, was sich so ergibt, wenn morgen die Besucher kommen“, gab sie zur Antwort. „Wenn dir dann niemand besser gefällt als ich, werde ich es riskieren!“

„Wenns weiter nichts ist, Erna, dann betrachte ich dich heute schon als meine Braut“, antwortete Fredi darauf. Und es dauerte einige Zeit, bis die beiden sich besannen, warum sie eigentlich in den Wald gefahren waren.

## Pfingsten - noch gegenwärtig

Pfingsten, das Fest der Freude,  
Gott schenkt uns seinen Geist!  
So spricht der Herr:

„Es soll nicht durch Heer oder Kraft,  
sondern durch meinen Geist geschehen.“  
Sacharja 4, 6

Wie sehr wir auf Gottes Hilfe und Beistand angewiesen sind, wird uns nirgends so deutlich wie zu Pfingsten. Der Heilige Geist ist unserem Zugriff entzogen, wir können nicht einfach über ihn verfügen, und doch sind wir auf ihn angewiesen: Ohne ihn gibt es keinen Glauben an Christus, keine Freude an seiner vergebenden Liebe, keine Hoffnung auf wirklich unvergängliches Leben, keine Lebensorientierung. Immer wieder, im Alten und im Neuen Testament, wird dieser Geist dem Volk Israel und dann der christlichen Gemeinde verheißen, zugesagt, versprochen. Immer wieder wird aber darauf aufmerksam gemacht, daß die Begabung durch den Geist eine Voraussetzung hat, nämlich das unermüdete „Betteln“ um diese Kraft Gottes. Kein Gebet im Leben eines Christen, eines werdenden oder bereits gewordenen, ist so wichtig, wie das Gebet um den Heiligen Geist!

Die Verheißung des Propheten Sacharja ist keinesfalls an eine Zeit gebunden (hier etwa 500 v. Chr.). Wir werden die aktuellen Bezüge dieses Wortes schnell erfassen. Es gibt im Leben des einzelnen Menschen, der Völker, auch der Kirche Jesu Christi einen Raum, in den wir nicht durch eigene Kraft eindringen können, eine Kraft, die wir nicht durch eigene Leistung ersetzen können. Das wird uns ja gerade in der gegenwärtigen, bedrückenden Lage deutlich vor Augen gestellt. Wir kommen aus dem Staunen über menschliche Kraft und Erfindungsgabe gar nicht mehr heraus. Scheinbar ist alles bis in die persönlichen Angelegenheiten machbar, planbar, durchsetzbar. Mit Schrecken entdeckt der an Christus Gebundene den immer stärker werdenden Abstand zu Gott. Die Folgen dieser Geisteshaltung sind unverkennbar und zerstören zunehmend die von Gott gegebenen Ordnungen in Ehe, Familie und Volk. Auch in einer Kirche, die den Namen des Gekreuzigten und Auferstandenen trägt, gibt es die zerstörenden Auswirkungen menschlichen Ungeistes.

Gott sei Dank, daß wir nicht nur die Verheißungen des Heiligen Geistes haben, sondern daß er immer wieder auf einzelne Menschen und Gemeinden ausgeschüttet wurde. Pfingsten ist das kirchengründende Ereignis, der Heilige Geist, der Geburtshel-

fer zu einem neuen Leben. Einzelne Menschen und Gruppen wurden und werden plötzlich wach, der selbstverschuldete Abstand vor Gott tritt deutlich vor Herz und Gewissen. Die Betroffenen erheben ihre Hände und Herzen zu Jesus Christus, der beim Vater ist, und bitten unermüdet um Glauben - um Beistand - um Lebensorientierung. Immer wieder schenkt Gott seine wunderbare Gabe, immer wieder werden Menschen von ihm ergriffen und von dem Geschenk des Geistes erfüllt. Immer wieder hat Jesus Christus Menschen erweckt, jung und alt, die zu Zeugen wurden, immer wieder hat er seine Gemeinde gestärkt und fähig gemacht zu mannigfachen Diensten in der Gesellschaft.

Wir Memelländer, über alle Welt verstreut, werden in diesen Tagen um den Heiligen Geist bitten für unsere Gemeinden in der alten Heimat und für uns selbst, daß wir an unserem Glauben festhalten und uns daran

freuen, was Gott der Herr in zurückliegenden Zeiten in unserer Heimat an vielen Menschen tat. Ganz gewiß ist die Bindung an Heimat ein schönes, Menschen einendes Band. Der Heilige Geist aber hat eine ganz andere stabilisierende Wirkung auf uns Menschen, er faßt ganz verschiedenartige Gotteskinder zusammen zum Lob und Preis seines Namens.

Der uns allen bekannte ostpreußische Arzt und Schriftsteller Hans Graf von Lehndorff schreibt:

„Komm in unsre stolze Welt, Herr,  
mit deiner Liebe Werben.  
Überwinde Macht und Geld,  
laß die Völker nicht verderben.  
Wende Haß und Feindessinn  
auf den Weg des Friedens hin.“

Amen.

PASTOR ULRICH SCHARFFETTER



„Bootsbesetzung“ am Ostseestrand in Nidden durch Jugendausflügler aus Ramuten, Tennetal, 1932. Einsenderin dieses Bildchens ist Luise Srugies, 4956 Willich 3, Römerstr. 60.

## Ein alter Niddener Prospekt

Durch einen glücklichen Zufall kam mir kürzlich ein alter Werbeprospekt von Nidden in die Hand. Obwohl ohne Jahreszahl, ist er - wie unten noch aufgezeigt werden wird - zwischen 1934 und 1938 gedruckt worden. Paul Isenfeld, der als Fotograf und Texter für den Prospekt verantwortlich zeichnet, hat in hervorragender Weise seine Aufgabe gelöst. Nachstehend ist seine Beschreibung von Nidden in gekürzter Form wiedergegeben.

„Noch bis vor einigen Jahren war Nidden, dieses urwüchsig-stilvolle und landschaftlich schöne Fischerdorf auf der Kurischen Nehrung, ein verschwiegener Malerwinkel, von einem Stamm unentwegt treuer Besucher in liebevoller Anhänglichkeit vor dem Bekanntwerden in der großen Welt beschützt. Doch in einer Zeit, da die Menschen rastlos auf der Suche sind nach solchen seltsam glücklichen Gestaden, wo über ein meerumrautes Land voller Umatur die Sonne ihre wärmenden Strahlen in verschwenderischer Fülle ausgießt, konnte der Glanzpunkt der Kurischen Nehrung, das schöne Nidden, nicht länger im Verborgenen ruhen. Es wurde entdeckt, gesucht und berühmt.“

Inmitten einer großartigen Dünenwelt und der vom Elch bewohnten urwüchsigsten Waldgebiete liegt das freundliche Fischerdorf

unmittelbar am Kurischen Haff, von einem Kranz kiefernbewaldeter Berge umschlossen. Hoch oben auf der Höhe im Walde steht das rote Fischerkirklein, unten am Haffstrand die bunten, meist strohbedeckten Häuser mit kornblumenblauen Fensterläden und seltsamen Schmuckwerk an den Giebeln. Stilvoll ergänzt wird dieses schöne Bild durch die malerischen Trachten der kurischen Bewohner, einem gesunden, freundlichen und schönen Menschenschlag.

Auf der Ostseite, am Kurischen Haff, genießen Sie die bunten wechselvollen Bilder gleichsam südländischer Küstenstimmungen: Fischerkähne segeln friedlich über die schimmernde Fläche des Haffes, weiße schmucke Dampfer gleiten durch die blaue Flut und schaffen die Verbindung zwischen dieser abgeschlossenen Inselwelt und ihren beiden Eingangstoren Cranzbeek und Me-



mel. An der Westseite des schmalgeschwungenen Landstriches liegt die Ostsee. Der breite prächtige Seestrand bietet in endloser Weite Gelegenheit, die Freuden des sonnigen Bades in Freiheit zu genießen.

Sie wandern an einem Nachmittag südwärts hinaus zu den gigantischen Wanderdünen, den höchsten in Europa. Dort, wo jede Vegetation allmählich aufhört, schlägt die schweigende Dünenwelt Sie ganz in ihren Bann. Sie stapfen über die erste Hochdüne hinweg und sehen sich plötzlich vor einer weiten Schlucht in dieser Wüsteneinsamkeit, dem „Tal des Schweigens“. Dieses durchwandernd ersteigen Sie den kilometerweiten Sandkoloß, der da vor Ihnen liegt, breit und riesig aufgewuchert wie ein kosmisches Ungeheuer. Wenn Sie hoch oben auf dem Kamm der „Hohen Düne“ stehen, dann umfaßt Ihr

heißer Sommertage wohlthuend ausgleicht, bleibt ohne nächtliche Temperaturstürze beständig bis weit in den leuchtend schönen Herbst hinein. Der Niddener Herbst schmückt die Natur mit satten Farben, hängt weiße Wolkenbündel an den tiefblauen Himmel und wischt den bläulichen Dunst des Sommers aus der flimmernden Ferne, so daß nun selbst die ferne Küste des Festlandes in plastischer Schärfe hinter dem Horizont des Haffes herüberleuchtet. Nidden ist eine Märchenwelt, die der Betrachter mit unsagbarer Empfindung erleben und erlauschen wird. Denn hier ist ein Stück urweltliche Erdenschönheit, aus der uns immer und allgegenwärtig die Stimme des Ewigen anspricht.“

Der Informationsteil des Prospektes gibt interessante Auskünfte. So erfährt man, daß

wenn man zu einem beschriebenen Ort keine Beziehung hat. So aber wurden mir da durch viele kleine Erlebnisse, die längst vergessen waren, in deutliche Erinnerung gebracht und ich kann sagen, daß mir dieser alte Prospekt, den ich inzwischen seinem Eigentümer dankend zurückgegeben haben, mehr Freude gebracht hat, als so mancher Gegenstand, den man nach den materiellen Gepflogenheiten unserer Zeit als teuer einzuordnen gewohnt ist.

Armin Schmidt

## Geburtstagsgeschenke

Herrlich blühte der Holunder! Wie mit weißen Schleim war der Rand des kleinen Gehölzes bedeckt. Und da mitten zwischen Brennnesseln erblickte ich die samtenen Blätter einer Minze, als hätte sie Schutz gesucht bei ihrer wehrhaften Nachbarin. Es nutzte ihr nichts. Vorsichtig pflückte ich von ihrem duftenden Grün und den blaßvioletten Blütenständen, und an jedem regenfreien Tag dieses naßkalten Sommers schleppte ich eine honigsüße Last von Holunderblüten nach Hause, den bitterlichen Beißfuß vom Wegrand nicht zu vergessen.

Da hing nun in Büscheln an der Wand, lag auf Papier ausgebreitet auf Tisch und Fußboden meine Beute aus Feld und Flur. Kaum konnte ich erwarten, daß der Rainfarn blühte. Auch ihn wollte ich zur Füllung meiner Kräuterkissen nutzen, die angeblich meinen Schlaf und damit Gesundheit bringen sollten. Emsig nähte ich also kleine Einschüttungen und bunte Bezüge aus geblühten und zartkarierterem Stoff mit Spitzen drumherum. Alles mit der Hand. Das mußte doch noch besser helfen. Außerdem konnte man ja auch dabei sehen – nach altem Glauben –, ob das Genähte gefallen würde, nämlich wenn der Faden Knoten und Schlingen bildete.

Nur sehr langsam und zu verschiedenen Zeiten trockneten die Kräuter. Sie wurden kleingeschnitten und in Blechdosen aufbewahrt. Auch meine Rosensträuße waren so geendet. Nun mußte noch Lavendel dazugekauft werden, und dann konnte der letzte und entscheidende Akt stattfinden. In der Küche wurde ein großer Bogen Papier auf dem Fußboden ausgebreitet, die Blechdosen wurden geöffnet und ihr Inhalt miteinander vermengt. Ich fühlte mich ganz an die Arbeit mit meinem Vater in der Russen Apotheke erinnert. Halb betäubt von dem Duft der Kräuter und überwältigt von den Gedanken an längst vergangene Zeiten füllte ich die vorbereiteten Kissen. Was würden meine Schwestern sagen, wenn sie auf diese Art die heimatlichen Düfte der elterlichen Apotheke zum Geburtstag erhielten?

Der September nahte. Ich wand einen Strauß aus getrockneten Rainfarn- und Minzeblüten und packte ein Päckchen mit meinem Gesundheits-Kräuterkissen. Warum nur ließ die Antwort so lange auf sich warten? Ich war nach all meinen Bemühungen einen ganzen Sommer hindurch schrecklich gespannt. Endlich kam der Brief. Da! da stand es schwarz auf weiß: „Zuerst dachte ich, ich hätte Schweißfüße bekommen. Dann merkte ich, daß die Düfte aus dem Bettchen kamen.“

Gepriesen sei der rauhe, aber herzliche Familienton, wie meine Mutter ihn zu nennen pflegte. Preis aber auch allen Schweißfüßigen! Nach Meinung meiner Schwester duften sie nach Minze, Melisse, Rosen und Lavendel.

Eva Witte



Blick das weite blaue Haff zu der einen, das endlos schaumgekrönte Meer zu der anderen Seite, und dazwischen, breitgelagert wie eine Sphinx, ruht die unfesselbare Majestät der großen Sahara Europas. Wenn Sie die „Hohe Düne“ im Sturm erleben sollten, werden Sie überwältigt sein von den unheimlichen Naturgewalten, mit denen hier seit Jahrhunderten eine Bergwelt aus fliegendem Sand sich unaufhaltsam ostwärts schiebt, hinweggegangen über blühende Dörfer und grünende Wälder, todverbreitend, schweigend und unerschütterlich. Immer winziger wird der Mensch, immer gewaltiger das übermächtige Naturgeschehen in dieser erschütternden Weite und Einsamkeit.

Wenn Sie in nördlicher Richtung den Wald durchstreifen, befinden Sie sich schon nach einer halben Stunde im Elchrevier. Hier hat der Wald noch seine urweltliche Schönheit, hier wechseln die Bilder zwischen Hochwald und Birkenwildnis, Heide und Erlenmoor, von trockenem Kiefernhochwald eingerahmt. Hier haust der König der Kurischen Nehrung, der gewaltige Elch.

Das Klima von Nidden ist ebenso von der Natur bevorzugt wie die Landschaft. Die insulare Lage zwischen den beiden Meeren (Salz- und Süßwasser) hält Regenwolken und Nebel in auffälliger Weise von diesem Landstrich ab. Hier regnet es nachweislich seltener als anderswo. Das waldgewürzte warme Seeklima, das die tropische Wärme

man mit der Bahn von Berlin nach Königsberg in acht Stunden sein konnte, mit dem Flugzeug, bei einer Zwischenlandung in Danzig, in vier Stunden. Nidden gehörte zum Memelland, in dem bis 1939 die litauische Währung galt. Da der Prospekt auf die litauische Währung eingeht, mußte er demzufolge vor 1939 gedruckt worden sein. Offensichtlich war die ärztliche Versorgung in Nidden nicht immer ausreichend, denn der Prospekt wirbt um sie mit dem Hinweis „Ärzte erhalten für ihre Person Kurtaxe und Kurmittel frei“. Anders sah es mit den nicht umworbenen Zahnärzten aus. Entweder gab es dort schon einen Zahnarzt oder die Niddener erfreuten sich besonders guter Zähne, denn der Prospekt sagt klar im Anschluß an die Kurtaxefreiheit der Ärzte: „Zahnärzte erhalten keine Ermäßigungen“. Weiter heißt es: „Nidden hat ein neues, der Gemeinde gehörendes Elektrizitätswerk“. Mein Vater hatte von Memel her den Auftrag, 1933 dieses E-Werk einzurichten und so wurde Nidden mein Geburtsort. Der Prospekt konnte also erst nach der Fertigstellung des E-Werkes, somit nicht vor 1934, gedruckt worden sein. Es entlockt ein Lächeln, wenn man liest, das Hotel „Kurischer Elch“ habe die Rufnummer 2, das Hotel „Königin Luise“ die Rufnummer 4. Über den Telefonanschluß 15 kommt der Prospekt nicht hinaus.

Ein alter wertloser Prospekt, den jemand wegzuwerfen vergaß? Das mag der Fall sein,

## Die Kurische Nehrung im Mittelpunkt

Die Sowjetunion feierte in den letzten Wochen den vierzigsten Jahrestag der baltischen Republiken, die damals ja nur okkupiert wurden. Ob jetzt die Balten glücklicher sind als 1940, muß man sich fragen, wenn man hört, daß die Russen die Deutsche Welle und andere westliche Rundfunksender wieder stören und ihre eigenen Leute über die Vorgänge in Polen oder Afghanistan gar nicht oder falsch unterrichten.

Für uns Memelländer haben die sowjetischen Presseorgane zum 40jährigen „Jubiläum“ etwas Erfreuliches mit sich gebracht: Bilder aus dem Lande der Kurischen Nehrung, die nach wie vor ein Weltwunder an Schönheit ist, wenn sich hier auch manches verändert hat. Die „Sowjetunion heute“, das Magazin der Botschaft der UdSSR in Bonn, befaßte sich in Nr. 7 (Juli 1980) in ungewöhnlicher Breite mit der Nehrung und der Stadt Memel. Ein DDR-Magazin, dessen Titel wir nicht kennen, schildert aus gleichem Anlaß die Nehrung als „Tor zum Paradies“. In einem drei Seiten langen Bildbericht wird zunächst einmal eine Kartenskizze der memelländischen Nehrung zwischen Memel und Nidden gezeigt. Die vier Bilder bringen heutige Nehrungsfischer im Motorkahn, die Hohe Düne von Nidden, Kinder beim Baden in der Ostsee und die neue Visitenkarte Niddens vom Hafsteg bis zum Leuchtturm.

Der russische Journalist Leonid Shuchowizki sagt uns Memelländern nichts Neues. Er schildert die Klapperfischerei im Hafsteg

zur Stintzeit, die mühsame Arbeit der Dünenfestlegung, die Schwarzortler Kirche, die heute ein Museum für Volkskundeminaturen ist, das Haus des nicht in die UdSSR, sondern in die Schweiz gegangenen „Antifaschisten“ Thomas Mann. Manches ist relativ neu: Über die Nehrung gibt es Autoverkehr, und selbst bis an die Hohe Düne kann man mit dem Wagen fahren. Von dort aus gibt es nun eine Holztreppe bis auf den Gipfel der Düne hinauf. Ein Fischerhaus hat man als „Architekturdenkmal“ belassen oder

neu hingebaut. Die Fischereisowchosa wird als nicht allzu groß bezeichnet. 50.000 Feriengäste und 200.000 Ausflügler werden nur teilweise von den vielen Verbotsschildern abgehalten.

Hierzu berichteten Memelländer aus der Heimat, daß Nidden durch den Fischereibetrieb und eine Reihe von Betonbauten einestells an Reiz verloren hat, daß neuerdings aber mit viel Liebe die früheren Fischerhäuser renoviert werden und selbst die früheren Hotels wie „Hermann Blode“ und „Königin Luise“ in Nidden oder „Karl Mey“ in Schwarzort fast unverändert aussehen.

## Deutsch ist das Memelland – über 700 Jahre

Unter diesem Motto stand die Bezirksgruppentagung der Memelländer aus dem Bundesland Nordrhein-Westfalen in den Reinoldisalen in Dortmund am 31. August. Memelländer mit ihren Freunden und Bekannten waren von nah und fern erschienen; gibt es doch ihre Bezirkstreffen schon seit 25 Jahren, was ihre Beliebtheit im Ruhrpott beweist. Vor und nach der Feierstunde um 11 Uhr gab es genug Zeit zum Unterhalten, und so fanden sich Verwandte und Freunde rasch in gemütlicher Runde beisammen, um von alten und heutigen Zeiten zu reden. Landsmann Bartkus von der Bezirksgruppe West konnte mit dem Besuch mehr als zufrieden sein. Er hatte ein ausgewähltes Programm zusammengetragen, das heitere

und ernste Klänge gleichermaßen vereinte. Daß diesmal auch schon Iserlohn mit von der Partie war, ist zu begrüßen. Auch der Einfall, die Windenburger Schulgemeinde durch Landsmann Waschkieß einladen zu lassen, war gut und erfolgreich.

AdM-Bundesvorsitzender Herbert Preuß, Flensburg, hielt die Festansprache und betonte mit Stolz, daß alljährlich 5000 Memelländer zu ihren Heimattreffen kommen – eine beachtliche Zahl für ein so kleines Gebiet. Zum Motto seiner Rede kommend, führte Preuß aus, dieser nördlichste Zipfel des Reiches habe seit Anbeginn seiner Geschichte zum Ordensland, dann zu Preußen, Ostpreußen und zum Deutschen Reich gehört. Es habe in der fast 700jährigen Geschichte nur eine kleine Zeitspanne von 20 Jahren gegeben, in der – nach Versailles – unsere Heimat nicht zum Reich gehörte. Wenn nun so mancher meine, das Memelland gehöre nicht mehr zu Deutschland, weil nach dem Willen der Sieger von einem Deutschland von 1937 gesprochen wird, so sei das nicht richtig. Leider redeten nur einige wenige wie der Ostpreußensprecher Dr. Hennig, MdB, vom Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes für Deutschland in all seinen Teilen auch für das Memelland. Und das sei richtig, denn 700 Jahre Zusammengehörigkeit zur Geschichte des deutschen Ostens ließen keine Zweifel über Memel als der ältesten Stadt Ostpreußens.

Dem Memelland sei 1920 das Selbstbestimmungsrecht verweigert worden. Die Memelländer wurden einer fremden Macht – zuerst Frankreich, dann Litauen und schließlich Rußland – unterstellt. Sie mußten und müssen dafür eintreten und kämpfen – unter materiellen Opfern, persönlichen Verfolgungen und Inhaftierungen aus nichtigen Gründen, wie das in den dreißiger Jahren unter den Litauern der Fall war, als sie ihr Ja zu Deutschland bis zum Tag der Rückgliederung bewiesen.

„Uns Memelländern“, rief Herbert Preuß zum Schluß aus, bleibt die besondere Aufgabe, für das Memelland einzutreten. Wir müssen uns überall dort zu Wort melden, wo man den nördlichsten Zipfel des Deutschen Reiches auf Kartendarstellungen oder in anderen Veröffentlichungen fortgelassen hat. Meist geschieht dies in Unkenntnis oder aus Leichtfertigkeit, wenn man die Grenzen von 1937 anspricht und unsere Heimat damit ausklammert. Oft steht aber auch Absicht dahinter. In allen Fällen kann nur Aufklärung helfen. Schreiben wir dann also an die be-



Nidden im letzten Sommer

Manchen wird es den Atem verschlagen, manchem wird es in Tränen ausbrechen lassen: Nidden, wie es war, gibt es nicht mehr. Autobusse fahren bis auf die Hafentreppe, dreistöckige Betonhäuser recken sich bis zum Leuchtturm hoch, die Fischfabrik steht am Hafen neben den Motorkuttern . . .

treffenden Redakteure oder Verfasser und sagen wir ihnen, wie es sich mit dem Memelland verhält. Sprechen wir überall über unsere Geburtsheimat, vor allem mit unseren Kindern und Enkelkindern. Im Geschichtsunterricht der Schulen erfahren sie darüber nichts. Also müssen wir es tun! Sicher haben Sie im „Memeler Dampfboot“ meine eigenen Bemühungen in dieser Richtung verfolgt. Wir haben darin volle Unterstützung bei der Landsmannschaft Ostpreußen. Wenn auch Sie alle mithelfen, werden unsere Bemühungen nicht vergebens sein.

Unseren Beitrag an den Aufgaben für die Zukunft werden wir leisten in dem Bewußtsein einer 700jährigen deutschen Geschichte unserer Heimat, in der Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Konfessionen friedlich beisammen lebten und ihrer Arbeit nachgingen.

Es wird bestimmt sein von dem Bestreben um ein wiedervereinigtes deutsches Vaterland in einem geeinten Europa, in dem Freiheit, Recht und Selbstbestimmung feste Bestandteile des Zusammenlebens der Völker sind.“

## Fahrten und Abenteuer am Memelstrom

Erlebnisse in der Niederung von C. Waldmann - Bearbeitet von H. A. Kurschat

Fortsetzung aus 2/80

Am nächsten Morgen war Schütz um die verabredete Zeit völlig munter; er sprang auf, machte Licht und weckte die Gefährten. Als der Förster kam, waren sie bereits fix und fertig und konnten ihn sofort ins Wohnzimmer hinabbegleiten. Hier wurden sie von der Hausfrau am Kaffeetisch empfangen, geschäftig bedient und schließlich mit einem appetitlichen Taschenfrühstück ausgestattet. Und nachdem sie sich völlig ausgerüstet hatten, Schütz vom Förster sogar eine vortreffliche Büchslinte nebst Patronentasche zur Verfügung gestellt worden war, brachen sie nach dem Revier auf, während die Hunde unter Obhut der Försterin im Zimmer zurückbleiben mußten.

Ein herrlicher Wintermorgen empfing sie draußen. Wie abends zuvor lagerte der Schnee auf den Dächern der Gebäude des einsamen Gehöfts, auf Bäumen, Sträuchern und dem Staketenzaun des kleinen Vorgartens, auf Weg und Steg, auf Feld und Flur. Darüber wölbte sich der tiefblaue Himmel, an dem die Sterne noch blitzten und funkelten. Nur am Osthorizont zeigte sich ein hellerer Streif, der Vorbote des jungen Tages.

Sie gingen auf einem der Gestelle, das zugleich als Fahrweg in das Revier diente, zwischen älteren gemischten Erlen- und Birkenstangenhölzern hin. Nach Osten hin trat nun auch das Morgenrot zwischen den Baumstämmen hervor. Hier trafen der Förster und seine Begleiter auf die ersten Eichspuren, die Fahrten eines Alttiers und Kalbes, die sich deutlich und scharf umrandet in dem feinen, weichen Schnee abgedrückt hatten. Die Fahrte des Alttiers maß reichlich zwölf Zentimeter in der Länge und achteinhalb in der Breite, die des Kalbes war neuneinhalb lang und sechseinhalb breit. Die Fahrte war ganz frisch und ließ

das Wild in der Nähe vermuten. Und tatsächlich sahen sie, als sie hinter einer Bestandskrümmung behutsam hervortraten, kaum fünfzig Schritte vor sich die Elche: die Mutter voran, das Kind hinterdrein. Es waren die ersten Elche, die Schütz erblickte.

Das Kalb war etwa so groß wie ein Rothirsch und ähnelte in seinem Aussehen einem Esel. Das Alttier mochte die Größe eines Kutschpferdes erreichen, ließ sich in seinem Äußeren aber mit keinem anderen Tier vergleichen. Behutsam schlichen sie sich noch näher und kamen bis auf dreißig Schritte heran, ehe das Alttier sie bemerkte. Allerdings war das Wild an Menschen gewöhnt, mit den Revierbeamten, Holzhauern, Holzsammlern und Fuhrleuten vertraut und wurde selten gejagt, aber eine solche Gleichgültigkeit, Trägheit, Schwerfälligkeit hatte Schütz doch nicht vermutet.

Da standen die beiden Elche, äugten die Beobachter groß an und legten damit eine wahrhaft erstaunliche Gemütlichkeit, gepaart mit offener Neugier, an den Tag. Nun, sie wollten mal sehen, wie weit diese vorhalten würde, traten frei auf den Weg hinaus und noch näher auf das Wild zu. Jetzt hielten die Elche es doch für geraten, an den Rückzug zu denken. Sie setzten sich in Bewegung, wurden aber durchaus nicht flüchtig, sondern trollten gemächlich in das Stangenholz hinein.

Bald trafen sie auf zahlreiche weitere Eichfahrten, unter denen sich auch solche von Eichhirschen befanden. Diese unterschieden sich von denen der Eichtiere fast nur durch größere Stärke und rundere, mehr zusammengedrückte Gestalt.

Der Förster beständig voran, hatten sie eine Schonung durchschritten und konnten die sonnenbeglänzte Fläche eines Altholzes durch die Stämmchen bereits durchschimmern sehen, als ihr Führer Halt machte und

schweigend mit der Hand hinausdeutete. Natürlich hasteten die anderen, an seine Seite zu kommen und zu sehen, was es gebe. Besonders Bredull war dermaßen in Eifer und Eile, daß er fast wie blind vorwärtsstürzte; dabei rannte er mit voller Wucht gegen ein nächstes Baumstämmchen. Es erzitterte von der Wurzel bis zur Spitze. Die Zweige schwanken auf und nieder, und der Schnee, der die Nadeln in dicken Kisseln bedeckte, stürzte herab und verschüttete den kleinen Mann fast. Prustend befreite er Augen, Nase und Mund von dem Schnee und schüttelte sich wie ein Pudel. Zum Glück hatte sein Prusten Ähnlichkeit mit dem des Wildes und vertrieb die Elche nicht, die der Förster aufgespürt hatte.

Dort rechts, kaum hundert Schritte von ihrem Standpunkt, am Rande des Gestells, stand ein Rudel von achtzehn Elchen in der Sonne. Es waren Hirsche verschiedener Stärke, vom Spießler bis zum Kapitalhirsch aber auch Schmaltiere und sogar ein Kalb. In allen möglichen Stellungen saß, lag und stand das reckenhafte Wild umher, ließ die Sonne sich auf das Fell scheinen und war dabei in verschiedenster Weise beschäftigt. Behutsam schlichen die Männer am Schonungsrande hin, bis sie hinter einem breiten, verschneiten Busch einen Beobachtungsplatz fanden, der kaum sechzig Schritte von den Elchen entfernt lag.

Die meisten Elche ruhten, wie Kühe es auf der Weide tun, im Schnee und genossen den warmen Sonnenschein. Einige schliefen, andere kauten behaglich wieder, und das Schmaltier kümmerte sich um das Kalb, beschnupperte und leckte es zärtlich. Ein junger Spießler lag lang ausgestreckt im warmen Sonnenschein auf dem Schnee und wälzte sich.

Nur noch einen kurzen Abschiedsblick warfen sie auf die fesselnde Wildgruppe, die in ihrer Ruhe zu stören sie sich wohl hüteten, dann schlichen sie behutsam denselben Pirschpfad, den sie gekommen waren, zurück.

„Lassen Sie uns gehen“, mahnte der Förster, „die Zeit verinnt; ich habe Ihnen noch manches Interessante zu zeigen. So sehe ich z. B. dort weiterhin im Schlege wieder Elche stehen!“

Es waren ein Paar Alttiere mit ihren Kälbern, die sich nicht stören ließen, die jungen Triebe frisch gefällter Bäume zu verzehren. Sie nahmen von den Neuankömmlingen genau so wenig Notiz wie von den Holzhauern, die ganz nahebei beschäftigt waren. Es waren Rotten von je zwei Mann, die unter der umsichtigen Leitung eines Holzhauermeisters tüchtig bei der Arbeit waren. Im Takt schlugen die Äxte, klangen die Sägen. Der Förster machte mit seinen Begleitern



## Haupttreffen der Memelländer in Stuttgart, am Sonntag, 12. Oktober 1980

Ausflugsrestaurant „Schönblick“ am Killesberg

Die Ansprache hält:

Kultusminister a. D. Prof. Dr. Hahn, Mitglied des Europäischen Parlaments

## AUSSPRACHE

Vokale werden in den meisten Fällen kurz (offen) gesprochen, über lange (geschlossene) Vokale ist ein Strich oder ein Punkt gesetzt, also:

ā	wie in Abend
e	wie in wenn
é	wie Ehre
ê	wie in Ärmel
ī	wie in Igel
ō	wie in Ohr
ū	wie in Uhu
c	wie in zu
č	wie in rutschen
g ġ	wie in Gans, Gemüse
k ģ	wie in Kuchen, Käse
s	wie in los
š	wie in schon
v und w	sind gleichberechtigt
z	wie in reisen
ž	wie in Journal
uoā	wie in ruoake; das u wird angedeutet, die Betonung liegt auf a

Wilhelm von Humboldt schreibt an seine Frau Caroline nach einer Fahrt über die Kurische Nehrung von Königsberg nach Memel am 27.09.1809:

" Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll."

is gimine va pazistame, jau nuoasedeve, kad tas nebaštiks pradieme is nakuoase nakte saue smerte pieradij. Viens aiškes bumbenatume pi luoage pacēle viene cilēke nama. Tad pasestājas viens paraudzate, kas gribij iekša nākte. Nibij ni viens te, uoazgāj ta nuoamanetume, vare būte viens giminiēks va pazistams ire nuoamires. Mēstums tas ire nuoasetrāpijas. Pi nākuoase rite guve tuoa pasacejume nu vingē smerte. Ņeles kāpeniekes mane parakuoaj, paše takuoa sapnuoajuše.

### BAZNICE IETUOAJUMS, ŠVĒNTES DIENES

Te zvejes bij evangeliske un dauge svētinge. Jau pusvēte, kade tie baznices varpes ap 18 ziegare svēte vakare ierave, uoazdzirdij vingē dzievuoate. Tie sieves jau apstelnaj vise name, luoapes un pataisij ēdine par svēdiene. Tie vēcie uoazrumaj pasiene un sagrabe va nuoaslaucij tad vingē. Ir tie bērnes palidzij. Vingē uoaskrāve vise sakapate malke tarpe pavarde un krāsine, kur tas turp džāvinaj. Tas bij tas krājums par svēdiene. Viene dale nāce valta. Tie vires istaisij dare pāre islāpētes darbes pi tikiles un palike tade ar saues darbes. Tap pi vakarine ēste aicenate, bij tas svēte vakars te.

Pi svēdiene rite tap laike atsecelties. Pradiem pa frištike uoasetaisijas kāžins baznica iete. Ir pi slēkte gaise tap ta miše ni islaiste. Tarp baznice gājeniekes redzij tarpa dauge jauneniekes. Tik pi svētes dienes bij ta baznice juoa dauge ka pile. Ir tie laužes nu kaimines ciemes prēle un pērwēlke, tie vise pi nides baznice pieklausij, nāce ar saues zirges vēzumes va pa kājume pits šurpe. Tas cēls nu pērwēlke lik nide bij 12 km, tas nu prēle lik nide 7 km. Vasara nāce šitie laužes base. Kurpes un sešes issevilkušē un par plece apsekāruše ta gāj vingē linksmes tuoa cele. Preš viene vičere bij ka vise, ni viene ēdine pi seves

der Verwandtschaft oder Bekanntschaft, kam es vor, daß der Verstorbene gleich in der nächsten Nacht seinen Tod meldete. Ein heftiges Klopfen am Fenster weckte irgendeine Person im Haus. Man stand auf um nachzusehen, wer Einlaß begehrte. War niemand da, kam gleich die Ahnung, es könnte ein Verwandter oder Bekannter gestorben sein. Meistens stimmte es auch. Am nächsten Morgen bestätigte die Todesnachricht die Ahnung des Betreffenden. Einige Nehrunger haben mir davon erzählt, es selbst erlebt zu haben.

### KIRCHGANG, FEST- UND FEIERTAGE

Die Fischer waren evangelisch und sehr religiös. Schon am Sonnabend, wenn die Kirchenglocken um 18 Uhr den Feierabend einläuteten, hörte man auf zu arbeiten. Die Frauen hatten bereits das Haus bestellt, das Vieh versorgt und das Essen für den Sonntag vorbereitet. Die älteren räumten den Hof auf und harkten oder fegten ihn dann. Auch die Kinder legten Hand an. Sie stapelten das kleingemachte Holz zwischen Herd und Ofen auf, wo es trocknen sollte. Es diente als Vorrat für den Sonntag. Ein Teil davon kam in den Kahn. Die Männer führten noch einige Ausbesserungsarbeiten an den Netzen durch, und dann legten auch sie ihre Arbeit nieder. Wurde schließlich zum Abendessen gerufen, war der Feierabend eingeleitet.

Am Sonntagmorgen stand man rechtzeitig auf. Gleich nach dem Frühstück machte sich jeder zum Kirchgang fertig. Auch bei schlechtem Wetter wurde der Gottesdienst nicht versäumt. Unter den Kirchgängern sah man immer viele Jugendliche. Besonders an Festtagen war die Kirche überfüllt. Auch die Menschen aus den Nachbardörfern Preil und Perwelk, die alle zum Kirchspiel Nidden gehörten, kamen mit ihren Pferdewagen oder zu Fuß dorthin. Der Weg von Perwelk bis Nidden betrug immerhin 12 km, der von Preil bis Nidden 7 km. Im Sommer kamen diese Leute meistens barfuß an. Schuhe und Strümpfe ausgezogen und über die Schulter gehängt, so marschierten sie

jēmtē. Šitams laužams nieke ni isdarij, alkings un slāpins tuoa tāle cele iete, ape pi vičere pie jēmtē. Par tuoas vēcuoas is ciemes prēle un pērvelke tap miše skaitate viene rēze is mēnise is šuoales state.

Viene miše seļ tie laužes ar dieve kalpuojume. Nu vise sirde dziedij vinge tuoas veršes, tie ka jūres banges tuoa augstuoā rūme nu baznice pildij. Tas altārs, ta cancile un tas krustube šāls bij ar sērkanes zamate deķes apklate. Tike pi stile piegdjene tape vinge preš mēles, ar sudrabe apstikates deķes, ismainate. Tas altare bildirs rad Christus, tas petrus nilaide pagrimte, tas niticijums bij, is banges narste.

*Švēntes dienes.* Pi pavelates dienes tap dauge nitaisates darbes labe ielaicāte. Ta nivarij tarp kaliede un 6. januare (trije kunge diene) niviene diže vēše mazgate. Cites dižes name darbes laide ar dusēte. Pi 25. januare (pauli apsevērstume) dusij bevēk ta vise names darbe. Tik tas vise mēnkums tap darēte. Ni viene maize tap cēpte un nie viene vēše tap virte va mazgate. Ni viene vile tap sadzievuote va adēte un pi skapes nivarij ni viens klāte iete. Pradiem ka viens tuoa azdraustijume ni ielaicij, ienāc kirmes is skapes un dalikes.

Pi gaviene dev is mēstumē saimes par launage ēdines „šupnis“, virtes pēlēkes zirnes. Vinge tap sause uoazlikte un ar tauke apliete. Pi tuoā dev dar viene stuke cēpte lašinge. Is kādes ciemes dev pi šuoā diene ni viene šuoale. Tie bērnēs uoazrakstij preš macenatume pi tāfile: „Fastnakte šventine runce un pele, šupnis duoad is kažine name. Ta diele kungs šulmēstars mēs prasam, laide mums šuoadiene mājas.“

Is stile nedile dzievuoaj tik visēs mēnkums darbes. Ir pabandij kažins vise jakte ni darēte. Pi šituoā diene nidev ni viene plukšine un stride nama. Malkes kapate un malkes zāgate palik

fröhlich den Weg entlang. Es war üblich, daß man vor einer Abendmahlsfeier kein Essen zu sich nahm. Diesen Menschen machte es nichts aus, hungrig den weiten Weg zu machen, um am Abendmahl teilzunehmen. Für die älteren fand in den Dörfern Preil und Perwelk der Gottesdienst einmal im Monat in den Schulen statt.

Einer Predigt folgten die Zuhörer mit Andacht. Inbrünstig sangen sie die Kirchenlieder, die wie die Wogen des Meeres den hohen Raum der Kirche füllten. Der Altar, die Kanzel und das Taufbecken waren mit schlichten, roten Samtdecken überdeckt. Nur am Karfreitag wurden sie gegen schwarze, mit Silber bestickte Decken ausgetauscht. Das Altarbild stellte Christus dar, der Petrus nicht versinken läßt, als dieser, kleingläubig geworden, in die Wellen taucht.

*Feiertage.* Bestimmte Regeln an bestimmten Tagen wurden streng eingehalten. So durfte zwischen Weihnachten und dem 6. Januar (Heilige Drei Könige) keine große Wäsche gemacht werden. Andere große Hausarbeiten ließ man ebenfalls ruhen. Am 25. Januar (Pauli Bekehrung) ruhte fast die gesamte Hausarbeit. Nur das Allernotwendigste durfte getan werden. Man backte kein Brot, und es wurde keine Wäsche gekocht oder gewaschen. Ebenso wurde keine Wolle verarbeitet oder verstrickt, und an die Schränke durfte keiner heran. Wenn einer dieses Verbot überschritt, sollten nach dem Volksglauben Würmer in die Schränke und in die Sachen kommen.

Am Aschermittwoch gab es in den meisten Familien als Mittagessen „Schuppnis“, graue Erbsen (Kapuziner) gekocht. Sie wurden trocken serviert und mit Fett übergossen. Dazu gab es ein Stück gebratenen Speck. In manchen Dörfern hatten die Kinder an diesem Tag schulfrei. Sie schrieben vor dem Unterricht an die Tafel: „Fastnacht feiert Katz und Maus, Schuppnis gibt es in jedem Haus. Darum Herr Lehrer bitten wir, laß uns heut' nach Haus.“

In der Karwoche verrichtete man nur die nötigsten Arbeiten. Man versuchte nach Möglichkeit, jeden Lärm zu vermeiden. An diesen Tagen durfte es weder Zank noch Streit im Haus geben. Holzhacken und Holzsägen erledigte man vor und nach den

kāze rēze nitap darēte. Tas vīrs turij pradiem pa kāze us mare va us jūre bēgte. Kāde rēze viņš palike dauge dienes pruoaju-me. Tik pi nediles gale, va tas gaisss sturmuoate bij, nāc viņš mājas.

Viene vēces brūks, kuoa tie vēces laužes dauge parakuoj, bij sektaišs. Preš kāze tap ta brūte un tas jauniks is ta klēte, viename rume stala, is viene gulte mēste un ieslēkte. Pa viene mage laike atgaj tie vīres ar knipiles is ruoakes un uoas slēge dure. Bij tas sarunetaišs dar is ta klēte, turij viņš pabandate, grēte paskriete, sa dev sistums. Pa šuoā nuoasedevume tape ta brūte jautate, va vingē vingē par labe rad, viņš vingaj vīrs būte. Sacij vingē, nē, us šituoā jautijume, tap tas sarunajums vel uoazduoate.

## VĒCEJUMS, ŠIRMINS

Kad tas zvejšs ta tape ap 70 mētes būte, uoazdeve viņš saue darbe un nuoadeve saue zvejibe ar vises dalikes un dzievuoakile vienam nu saues dēles va sauam snuoatam. Viņš pats nuoadeve ar saue sieve vise zvejibe. Vinge issemaitenijas nu nu saue iššimtins. Mēstums bis tas iššimtins par viene virausibe ierakstēte.

Pi budavāne nu viene name tap tie rūmes par iššimtime pradiem ietaisate. Viene va dui istubes un viene mage kukine astieke vingams.

Nuoamire viens is saime, tap pradiem ta ziegare uoazlaicate un tas špiegils apkarte. Tas nuoamirusaišs tape nu kaiminiekes mazgate un ir apvilkte. Pa smakire palike vingē saue dziesme knige. Vecams laužams jau turij šituoas drānes pi givaste laik pašute laiste. Tumses drānes, mēles zeķes un viene bālte kre-kile āstike. Tas grabš bij ta ka nebastiks dišs bij pataisate un us saue va baznice augstiene palikte.

sich niemand ein. Eine Hochzeitsreise fand nicht statt. Der Mann mußte gleich nach der Hochzeit aufs Haff oder die See hinaus. Oft blieb er tagelang weg. Nur am Wochenende, oder wenn das Wetter sehr stürmisch war, kam er nach Hause.

Ein alter Brauch, von dem die alten Leute oft erzählten, war folgender: Vor der Hochzeit wurden die Braut und der Bräutigam in der Klete, einem Nebengebäude des Gehöfts, eingesperrt und in ein Bett geworfen. Nach einer gewissen Weile kamen die Männer mit Stöcken bewaffnet wieder zurück und schlossen die Türe auf. War der Verlobte noch in der Klete, so mußte er versuchen, schnell zu entfliehen, sonst gab es Hiebe. Nach dieser Prozedur wurde die Braut gefragt, ob sie ihn für würdig befunden habe, ihr Mann zu werden. Verneinte sie diese Frage, so wurde das Verlöbniß wieder gelöst.

## ALTER UND BEGRÄBNIS

Wenn der Fischer an die 70 Jahre alt wurde, gab er seine Tätigkeit auf und überließ die Fischerei samt Gezeuge und Hof einem seiner Söhne oder seinem Schwiegersohn. Er selbst zog sich mit seiner Frau von der Fischerei zurück. Sie lebten von nun an vom Altenteil. In den meisten Fällen war dieses Altenteil durch Beurkundung festgelegt.

Beim Bau eines Hauses wurden die Räume für das Altenteil gleich mit eingeplant. Ein bis zwei Stuben und eine kleine Küche genügten.

Starb jemand in der Familie, so wurde sofort die Uhr angehalten und der Spiegel verhängt. Der Verstorbene wurde von den Nachbarn gewaschen und auch angezogen. Unter sein Kinn wurde sein Gesangbuch gelegt. Älteren Menschen hatte man die Sterbekleider schon bei Lebzeiten anfertigen lassen. Dunkle Gewänder, schwarze Strümpfe und ein weißes Hemd genügten. Der Sarg war bereits entsprechend der Größe des Verstorbenen angefertigt und stand auf dem eigenen oder dem Kirchenboden.

Is vasares mēnises tap ta palaidejume pradiem darēte. Lik tuoa laik laicij vingē tuoa lavāne labe par pastēlatumes daiktes ar lēde. Pi palaidatejume diene priēš tas grabs name palaide, saserinkas tie laužes par viene ise malde. Lik tas kungs atgāj, tap nuoase lūdētes vēršes dziedate. Pradiem, ka tie nēsteniekes tuoa grabe uoazjeme, iepradij tie baznices varpes skambēte. Tie nēsteniekes bij vires is gimine va pazistames ismeklēte.

Dziedate seķe tie nuoaseludates laužes tam preše nēste kruste. Pi duoabe pienakte, iezegnaj tas kungs tuoa grabe. Pa dzieduoāšine nu laužes tap vinš tad ar gares baltes paše austes dvielles is duoabe iclaiste. Tie nesteniekes piekas tuoa duoabe. Pi galves gale tap tas krusts uoasstēlate. Tie nebaštikes tap vise ar vēde pits zemens palaidate. Pi nuoamirtes vires bij viens vienads, pi sieves viens apstaguoaates krusts. Ta vēce ta nuoamirte sieve bij, ta dauge baltes stripes puškaj ta sāne nu stāge. Dauge isgraisates malkes tafiles un apvėrvate ar raibes puķes, tap is preš laikes taisate.

Juoa viele tad, ka ta duoabe bij piekaste, spiede viens virs ar viene spate viene kruste is lidza uoazmēste smilkš, pradiem pa tuoa pabenge tas varpes skambums. Kads zvejšs palik pi tāde diene mājas un uoazdeve saue saguvume, tad tiems nuoaseludetams sēkte un tam nuoamirušame pėdjuoa cele duoate. Pa palaidejume ieserade šitie laužes is šituoā name pi viene parsekuoastume kuoapa, kur ir še kāde rēze šnapse tap piesuoalate. Dar viene rēze paduoamaj vingē saue darbe un dzievuojume nu nebaštike un nu kuoapa sadzievuoaates ir smiekiles stundes.

In den Sommermonaten erfolgte die Beerdigung bald. Bis zu diesem Zeitpunkt hielt man die Leiche durch Unterstellen von Kübeln mit Eis frisch. Am Begräbnistag, bevor der Sarg das Haus verließ, versammelten sich die Trauergäste zu einem kurzen Gebet. Bis der Pfarrer kam, wurden Trauerlieder gesungen.

Wenn die Träger den Sarg aufnahmen, begannen die Kirchenglocken zu läuten. Als Träger waren Männer aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft bestimmt worden.

Singend folgte die Trauergemeinde dem vorangetragenen Kreuz. Am Grabe angekommen, segnete der Pfarrer den Sarg ein. Unter dem Gesang der Menschen wurde er dann an langen, weißen, selbstgewebten Leinentüchern in die Grube gelassen. Die Träger schaufelten das Grab zu. Am Kopfende wurde das Kreuz aufgestellt. Tote wurden immer mit dem Gesicht nach Osten beerdigt. Bei den männlichen Verstorbenen war es ein schlichtes, bei den weiblichen ein bedachtes Kreuz. So alt die Verstorbene war, so viel weiße Striche zierten die Kante der Bedachung. Holztafeln in verschiedenen Formen und Verzierungen, bemalt mit bunten Blumen, fanden in früheren Zeiten sehr viel Verwendung.

Wenn das Grab zugeschüttet war, drückte einer der Männer mit dem Spaten ein Kreuz in die frisch aufgeschüttete Erde, erst dann endete das Glockengeläut.

Manch ein Fischer blieb an so einem Tag zu Hause und verzichtete auf seinen Fang, um den Trauernden zu folgen und dem Toten das letzte Geleit zu geben. Nach der Beerdigung fand sich die Trauergemeinde im Trauerhaus zu einer Kaffeetafel zusammen, wobei zuweilen auch Schnaps angeboten wurde. Noch einmal ließ man das Leben des Verstorbenen vorbeiziehen und gedachte der gemeinsam verlebten fröhlichen Stunden.



## TĒVE MŪSES

Tēve mūses, kur tu ēs danguj (ir debesis), garbiets ir taue vards.

Lai nāke taue kareliste. Taue vale nuoase duoade ka is dange, ta ir us zeme.

Mūse diene maize duoade mums šuoadiene.

Ir paduoade mums mūse kalte, ka ir mēs paduoadame mūsams kaltejams.

Ir nivede mums is pajundijuma, islidze mums nu piktume. Tad taue ir ta kareliste un ta sile un ta šviesibe nu amžu lidz amžu. Amen.

\*

Ta tap tas kursiskas pātirs nu vēces zvejes nida lukte. Nu viene zveje ir mane zinate, kade vinš us danguj debesis, un us kalte tuo a varde grēke sacij, ir par kaltejames tuo a varde grēkeniekams, tie grēkenaj, lūdze. Is mane tēve name is nide tape lik 1930 dauges surinķimes nuoalaicate. Turp tap tas tēvemūses is vāce un kursiske runate. Mēs bērnes turijame pi surinķimines pieseklausate, ta diele ir mane ūitie varden ta is atsecerume palikte.

## DAS VATERUNSER

Vater unser, der Du bist im Himmel. Geheiligt werde Dein Name.

Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen, denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

\*

So wurde das kurische Vaterunser von den alten Fischern in Nidden gebetet. Nur von einem Fischer ist mir bekannt, daß er anstelle von dangju debesis und für kalt (Schuld) das Wort grēk (Sünde) benutzte, ebenso für kaltejames (Schuldigen) das Wort grēkeniekams (Schuldige, die gesündigt haben) betete. In meinem Vaterhaus in Nidden wurden bis etwa 1930 viele Betversammlungen abgehalten. Dort wurde das Vaterunser in Deutsch und Kurisch gesprochen. Wir Kinder mußten an diesen Versammlungen teilnehmen, deshalb sind mir diese Worte in Erinnerung geblieben.

Daß es dann doch noch eine schöne und sogar recht gemütliche Weihnachtsfeier wurde, konnte er nur seiner Anna verdanken. Sie prallte erst entsetzt zurück, als sie die Küche betrat. Doch dann lachte sie schallend los, bis ihr fast die Tränen kamen. Sie schmückte den Baum, breitete die Ge-

schenke aus und weckte dann ihren schlafenden Mann. Der Jubel und die Freude der Kinder sorgten mit dafür, daß auch Emil seinen Kummer vergaß. Übrigens, die Geschenke, die hatte Anna selbst und alleine gekauft. Denn sonst – man kann nicht wissen!  
GGr

## Die Postfahrt

Aus „Fischerleben auf der Kurischen Nehrung“ von Richard Pietsch

Sobald der Herbst kam, stellten die Dampfschiffe ihren Linienerverkehr ein. Nur die sogenannten Marktdampfer fuhren mittwochs und sonnabends nach Memel, aber auch nur solange Eisgang noch nicht einsetzte. Die Post, die bis dahin mit den Schiffen kam, mußte von nun an mit dem Wagen befördert werden.

Ein Postfahrer stand schon nachts um 2 Uhr auf. Zuerst versorgte er die Pferde. Waren Fahrgäste angemeldet, fuhr er mit zwei Gespannen. Ansonsten zog er seine Karriole aus dem Schuppen und lud die Post auf. Nach einem ausgiebigen Frühstück spannte er kurz vor 3 Uhr sein Pferd an und machte sich auf den 7 km langen Weg nach Preil.

Dort tauschte er die Post, zu der ebenfalls die aus Perwelk gehörte, aus und fuhr die 28 km lange Strecke nach Schwarzort weiter. Der dortige Postfahrer wartete schon und beförderte die gesamte Post nach Sandkrug. Hier wurde sie auf die Fähre geladen und nach Memel gebracht. Je nach der Wetterlage fuhr der Postfahrer entweder auf der Poststraße, dem Hafweg oder am Meeresstrand. In der Dunkelheit die Poststraße zu benutzen, war nicht einfach. Ihren Verlauf erkannte man an den Baumwipfeln. Dort, wo sie nicht so dicht standen, konnte man den hellen Himmel sehen, und dort führte auch die Straße entlang. Danach hatte man sich zu richten.

Die Postpferde fanden den Weg jedoch auch so. Ihre Gangart paßte sich ebenfalls dem Zelrhythmus an. Ein nicht eingefahrenes Pferd war sehr scheu und konnte sich nur langsam an die Dunkelheit gewöhnen. Bei jedem Geräusch schreckte es zusammen.

Bei meiner ersten Postfahrt schirte ich ganz unbewußt so ein Pferd an. Um ganz sicher zu fahren, wählte ich die Poststraße. Dort, wo der Friedhof liegt und wo auch David Kuwert begraben ist, hatte ich besonders große Angst. Der Sturm heulte in jener Nacht in den Bäumen. Die Graupelschauer nahmen mir die Sicht. Zusammengedrückt saß ich im Wagen, die Fahrleine um den Hals geschlungen. Die Hände hatte ich in die Ärmel des Pelzes geschoben. Als ich am Friedhof vorbeikam, guckte ich weder nach links noch nach rechts. Mein Blick war einzig und allein nach oben gerichtet, um auf dem Weg zu bleiben. Plötzlich wurde ich rückwärts aus dem Wagen gezogen. Blitzschnell reagierte ich und hielt mich an der Lehne fest. Dadurch zog sich die Fahrleine straff, und das Pferd hielt ruckartig. Das Heulen des Sturmes und das Knarren der Äste ließen mich zusammenfahren. Was war geschehen? Wild schlug mein Herz. Vorsichtig drehte ich mich um, konnte aber nichts erkennen. Ich betastete den Wagen. Plötzlich ahnte ich, was geschehen war. Der Bauchgurt des Pferdes war gerissen und es machte erschrocken einen Satz zur Seite. Dadurch schnellte die Deichsel nach oben und ich wäre beinahe rückwärts aus dem Wagen gefallen. Der Schaden war schnell behoben, und alsbald konnte ich meine Fahrt fortsetzen.

Die Wege waren oft unpassierbar. Fuhr ich mit dem Wagen, fing es manchmal auf halber Strecke zu schneien an. Mühsam mußten wir uns durch den hohen Schnee nach Schwarzort kämpfen.

War in der Nacht Schnee gefallen, nahm ich den Schlitten. Oft fing es dann plötzlich

zu regnen an. Der Schnee schmolz dann so schnell, daß eine Weiterfahrt unmöglich wurde. Hatte man den halben Weg schon hinter sich, konnte man nicht mehr umkehren. Die Postsäcke wurden zusammengebunden und über das Pferd gelegt, so zog man dann weiter zur nächsten Poststation. Vorwurfsvoll sah mich dann der Postmeister an, da die Anschlußpost schon abgefahren war.

Im Quartier angekommen, wurde zuerst das Pferd versorgt. Für mich stand schon der heiße Kaffee bereit. Von etwa 8 bis 14 Uhr hatte ich dann eine Ruhepause, bis die Post aus Memel zurückkam. Durch etwas Schlaf wurde diese Wartezeit leicht überbrückt.

Nachdem ich die gesamte Post übernommen hatte, trat ich dann den Heimweg an. Die Hin- und Rückfahrt fand meistens im Dunkeln statt. Waren die Straßen verschneit, das Eis jedoch befahrbar, wählte ich die Eisfahrt. Sie war riskvoller als ein Landweg, aber leichter für das Pferd. Die Poststation hielt drei bis fünf Pferde zum Auswechseln bereit.

### Eine schlimme Nacht

Eine Nacht wurde mir fast zum Verhängnis. Tauwetter hatte eingesetzt und das Eis spiegelglatt gemacht. Man konnte es vom Wasser nicht unterscheiden. Alles war dunkel und schwarz. Etwas beruhigend für mich war, daß ich Sarah, das älteste Postpferd, angeschirrt hatte. Am Bulwickschen Haken, in der Nähe des Strandes, brachen wir ein. Da es eine flache Stelle war, machte es uns nicht viel aus. Ein Zuruf genügte, und Sarah sprang samt Schlitten wieder aus der Einbruchsstelle. Mir war seitdem nicht mehr ganz wohl bei dieser Fahrt; ich fuhr vorsichtiger. Ich konnte ja das Wasser kaum vom Eis unterscheiden. Ein leichter Wind von hinten brachte den Schlitten etwas ins Schleudern. Nach etwa zehn Minuten Fahrt auf dem Haß spitzte Sarah plötzlich die Ohren und fing zu schnauben an. Sofort ließ ich die Zügel locker. Ein feines Singen machte sich unter dem Schlitten bemerkbar, ein Geräusch, das nur zu hören ist, wenn man dünnes Eis stark belastet. Ruckartig drehte sich das Pferd zur Seite und schleuderte den Schlitten herum. Hinter mir hörte ich das Eis brechen. Sarah wieherte und lief im Galopp dem Ufer zu. Erst als wir wieder festen Untergrund unter uns hatten, hielt ich an. Mit schlotternden Knien stieg ich aus, ging zum Pferd und streichelte es. Ich hätte heulen können. Leise wiehern rief Sarah die Nüstern an meinem Pelz, als ob sie sagen wollte: Wir haben es doch geschafft.

### Der faule Hans

Unter diesen Pferden hatten wir auch einen Fuchswallach, Hans, der Faule, wurde er genannt, und er machte sich nicht viel aus anstrengenden Fahrten. Er lief in seinem Trott den Weg entlang, und man mußte ihm oft mit der Peitsche drohen, da die Zeit einzuhalten war.

In einer windstillen Nacht lief Hans wieder einmal seinen schlendrigen Gang. Der Schnee fiel in dicken Flocken auf das Eis. Einen Kompaß hatte ich nicht bei mir. In klaren Nächten orientierte ich mich nach den Lichtern der Leuchttürme, nach den Sternen



Schüler der Privatschule Coadjuthen mit ihren Lehrern Wiebke Brust und Kantor Robert Hein. Die 1935 entstandene Aufnahme wurde von Walter Hein, Kulport 35, 4230 Wesel 16, eingesandt.



Nidden – im Winter 1977/78

oder nach dem Wind. Heute fehlten mir alle Orientierungspunkte. Der Schnee fiel und fiel mittlerweile und nahm mir jegliche Sicht.

Von Zeit zu Zeit hielt ich an, um auf Hundegebell oder sonstige Geräusche zu achten, die mich auf das nächste Dorf hingewiesen hätten. Es war jedoch nichts zu hören. Auf den Wallach konnte ich mich auch nicht verlassen. Sein Gang wurde schwerer und schwerer. Trotz einigen Zurufens und der Peitsche blieb er plötzlich stehen. Er wollte einfach nicht mehr weiter. Irgendetwas stimmte nicht. Ich stieg aus, um festzustellen, wo wir uns befanden. Die Beschaffenheit des Eises konnte mir etwas darüber sagen. Ich scharfte mit dem Stiefel Schnee weg und es kam Sand zum Vorschein. Ich ging einige Schritte weiter und wäre beinahe einen Abhang hinuntergerutscht. Allmählich stellte ich fest, daß wir auf einer Düne kurz hinter Perwelk gelandet waren.

Wenn der Schnee auch weiter fiel, konnte ich jetzt doch ungefähr die Richtung bestimmen, die wir einzuschlagen hatten. Bald hörte ich auch in der Ferne Hundegebell, was auf Schwarzort schließen ließ. Eine Aufahrt fand ich jedoch nicht. Alles war verschneit. Irgendwo mußte ich auf die Dorfstraße. Am besten dort, wo ein Licht zu sehen war.

### In die Netze geraten

Wieder hielt das Pferd an und wollte nicht weiter. Was ist nun schon wieder passiert, dachte ich. Ich wollte aussteigen, konnte aber nicht. Eine Wolke von Schnee deckte mich zu. Ich tastete dieses Ungewisse ab und fand Netze, überall Netze. Ich war in einen aufgestellten Wenter hineingefahren. Vorsichtig zog ich Pferd und Schlitten rückwärts heraus. Ich beeilte mich, um schleunigst von hier wegzukommen.

Bald darauf fand ich auch die Dorfstraße. Auf dem Heimweg fuhr ich langsam an den aufgestellten Wentern vorbei, um festzustellen, in welchen ich hineingefahren war und

welchen Schaden ich angerichtet hatte. Die Stelle fand ich jedoch nicht mehr.

Ein Frühlingssturm hatte die Eisdecke mittlerweile zerrissen und weggetaut. Die Nebenwege waren aufgetrocknet. Ich wählte den Weg von Preil aus quer durch das Eichrevier nach Schwarzort. An der Försterei Perwelk ging der Weg ein kurzes Stück steil nach oben. Das Licht einer Karbidlampe sollte mir die Strecke durch den Wald zeigen. Die holprige Straße ließ das Licht auf- und abtanzen. Kaum war ich auf dem Berg, machte das Pferd einen Sprung nach vorne.

### Sturz im finsternen Wald

Es stürzte, und ich flog mit der gesamten Post aus dem Wagen. Unglücklicherweise blieb ich mit dem Kopf unter der Deichsel liegen. Auf der Deichsel lag nun das Pferd, um dessen Beine sich die Fahrleine gewickelt hatte, es konnte ebenfalls nicht aufstehen.

Solange das Pferd auf der Deichsel lag, konnte ich auch meinen Kopf nicht hervorzuziehen. Einige Male stieß ich mit dem Fuß gegen den Bauch des Pferdes. Es bewegte sich etwas, und ich konnte meinen Kopf einige Zentimeter hervorzuziehen. Nach kurzer Zeit hatte ich ihn ganz frei, und ich konnte wieder aufstehen. Meinen schmerzenden Nacken reibend, überdachte ich meine Lage. Die Lampe war kaputt, ringsum herrschte Finsternis. Tastend löste ich die Sielen und die Fahrleine, damit das Pferd aufstehen konnte. Das Pferd festzuhalten, die Sielen zusammenzusetzen, das Pferd anzuschnallen, den Wagen aufzurichten und querzustellen, damit er nicht den Berg hinunterrollt, schienen Arbeiten zu sein, die ich nicht würde machen können. Dennoch hatte ich sie zuletzt doch bewältigt und begann die Postsäcke zu suchen. Sie lagen irgendwo im Wald herum. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Sachen wieder zusammenhatte. Nun mußte ich mich beeilen, um die verlorene Zeit wieder aufzuholen. Unterwegs überlegte ich dann, wie es eigentlich

zum Sturz gekommen war, fand allerdings keine Erklärung dafür.

Auf der Heimfahrt hielt ich kurz an derselben Stelle, um nach einer verlorenen Decke zu suchen. Dabei entdeckte ich, daß hier Spuren von Elchen zu sehen waren. Diese waren wahrscheinlich durch die Fahrgeräusche und das Licht aufgeschreckt worden. Das Pferd dagegen hörte wohl die Elche, sah sie aber nicht und machte aus Schreck diesen Sprung.

Fast jeder Tag brachte mir ein kleines Erlebnis. Am schönsten war die Frühlingszeit. Auf der Hinfahrt ging unterwegs bereits die Sonne auf. Sie bot jedesmal ein anderes farbenprächtiges Bild. Hoch am Himmel ertönte das Geschrei der ziehenden Gänse und der nach Norden fliegenden Vögel. Auf der Heimfahrt standen die Elche oft in Rudeln zusammen und versperrten mir den Weg. Auch durch mein Klopfen mit dem Peitschenstiel auf das Schutzblech konnte ich sie nicht bewegen, mir den Weg freizugeben. Notgedrungen mußte ich mir einen anderen Weg wählen. Bis zu dreißig Elche habe ich manchmal zusammen gesehen. Diese schöne Jahreszeit ließ mich die Strapazen des Winters schnell vergessen.

Sobald der Dampferverkehr wieder einsetzte, hörte das Postfahren auf.



### Winterfreuden

Der Teich ist zugetroren;  
man sieht's von weitem schon.  
Die Mütze auf die Ohren  
schleicht Trudchen sich davon.  
Im Flur schnell in die Schlorren  
klammheimlich reingeschlüpft,  
dann gehts hinaus zum Schorren.  
Und bald kommt angehüpft  
fröhlich auch noch der Fritz  
vom Hofe nebenan.  
Sie sausen wie der Blitz  
über die glatte Bahn.  
Doch plötzlich brennt die Frage  
ob's Eis im Schilf auch hält.  
Und Trudchen – etwas vage –  
erkundet das Stück Welt.  
Knack! ist sie eingebrochen  
auch schon mit einem Bein.  
Zu schweigen hat versprochen  
der Fritz, doch was bringt's ein?  
Er ist selbst stark erschrocken  
darf hier, wie sie, nicht sein.  
Der Strumpf wär' ja bald trocken,  
aber – ein Schlorr allein,  
das wird doch wohl verdächtig  
erscheinen nur zu bald.  
Die Sorgen, die sind mächtig.  
Wenn's heut man nicht noch knallt!

HANNELORE PATZELT-HENNIG

# Mit dem „Condor“ nach Nidden

Vor den Sommerferien kam der große Schulausflug. Die oberen Klassen machten eine Dampferfahrt von Tilsit nach der Kurischen Nehrung, nach Rossitten, Nidden oder Schwarzort.

Schulwanderfahrten kannte man damals — vor dem Ersten Weltkrieg — noch nicht bei uns. Nur ein Schüler unserer Klasse besaß ein eigenes Fahrrad, und das mehr aus Reklamegründen, weil er der Sohn eines Fahrradhändlers war. So war die ganztägige Reise ein Ereignis, ein Erlebnis mit vielen Vorfreuden.

Rucksäcke waren noch in der Minderzahl. Am Vorabend wurden daher noch viele Botanisiertrommeln mit Wurst- und Käseschnitten gefüllt. Obenauf legte Mutter die Tüte mit den Eisbonbons, von denen ein Pfund 45 Pfennig kostete. Vater zog sein Portemonnaie und legte drei Mark in die offene Hand seines Sohnes. Nicht, daß er sie restlos auf den Kopf hauen sollte! Sie waren nur für den Fall eines Notstandes gedacht. Die persönlichen Ausgaben erreichten erfahrungsgemäß die Summe von 70 bis 80 Pfennigen. Mehr war beim besten Willen nicht auszugeben, wenn man nicht grad ein „Andenken“ kaufte oder im Lokal „speiste“. Die Flasche Selters kostete fünf, die Flasche

Limonade zehn Pfennig. Meist wurde Selters getrunken, mit Saft, den man in einem ausgedienten Medizinfläschchen von Hause mitbekam. Das war einmal bekömmlicher und zweitens billiger. Mehr als zehn Flaschen konnte man auch an heißen Tagen nicht in sich hineinpumpen.

Auch Radio-Wettervorhersagen gab es damals noch nicht. Daher wurde am Vorabend noch der Schwalbenflug studiert und aus genügender Flughöhe die Gewißheit mit ins Bett genommen, daß der Wettergott dem Unternehmen günstig gesonnen sei.

Früh gings dann aus den Federn, fuhr doch der Dampfer schon um fünf Uhr von den Anlegestellen an der Fischgasse ab. Die letzten paar hundert Meter legte man in erhöhter Gangart zurück, denn schon zum zweiten Male drang der dumpfe Ton der Dampfpeife durch den jungen Tag. Kapitän Berger stand auf der Kommandobrücke und sah schmunzelnd auf das aufgeregte Gewühl an Kai und Deck herab. Auf die Minute genau ließ er nach nochmaligem Aufheulen der Dampfsirene ablegen. Und schon schob sich der schlanke „Condor“ mit dem markanten Clipperstern stromabwärts. Mit leichter Schlagseite nach Backbord, denn dort stan-

den die jungen Fahrgäste, um dem Verspäteten zuzuwinke, der traditionsgemäß nun auf der Uferstraße auftauchen mußte!

Ein lustiges Leben entwickelte sich an Deck, ein quirlendes Durcheinander, ließ doch die Freude am Ungewöhnlichen niemand stille-sitzen. Muntere Zurufe gingen hinüber zu den Flößern auf den zu Tal gleitenden Holzflößen, zu den Besatzungen der Segelkähne und Schleppdampfer. Munter wurden sie erwidert. Traf man auf eine der Memelfähren, die mit hochbeladenen Heuwagen an Bord den Strom querten, dann spornte man mit viel Geschrei den Eifer der Fahrleute an, die ihr Fahrzeug aus dem Gefahrenbereich der Heckwelle herauszuburgieren wollten. Viel Spaß machten auch die Angler auf den Spickdammspitzen. Der Sog der Schaufelräder setzte ihnen den Wurm aufs Trockene, während die hohe Heckwoge ihnen dafür hinterher trotz gewagtester Sprünge die Schuhe vollschlug.

Begehrt waren die Plätze auf der Kommando-brücke. Sie gewährten einen Blick über die Dämme und Deiche hinweg in die fette Memelniederung. Besonders Wissendurstige erwarben auf dem geheiligten Boden der Brücke ihre ersten Navigationskenntnisse. Es war allerdings nicht weit her damit. Durfte man mal das Steuerrad halten, dann gab es gleich einderartgezacktes Kielwasser, daß sich die berühmte Seeschlange unweigerlich das Genick darin gebrochen hätte.

Nach einigen Stunden traten die Ufer zurück und gaben den Blick frei auf die blaue Wasserfläche des Kurischen Haffs. Querab Windenburg, der weit vorgelagerten Festlandecke, machte sich bei frischem Wind eine leichte Dünung bemerkbar, welche die „Condor“ in sanfte Schaukelbewegungen versetzte. Die ersten Seekranken schlichen bleich, aber gefaßt zu den verschwiegenen Kammern beiderseits der Radkästen, um Neptun zu opfern. Hier an der windigen Ecke gingen auch die ersten Strohhüte über Bord. Jawohl, Strohhüte, denn Kreissägen und Schülermützen zierten damals auch im Hochsommer alle Stifteköpfe. Die hutlose Mode hatte man noch nicht erfunden.

Allmählich tauchten jenseits der Wasser am Fuß des Dünenwalls die Häuser von Nidden auf, hoch überragt vom Leuchtturm. Auf dem Landungssteg hatten die Lehrer Möhe, ihre Klassenhäufen zu bündigen. Dann ging es zuerst hinaus zum „Tal des Schweigens“. Hoch türmten sich die gelben, vegetationslosen Dünen, über denen sich ein stahlblauer Himmel wölbte. Nichts war da außer Sand, Himmel und einer großen Stille, in der jeder Ruf ertrank.

Um so befreiender war dann die Wanderung auf dem Grat der hohen Düne. Der Schweiß rann in Strömen beim Durchwaten des Flugsandes. Der wunderbare Rundblick über das Fischerdorf, das Haff und das Stromland entschädigte jedoch für alle Mühsal. Ein Besuch galt dem Leuchtturm, dessen Einrichtungen während bestaunt wurden. Von der Galerie des Turmes konnte man nach Norden und Süden den Bogen der Nehrung bis zum Horizont verfolgen, den weiten Bogen, den im Westen und Osten die Fluten der Ostsee und des Haffs säumten. Wie schön und weit war doch die Heimat!

Nun aber lockte die blaue See, deren Brandungsrauschen bis zu der einsamen Höhe des Leuchtturms zu hören war. Bald war der Strand erreicht. Des Seegangs wegen durfte nicht gebadet werden. Dafür wurden Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Hosen aufgekrem-pelt zu einem aufregenden Spiel mit der Brandung. Mit reichlich durchnästen Hosen endete es.

Alles am Strand reizte zum Mitnehmen: die glatten, flachen Steine, die man daheim über den Teich hüten lassen konnte, der saubere weiße Sand für den Kanarienvogelbauer und schließlich das Gold der Küste, der Bernstein. Leider entpuppte sich der letztere nach dem Abtrocknen meist als gewöhnlicher Quarz und wurde wieder aus den Taschen ausgebootet.

Mit großem Interesse wurden auch die See-rettungsstation besichtigt und die Anpflanzungen von Strandbafer, mit denen die Vordüne festgelegt worden war. Darauf ging es über die ganze Breite der Nehrung zurück zum Dorf am Haffufer. Überall sah man dort den Rauch der Feinderräuchereien. Frisch aus der Räucher-

... da war ein großes, rotes Backsteinschulhaus und stand wie eine Burg mitten im Herzen der Stromstadt. Nach allen Gassen ringsum schauten seine Fenster, auch nach den Hinterhöfen und Apfelgärten, wo das junge Volk auf der Schulbank daheim war.

Da war die Rosenstraße mit niederen, schrumpfigen Kleinbürgerhäuschen, darüber immer, auch am lichtesten Sommertag, ein feiner Küchendunst von Majoran, Zwiebeln und gesotenen oder gebratenen Kartoffeln schwebte und darin es zu jeder Jahreszeit ein wenig nach ungelüfteten Kleidern, Schutt und Gerümpel roch. Das kam vom Hofe des Lumpenjuden, eines ehrsam, weißbärtigen Israeliten, der hier mit Lumpen, Häuten und Knochen seit Jahren ein ertragsreiches Geschäft betrieb.

Da war der verwunschene Pagengang, ein Seitengäßchen, wo zwischen unbefahrenem Holpergestein Butterblumen und Nesseln wucherten und wohin blaue Felter und zarte Libellen vom nahen Teich auf ein Mittagsschläfchen zum Träumen kamen; denn so still wie dort zwischen den vergessenen Gärten und dem verschlafenen Gemäuer der Ruhestandhäuschen war es nirgend sonst in der Stadt.

Da war auch die Schulstraße, ein rechtes Bürgerquartier mit geradlinig strengen Häusern, eins wie das andere aussehend, gesittet und ein wenig langweilig. Das stumpfe verblichene Grau oder Braun des ungestrichenen Gemäuers erhöhte die farblos unpersönliche Note des Sträßchens noch. Fast war es, als trügen die Häuser auch den Pfeffer- und Salzfarbstock ihrer Mieter und Eigentümer, wie er dazumal für die meisten der Bürger praktisches Alltagsgewand war.

Nur die blanken Spione, die Spähspiegel vor den Fenster der Beletage, in denen die emsig wirkende Hausfrau der Nachbarin Kleid, deren neue Frisur, willkommen und unwillkommene Besucher, den Scherenschleifer, den Milchmann, den Bäckerjungen und selbst die bösen Buben bei ihren Streichen unfehlbar gewahrte, die nahmen sich doch recht tröstend menschlich-fürwitzig aus.

(Mit diesen Worten fängt ein Tilsiter Landsmann, der in Mitteldeutschland lebt, in einer Erzählung „Jackolats Spiegel“ die Stimmung in den alten Gäßchen seiner Heimatstadt ein.)

## A. K. T. Tielo zum Gedächtnis

Tielo war einer der Unseren, ein Kind unserer Stadt Tilsit. Er gehörte zu den Geistern, die durchstrahlt und genährt von dem Erdenhauch der Heimat, in dieser Kraft wirken und schaffen. Jede Landschaft trägt geheimnisvolle dynamische Kräfte, die, geballt und gesammelt, ihren Niederschlag finden in den Werken einzelner Berufener. Sie werden zu Schöpfern und Offenbarern, sei es auf dem Gebiet der Malerei, Architektur, Dichtung oder Musik. In ihren Werken spiegelt sich das Gesicht der Heimat in seiner Eigenart und Vielfalt. A. K. T. Tielo schöpfte und gestaltete aus dieser Kraft. Niemand hätte besser sein Wirken zu würdigen vermocht, als Sudermann es in einem Nachruf mit folgenden Worten tat:

„Tielos schönen Versen entströmt Wald- und Heidehauch. Meine Wärme und dankbare gilt ganz dem Werke des Dahingeschiedenen. Manche Strophe ist von ihm geschmiedet worden, die unvergessen bleiben wird.“

Am Grabe des Frühverstorbenen — er erlag einer Fischvergiftung — sagte Sudermann, daß die Würdigung seines Schaffens der Nachwelt vorbehalten bliebe.

Es ist so geschehen; das Echo, das seine Dichtung in uns weckte, hallt heute, nach dem Verlust der Heimat, stärker als je zuvor in uns wider. Sein Heimweh ist unser Heimweh geworden, sein Sehnen und Hoffen das unsere. Mit ihm, dem Dichter unserer Heimatwelt, wandern wir im Geiste durch das Stromland der

Neue Eisenbahnbrücke. Was gab es da nicht alles für die kleinen Geister zu sehen und zu bestaunen! Das Kühlhaus! Die Gasanstalt! Die große Drehbrücke selbst! Und die vielen, vielen Schiffe verschiedenster Art auf unserm Pregel! Es war schwer, die Kinder von all diesen Sehenswürdigkeiten loszureißen und zum Weiterwandern zu bewegen. Mit einem Kleinen hatte ich besonders meine liebe Not. Immer wieder fesselte etwas seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er stehen bleiben mußte und den Anschluß an die Klasse verlor. So geschah es, daß auf dem Holsteiner Damm ein vorübergehender Stauer meine Sorge um den Zurückbleibenden merkte und mir zurief: „Passé! Se man god op, Freileinke, dat Se kenem verlor; dem misse Se ersetzel!“ A.W.

### Spuk heim Grand-Hand

Gut zwanzig Mal hatten die drei Kumpane den Karten abgeschworen, weil sie schon allzuviel geblecht hatten. Doch der Spielteufel hielt sie eisern am Genick, und das Kleeblatt fand sich immer wieder zusammen. Den Vorwand hierzu gaben nachbarliche oder wirtschaftliche Beratungen. Eingedenk des gemeinsam abgegebenen Versprechens, keine Karte mehr anzurühren, kamen die zweihunddreißig Blätter erst nach einigen Grogs und verschiedenen Schnäpschen auf den Tisch, und dann rieb sich das Spielteufelchen vergnügt die Hände.

Sie saßen wiederum beisammen. Es war Mittwoch, der Abend vor dem nächsten Kartenspieltage. Sie saßen beisammen, und die Karten waren schon allzuviel geblecht.

sich als landwirtschaftliche Fachkraft ersten Ranges auf.

Einst schwebte der Schwager in den Stall, zur nicht gerade freudigen Überraschung meines Vaters. Es dämmerte bereits, und die Umrisse von Menschen und Pferden verwischten sich etwas. Der Besucher deutete auf das ihm zunächst stehende, außergewöhnlich dick anmutende Pferd: „Wann ward dis Kobbel felle (füllen)?“ Ruhig entgegnete Vater: „Eck weel nich, oawer foat moal, se lidert (eutert) all ganz gaud.“

Der Schwager muß der Aufforderung wohl nachgekommen sein (was man im Halbdüsteren nicht recht beobachten konnte), denn er rief empört: „Dat ös doch e Wallach!“ B.W.

### Unzufrieden

Bauer K. hatte im Jahre 1934 eine sehr gute Kartoffelernte. Wieder fuhr er eine Fuhre auf seinen Hof, da rief ihm sein Nachbar, ein Schneidermeister, durch das Fenster zu: „Na Noahwer, ditt Joahr könnens tofräd ein, hebbs doch schöne dicke Tuffels!“ — Doch der Bauer meinte griesgrämig: „Wat nutzt mie dat, öck hebb doch keine kleene für de Schwiens.“ F.R.

### Verbesserung

Zu einer festlichen Begebenheit hatte eine Besitzerfrau den Streuselkuchen sehr mager gebacken. Die Schwägerin stellte dieses bei ihrer Mithilfe in der Küche fest, doch die Frau

# Warschau Druck auf die Bischöfe

M. Warschau. Die Warschauer kommunistische Wochenzeitschrift „Polityka“ hat die Haltung der polnischen Bischöfe in der Oder-Neiße-Frage scharf verurteilt. Diese Haltung war zuletzt von Kardinal Wyszyński in einer am 13. Januar gehaltenen Predigt mit dem Satz formuliert worden: „Wir sind nicht dazu da, politische Dinge zu regeln.“

Wie die „Polityka“ in ihrer neuesten Ausgabe schreibt, habe die Delegation des polnischen Episkopats während der Beratungen des Konzils, wie es scheint, leider nicht die Schlussfolgerungen aus der historischen Bedeutung der Konzilszeit auf dem Gebiete der Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Polen gezogen.“

Wenn selbst der Papst (P) während der Audienz, die er dem polnischen katholischen Sejmabgeordneten Zawieyski gewährte, die Notwendigkeit zu verstehen scheine, die gesellschaftlichen Veränderungen in Polen als Grundlage für ein gegenseitiges Verständnis und Übereinkommen anzuerkennen, so ergebe sich hieraus, daß der Papst weiter denke als das polnische Episkopat.

„Es fällt schwer“ — schreibt die „Polityka“ wörtlich — „wegen der von den polnischen Bischöfen eingenommenen Haltung nicht die tiefste Enttäuschung und das tiefste Bedauern zum Ausdruck zu bringen. Ähnliche Gefühle hegen übrigens Millionen Gläubiger in Polen, die mit vollem Recht erwartet haben und erwarten, daß die historisch positiven Prozesse, die sich auf dem Vatikanischen Konzil abzeichnen, einen Niederschlag in einer veränderten Haltung des polnischen Episkopats finden mögen.“

Ebenfalls im Bereich der „Friedensinitiativen“ und der Abrüstung habe der Papst sogar in seinen öffentlichen und offiziellen Äußerungen eine „klare und entschlossene Haltung eingenommen, worin ihm das polnische Episkopat bisher nicht gefolgt ist“.

„Wir haben daher das Recht zu erwarten, daß es gerade in der jetzigen günstigen Atmosphäre, die durch den ersten Konzilsabschnitt und den großen Architekten des vatikanischen Konzils, Papst Johannes XXIII, geschaffen wurde, das polnische Episkopat für möglich und notwendig erachten wird, auch seinerseits zu einer Verbesserung und Normalisierung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche beizutragen — auf der Grundlage der neuen strukturellen Bedingungen Polens und gestützt auf eine aktive Beteiligung in der Sache der Verteidigung des Friedens.“

Wie die „Polityka“ meint, müsse, was die vatikanisch-polnischen Beziehungen anbelange, zwischen der Haltung des Papstes und der Haltung des Vatikans unterschieden werden. Die von Sympathie getragenen Äußerungen des Papstes seien zwar von „verständlicher Bedeutung“, blieben aber nur Worte, wenn ihnen nicht Ta-

ten folgten, wie z. B. „Die Anerkennung unserer westlichen Grenzen, die Stabilisierung der Kirchenverwaltung in diesen Gebieten oder überhaupt die Normalisierung der Beziehungen zu unserem Lande“.

## New Yorker Senator kritisierte US-Polen-Hilfe

New York hvp. Der republikanische Senator Kenneth B. Keating von New York kritisierte nach Rückkehr von einer Reise durch Polen die bisherige Praxis der amerikanischen Hilfe für Polen und wandte sich zugleich gegen eine Wiedereinführung der Meistbegünstigungsklausel im Außenhandel zwischen Polen und den USA. Keating wies insbesondere darauf hin, daß die offiziellen amerikanischen Hilfslieferungen für Warschau dem polnischen Volke in ihrer großen Bedeutung weithin unbekannt geblieben seien. Er befürwortete deshalb eine direkte Belieferung polnischer Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen mit amerikanischen Lebensmitteln und Medikamenten, um auf diese Weise sicherzustellen, daß die amerikanische Herkunft dieser Unterstützung entsprechend bekannt wird.

Der amerikanische Senator brachte die ersten Bedenken weiter Kreise des Kongresses der USA gegenüber den „globalen“ Getreidelieferungen an Warschau zum Ausdruck. Es war insbesondere darauf hingewiesen worden, daß die US-Hilfe für Warschau weithin gar nicht dem polnischen Volke zugute komme, sondern vom Gomulka-Regime nur dazu benutzt werde, um Devisen zu erwerben, die wiederum zur Unterstützung des Weltkommunismus verwandt würden.

## Chruschtschews verschärfte Parteikontrolle

M. Moskau. Das ZK der sowjetischen KP und der Ministerrat der Sowjetunion haben jetzt die von Chruschtschew während der Plenartagung des ZK am 19. November 1962 vortragenen Pläne zur Schaffung einheitlicher Partei- und Staatskontrollorgane durch einen Beschluß „legalisiert“. Zugleich ist eine Verordnung über die Organisation eines „Komitees für Partei- und Staatskontrolle“ sowie über entsprechende örtliche Organe mit genauen Richtlinien über die Zustellung und Funktion dieser Organe veröffentlicht worden.

Chruschtschew hatte die Schaffung einer dergleichen Kontrollorganisation unter Berufung auf eine Äußerung Lenins gefordert, daß eine ela-

Zone, den vertriebenen Ostdeutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße sowie der rd. einer Million deutscher Staatsbürger, die noch heute im sowjetisch und polnisch verwalteten Ostdeutschland leben, ein international anerkanntes Recht abzuspüren. Wir sind nämlich der Überzeugung, daß der evangelische Christ gehalten ist, das Recht zu achten und namentlich auch dann zu wahren, wenn dies Mächtigen der Erde gegenüber Mut erfordert. Für unser evangelisches Verständnis ist das Recht ethisch eine Einheit, die nicht willkürlich und dann noch zum Nachteil von Millionen eigener Mitbürger zerstört werden kann. Wir geben uns der Erwartung hin, daß Sie mit uns den HERRN der Kirche auch für den HERRN der unerlösten Welt halten. Sein Gebot an die Menschen gipfelt in der Nächstenliebe, die nicht durch eine vermeintliche Liebe ersetzt werden kann, der möglicherweise Dritte näherstehen als der Nächste, nämlich der eigene Mitbürger, den Sie allgemein und ohne individuelle Schuld für rechtlos erklären. Die göttliche Erhaltungsordnung dieser Welt würde sich in Anarchie verwandeln, Verlautbarungen des einzelnen werden zur Empfehlung des Nihilismus, wenn die internationale Rechtsordnung für nichts geachtet wird, die gerade die Aufgabe hat, den einzelnen Menschen gegen die Übermacht der Staaten zu schützen. Es bleibt überhaupt uersichtlich, wo in Ihren Thesen noch Raum für christliche Liebe ist. Wir können sie jedenfalls nicht in Ihrer Be-

## Stromsperrn in Polen und Ostdeutschland

M. Warschau. Rigorose Stromsperrn hat das rotpolnische Ministerium für Bergbau und Energie verfügt, um eine weitere Überlastung der Kraftwerke zu verhindern und einem Zusammenbruch der Energieversorgung vorzubeugen.

Wie der polnische Rundfunk berichtet, werden von den Stromabschaltungen nicht nur die Privathaushalte oder die Straßenbeleuchtung, sondern auch Industriebetriebe betroffen, wobei Produktionsrückgänge in Kauf genommen werden.

Wie der Sender mitteilte, ist die Überlastung des Energienetzes dadurch mitbedingt, daß zahlreiche Privathaushalte ständig Elektroöfen eingeschaltet haben, weil sie nicht über genügend Hausbrand verfügen.

Wie Radio Warschau weiter berichtete, hat die Kälteperiode den Staatshandel „völlig überascht“. In den Geschäften suche die Bevölkerung vergeblich nach warmer Schuhbekleidung, Unterwäsche, Handschuhen oder Ohrenschützern. Auch sei die Belieferung der Geschäfte mit Zigaretten, Salz und „einer Reihe anderer Artikel“ teilweise zusammengebrochen.

# Lukullus in den Dörfern rings um das Kurische Haff

In Juwendt, Kreis Labiau, lernte ich im Jahre 1925 zum ersten Male die Wunderwelt des Kurischen Haffs kennen. Mangels einer eigenen Häuslichkeit wohnte ich im Dorfgasthaus. Eines Tages fragte mich der Gastwirt mit einem verschmitzten Lächeln: „Wissen Sie, was Sie heute gegessen haben?“

„Eichleber!“

Ich hatte wohl den Wildgeschmack deutlich gemerkt, aber kein Aufhebens davon gemacht. Nun entspann sich ein interessantes Gespräch, dem ich folgendes entnehmen konnte:

Das alte Fischer- und Jägerblut pochte noch in den Menschen rings um den Großen Friedrichsgraben. Was dort in Wasser und Flur an Wild vorkommt, ist Gemeineigentum. Es darf zwar nicht jeder darauf Jagd machen, aber wer kann einen Eich hindern, daß er zu unpassender Zeit aufs Eis geht und sich an den Läufen Verwundungen zuzieht? Das war eben Pech. Niemand wußte Näheres über diesen Fall zu sagen, jeder bewahrte streng das Geheimnis und hatte seine eigene Meinung und Vermutung. Der Förster hatte seine Not, das Tier nach der Notschlachtung nutzbar zu machen und verkaufte das Fleisch für ein Butterbrot. Der Gastwirt als einziger „Herr“ weit und breit war natürlich zur Stelle und nahm sich den besten Happen, die Leber. Aber auch an anderen Kostbarkeiten fehlte es nicht. Wassergeflügel gab es fast das ganze Jahr über, Wildenten und andere Vögel, dazu auch Wildbret aus der Niederjagd: Feldhühner, Schnepfen, Fasanen. Die Fischgerichte wechselten dauernd das ganze Jahr über: Edeltander, Quappen, Quappenleber, Brassen, Hecht, eine Menge Kleinfisch aller Art, große und kleine Stinte, letztere in Brotteig gebacken, sonst vielfach in Essig gelegt, den großen Stinten an Geschmack weit überlegen. Herrlich auch Schleie, die man aber nicht im Haff fing, sondern in stillen, morastigen Waldteichen, die am Nemonienstrom lagen.

Kam dann das Frühjahr heran und hatte sich sich das erste Tauwetter bereits gezeigt, so war damit das Signal gegeben, daß bald der Kaulbarsch in Gestalt der herrlich mündenden Kaulbarschsuppe auf dem Speisezettel erscheinen würde. Man hörte dann tagelang das berühmte „Klappern“, denn der Kaulbarsch wurde durch Klappern gefangen. Das geschah so: Man hatte in das Haff eine Wuhne geschlagen und hier hinein ein langes Brett eingeführt, das mit seinem freien Ende erheblich aus dem Wasser herausragte und dort mit einem Hammer oder Holz bearbeitet wurde. Durch das Klappern wurde der Fisch mobilisiert, getäuscht oder neugierig gemacht, so daß er an das offene Loch

schwamm, um Luft zu holen oder sich zu orientieren, was dort los sei. Vielleicht war er auch in besonderer Weise durch das vibrierende Brett erregt worden, das seine durch das Klappern verursachte Schwingungen dem Wasser mitteilte. Der Fischer griff mit dem Netz ins Wasser und konnte eine Menge mit dem Kescher herausholen. Es waren kleine, stachelige Tiere von der Länge eines Fingergliedes höchstens, die gekocht und durch ein Sieb gerührt die prächtige Suppe ergaben.

Eine besondere Delikatesse war der Aal, der dort an der Ostseite des Haffs von Labiau bis herauf nach Gilge, Tawe, Loye und Inse gefangen wurde. Man servierte ihn in der Pfanne gebraten, gekocht in Dillsosse oder kalt in Gelee. Es war allemal ein Leckerbissen. In seltenen Fällen wurde der Aal aber auch in fingerlange Stücke geschnitten und im eigenen Fett am Spieß gebraten. Das war allerdings ein Festessen besonderer Art, für das selbst Lukullus alles andere hätte stehen lassen, um sich daran zu erfreuen. Nie wieder habe ich in einem anderen Dorfe am Rande des Kurischen Haffs dieses Spießaalgericht wieder gefunden, denn der Fang des Aals war in anderen Dörfern fast unbekannt, wurde jedenfalls nicht geübt. In Juwendt war der alte Kareit der Meister der Spießaalbereitung (unser Foto). Die Technik mußte verstanden sein. Rings um ein offenes Feuer wurden die mit Aalteilen bewehrten Stöcke in die Erde gesteckt. Das Feuer durfte weder zu stark flackern noch die Hitze zu intensiv sein, denn sonst hätten die einzelnen Stäbe mit den Aalteilen Feuer fangen können — oder das Fett wäre durch die Hitze des Feuers aus dem Aal abgetropft und verlorengegangen. Die Stäbe wurden dauernd gedreht, um den Aal von allen Seiten gar zu bekommen. Unmittelbar vom Feuer weg wurde er serviert, war butterweich und schmeckte unvergleichlich herrlich. Natürlich wurde ein guter „Kornis“ dazu gereicht, der bei diesem fettreichen Gericht ja notwendig war. Da kamen die Ostpreußen zu ihrem Recht und man hörte oft den beliebten Ausspruch: „Eins nehm' wir noch“ — der bald auf das Eßbare, bald auf das Trinkbare gemünzt war. Daß die Stimmung ausgezeichnet war, bedarf keiner näheren Erwähnung.

Aber merkwürdig, daß es bei dieser Schmauserei völlig sächlich zugeht! Niemand dachte an das Außergewöhnliche dieses lukullischen Mahles etwa in dem Sinne, wie der heutige Genußmensch sich solchen Tafelfreuden hingibt: „Wir haben's ja, wir können es uns ja leisten, wir wollen etwas vom Leben haben“ und so fort. Es war uns alles so natürlich. Die Natur bot es ja

in solcher Fülle neben anderen Alltagsgerichten, daß gar kein Grund gegeben war, hiervon besonderes Aufsehen zu machen.

Allerdings war es auch in damaliger Zeit schon etwas Außergewöhnliches, zu einem solchen Schmaus zu kommen. Es mußte etwa ein besonderes Fest vorliegen, bei dem der Gastgeber mit einer hohen Zahl von Gästen rechnen konnte (zum Beispiel eine Hochzeit), sonst war der äußere Aufwand zu groß. Und dann gehörte natürlich der Fachmann dazu! War der nicht vorhanden, kam überhaupt nichts zustande.

Und die anderen Dörfer am Rande des Haffs? Daß Lukullus bei Hermann Bloede in Nidden ständig residierte, ist bekannt genug. Dort



Der alte Kareit aus Juwendt beim Spießaalbraten 1925.

Foto: Hildebrandt

gab es für die Großstädter immer frisch gebackenes „grobes“ Brot, alle Feinessen, die das Haff an Fischen lieferte, stets frische Malbutter und frisch geschleuderten Honig „von der anderen Seite“ (aus der Eichniederung) und anderes mehr.

Zum Abschluß noch eine nette Geschichte von dem Fischer Peper in Rossitten. Im März war die Zeit des Lachsfangs. Der Lachs zog zu dieser Zeit nordostwärts zu den Laichplätzen in den russisch-finnischen Gewässern unmittelbar an der Nehrungs-Ostseeküste. Man hatte die ganze Nacht gefischt und einen Lachs gefangen im Gewicht von etwa vier Pfund. Da war es interessant, welche Überlegung man wegen der Verwertung anstellte. Dies eine Exemplar beim Fischhändler verkaufen? Das wäre eine Pracherei gewesen! Die eigene Küche? Die ist versorgt! Nein, — dem Pfarrer schenken! Probatur est!

So wurde es denn auch gemacht. Immer großzügig, nie kleinteilig!

# Urlaubstage zwischen Haff und See

Wenn in den Sommermonaten die Urlaubstage und die Reisezeit beginnen, dann gehen unsere Gedanken zurück, und wir erinnern uns an die schönen Ferientage, die wir auf unserer Kurischen Nehrung verleben durften. Schon Wochen vorher wurde davon gesprochen, und besonders die Kinder konnten den Termin nicht mehr erwarten und fragten ungeduldig, wann es denn endlich losgehe.

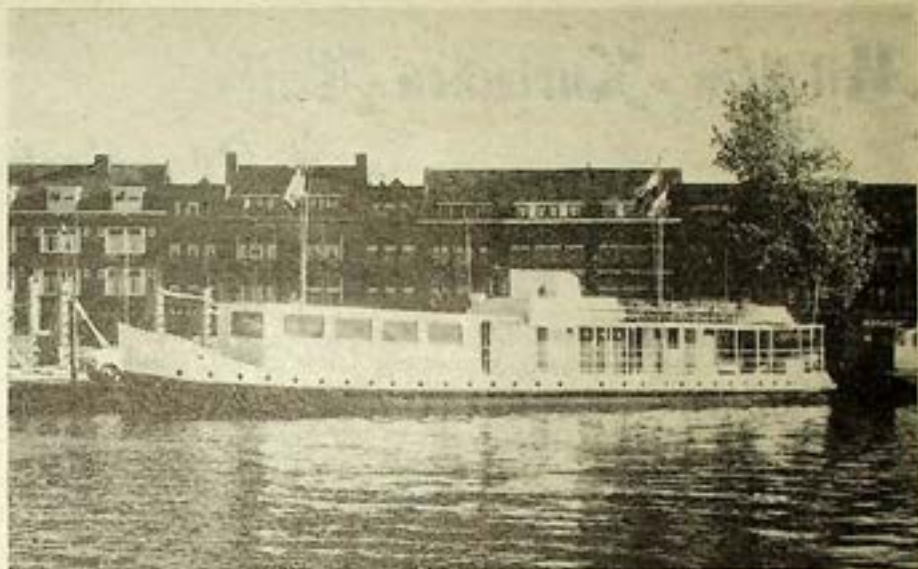
Und dann war der Tag herangekommen. Unser Ziel war Preil, dieses kleine Fischerdorf zwischen Perwelk und Nidden. Da die Cranzer Dampfer hier nicht anlegten, mußten wir am Sonnabend mit dem Marktdampfer fahren. Auch dieses war schon ein Ereignis besonderer Art. Um 13.30 Uhr legte die „Herta“ vom Marktplatz ab, hochbeladen mit leeren Fischkästen, Fässern, Flaschengebinden, Mehl- und Zuckersäcken und vielen anderen Waren und Lebensmitteln, die in den Nehrungsdörfern gebraucht wurden. Auch wenn man diese Tour schon öfter gefahren war, war sie immer wieder schön und bot neue Eindrücke. Dampfer, Schleppzüge, Segelyachten und Fischerboote wurden überholt oder kamen uns entgegen, Licht- und Wolkenschatten spielten auf den gelben Dünen und auf dem Wasser, und auf den Western saßen die Reiher und spähten nach Beute.

Schwarzort war die erste Station, doch schnell ging es weiter, denn die Schwarzorter fuhren mit ihrer „Trude“. Bald hörte der Wald auf, und die toten Dünen begleiteten uns bis Perwelk. Um den Pferdehaken und die Haffleuchte herum ging es tief in die Bucht, wo am Steg die Perwelker das Schiff verließen. Es war inzwischen 16.30 Uhr geworden, und es ging für uns auf die letzte Strecke — noch ungefähr eine halbe Stunde. Der Hintergrund der Nehrung wurde wieder dunkel, denn die Dünen waren hier bepflanzt. Schon tauchten die ersten Häuser von Preil auf. Das Schiff lief am Ort vorbei, denn der Steg lag in der tiefen Bucht

am Süden des Dorfes, unterhalb der hohen steilen Düne. Ein Zittern ging durch den Schiffskörper unter der Kraft der rückwärts mahlenden Schraube. Tausend wurden an Land geworfen, das Schiff lag fest. Unser Ziel war erreicht.

Unser Gastwirt erwartete uns mit dem Wagen, um unser Gepäck aufzunehmen. Die Kinder fuhren gern mit

genießen. Die drei Gasthäuser hatten sich ebenso wie einzelne Fischer auf den Fremdenverkehr eingestellt. Besonders für die Kinder war der flache Haffstrand ein Paradies. Tiefe Stellen gab es nicht, und so konnten sie ungefährdet baden und planschen und in den Kähen spielen. Eventuelle Teerflecke mußte man schon in Kauf nehmen. Zur See war der Weg recht weit; die Nehrung ist hier ziemlich breit, aber wenn man die Düne überschritten hatte, ging es durch schönen Laubwald. Am Dünengehöft überquerten wir die Post-



Die „Herta“ — heute

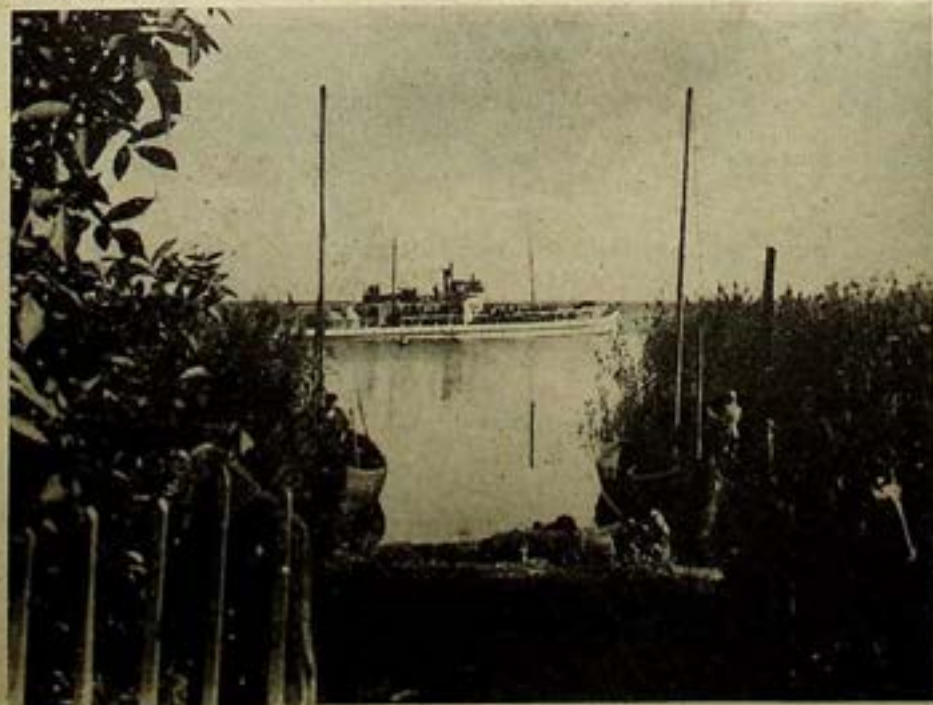
Die „Herta“ konnte sich bei Kriegsende über Bornholm nach Hamburg in Sicherheit bringen. Dort fuhr sie nach dem Zusammenbruch die Tour St. Pauli-Blankenese-Sulfburg. 1955 wurde sie nach Rotterdam verkauft, vollkommen umgebaut und als Passagierschiff auf dem Niederrhein eingesetzt. Die „Herta“ wurde 1909 in Landsberg (Warthe) erbaut und gehörte zuletzt dem Niddener Kaufmann Johann Froese.

Wir gingen das kurze Stück durch die Dorfstraße zu Fuß. In der freundlichen Veranda erwarteten uns schon gedeckte Tische und im Haus ein freundliches Zimmer. Die geruhsamen Urlaubstage konnten beginnen.

In den letzten Jahren kamen immer mehr Badegäste, um die Stille des Ortes und die Urwüchsigkeit der Natur zu

straßen und waren dann gleich an der See. Der Strand war breit, aber nicht so feinsandig wie in Sandkrug, auch gab es keine Badebuden, aber hinter den aufgezogenen Fischerbooten konnte man sich gut ausziehen. Ins Wasser ging es gleich ziemlich steil ab, und bei starkem Wellenschlag war Vorsicht geboten, aber bei ruhiger See konnte man zur ersten Sandbank durchwaten oder schwimmen, und dann stand man nur bis zu den Waden im Wasser. Nach dem erfrischenden Bad wanderte man langsam, meistens in angenehmer Gesellschaft, wieder zurück. Wenn man dann auf der Höhe stand, lag das Dorf unter uns, und man hatte einen herrlichen Ausblick auf das Haff. Am Nachmittag wurden Spaziergänge gemacht: am Haff entlang in Richtung Nidden oder Perwelk oder in die Palve zwischen Düne und See. Hier konnte man öfters Elchen begegnen. Einen ganz besonderen Genuß bot eine Wanderung auf dem Kamm der Düne, entlang des Kaiserweges, der zu dem höchsten Punkt, dem Wetzkrug (68 m), führte. Von hier hatte man an klaren Tagen einen unvergeßlichen Rundblick nach See, bis Brusterort und Memel und hinüber zum Festland. Dieser weite Horizont ist es, den wir in unserer neuen Heimat am Hochrhein, die gewiß landschaftlich sehr schön ist, vermissen.

Zu den ganz besonderen Ereignissen gehörte eine Fahrt ins Elchrevier, die unser Gastwirt mit seinen Gästen machte. Dann ging es kreuz und quer durch das Revier zwischen Preil und Perwelk, durch Dickicht und Sumpf, bis die Urtiere in ihren Verstecken auf-



Mit der „Herta“ nach Preil

Unser Bild zeigt den beliebten Marktdampfer beim Passieren des Schwarzorter Schiffsgrütsels.



gespürt waren. Manchmal waren es über 20 Stück, die wir zu sehen bekamen. Vor den Fuhrwerken hatten sie keine Angst. Auch Segelfahrten auf dem Haff waren eine schöne Abwechslung, ebenso war es schön, ein Abend am Haff zu sitzen und die erleuchteten Dampfer vorbeifahren zu sehen. Die Leuchtfeuer von Perwelk und Windenburg blinkten uns ihre Grüße herüber. Ein grandioses Schauspiel war es auch, ein aufziehendes Gewitter zu beobachten. Nehrungsgewitter haben es in sich, und sind sie einmal über dem

schmalen Landstrich, dann ziehen sie nicht fort. See und Haff wirken als Wasserscheiden und halten sie fest, bis sie ausgelobt haben.

Nur zu schnell vergingen die schönen Tage, und der Tag der Abfahrt kam immer näher. Mit dem Wagen fuhren wir entlang der Poststraße nach Nidden und von dort mit dem Schiff wieder nach Hause. Gut erholt und braungebrannt konnten wir wieder an die Arbeit gehen. Ja, es war sehr schön auf unserer Nehrung, und sie wird uns immer unvergessen bleiben. W. J.

gefaßt, auf denen viele Fischreiter unbeweglich stehen und auf Beute lauern. Ihre Horste sind in den Reiterbergen am Ende von Schwarzort. Gleich dahinter beginnen dann auch die hohen, weißen Wanderdünen.

Wir haben es uns in einem Liegestuhl auf dem Oberdeck bequem gemacht und lassen uns von der Sonne braten. Voraus kommt die Haffleuchte von Perwelk in Sicht, ein kleiner, mitten im Wasser stehender Leuchtturm. Die Landseite tritt immer weiter zurück, um später dann fast ganz zu verschwinden. Wenn wohl hier die Breite des Kurischen Haffs erst etwa 10–12 km ist, so erreicht sie später doch über 40 km.

Auf der Nehrung passieren wir das kleine Fischerdorf Perwelk und später auch Preil, und nachdem wir den Bullwik-Haken querab haben, grüßt uns bereits der Leuchtturm von den Höhen Niddens. In flotter Fahrt nehmen wir nun Kurs auf den Niddener Hafen. Beim Näherkommen erkennen wir die lange Veranda von Hermann Blode, dahinter auf dem Berg das Thomas-Mann-Heim und die kleine Kirche und erfreuen uns an dem friedlichen Bild dieses einzigartigen Badeortes, dem Paradies der Maler.

Pünktlich laufen wir in den Niddener Hafen ein, und wie in Schwarzort nehmen auch hier die Portiers der verschiedenen Hotels und auch die Fischerleute ihre Pensionsgäste in Empfang. Hier in Nidden ist aber auch die litauische Paß- und Zoll-Abfertigung, denn kurz hinter Nidden war ja damals die leidige deutsch-litauische Grenze. Doch wir werden heute ja von diesen Formalitäten nicht weiter berührt! Nach Erledigung aller behördlichen Formalitäten kann das Schiff seine Reise fortsetzen. Drüben auf der Landseite liegen Windenburg und schon auf deutscher Seite Karkeln, und dazwischen liegt die Mündung des Memelstromes. Kurz hinter Nidden, auf der Höhe des Grabster Hakens, begegnet uns auf Gegenkurs der Königsberger Dampfer „Cranz“, der morgens in entgegengesetzter Richtung seine Fahrt von Cranzbeek angetreten hat.

## Mit dem „Kurischen Haff“ nach Cranzbeek

„Die Reederei des MS. „Kurisches Haff“ veranstaltet ab sofort täglich Tagesausflugs-Fahrten nach Cranzbeek und zurück. Der Gouverneur des Memelgebiets hat genehmigt, daß Memelländer für diese Tagesausflüge kein litauisches Visum benötigen. Auch ein deutsches Visum ist nicht erforderlich. Allerdings ist ein Verlassen des Schiffes auf deutschem Territorium (Rossitten, Cranzbeek) nicht gestattet.“

Diese Notiz konnten wir eines Tages unter „Lokales“ im MD lesen; sie wurde damals mit großer Freude zur Kenntnis genommen, erhielten wir doch hiermit die Möglichkeit, für einige Stunden „Heimatluft“ zu schnappen.

Es muß hierbei daran erinnert werden, daß — abgesehen davon, daß man damals für ein litauisches Visum für eine Besuchsreise nach Deutschland immerhin 100 Lit bezahlen mußte, welcher Betrag für viele von uns eine erhebliche Belastung darstellte — ein bestimmter Personenkreis überhaupt kein litauisches Visum erhielt und auch in vielen Fällen die Erteilung eines Visums von der augenblicklichen Laune des „Ponas Referentas“ abhing.

Die Reederei des MS. „Kurisches Haff“ stellte den Fahrpreis für diese Ausflugsfahrten äußerst günstig — er war niedriger als für eine einfache reguläre Fahrt von Memel nach Cranzbeek und somit auch für einen jeden tragbar. Es wurde dann auch von dieser Möglichkeit sehr rege Gebrauch gemacht. War eine solche Fahrt mit dem großen, eleganten Schiff, vorbei an den unvergleichbaren Schönheiten unserer Kurischen Nehrung doch wirklich die schönste Erholung!

In der Erinnerung wollen wir heute zusammen einen solchen Tagesausflug unternehmen:

Bei herrlichem Sonnenschein finden wir uns kurz vor 8 Uhr auf der Norderhuk ein und gehen mit den letzten Fahrgästen an Bord unseres MS. „Kurisches Haff“. Nach drei Sirenen-Tönen werden die Trossen losgeworfen, die Motoren springen an, und unsere Fahrt beginnt. Von drüben grüßt der Sandkrug und vorbei an den Anlagen der Schiffswerft Lindenau, der Zellulose-Fabrik und der verschiedenen Industriewerke auf Schmelz gehts in flotter Fahrt südwärts. Auf der Landseite erkennen wir die Einfahrt in den König-Wilhelm-Kanal, und nun geht unsere Fahrt dicht an die Nehrung heran, denn wir müssen dem Schweinsrücken

— eine lange Untiefe mitten im Haff — aus dem Wege gehen. Auf den aus dem Wasser ragenden Flächen tummeln sich große Scharen aller möglichen Wasservögel, die dort ihre Nahrung suchen. Jetzt ist die Fahrinne rechts und links von Bojen und Tonnen gekennzeichnet. Auf der Nehrungsseite passieren wir Erlenhorst, und drüben erkennen wir Starrischken. Inzwischen hat uns der Steward im Speisesaal ein solennes Frühstück serviert, das wir uns gut schmecken lassen.

Doch schon kommt Schwarzort in Sicht. Während bis hierher die Nehrungsdünen durch Bepflanzung mit der kleinen Bergkiefer künstlich befestigt sind, empfängt uns Schwarzort mit altem Hochwald. Vorbei am Blocksberg und dem Bernsteinhafen, steuern wir den Landungssteg an. Fahrgäste gehen von Bord und kommen neu hinzu. Fracht und Post werden abgegeben, und nach kurzem Aufenthalt geht unsere Fahrt weiter. Das schöne Schwarzort mit seinen kleinen Fischerhäusern, seinen Gaststätten, der kleinen roten Kirche vor dem schwarzen Eva-Berg im herrlichen Sonnenschein bietet ein wunderbares Bild. Das Fahrwasser ist hier an beiden Seiten von Werten ein-



Schöne Heimat am Haff

Wiegende Kieferäste, wogende Schilfgürtel, silberner Spiegel des Haffes, unendlicher Sommerhimmel — dies schöne Bild von M. Bate mit dem kurischen Fischerkahn enthält viel Stimmung. So konnten wir unsere Nehrung, so lieben wir sie noch heute.

Auf der Nehrung haben wir jetzt die höchsten Erhebungen mit der Toten Düne hinter Nidden und mit der festgelegten hohen Düne bei Pillkopen, dem kleinen Fischerdorf, welches wir nun auch ansteuern. Ein Fischerkahn mit einem langen Wimpel am Segel ist das Signal für unseren Kapitän, daß der alte Gulbis uns einige Fahrgäste abgeben will. Mit einem sicheren Manöver kommt dann auch der Kahn längsseits, und schnell klettern die Passagiere zu uns herüber, und die Fahrt geht weiter.



**Abendliche Heimkehr**

Während die Sonne sinkt, passieren wir die Schwarzortler Dünenkette.

Auf: P. Höwert

Nachdem in Nidden die litauischen Zollplomben von den deutschen Warenvorräten entfernt worden waren, haben wir dem Steward schon dort den Auftrag erteilt, uns gleich ein Fläschchen „Henkell-Trocken“ kaltzustellen: wir wollen ja heute auch einmal etwas genießen, und mir schmeckt ein Glas Sekt am Vormittag immer am besten! Abgesehen davon, daß der hohe litauische Zoll uns gewöhnlich Sterblichen damals den Genuß einer Flasche Schaumwein ja fast unmöglich machte. Wir lassen es uns also gut schmecken und können nun auch einige Segelflugszeuge beobachten, die über dem Nehrungskamm ruhig und sicher ihre Bahnen ziehen. Bei Rossitten befand sich ja bekanntlich die Segelflugschule.

Und bald liegen wir auch an der langen Mole in Rossitten, wo die deutschen Zoll- und Paßformalitäten erfolgen. Auch hier dauert der Aufenthalt nicht lange, und jetzt gehts auf die letzte Teilstrecke nach Cranzbeek. Hinter Rossitten verschwinden allmählich auch wieder die hohen Dünen der Nehrung und werden immer flacher. Im Osten ist das Land schon lange unseren Augen entschwunden. Große Mövenschwärme folgen beharrlich dem Kielwasser unseres Schiffes und stoßen begierig auf alles herab, was über Bord fällt. Brotstücke, in die Luft geworfen, werden von ihnen in elegantem Flug erhascht.

Während die Nehrung bei Nidden etwa 3-4 km breit ist, ist die schmalste Stelle bei Sarkau mit etwa  $\frac{1}{2}$  km,

etwa 6 km vor Cranz. Die Häuser von Sarkau können wir im Grün versteckt gut erkennen. Gestärkt von einem guten Mittagessen, kommen wir wieder an Deck und können nun voraus schon Land erblicken. Es ist die Südseite des Kurischen Haffs, und rechts im Walde erkennen wir auch schon den Wasserturm von Cranz.

Die Richtbaken an der Mündung der Beek werden angesteuert, das Schiff verlangsamt stark seine Fahrt, und jetzt gehts hinein in die sehr schmale, flache Beek mit ihren vielen Windungen. Das flache Wasser in der Beek fällt beim Vorwärtsweg des Schiffes stark ab und läuft dann hinterher mit starkem Schwall wieder auf. Daher müssen alle Schiffe in der Beek ganz langsam fahren, um Uferausspülungen nach Möglichkeit zu vermeiden.

Und dann liegen wir mit unserem Schiff gegen 14 Uhr an der Brücke in Cranzbeek fest. Das Ziel unserer Reise ist erreicht. Der Zug, der die Fahrgäste weiter nach Cranz und nach Königsberg bringt, steht schon auf dem Anschlußgleis, und nur die Tagesausflügler bleiben an Bord, denn wir dürfen das Schiff ja leider nicht verlassen. Einige von uns haben vorher ihre Bekannten in Königsberg benachrichtigt, die nach hier herausgekommen sind und jetzt an Bord kommen und bis Rossitten mitfahren und so einige Stunden des Wiedersehens feiern können.

Nachdem der Zug abgefahren ist, wird das Schiff mittels Leinen und Winden gedreht und erwartet nun seine neuen Fahrgäste für die Rückfahrt, die ein anderer Zug von Königsberg herab bringt. Im Kiosk an Land winken deutsche Schokolade, Keks, Süßfrüchte usw., und durch das Schiffspersonal lassen auch wir uns natürlich etwas hiervon besorgen.

Und nachdem die neuen Fahrgäste an Bord gekommen sind, geht's nach etwa einer Stunde Aufenthalt auf die Rückreise. Und einen langen, schönen Nachmittag und Abend lang genießen wir dann nochmals die unvergleichbaren Schönheiten, die uns eine solche

Fahrt bietet. Immer wieder wird man von den unvergeßlichen Bildern tief beeindruckt. Ob es die hohen, weißen Dünen sind, mit der weiten Wasserfläche davor, in den fast unnatürlichen Farben der späten Nachmittagssonne oder die kleine, rote Kirche vor dem schwarzen Evaberg in Schwarzort oder die Wenter mit den darauf sitzenden Fischreihern oder die gegen Abend auslaufenden vielen Keiteltkähne mit ihren phantastischen Segeln oder die im Mondlicht silbern spiegelnde weite Wasserfläche des Haffs oder vielleicht auch das Spiel der Mövenschwärme im Kielwasser des Schiffes — immer wieder wird man von der einzigartigen Schönheit unserer Heimat eingefangen und in ihren Bann gezogen.

Ich habe zehn Sommer lang Gelegenheit gehabt, mit vielen Reisenden aus allen Himmelsrichtungen an Bord zu sprechen, die uns dort oben zum ersten Male besuchten: Fast ausnahmslos waren sie alle hell begeistert von der Schönheit der Natur, die sie bei uns vorfanden und von der sie vorher kaum eine Vorstellung hatten. Viele von ihnen kamen dann auch fast in jedem Jahre wieder zu uns und wurden auch bei sich zu Hause begeisterte Werber für den Besuch unserer Heimat.

Unser Tagesausflug nähert sich nun seinem Ende. Gegen  $\frac{1}{9}$  Uhr kommt Memel in Sicht. Die vielen Lichter der Stadt und des Hafens und darüber ein silberner Mond, vom Tief herüber blüzt das Blinkfeuer vom großen Leuchtturm, am Preußenkai liegt die schmutzige „Preußen“ im Lichterglanz, und drüben am Sandkrug das Kurhaus und der Konzertgarten mit seinen Lichterketten: es ist wirklich ein schönes Bild und ein schöner Abschluß eines Tages, wie wir ihn nur in unserer Heimat erleben konnten.

Der Scheinwerfer unseres Schiffes leuchtet die Einfahrt der Dange an, und nach einem sicheren Landungsmanöver liegt MS. „Kurisches Haff“ an der Norderhuk fest, wie an jedem Abend auch heute wieder begrüßt von einer großen Menschenmenge. Heg.



**Dort hinten muß Nidden liegen**

Vom Schalenberg ging der Blick weit nach Süden in Richtung Nidden. Zwischen der Ostsee und der Wanderdünenkette am Haff breitet sich die Palwe, in der das Eldrevier lag. Auf: H. A. Kuschel

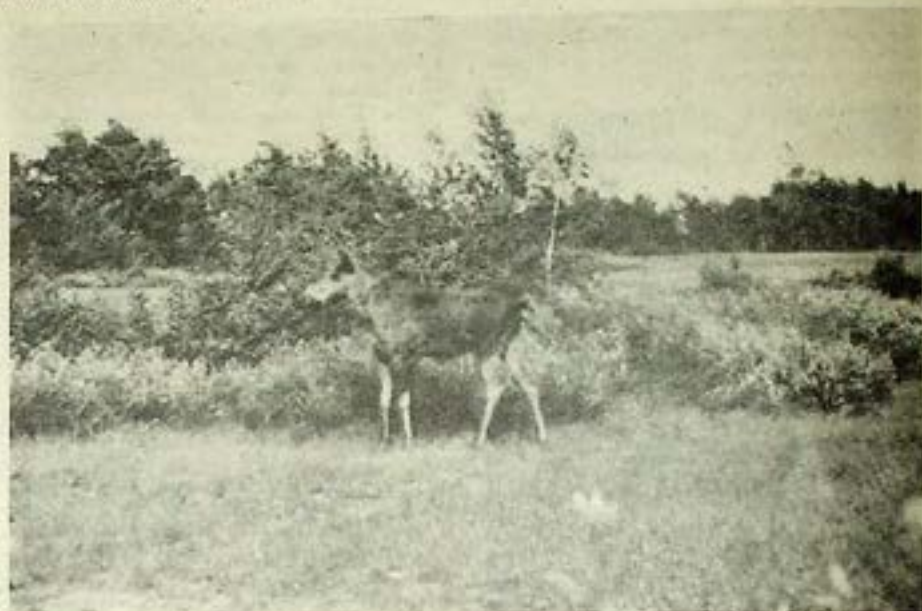
# Unterwegs im „Schlör“

Ach, was war das für eine Freude, wenn man eine Segeljolle hatte! Meine nannte ich voller Zärtlichkeit meinen „Schlör“, und ich habe in ihr manch schöne Fahrt zur Kurischen Nehrung und auf die Festlandseite des Kurischen Haffes gemacht. Bis Ruß kamen wir auf solchen Fahrten.

Mit meinem Freund Fritz machten wir eine schöne Ferienfahrt, an die ich mich heute noch erinnere. Nachdem wir uns genügend Proviant besorgt hatten, paddelten wir aus dem Festungsgraben, wo mein Liegeplatz war, unter der Kettenbrücke durch in die Dange. An der Süderhuk wurde aufgetakelt, und die Fahrt über das Haff begann. Mit gutem Winde ging es dem ersten Ziele zu: Starrischken. Die netten Fischerhäuschen erstreckten sich lang am Haff, und immer fand man dort ein gastliches Quartier. Hier machten wir einen schönen Spaziergang durch den schattigen Wald, bis wir zu der Gaststätte kamen, die am König-Wilhelm-Kanal liegt und die ein beliebtes Ausflugslokal der Memeler war.

Am nächsten Tag wurde die Fahrt fortgesetzt. Mit Rufen und Winken passierten wir die Fischerboote, in denen die Starrischker und Schäferer Fischer schon fleißig bei der Arbeit waren. Wir hielten quer über das Haff nach Schwarzort, wo wir bei Mutter Ehmer in der Jugendherberge gastfreundlich aufgenommen wurden. Wir streiften durch diesen schönsten aller Nehrungsorte, waren am Landungssteg und am Bernsteinhafen und vor allem natürlich in dem berühmten Schwarzort Hochwald mit seinen herrlichen Wegen und Aussichtspunkten. Wie wundervoll war der Ausblick vom Blocks-

berg oder von den Dünen. Mit einem Blick umfaßte man auf der einen Seite die Ostsee, auf der anderen Seite das Haff. Natürlich besuchten wir auch unsere Bekannten, vor allem unseren



Bei Perwelk sahen wir Elche dicht am Haffufer stehen . . .

Aufn.: W. Witte

lieben Freund Gottfried Pietsch, der ein so offenes Herz für alle Wassersportler hatte und uns manchen guten Segelrat gab.

Weiter ging unsere Fahrt an dem versunkenen Karweiten vorbei zu den Wanderdünen. Bei Perwelk sahen wir Elche dicht am Haffufer stehen. Deutlich hoben sich ihre mächtigen Schau-

fern vom weißen Sande ab. Von der Preiler Haffleuchte aus konnte man schon den Niddener Leuchtturm und das schmucke, rote Dorfkirchlein auf dem Berge erblicken. Hier machten wir unser Boot bei Fritz Rademacher fest, bei dem wir uns wie zu Hause fühlten. Wir durften dort auch eine echte Kurhochzeit miterleben. Es war ein

farbenprächtiges Bild, das ich nie vergessen werde. Für einige Tage streiften wir durch Nidden, das mit seinen vielen Gästen aus dem Reich ein berühmter Badeort war und doch nichts von seiner Ursprünglichkeit eingebüßt hatte.

Die Fahrt quer über das Haff zur Festlandseite war unser nächstes Unternehmen. Bei stürmischem Wetter war dieser Kurs nicht ungefährlich, ist hier doch das Haff so breit, daß man die andere Uferseite nicht sehen kann. Wir hatten Glück mit dem Wetter und kamen gut an der Windenburger Ecke vorbei nach Kuwertshof, wo wir beim Leuchtturmwärter Station machten und uns von seinen beiden Töchtern verwöhnen ließen. Er selbst war ein humorvoller Erzähler und war froh, wenn er in seiner Einsamkeit Abwechslung bekam.

Zu Fuß wanderten wir von hier über die duftenden Wiesen und durch anheimelnde Dörfchen bis Ruß, wo wir mit wehmütigen Herzen an der Grenze standen und sehnsuchtsvoll nach Deutschland schauten. All meinen Freundinnen und Freunden möchte ich zurufen: Denkt ihr noch manchmal daran?

Willi Redwells.

## Niddener Thomas-Mann-Haus als Wallfahrtsort



Das Niddener Thomas-Mann-Haus ist einer der wichtigsten Anziehungspunkte für die heutigen Nehrungsbesucher geworden. Es soll alljährlich von vielen Ausflüglern und Exkursianten besucht werden. Im Text zu diesem Bild, das

wir einer sowjetischen Zeitung entnehmen, kann man lesen, daß die Orte Nidden, Schwarzort und Perwelk schon wieder von tausenden Touristen, Ausflüglern und Erholungssuchenden als Ziel erwählt werden.

... und in diesen Tagen kommt der Briefträger zu Ihnen! Vergessen Sie bitte nicht das **Postabonnement für unsere Heimatzeitung** zu erneuern damit die **Lieferung nicht unterbrochen wird!**

# Wo sind die Schwarzorler Fischer geblieben?

Viele deckt der grüne Rosen — „Urbsch“ kam 1956 von der Nehrung

Ach, die Erinnerungen an unser liebes Schwarzort! Nie kann man sie vergessen. Immer schweifen unsere Gedanken nach dort, wo wir Fischer in der schönen Malenzeit die Perpel und in der Ostsee die großen Lachse gefangen haben. Juni und Juli waren für uns Fischer eine Zeit fast ohne Arbeit, weil dann das Wasser blühte und die Netze verschlammten. Aber im Juni begannen wir bereits mit den Vorbereitungen für die im Juli stattfindende Fischerregatta, die für uns das Hauptfest des Jahres war. Zu viert fuhren wir nach Memel, um bei unseren Freunden Preise zu sammeln, und wir hatten auch immer Erfolg. Die Memeler Kaufmannschaft, der Memeler Segelverein — sie hatten für uns Fischer immer ein offenes Herz. Schwerbeladen kamen wir heim und konnten auch noch den letzten Teilnehmer mit einem ausländigen Trostpreis bedenken. Der Memeler Segelverein unter seinem kürzlich verstorbenen Vorsitzenden Schröder stand uns immer hilfreich zur Seite. Die „Juer“ stellten uns für die Regatta die „Laskapelle“, die aus Grundsatz keine deutschen Märsche spielen wollte. Aber nach zwei Flaschen Skaidrojas, die wir ihnen spendierten, waren sie bereit, mit meinem Lieblingsmarsch, den Alten Kameraden von Teiko, zu beginnen und alle anderen deutschen Märsche folgen zu lassen.

Ja, und am Abend in der „Eiche“ war alles im Garten versammelt mit Frau, Kind und Kegel, die lieben Freunde aus Memel dabei natürlich miteinweg. Wie mündete der trische Räucheraal, zu dem Bier und Schnäps getrunken wurden! Ach, was war das für eine schöne Zeit in Schwarzort — damals!

Und heute? Im Kalender von 1954 sind in dem Aufsatz „Schwarzortler Intimitäten“ die Schwarzortler alle aufgezählt. Daß darin der „Fissel“ als Nichtschwimmer hingestellt wird, hat mich etwas geärgert. Ich habe ziemlich gut geschwommen und hätte es bestimmt mit dem mir bekannten Schreiber, einem lieben Freund, aufgenommen. Die Frage jenes Artikels, wo sich alle Genannten heute befinden mögen, kann ich ziemlich genau beantworten.

Fangen wir bei Gottfried Pietsch an, er erlag bei der Ausübung seines Berufes in einem Fischerboot vor Rostock einem Herzschlag. Fritz Peleikis (Piskarall) hat sich in Klein-Strömkendorf in Mecklenburg als Neubauer angesiedelt. Martin Peleikis (Vob) verhungerte in den Nachkriegsjahren in Mecklenburg. „Tommy“ Johann Sakuth lebt in der Bundesrepublik. Hans Sakuth (Bong) sitzt in der Lüneburger Heide auf dem Trockenen. Heinrich Pietsch (Lukénbach) ist auch tot. Der Schwarzortler Glöckner Gottfried Peleikis, „Schmuck“ genannt, starb in Leipzig. Auch Hans Kakies ist tot. Johann Resas, der „Pentis“ starb in Lübeck. Fritz Gutowski (Kuckuck) ist in der Fischereikolchosa in Saßnitz auf Rügen als Netzmacher tätig. Fritz Schillbach (Rok) ist tot. Johann Engelin, der (Dakter), erlag in Schwarzort einem Herzschlag. Hans Pietsch (Cognac) schläft in Pillau den ewigen Schlaf. Martin Pietsch, der „Rabauk“, lebt noch heute in Schwarzort. In Kiel finden wir Fritz Engelin (Phutz). Michel Schillbach (Hoske) ist Neubauer in Mecklenburg, und zwar

in Neu-Bukow. Michel Pietsch (Mull) lebt auf Rügen. Fritz Resas lebt in Sachsen als Landarbeiter. Auch Fritz Pietsch (Stoß) ist Neusiedler in Mecklenburg. Karl Lack (Pilack) ist tot, ebenfalls Hans Peleikis (Blank) und Hans Resas, der zuletzt Fischmeister auf der Insel Usedom war und auf einer Dienstreise vom Zug überfahren wurde. Tot ist auch Max Pietsch, der „Priester“. Fritz Pietsch II (Plun) lebt in Stralsund und betreibt dort wieder Großfischerei. Julius Pietsch, der „Bucksche“, lebt in Schleswig-Holstein.

## Memelländer gehen nicht unter

# Trikotagen von Georg Schudnagis aus Höxter

Von Dwielan an die Weser — Die Westfalin auf dem Memeler Markt

Wir lernten Herrn Georg Schudnagis kennen, als er an eine deutsche Illustrierte, die auf einer Landkarte unser Memelland vergessen hatte, einen geharnischten Brief schrieb. Wir baten ihn, unseren Lesern zu erzählen, wie er nach Höxter und zum Trikotagenhandel kam. Hier lassen wir ihn selber sprechen:

„Mein Leben und Werdegang ist so eigenartig und wunderbar, daß ich, Rückschau haltend, immer nur von der Fügung Gottes sprechen kann. Mein Elternhaus stand in dem stillen, dicht an der Grenze gelegenen Dorfe Dwielan bei Pözeiten. Zur Schule in Deegeln hatte ich einen Weg von einer halben Stunde. Als am 2. August 1914 der Weltkrieg ausbrach, stand ich auf unserer Wiese direkt an der Grenze und harkte das Heu zusammen. Da sah ich eine russische Patrouille die Grenze entlangkommen, und der Führer rief mir zu: „Germanski, nix raboti — ist Krieg!“ Damals ahnte ich noch nicht, was dieses Wort in sich barg. Aber bald trug ich auch die Uniform des Heeres. Der Zufall wollte, daß ich als Soldat nach Westfalen kam. Als der Krieg endete und die Franzosen im Februar 1920 das Memelland besetzten, war es mir klar, daß eine schwere Zeit für das Memelland begann. Ich verließ den elterlichen Hof, um mich wieder nach Westfalen zu wenden.

Es war ein schwerer Anfang. Niemand war da, der mir helfen wollte. Aber ich war von zu Hause schweres Arbeiten gewöhnt. Mit Fleiß und Gottvertrauen ging es langsam aufwärts. 1921 gründete ich schon meinen eigenen Hausstand. Meine Frau war eine Westfälingerin, und ich habe meine Wahl in den 35 Jahren unserer Ehe nicht bereut. Als sich bei mir ein im Kriege zugezogenes Leiden bemerkbar machte, riet mir der Arzt zu leichterer Arbeit, und so sattelte ich auf das Textilgewerbe um. Nach schweren Jahren als Vertreter gründete ich 1928 mein eigenes Geschäft. Als wir nach Höxter kamen, eröffnete ich auch hier einen Laden für Strumpfwaren, Wollwaren und Trikotagen in der Marktstraße 25. Jahrelang arbeitete meine Frau mit mir allein im Laden. Jetzt haben wir fünf Mädels eingestellt, alles liebe, wertvolle Flüchtlingskinder aus dem Osten. Nach dem Zusammenbruch waren wir der Sammelpunkt für die Familienglieder, denen die Flucht

Auch Martin Lauzening (Mottke) lebt im Westen. Michel Sakuth, unser „Hein Mück“ ruht in Schwarzort. Johann Lauzening (Spon) ist krank und wohnt in Klein-Strömkendorf. Michel Katries, der „Urbsch“, war bis Ende 1956 noch in Schwarzort und durfte dann zu seiner Familie nach Rügen ausreisen.

Es ist eigentlich eine traurige Aufzählung. Die meisten bekannten Schwarzortler sind schon tot, und bis der Tag der Rückkehr kommt, werden weitere von ihnen zur ewigen Ruhe eingegangen sein. Die letzten der alten Garde leben ja nur noch aus der Hoffnung, das Memelland und ihr geliebtes Schwarzort einmal wiederzusehen.

aus dem Memelland gelungen war. Die meisten meiner Angehörigen haben die Flucht nach dem Westen nicht mehr geschafft und mußten zurückbleiben.



Das Ehepaar Schudnagis mit vier Verkäuferinnen vor dem Laden in Höxter.

Unvergeßlich bleiben uns unsere Besuchsreisen in die Heimat. Wenn ich noch an die Paßkontrolle in Pögegen denke! Im Krieg fiel sie ja fort, und von 1940 bis 1943 verbrachten wir alljährlich die Ferien in der Heimat. Es waren unvergleichliche Tage. Besonders für meine Frau war alles neu. Wir denken noch heute daran, wie wir einmal mit dem Pferdefuhrwerk nach Memel zum Markt fuhren. Meine Angehörigen hatten Blaubeeren gepflückt, und meine Frau bot sie auf dem Marktplatz an der Dange an. Sie fiel natürlich durch ihre hochdeutsche Sprache auf und war in kurzer Zeit ihre Blaubeeren los.

1944 waren wir zum letzten Male in der Heimat, um meine Mutter zur letzten Ruhe zu geleiten. Schon 1943 hatte sie uns von einem Traum erzählt, sie habe russische Soldaten an unserem Haus gesehen. Wir versuchten ihr auszureden, daß es Russen gewesen sein könnten. Aber sie blieb fest bei ihrer Meinung und sagte: „Vor deutschen Soldaten hätte ich doch nie solche Angst gehabt.“ Damals war die Front noch weit, und wir lachten über ihren Traum. Leider erfüllte sich alles, und viele Landsteute haben die Angst ausstanden, die meine Mutter im Traume auskosten mußte. Wir waren Gott dankbar, daß sie die Flucht nicht mehr zu erleben brauchte. Sie war fast 80 Jahre alt.“

# Die schnellsten Pferde hatte Keiluwit

Das Feuerlöschwesen auf dem Lande — Von Maria Jankus

Die Veröffentlichungen zum 100. Geburtstag der Memeler Berufsfeuerwehr haben die Frage aufgeworfen, wie es auf dem flachen Lande mit dem Feuerlöschwesen bestellt war. Unsere Mitarbeiterin beantwortet diese Frage für den Kreis Memel.

Ein geordnetes Feuerlöschwesen war im Kreise Memel und wohl auch in den anderen Landkreisen bis zum großen Brande von Memel nicht zu finden. Erst am 2. Februar 1889 wurde eine Polizeiverordnung erlassen, die eine sofortige Organisation des ländlichen Feuerlöschwesens zur Folge hatte. In den Dörfern wurden freiwillige Feuerwehren gegründet, und schon 1890 besaßen die meisten Ortschaften eine gewisse Grundausrüstung für den Feuerschutz. Diese bestand in der ersten Zeit zumeist nur aus einer tragbaren Handfeuerspritze. Verschiedene Gemeinden eines Amtsbezirkes — Clausmühlen ging hier im Kreise Memel voran — gründeten einen Zweckverband und legten ihre Mittel zusammen, um fahrbare Feuerspritzen anzuschaffen. Damals bekamen auch Nidden und Schwarzort eine große Druckspritze. 1897 beschaffte sich der Amtsbezirk Wensken eine fahrbare Feuerspritze, die in Lanckuppen stationiert wurde. 1912 folgte Poeszeiten. 1904 wurde das Feuerlöschwesen in den memelländischen Landkreisen einem Kreisbrandmeister unterstellt, der dem Königsberger Feuerlöschdirektor unterstand.

Wie war das nun, wenn ein Feuer ausbrach? Vom Postamt in Prökuls aus wurde das Feuerhorn geblasen. Sofort mußten die Pferdebesitzer ihre Tiere der Wehr zur Verfügung stellen. Überall wurden die Pferde aus den Ställen geführt oder aus den Wagen gespannt. Kaufmann Keiluwit hatte die schnellsten Pferde von Prökuls und war daher immer als erster am Spritzenhaus, das am Ortsausgang nach Drucken lag. Die Pferde wurden vor die Druckspritze gespannt, die von vier bis fünf Mann bedient werden mußte. Die später kom-

menden Pferde zogen die Wasserbehälter.

Zumeist brannte es in den umliegenden Dörfern, wo Funkenflug oder Blitzschlag die vielfach noch strohgedeckten Dächer in Brand gesetzt hatten. Da die Entfernungen zum Teil erheblich waren und die Holzhäuser wie Zunder brannten, kam die Hilfe oft zu spät, zumal es auch an vielen Stellen an Wasser mangelte; denn ein Brunnen war schnell leergepumpt.

Wirkungsvoller wurde die Löschhilfe aus Prökuls, als die Gemeinde vom Memeler Magistrat ein ausrangiertes Kraftfahrzeug erwarb und sich für 4000 Lit eine deutsche Motorspritze kommen ließ. Als Karlosum sei vermerkt, daß diese Spritze wegen Zoll- und Devisenschwierigkeiten zur Litauerzeit über — Schweden eingeführt werden mußte. Dabei fielen die Prökulser fast auf einen Schwindler herein, der zwar den Scheck des Prökulser Vorschußvereins einlöste, aber die Spritze nicht liefern wollte. Die Prökulser mußten sich einen schwedischen Anwalt nehmen, der ihnen endlich zu ihrem Recht und ihrer Spritze verhalf.

Das war ein großer Tag, als die neue Spritze in Prökuls eintraf! Aber — Schreck — die Gebrauchsanweisung fehlte, und erst mit Ach und Krach brachte man das neomodische Teufelsding in Gang. Als dann die Motorspritze auf dem Marktplatz in Gegenwart von Gästen aus Memel vorgeführt werden sollte, streikte sie schon wieder. Der Druckener Bauer Konrad, der sich etwas Mut angetrunken hatte und nicht zu den Wehrmännern gehörte, sparte nicht mit Spott: „Bei mi brännt! Bei mi brännt“, schrie er, „een ohlet Wief löschd mehr wie ihr!“ Als dann

kurze Zeit später bei ihm wirklich Feuer ausbrach, brannte nur ein großes Wirtschaftsgebäude ab, dazu sein Lieblingshund. Die anderen Gebäude wurden durch die Prökulser Wehr in umsichtiger Weise gerettet. Mit hängendem Kopf ging er hinfort an der neuen Feuerwehrhalle am Marktplatz vorüber.

In Prökuls hat es eigentlich seit 1913 nicht mehr gebrannt. Damals brannte das Kaufhaus Walter (vormals Baumgardt) gegenüber Keiluwit bis auf die Grundmauern nieder. Es war ein altes Gebäude, das früher zu Adl. Prökuls gehört hatte und erst einige Jahre vorher verkauft worden war. Der Brand brach an einem schönen Sommertag vor Johanni aus. Im ersten Weltkrieg erbaute Ziegeleibesitzer Rasch hier ein neues, schönes Kaufhaus mit Gastwirtschaft, Tanzsaal und Fremdenzimmern sowie einer Bäckerei. Dieses Haus war bis zur Vertreibung eine Zierde des Ortes.

In der Umgebung gab es dafür häufiger Feuer. 1934 brannte die Spritzenbrönnerlei des Gutes Adl. Prökuls nieder. Dabei wurden wertvolle elektrische Anlagen und auch die Pumpe, die das Wasser aus der Minge heranschaffte, vernichtet. Den größten Einsatz hatte die Prökulser Wehr wohl 1936 oder 1937, als ein sehr großes Wirtschaftsgebäude des Gutes Stragna in Flammen aufging. Damals konnte die Wehr das Feuer auf seinen Herd lokalisieren und weiteren Schaden verhüten. In den ersten Kriegsjahren wurde auf dem Bahnhof ein Waggon mit entzündeten Strohballen gelöscht. Im Juni 1943 wurde die Prökulser Feuerwehr sogar in Tilsit von einem russischen Luftangriff, der die Lindestraße in Schutt und Asche gelegt hatte. Über die Beteiligung der Prökulser Feuerwehr am Gardener Großfeuer hat Brandingenieur Lebius schon im MD berichtet.

Dieser Bericht soll nicht abgeschlossen werden, ohne der aufopferungsvollen Tätigkeit der Männer der Freiwilligen Feuerwehren in unseren Landgemeinden zu gedenken. Sie leisteten nicht nur ehrenamtlich Hand- und Spanndienste, sondern sie hielten auch die Löschgeräte, die Baulichkeiten und Einrichtungen immer tadellos in Schuf und opferten große Teile ihrer Freizeit diesen notwendigen Arbeiten und den Übungen. Sie trugen stolz ihre blauen Uniformen mit den blanken Knöpfen sowie die schwarzen Lederhelme. Und sie freuten sich, wenn sie diese Uniformen nicht nur bei Bränden, sondern auch an festlichen Tagen zur Schau stellen durften. Ich danke an den Ehrentag der Prökulser Feuerwehr Anfang Juli 1930. Von fern und nah waren die benachbarten Wehren auf dem Marktplatz aufgefahren, um sich in einer großen Übung zu vereinen. Der Ort hatte sich festlich geschmückt. Ein farbenfrohes Bild gab es auf dem Marktplatz. Die Fahrzeuge der Wehren waren von Schaulustigen umlagert. Im Hotel „Preußischer Hof“ fand die festliche Begrüßung statt. 400 belegte Brötchen wurden den auswärtigen Gästen als Stärkung gereicht.

Bei Anfragen — bitte Rückporto beilegen!

Aus Leserkreisen werden an unseren Verlag täglich zahlreiche Anfragen in persönlichen Angelegenheiten gerichtet. Wir beantworten diese Anfragen gerne, können es aber in Zukunft nur tun, wenn gleichzeitig Rückporto beigelegt wird.



Die Prökulser Feuerwehrr an der Markthalle

Unser Bild zeigt die Prökulser Freiwillige Feuerwehrr zur Litauerzeit, an die die litauische Aufschrift an der Markthalle erinnert. Eine Reihe der abgebildeten Wehrrmänner ist nicht mehr am Leben. In der Vorderreihe der zweite und dritte von rechts (Utch und John) sind schon in der Heimat verstorben. Jedesteit, der erste von rechts, war damals Bürgermeister und verstarb 1948 im Westen. Der vierte von rechts, der Mühlen- und Hausbesitzer Bronski, starb in Mecklenburg nach der Flucht. Der dritte von links, der Ebemann der Verfasserin, starb in Malente im Januar 1946. Ede Stuhler, der erste von links, lebt in Sachsen. Wo mögen die anderen geblieben sein?

Oskar Zinkwe, der jetzt mit seiner Ehefrau bei seinem jüngsten Sohn in der Sowjetzone lebt, zum 75. Geburtstag am 11. Juli. Er ist einer der ältesten und bekanntesten Maurerpoliere Memels, der maßgebend am Bau der Städtischen Kinderklinik, der Kant-



schule und anderer öffentlicher Bauten beteiligt war. Trotz seines langjährigen Beinleidens ist er noch sehr rüstig und freut sich über jede Nachricht von Landsleuten. Er hofft, am 22. September bei guter Gesundheit seine goldene Hochzeit feiern zu können. Seit 1956 ist Herr Zinkwe Urgroßvater geworden. Jahrzehnte hindurch war er Leser unserer Zeitung, die er nun sehr vermisst. Wir senden ihm die allerherzlichsten Grüße und Glückwünsche.



zum 75. Geburtstag von Friedrich Luckau, der vielen Memelern noch gut bekannt sein mußte. Herr Luckau war der langjährige kaufmännische Leiter und Prokurist der Memeler Tabak- und Zigarettenfabrik L. Werblowsky. Friedrich Luckau wurde noch zum

gegründet haben, wo sie sich mehr oder weniger lange über unvergeßliche Memeler Zeiten ausquatschen können. Bis zum Wegzug von Limburg war Friedrich Luckau noch ein sangesfreudiges Mitglied des Limburger Männergesangsvereins, mit dem er verschiedene Male zu Gastkonzerten auf Reisen war. Auch in Memel war Friedrich Luckau in jungen Jahren ein eifriger Sänger, sei es in der Memeler Liedertafel oder im Oratorien-Verein, wo er so manche Solopartie unter Johow gesungen hat. Noch heute gehört seine ganze Liebe der klassischen Musik und vor allem seinem lieben Memel und dem unvergeßlichen Schwarzort. Jedes Jahr wohnte Familie Luckau während der Sommerferien und manchmal bis zum späten Herbst in Schwarzort. So mancher Fischerwirt dürfte sich noch an Luckaus erinnern, die sich als halbe Schwarzortler gefühlt haben. Das Memeler Dampfboot spielt heute noch eine große Rolle, und Papa Luckau darf es immer zuerst lesen. Mindestens 50 Jahre bezieht Herr Luckau schon das Memeler Dampfboot, das schon in seinem Elternhaus gelesen wurde.

Leider bereitet zur Zeit eine schwere Hüftgelenkarthritis Herrn Luckau viele Schmerzen, die er jedoch mit viel Geduld und sogar Humor erträgt. „Wer rastet der rostet“, meint Herr Luckau, und so geht er täglich zweimal mit seinem schönen Langhaardackel in Wiesbadens Kuranlagen spazieren, auch wenn's weh tut. Eine große Freude bedeutet es für Papa Luckau, wenn seine Tochter und Schwiegersohn aus Camberg i. Taunus zum Wochenende zum Besuch kommen. Dann wird stets eine kleine Autotour unternommen. Erst am 7. Juli trafen sich viele Memeler aus Frankfurt, Wiesbaden und Köln auf der Marksburg am Rhein und hielten ein frohes Wiedersehen. Selbst ein Memeler Klassenkamerad, Herr Max Böck, war mit seiner Frau zu dem Treffen gekommen. Möge Herr Luckau noch weitere schöne Jahre bei einigermaßen guter Gesundheit in Wiesbaden erleben! Alles Gute!



Heinr. Fornacon aus Memel, Speicherstr. 1, jetzt in Bielefeld, Große Kurfürstenstr. 41, zum 70. Geburtstag am 18. Juli. Das Geburtstagskind, das gerade eine Gallenoperation hinter sich hat, war am Memeler Hafen allgemein als „Wassermann“ bekannt.

Herr Fornacon hatte die Trinkwasserversorgung der Seeschiffe im Memeler Hafen unter sich. Schon seit 1905 war er beim Wasserstraßenamt beschäftigt und arbeitete u. a. am Bau der Südermole mit. Seine Ehefrau lernte er während des Krieges in Pommern kennen, als er von ihr als Verwundeter gepflegt wurde. Ein Sohn von ihm fiel in Rußland. Die noch lebenden drei Kinder sind im Raume Bielefeld verheiratet. Seine 4 Enkelkinder gratulieren besonders herzlich!

dem Eisenbahner Hans Jurawitz aus Memel, Rosenstraße 1, jetzt in Hamburg-Lurup, Fahrenort 109, zum 70. Geburtstag am 27. Juni. Er ist durch eine langjährige Krankheit sehr mitgenommen, aber geistig noch sehr rege. Wie

in früheren Jahren liest er das MD mit großem Interesse. Wir wünschen ihm von Herzen alles Gute.

Herrn Walter und seiner Frau Berta Bajohr zum Fest der Silbernen Hochzeit, die sie am 18. Juni begehen konnten. Das Ehepaar wohnte bis Juni 1939 in Mädelwald und verzog dann nach Tilsit. Nach der Flucht im Jahre 1945 wohnte das Ehepaar einige Zeit in Magdeburg, wo es ein kleines Häuschen besaß. 1947 verzog es nach Eberswalde bei Berlin. Im Jahre 1951 mußten die Eheleute Bajohr zum zweitenmal nach West-Berlin fliehen. Seit 1952 wohnen sie in Tübingen, Eisenhutstr. 26. Walter Bajohr, der in Wilkischken geboren ist, während seine Frau aus Mädelwald stammt, gehört der Memellandgruppe Südwürttemberg-Hohenzollern an. Die Memellandgruppe wünscht dem Ehepaar, daß ihm noch viele gemeinsame Jahre voller Glück, Gesundheit und Frohinn geschenkt werden mögen.

#### zur Steuermannsprüfung

Horst Pulkeit aus Memel, Kreuzstr. 1, jetzt Lübeck, Hochstr. 1 hat am 6. 7. 1957 an der Seefahrtsschule in Lübeck die Steuermannsprüfung für große Fahrt (Patent A 5 voll) mit gut bestanden.

#### Zellulosefabrik verarbeitet falsches Holz

In der Wilnaer Zeitung „Tiesa“ nimmt im April ein Volkswirtschaftler des Finanzministeriums V. Simkevicius zu dem wirtschaftlichen Chaos Stellung, das in vielen Industriezweigen Sowjetlitauens herrscht. Er gibt zu, daß eine Reihe von Industriebetrieben ungenügend mit Materialien und Rohstoffen versorgt wird. Wegen Materialmangels müßten die Betriebe öfter mit der Arbeit aussetzen. Die Produktionsqualität habe sich verschlechtert, und die Selbstkosten wären gestiegen. Die Leiter der einzelnen Ministerien sähen ihre einzige Sorge darin, nur ihren eigenen Plan zu erfüllen und sich um die Probleme der Nachbarressorts nicht zu kümmern. So erfülle die Holzindustrie wohl dem Buchstaben nach ihre Pläne, aber das Holz, das sie an Möbel-, Zellstoff-, Zellulosefabriken und andere Werke liefere, wäre minderwertig. So werde die Memeler Zellulosefabrik schon seit einer Reihe von Jahren mit Holzarten beliefert, die sich nicht besonders gut für die Zellstoffherstellung eigneten. -ch

#### 31 mal mehr Fische?

Memel ist der Heimathafen der litauischen Atlantikfischer geworden. Die Sowjetunion hat gegenwärtig auf dem Atlantischen Ozean sieben Hochsee-Flottillen, vorwiegend für den Heringfang. Die Memeler Flottille, zu der auch einige Memelländer gehören, hat im letzten Jahr in der Rangfolge der Erträge dieser sieben Gruppen den zweiten Platz eingenommen.

Die Kommunisten behaupten, Litauens Fischfang wäre heute 31 mal größer als zur Zeit der litauischen Unabhängigkeit. Das mag zutreffen, da weder Litauen noch das Memelland Fischdampfer besaß. Der litauische Fischfang von Polangen und Schwentoji aus war unbedeutend. Die memelländischen Fischer betrieben nur Binnen- und Küstenfischerei. Aber nun kommt das Seltsame: Importierte Heringe waren im „bourgeois“ Memelland bei jedem Dorfkrämer für einen Spottpreis zu haben, während sie heute im Arbeiterparadies mit eigenen Hochseeflotten

Weltkrieges als alter Herr eingezogen und machte als Kompanieführer bei der Memeler Küstenhillswehr den ganzen Rückzug über die Kurische Nehrung, das Samland und die Frische Nehrung mit. Als Flüchtling, krank und hoffnungslos, gelangte er endlich zu seiner Frau und Tochter, die in Limburg an der Lahn die zweite Heimat gefunden hatten. Der größte Schmerz für ihn war, daß sein einziger Sohn Gerhard 1944 an der Kurlandfront noch gefallen war. Nach zwei gut überstandenen Operationen und der Zuweisung einer eigenen Wohnung erwachten auch die Lebensgeister wieder, und Herr Luckau wurde Vorsitzender der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen im Kreise Limburg/Lahn. Seine Ehefrau Charlotte Luckau wurde 1945 bereits wieder in den Limburger Schuldienst übernommen. Viele Memeler Schulkinder der Simon-Dach-Schule werden sich noch gern an sie erinnern. Vielleicht gibt es auch noch so manchen alten Memeler, der zum Herrn Rektor Julius Luckau, dem Vater des Geburtstagskindes, zur Schule gegangen ist. Seit Januar 1957 wohnt Familie Luckau nun in Wiesbaden, Yorkstr. 19, wohin Frau Luckau versetzt wurde. Hier hat Herr Luckau auch wieder Anschluß an alte bekannte Memeler Herren gefunden, die einen Stammtisch

selbst für den zehnfachen Preis nur dann und wann zufällig in einem Laden erscheinen, worauf — wir denken an den Memeler „Heringskrieg“, über den wir schon vor einiger Zeit berichteten — sich die Käufermassen erbittert um ein Kilo Heringe schlagen.

Die Sowjetrepublik Litauen besitzt heute etwa 500 motorisierte Fischerboote. In der sowjetischen Presse wird lebhaft Kritik geübt, daß in der Fischerei zahlreiche Mißstände zu finden sind. Besonders die Binnenfischer werden angegriffen. Auch der Handel mit Fischen und Fischerzeugnissen wird gerügt. Der Ausbau des Memeler Fischereihafens auf Schmelz soll nur schlepplend vorangehen. Die Memeler Werft wurde längere Zeit nur für kleine Reparaturen benutzt, statt ihre Möglichkeiten zum Bau von Tankschiffen und schwimmenden Stützpunkten für die Atlantik-Fischer auszunutzen.

#### Die Fänge stehen nur in der Zeitung

Fast täglich liest der Memeler Sowjetbürger in seinen Zeitungen, welche großen Erfolge die Fischer haben. Im Frühjahr sollen 3000 Zentner Strömlinge mehr gefangen werden, als der Plan vorsieht. Nicht nur Stinte und Strömlinge sollen vermehrt in Schleppnetzen gefangen werden, auch die wertvolleren Ostseefische sollen mehr als bisher in die Netze gehen. Täglich werden in Memel 50 000 Fischkonserven hergestellt. Räucherfische soll es in großen Mengen geben — leider immer nur in der Zeitung. -ch



#### Dokumente des Ungarnkampfes

Die Erinnerung an die Geschehnisse in Ungarn, die in den Monaten Oktober-November 1956 die ganze Welt in Atem hielten und vor allem auch in der Bundesrepublik eine Welle der Anteilnahme auslösten, ist in unserer schnelllebigen Zeit schon wieder etwas verblaßt. — Gerade deshalb aber bedarf eigentlich jeder, der am Weltgeschehen interessiert ist, einer kurzen zusammenfassenden Darstellung des Ablaufs des ungarischen Volksaufstandes. Diese liegt in dem Büchlein unter dem Titel: „Der Volksaufstand in Ungarn“ vor. Gyula v. Zathureczky hat die Zusammenstellung von Presse- und Rundfunknachrichten besorgt, die einen wahrhaft erschütternden Eindruck vom Freiheitskampf des ungarischen Volkes vermitteln.

Die Schrift kann bei begründetem Bedarf kostenlos beim Büro Bonner Berichte, Bonn, Joachimstraße 10 angefordert werden.

#### Saison in Karlsbad

Es wird nicht zu viele Memelländer geben, die in Karlsbad Stammgäste waren. Wer aber den sudetendeutschen Kurort in den dreißiger Jahren kennenlernen durfte, wird gern nach dem Roman der Dänin Oktavia Rye „Saison in Karlsbad“ (Martin Herklotz Verlag, Marburg, Ganzleinen, 256 Seiten, 9,80 DM) greifen, die in anspruchsvoller, aber doch ansprechender Weise das Schicksal einer Reihe von Kurgästen mit den Karlsbader Gastgebern zu verbinden versteht. Es wird daraus nicht nur ein leichter Sommerroman für erlebnisreiche Frauenherzen sondern auch ein Denkmal für eine Stadt, die einst das Herz Europas war. K.

#### Der Inhalt des DRK-Paketes

Wie wir schon wiederholt berichteten, sendet das DRK vorverzollte Liebesgabenpakete an die Memelländer in der Heimat und in Sibirien. Anträge von Angehörigen nimmt jede DRK-Kreisstelle entgegen. Wo keine Einzelheiten bekannt sind, wende man sich an den zuständigen DRK-Landesverband.

Das „Memeler Dampfboot“ hat die Prozedur der Versendung einmal selber ausprobiert und sich zunächst an das Bundesvertriebsministerium, das die Mittel für diese Pakete zur Verfügung stellt, gewandt. Von dort wurde unser Antrag, einer memelländischen

Familie in der Heimat ein Paket zu senden, an das DRK-Präsidium weitergeleitet. Die Nachricht von der erfolgten Absendung erhielten wir nach weiterem Schriftwechsel vom Landesnachforschungsdienst des DRK in Oldenburg.

Das Paket, das in die Heimat ging, hatte einschließlich der Kosten für Vorverzollung einen Wert von 54 DM, wozu noch Portokosten in Höhe von 6 bis 8,40 DM kamen. Es enthielt zwei Frottiertücher, ein Paar Wollsocken, ein Pfund Mettwurst, ein Pfund Dosenbutter, 425 Gramm Rosinen, eine Dose Zitronensaft, ein Pfund Würfelzucker, 200 Gramm Kakao und ein Pfund Trockenmilch.

## ■■■■■ Aus den Memellandgruppen ■■■■■

### Das Mannheimer Bundestreffen

Als Tag der Heimat und in Verbindung mit dem Geburtstag unserer Patenstadt Mannheim findet das diesjährige Bundestreffen der Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise am 21. und 22. September in Mannheim statt.

Nach dem vorläufigen Programm wird am 21. September (Sonntag) um 16 Uhr der Vertretertag der AdM im Rosengarten tagen. Ab 18 Uhr wird ein Standkonzert vor dem Rosengarten die anreisenden Memelländer erfreuen. Um 20 Uhr werden sich alle Memelländer zu einem Heimatabend in der Wandelhalle des Rosengartens versammeln.

Der Sonntag wird um 11 Uhr eine Festveranstaltung im Musensaal des Rosengartens bringen, in der erstmalig der neue Mannheimer Oberbürgermeister Dr. Hans Reschke zu den Memelländern sprechen wird. Um 13 Uhr wird für den AdM-Vorstand und die Vertreter der Gruppen ein Empfang durch die Stadtverwaltung folgen. Um 15 und 16.30 Uhr sind zwei Lichtbildervorträge über das Memelland geplant. Natürlich wird es auch wieder die beliebten Stadtrundfahrten für die Memelländer geben, die Mannheim besser kennenlernen wollen. Der Sonntag wird mit einem geselligen Beisammensein im Bierkeller des Rosengartens schließen.

Anfragen und Quartiersmeldungen sind schon jetzt an das Hauptamt der Stadtverwaltung Mannheim, Rathaus E 5 zu richten. In beschränktem Rahmen sind Privatzimmer zur Verfügung.

#### Weserfahrt der Gruppe Bremen

Um an eine Dampferfahrt an unsere fernern, sommerlich-schönen Gewässer erinnert zu werden, führen wir am 30. Juni weseraufwärts zu den Badener Bergen.

Strahlender Sonnenschein und eine kleine frische Brise schufen bei allen Teilnehmern eine frohe Stimmung. Die Kinder wurden mit munteren Spielen unterhalten. Auch die Erwachsenen ließen sich's nicht nehmen, durch ein Negerkuß-Wettessen erheblich zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen.

Auf der Rückfahrt wurden die alten Heimatlieder gesungen, von unserem Landsmann Schmidt auf der Laute begleitet. Alle, die mit waren, werden noch gern an diese Sommerfahrt denken. — Unsere Jahreshauptversammlung findet am Sonntag, dem 8. September 1957, im Cafe Schrick, Ostertorsteinweg, um 16 Uhr statt.

#### Gut gelungener Ausflug

##### zur Hohensyburg

In diesem Jahr hatten es die Landsleute aus den Arbeitsgruppen Bochum, Dortmund und Hagen gut getroffen mit der Auswahl des Tages für den Jahresausflug. Als Landsmann Butkewitsch in Herdecke um 12 Uhr mittags eintraf, um den Ausflug, der für den 30. Juni vorgesehen war, zu leiten, zeigte das Thermometer im Schatten 30 Grad Hitze. So war es auch nicht verwunderlich, daß er alle Landsleute bei guter Laune im Garten des Ruhrschlößl' antraf, wo man kein Bier vertragen konnte, aber zur Limonade tapfer gegriffen hatte und die Mittagsmahlzeit hielt.

Landsmann Klein aus Dortmund meldete seine Gruppe an, die zum größten Teil erfreulicherweise aus jungen Memelländern bestand. Auch Frau Erika Stumber (früher Neumann) war erschienen, um alle Landsleute in Herdecke willkommen zu heißen. Darüber freuten sich alle Landsleute sehr, denn Erika Neumann ist Mitbegründerin der Memellandgruppen im Ruhrrevier und besonders der Arbeitsgruppe Hagen. Sie hat sich inzwischen verheiratet und kann im Augenblick nicht mitarbeiten. Später will sie aber wieder in die Spichen der Arbeit an den Landsleuten greifen. Es mußte nur allgemein bedauert werden, daß die Zusammenarbeit in der Planung nicht mehr klappt, denn die Termine kreuzen sich wie auch im Falle des Treffens in Hagen und des Ausflugs der Landsleute aus Westfalen-Süd. Obwohl eine Wanderung zur Hohensyburg geplant war, ließen wir uns alle im Schiffswinkel am Hengstoysee einschiffen und fuhren mit dem Dampfer bis zur Insel des Sees. Der Strand war steil und steinig und der Grund

... und in diesen Tagen  
kommt der Briefträger  
zu Ihnen! Vergessen  
Sie bitte nicht das  
Postabonnement  
für unsere Heimatzeitung  
zu erneuern  
damit die  
Lieferung nicht  
unterbrochen wird!

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1,— DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. - Verlagort: Oldenburg (Oldb).

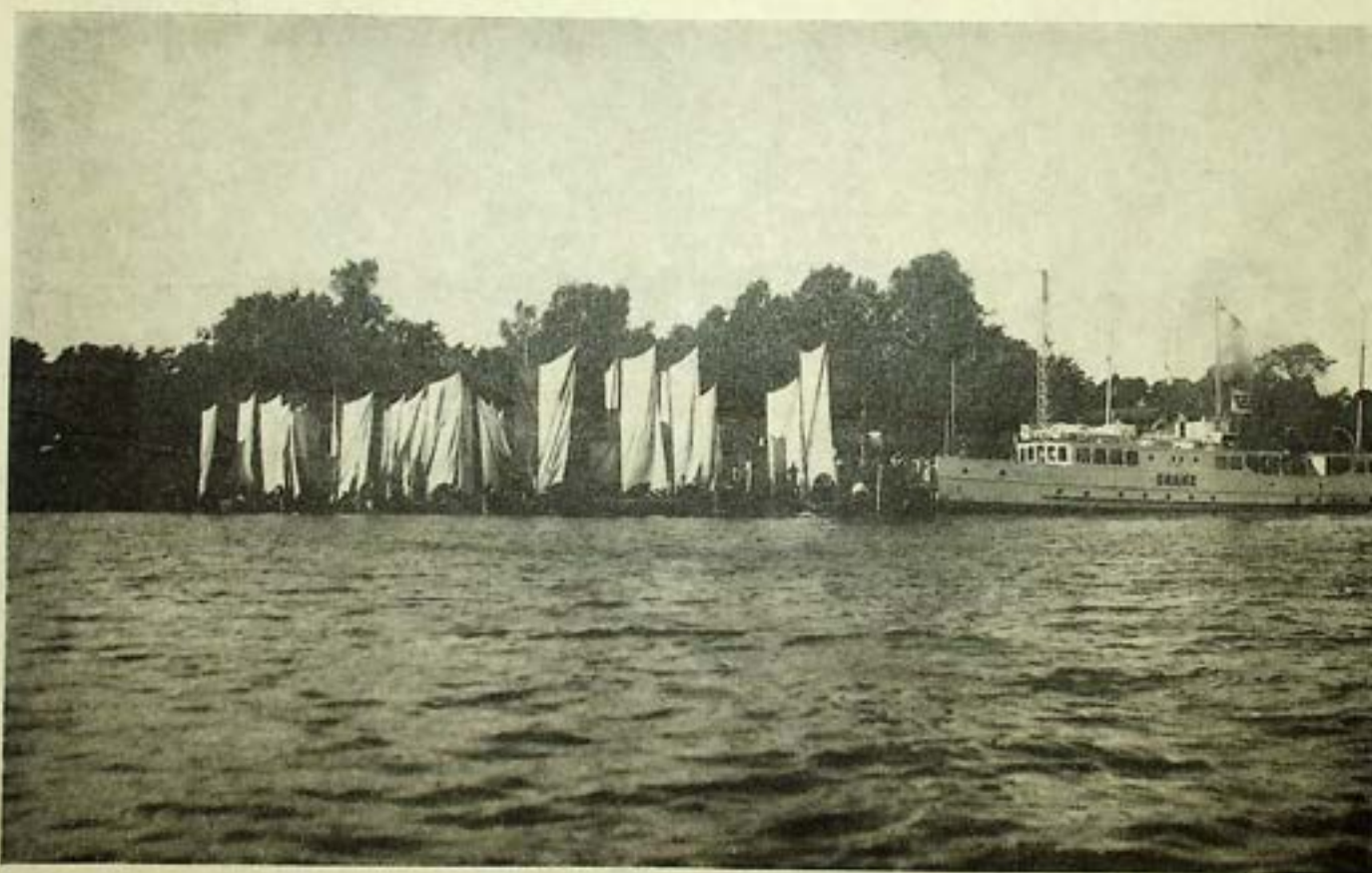


1 V 4694.D  
Geschäftsanzeigen die mm-Spaltzeile 35 Dpf., Familienanzeigen 30 Dpf., Suchanzeigen 10 Dpf., Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einrückung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburger Straße 105.

112. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. August 1960

Nummer 16



## Unvergeßliche Sommer am Haff

*Wenn wir Memeler vom Sommer sprechen, denken wir an die Nehrung. Unvergeßlich werden uns allen die Ferienwochen an Haff und See bleiben. Unvergeßlich bleiben Bilder wie dieses vom Schwarzorther Haffufer. Der Bäderdampfer „Cranz“ auf dem Weg nach Nidden hält am Landungssteg. Und die Kurenkähne schaukeln aufgetakelt — fertig zum Auslaufen. — Wir wollen nicht aufhören, auf den Tag zu warten, an dem alles wieder so sein wird wie damals.*



# Sibirien-Aussiedler! Bitte, helft!

Wieviele Memelländer leben noch in Sibirien! — Eine wichtige Umfrage

Als im Jahre 1955 der Postverkehr mit den Memelländern in Sibirien zu laufen begann, erreichten uns erschütternde Hilferufe unserer verschleppten Landsleute. Die genauen Angaben, die diese Briefe enthielten, versetzten uns erstmalig in die Lage, die Bundesregierung sowie das Deutsche Rote Kreuz über den wahren Umfang der Verschleppungen zu unterrichten.

Inzwischen sind schon viele Familien, auch aus Sibirien, in die Bundesrepublik ausgewandert und leben unter uns. An sie wenden wir uns heute mit einer wichtigen Umfrage, um deren sorgfältige Beantwortung wir dringend bitten. Alle Antworten erbitten wir an die Redaktion des „Memeler Dampfbootes“, Oldenburg (Oldb), Cloppenburg Straße 185.

Es geht um die Frage, wieviele Memelländer heute noch in Sibirien leben. Um diese Frage zu beantworten, muß man zuerst wissen, wieviele Memelländer überhaupt nach Sibirien verschleppt wurden, wieviele in Sibirien verstarben, wieviele in die Heimat zurückkehrten und wieviele in die Sowjetzone und in die Bundesrepublik ausreisen durften. Die Rechnung wird, wie man sieht, nicht leicht werden. Aber sie muß im Interesse unserer zurückgebliebenen Landsleute zumindest versucht werden. Dazu ist die Mithilfe aller Sibirien-Aussiedler notwendig. Die meisten von ihnen konnten die Ausreise nur durch die Hilfe von Angehörigen und Behörden in der Bundesrepublik erreichen. Nun sind sie an der Reihe, für diejenigen, die hier keine Angehörigen besitzen, den gleichen Liebesdienst zu erweisen.

1955 erreichten uns Briefe aus Sibirien, in denen von 20 000 bzw. 22 500 Memelländern in den Deportationsgebieten Irkutsk und Krasnojarsk geschrieben wurde. In diesen Briefen wurde behauptet, daß 1948/49 insgesamt 15 Güterzüge mit jeweils rund 1500 Memelländern nach Sibirien abgingen. Heute muß es möglich sein, die Zahl der Transportzüge festzustellen und damit zu einer halbwegs genauen Schätzung zu kommen, die den Umfang der Deportation umreißt.

Unsere Frage Nr. 1 lautet also: **An welchem Tag verließ Ihr Transport die Heimat? Aus wieviel Waggons bestand der Zug? Wieviele Menschen waren Sie in einem Waggon?**

Die Zahl der Menschen, die bisher aus Sibirien ausgewandert sind, ist im Vergleich zu den Angaben aus dem Jahre 1955 erschreckend klein. Auch wenn man annimmt, daß sich ein Teil der Verschleppten in die Heimat zurückführen ließ und ein anderer Teil vielleicht in die Sowjetzone kam, kommt kein erklärbares Ergebnis zustande. Rund 200 Personen nur haben sich beim Deutschen Roten Kreuz bzw. der deutschen Botschaft in Moskau gemeldet, die außerhalb des Memellandes in der Sowjetunion leben und ausreisen möchten.

Unsere Frage Nr. 2 lautet daher: **Von wievielen memelländischen Familien wissen Sie noch, daß sie sich in Sibirien befinden? Nennen Sie, bitte, Namen und Zahl der Familienangehörigen!**

Und schließlich noch ein Gedanke. Besteht die Möglichkeit, daß Memelländer noch an sibirischen Orten leben, von denen kein Postverkehr mit Deutschland möglich ist? Besteht die Möglichkeit, daß Memelländer in Sibirien noch nichts von den Ausreisen gehört haben? Aus Schilderungen unserer Aussiedler wissen wir, daß die Transporte bald nach ihrem Eintreffen in den Verbannungsgebieten so aufge-

spaltert wurden, daß ein Zusammenhalt der Memelländer in den meisten Fällen unmöglich wurde. Ist es denkbar, daß viele kleine Gruppen einfach von allen Verbindungen abgeschnitten leben?

Unsere Frage Nr. 3 heißt: **Halten Sie es für möglich, daß Memelländer in**

Sibirien leben, die bisher keine Möglichkeit zur Meldung hatten? Geben Sie, bitte, Gründe für Ihre Annahme an!

Senden Sie uns möglichst schnell Ihre Antworten auf unsere drei Fragen. Wenn es uns Memelländern in der Bundesrepublik nicht gelingt, mehr als die 200 gemeldeten Landsleute nachzuweisen, müssen wir damit rechnen, daß entweder

die Schätzungen des Jahres 1955 zu hoch gegriffen waren oder viel mehr Memelländer als angenommen in Sibirien verstorben und vermisst sind und somit abgeschrieben werden müssen.

Gelingt uns dagegen der Nachweis, daß sich noch weitaus mehr als nur die gemeldeten Memelländer in Sibirien befinden, so wird man die Bemühungen auf diesen bisher unerfaßten Personenkreis ausdehnen können.

Alle, die einmal Hilfe erwarteten und erhielten, werden gebeten, nun selber zu helfen.

## Das Evangelium des roten Matthäus

400 000 Litauer werden gesucht — Kein Wort von Sibirien

Unter der Überschrift „Wir und unsere Zukunft“ veröffentlicht der Vorsitzende des Sowjetlitauischen Ministerrates **Matthäus Schumauskas** einen längeren Artikel in der Wilnaer Zeitschrift „Leuchtturm“, der ein typisches Manifest kommunistischen Wunschenkens ist. In diesem roten Evangelium wird den unterdrückten Litauern das in der Zukunft auf sie wartende Paradies der Werktätigen versprochen, um ihre Gedanken von der tristen Gegenwart abzulenken. Da verschiedene Stellen dieser bolschewistischen Zweckarbeit auch für uns Memelländer von Interesse sind, haben wir sie in Auszügen übersetzt.

Im ersten Teil packt Schumauskas sofort ein heißes Eisen an. Er versucht die Frage zu beantworten, warum laut der jüngsten Volkszählung vom 15. Ja-



nuar 1959 die Zahl der Litauer von 1939 bis 1959 um 169 000 abgenommen hat. Er vergißt dabei den Hinweis, daß die Abnahme weitaus größer ist, da auch die natürliche Zuwachsraten durch Geburtenüberschuß berücksichtigt werden muß. Wo sind also die Hunderttausende von Litauern geblieben?

Der rote Matthäus hat dafür nur eine Antwort: Hitler-Deutschland ist schuld! Deutsche und litauische Faschisten hätten in dem kleinen Litauen während des Krieges 700 000 Menschen erschossen, unter denen sich bestimmt 400 000 Litauer befunden hätten. Die Deutschen und die bürgerlichen litauischen Kreise, die heute den Kommunisten die Schuld für den Bevölkerungsrückgang in die

Schuhe schieben wollten, hätten jeden siebten Litauer auf dem Gewissen. Zehntausende Litauer wurden zum Arbeitseinsatz — nach Deutschland deportiert und zum Teil erschossen, behauptet er dann weiter. Viele Litauer gingen an ansteckenden Krankheiten zugrunde, weil weder die „Hitlerininkai“ noch ihre litauischen Handlanger etwas für die Volksgesundheit übrig hatten. Es habe unter ihnen nicht nur an Medikamenten sondern auch an ganz gewöhnlicher Seife gefehlt. Niemand könne zählen, wieviele Opfer der faschistische Terror und der Nahrungsmangel hinterlassen hätten.

Dann folgt ein interessantes Zugeständnis, hinter dessen Zeilen man die Wahrheit suchen muß: Eine nicht kleine Zahl bester Menschen sei auch in den ersten Nachkriegsjahren von Banden bürgerlicher Nationalisten, deren Tätigkeit vom Auslande geschürt wurde, erschossen worden. Hier wird erstmalig von amtlicher Seite auf die Partisanentätigkeit Bezug genommen, die den Sowjets von 1945 bis 1949 in Litauen sowie im Memelland schwer zu schaffen machte und die indirekt zum Anlaß für die Massendeportationen nach Sibirien wurde.

Die Erklärungen, die Schumauskas für den Bevölkerungsrückgang anführt, können nicht unwidersprochen bleiben. Litauen hatte 1939 eine Einwohnerzahl von 2 880 000. Bei einer normalen Zuwachsraten hätte 1959, also nach 20 Jahren, bereits eine Gesamtbevölkerung von 3,5 Millionen vorhanden sein müssen. Wo sind also die 600 000 Litauer geblieben? Schumauskas spricht von 700 000 Erschossenen allein in Litauen, die auf das Nazikonto kommen, und er betont, daß unter ihnen 400 000 Litauer waren. Damit beziffert er die Zahl der in Litauen vernichteten Juden indirekt auf 300 000. Dagegen wis-

auf die Welt, die sich tief unten ausbreitet. Die Bewohner von Dachgeschossen wissen, daß man solche neue Ankömmlinge am besten fünf Minuten allein läßt.

Der Blick aber ist auch wunderbar. Wie sehen auf flache Dächer und auf steile, da nebeneinander schauen wir den Nachbarn dreier Geschosse in die Zimmer und dort weiter rechts zählen wir ab, wieviel fleißige Hausfrauen teppichklopfend die Luft verbessern, betrachten das Gefiribbel in den Straßen mit seinen Ameisenmenschen und den miniaturhaften Wagen und, weiter vorne, einen Hof mit einem schönen grünen Spielzeugbaum. Aus diesem Rauchfang da kräuselt sich durchsichtiger bläulicher Rauch, dort aber sendet ein anderer eine Edulz weißen dicken Dampfes zum Himmel. Zum Abschluß ziehen die Berge einen blauen Strich einge um diese zusammengehörigste Stadt. Der Himmel aber ist wie eine Halbkugel über uns und den Kopf da unten mit seinem Inhalt gestürzt. Und seinem Glas entlang gleiten schöne weiße Wolken.

So einen Rundblick über bewohnte Dächer, über Lärme und Zinnen besaß Epikur, der wunderliche Junggeselle. Er wohnte vier Treppen hoch im ältesten Teil Münchens, am Rindermarkt, in einer Einsamkeit, zu der nur Schwind ab und zu hinaufkletterte. Aber die beschauliche Ruhe, die es da oben gab, und den Einblick in das Getue der Menschen, die finden wie in seinem Werk wieder. Alle seine Bilder sind ja so gesehen, als ob wir von einem hoch gelegenen Fenster aus, behaglich eine lange Pfeife schmauchend, tief unten das Getriebe betrachten würden. Der Überblick wird zur Uberschau über das Leben, der hoch gelegene Ort der Betrachtung bringt eine natürliche Absehung und weitere Verstehen und Verzeihen menschlicher Schwächen. Freilich gilt das nur für den, der innerlich die Neigung zu solcher Lebenseinstellung schon besitzt. Aber auch sonst habe ich gesehen, wie das Leben hoch oben unter dem Dach dem Menschen immer wieder irgend etwas schenkt, das er so wichtig vielleicht doch nur dort empfangen kann. Eine der schönsten Dachwohnungen, die ich sah, bewohnt eine Emailleurin in Salzburg, die ehemals am Dessauer Bauhaus studiert hat. In einem braunen

Bauernhaus am Mönchsberg gelegen, kommt man über knarrende Holzstufen zu ihr. Es sind zwei enge Räume, voll mit Büchern und wohllichem Hausrat. Von dem einen Fenster sieht man hinüber zur Hohensalzburg, von Bäumen umrahmt ist ihr Bild. Und dann führt mich die Emailleurin hinaus auf den Holz balkon. Da nun liegt das ganze Salzburg zu meinen Füßen. Es ist Winter und Nacht. Müd schimmert vorne der Schnee und wunderbar glitzern die Lichter der nächstlichen Stadt. Die Sterne oben aber und die unten finde ich in den Bildemails dieser Künstlerin wieder. Immer wieder setzt sie Neuseitiges neben das Jüdische, immer wieder leuchtet beides nebeneinander auf.

Auch die Räume selbst sind mir in diesen Dachwohnungen lieber als in den Geschossen tiefer drunter. Werden sie doch von Menschen bewohnt, für die jedes unbelebte Ding Leben besitzt, die sich ihren Hausrat nie und nimmer aus den Möbelmagazinen holen, nein, hier ist jede Truhe, jeder Kasten, jeder Becher ein Gegenstand persönlicher Zuneigung, bedachter Wahl. Ja, nicht selten können wir aus dem, was wir da sehen, zurückschließen auf den Menschen, der diese Räume bewohnt. Ein bekannter Bühnenarchitekt hat sich einen Teil seiner Stimmöbel selbst aus schmalen und breiteren Kisten angefertigt, sie dann mit gepressten Kartonplättchen benagelt und schließlich bemalt. Sehen diese Armstühle nun auch plump und schwer aus, so sieht man doch mit Hilfe einiger Kissen recht gut in ihnen. Ich glaube, nur ein Mann der Bühne konnte auf diesen Einfall kommen. Bei einem der bedeutendsten österreichischen Maler wieder, dessen Bilder so recht die Umwelt dörflichen Lebens mit all seinem Zauber wiedergeben, fand ich prächtige alte Bauernschränke mit ihren reizvollen bunten Bemalungen, und die Wände waren voll behängt mit Hinterglasmalereien. Den eigenartigsten Eindruck aber empfing ich in der Dachwohnung einer Malerin. Sie bewohnt zwei tiefenhafte Räume, die nur so weit eingetichtet sind, als eben Möbel benötigt werden. Die beiden Räume sehen also nach Begriffen, die wie uns in tieferen Geschossen gebildet haben, leer aus. Ja, diese Leere, die nur da oder dort von einer Wand



Wid von den Wanderdünen auf das Kurische Hoff

oder einem Möbel begrenzt wird, läßt einem, wie in einem Wirbel, untergehen. Und dann, bedrängt von diesen Gefühlen der Einsamkeit, sehe ich den geisterhaften Tänzen einer schwarzen Angorakatze zu und weiß nicht, ob das nun Wirklichkeit ist oder nicht. Aber es ist Wirklichkeit, und diese Katze tanzt tatsächlich seit sie in der Liebe Pech gehabt hat und die Kater nicht mehr mag.

Aber freilich sind diese Dachwohnungen auch die Schauplätze lustiger Feste. Es gibt da eine beschwingte Heiterkeit, die selbst der leersten Börse trotzt, es gibt einen Reichtum an Einfällen, den sich auch der bestzahlende Festveranstalter nicht kaufen kann, weil er dann einfach ausbleibt. Alles ist auf den Augenblick gestellt und auf sein Lächeln, und selbst die toten Dinge scheinen auf den Spaß, der da geschieht, munter einzugehen. Es ist ja wirklich erstaunlich, was in wenigen Minuten aus Holz, Karton und Packpapier — alles mit sehr viel Farbe — entsteht. Und am schönsten ist es, wenn die Dichter zu malen und später die Maler zu dichten beginnen. Aber dem

noch sind mir die gedämpfter klingenden Abende bei einem bekannten Kunstgewerbler lieber. Da gibt es keine umgestoßenen Flaschen auf dem Fußboden und keine papierschlangenummwickelten Paare in nächtigen Ecken. Diese Abende haben lediglich eine, allerdings besondere Eigenheit: sie kennen nur Kerzenbeleuchtung. Das aber macht die Frauen unwahrscheinlich schön. Und der Hausherr hat immer seine stille Freude dran, wenn sich die Zahl der Komplimente magisch mehrt.

Ein Lob der Dachwohnung kann ich nicht beschließen, ohne zu berichten, wie Franz Werfel wohnt. Werfel nämlich hat sich ein prachtvolles Haus gekauft, das von Josef Hoffmann erbaut wurde. Da gibt es eine große, vornehm glatte Marmorthalle, da gibt es Räume sonder Zahl, jeder ein Hymnus für sich. Der Arbeitsraum aber, in dem Werfels Werke entstehen, den sucht man hier vergebens, denn der liegt knapp unter dem Dach. Der Regenjah kann klaffender nicht gedacht werden. Unten Prunk und Eleganz, hier jedoch, in dies-



Auf den hohen Dünen bei Nidden, Kurische Nehrung

fer schmuckloser Kammer, asketische Einfachheit. Aber nicht nur der Wille zu stärkster Verinnerlichung ließ Werfel diesen Raum wählen. Da ich an den Arbeitsplatz trete, verstehe ich den Dichter ganz. Von hier aus blickt man nämlich auf die lieblichsten Teile Wiens, auf die reben- gesegneten Hänge der Grinzinger Hügel

und darüber auf den Kohlen- und Leopoldsborg.

Selbst einer, der Räume von seltener Schönheit sein eigen nennt, flüchtet in den besten Stunden aus diesen Gelassen hinweg und die Treppen hinauf. Ich glaube, das überzeugt am besten von den Reizen, die das Dachgeschoß besitzt.

## Besuch auf der Kurischen Nehrung

Mit Aufnahmen des Verfassers / Von Paul W. John.

14. 12. 33 Prädigun.

Unser Zug donnert durch die ostpreussische Landschaft nach Königsberg, wo wir zum Nordbahnhof müssen, um von dort Kranzbel zu erreichen. Auf dem unruhigen Haffwasser schaukelt schon der große Dampfer, um uns in kurzer Frist nach Norden zu tragen, zur Kurischen Nehrung. Dieser etwa 100 km lange, schmale

Landstreifen zwischen Ostsee und Kurischem Haff hat schon den berühmten Forscher Alexander von Humboldt durch seine Eigenart und Schönheit vor 100 Jahren zu dem Ausspruch veranlaßt: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunder-

bares Bild in der Seele fehlen soll." An  
manchen Stellen nur etwa 500 m breit,  
beträgt ihre größte Seitenausdehnung

Links ein dunkler, bewaldeter Nehrungs-  
streifen auf, unterbrochen durch die Fischer-  
siedlung Zarauk, dann erscheinen in leucht-



Kurischer Fischer schneht seinen Wimpel

4 km. Hier befinden sich die höchsten und  
größten Wanderdünen Europas, die sich  
jährlich etwa 4—5 m durch die Einwirkung  
des Windes von der Ostsee auf das Haff  
zu bewegen. Teilweise hat man sie in der  
Nähe der Dörfschaften durch Anpflanzung  
von Strandhafer festgelegt, da sie früher  
ganze Dörfer begruben.

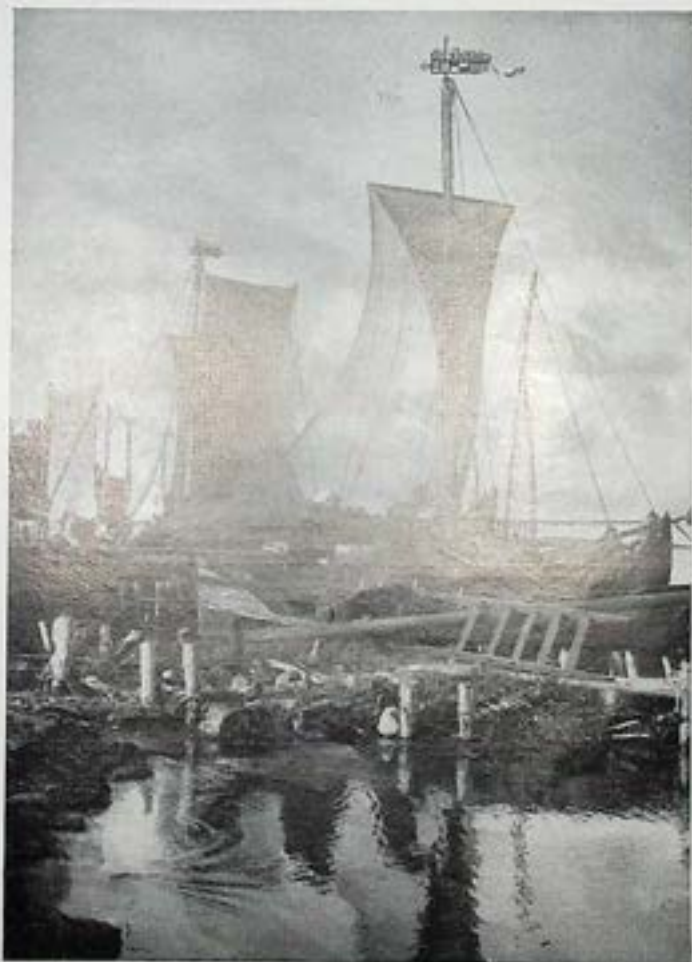
Bei der Dampferfahrt über die weite,  
unübersichtbare Wasserfläche taucht bald zur

tendem Gelb die ersten Dünen, um sich mit  
geringen Unterbrechungen über den ganzen  
Landstreich bis zur Südspitze gegenüber  
von Memel hinzuziehen. Ein packendes  
Bild bieten diese bis 60 m aufsteigenden,  
gleich einem Gebirgszug am Haffrand sich  
erhebenden Wanderdünen.

Am schönsten ist die Dünenwelt im  
Herbst, wenn die leuchtenden Farben des  
Himmels sich vertieft zu haben scheinen, Be-

schwader von schneerweißen Möven auf dem Wasser schwimmen oder in der durchsichtigen Luft schweben. Besonders die wil-

und teilt politisch das Gebiet in zwei Teile. Als Polen im Oktober 1920 die litauische Stadt Wilna nahm und nicht mehr her-



Im Fischerhafen von Nidden

den Herbststürme formen bei Tag und Nacht die Kuppen und Ränder der Dünen aufs Neue, so daß man ständig die wunderbarsten Naturveränderungen entdecken kann. Neben dem Strandhafer und der Stranddistel bilden sich rötlich blühende Thymianheiden, die von weitem an blühendes Heidekraut erinnern.

Zwischen Rossitten und Nidden geht jetzt seit 1923 die litauische Grenze hindurch

ausgab, besetzten am 10. Januar 1923 litauische Freischüler das Memelgebiet als „Schadenersatz“. Auf der Pariser Botschafterkonferenz im Februar 1923 wurde Litauen dann die Oberhoheit übertragen.

Nidden, das größte Dorf der Nehrung, baut sich in hübschen Terrassen am Hafener auf. Seine Eigenart und Ursprünglichkeit lockte schon seit Jahren besonders viele Maler an; auch Thomas Mann hat



Bewimpelte Boote im Hafen von Pillkopen

hier seinen Commercium. In den schiffs-gedeckten, uralten, schotensteinlosen Gehöften wohnen die kurischen Fischer. Sie haben ständig einen schweren Kampf um ihre Existenz zu führen. Zu allen Jahreszeiten fahren diese Männer bei dunkler Nacht hinaus, um die ausgelegten Netze einzuholen. Wie oft kehren sie mit leeren Händen heim, und selbst bei gelungenem Fang erhalten sie nur wenig Geld für ihre Fische.

Am Ufer finden wir die dunkelgeteereten, eigenartig geformten Fischerkähne mit ihren braunen Segeln und buntfarbigem Wimpeln auf der Mastspitze. Jeder Fischer schnitzt und bemalt seinen Wimpel selbst und ist stolz darauf, wenn seine Arbeit an Kunst die des Nachbarn übertrifft. Diese kurischen Wimpel sind das Wahrzeichen aller dortigen Fischerboote.

In den unwegsamen Erlenbrüchen zwischen Nidden und Preil hausen noch etwa

70—80 Gläbe. Sie stehen unter Naturschutz, und die männlichen Vertreter der mächtigen Tiere bieten mit ihren starken Schanzelgeweihen einen prachtvollen Anblick. Man fährt am besten mit Wagen in ihre Reviere, da sie Pferde fast immer ohne Schaden heranlassen. Nähert man sich ihnen zu Fuß, galoppieren sie meist schnell davon.

Zwischen Rossitten und Pillkopen haben auch die Segelflieger der Rhön-Rossitten-Gesellschaft ihr Lager aufgeschlagen und benutzen die Dünen für Flugversuche, da dort fast immer ein günstiger Wind vorhanden ist.

Einen ganz besonderen Ruf besitzt die Kurische Nehrung bei Vogelkennern, denn seit 1901 besteht in Rossitten eine Vogelwarte, begründet von Professor Thieme mann, in der die Rätsel des Vogelzuges plannmäßig erforscht werden. Etwa 250



Fischer aus Vilkoppen beim Trocknen ihrer Netze.

Vogelarten wurden hier beobachtet und festgestellt, von denen ungefähr der vierte Teil auch regelmäßig brütet. Consi schon fast ausgestorbene Tiere, wie den schwarzen Storch, den Wanderfalke und Nachtreiher, findet man hier vertreten. Ende August, wenn die Zugvögel nach dem Süden wandern, passierten oft an einem einzigen Tage etwa 300 000—400 000 Vögel die Meerenge. Sie kommen zum großen Teil aus Rußland, dem Baltikum, Polen und Deutschland. Da die meisten Vogelarten nachts durchziehen und deshalb nur

schwer beobachtet werden können, ist die geschätzte Zahl wahrscheinlich noch viel zu niedrig. Das eigentliche Beobachtungsgelände befindet sich etwa 6 km südlich von Kossitten, „Almenborst“ benannt, wo ein einfaches Jagdhaus den Forschern als Stützpunkt dient. Im Kossittener Haus werden den Besuchern auch lebendige, seltene Vögel gezeigt und die übrige Schausammlung ausgestopfter Tiere stellt ein vogelkundliches Heimatmuseum dar, in dem fast alle dort vorkommenden Vogelarten beobachtet werden können.

## „Leonore 1“ / Von Gunnar Erikson.

Leonore 1, Heimathafen auf Pellworm, zog unter vollem Segel, das brandrot in der Nachmittagssonne blühte, ihren Weg durch die Wasser der Nordsee. Guter Wind; Glutzeit. Freundlich die Sonne vom hohen Himmel, unter dem in seinem

Kutter Boy Hinrichsen sang. Er dachte an sein Mädchen. Seine braune, starke Hand lag am Rohr des Steueres, seine hellen Augen lugten voraus.

Noch gute eineinhalb Stunden bei diesem Winde, und dann ist's bis Pellworm noch



ein Viertelstündchen, freute er sich. Da dachte er auch an Mutter, die so tief und still geliebte, alternde Mutter, deren Spätling er war. Ihr Einziger nun. Seine Augen nahmen einen kühlen Ausdruck an. Man sieht solche Augen nur an den Frauen und Männern jener Eilande, die zu allen Zeiten mit dem Leben zu kämpfen haben: auf ihren kargen Halligen und auf der See. Weil drei seiner Brüder die See sich holte, den Ältesten mit dem Vater weit dort im Süden unter Spée an den Follklandsinseln, den zweiten bei Skagerrak und den dritten in nebliger Novembersturmnacht auf hoher See beim Fischfang, liebte Boy die wortkarge Witwe Hinrichsen so sehr. Und sie ihn. Keiner zeigte das groß dem andern.

Man ist sparsam dazulande mit Zärtlichkeiten; und mit Worten auch. Man weiß umeinander in allem, genügt das nicht? So schalkhaft sein Leben mit dem des andern, seine Liebe mit der Liebe des andern verbunden zu wissen, ist diesen Menschen das Glück.

„Und wie fahren doch immer wieder zur See, du ‚blanker Hans‘, du, bis —“. Boy

Hinrichsen hatte es vor sich hing gesprochen, brach mitten im Satz ab, weil das Boot seine Aufmerksamkeit beanspruchte. Dann suchten seine hellen Augen den Horizont ab. Ihn fröstelte mit einem Male.

Es ging wie ein ganz leises, rauhes Pfeifen durch die Luft. Es wurde diesig. Eine Wolkenwand schob sich weit, weit draußen vor ihm schleichend hoch, färbte sich graudüster, wuchs in zähem Wachsen auf, breitete sich aus zu den Seiten, als drohe ein gigantischer Wolkenpolp den Himmel mit seinen Armen schleimig zu umschlingen. Rasend breitete sich die Wand aus, stutete über den Himmel und wischte den Horizont aus. Der Wind, bisher eher verflücht als schwächer wehend, blieb mit einem Schlage ab; schlief bannelte das rote Segel ein paar Schläge. Das Meer wurde blaurötlich von einer schmutzigen Farbe. Es war, als sei jede Dünung verplötzlich verschwunden und als runde sich die ganze Meeresfläche zu einer einzigen Wölbung in tiefem Atemzuge auf. Ein fahles Licht huschte in winzigem, aber millionenfachem Bekräusel darüber hin. Blutrot quälte die Sonne zur



Altes kurisches Fischerhaus bei Nidden



Windfurchen im Sand der Wanderdünen bei Kojitten

Rechten mit getäubtem Schein und eitrant in dem Duster der rasend wachsenden Wolkennmassen.

Und einen Herzschlag lang später, ehe Boy irgend etwas zu tun vermochte, sprang der Wind in entgegengesetzter Richtung um, brauste als Sturm heran, trieb wilde Wellen aus ausgewähltem Meere tausend, brüllend vor sich her. Orell lobte ein Bliß auf, dem ein wildes Krachen in schmetternden Kasakaden als Donnerschläge unmittelbar folgte. Das Segel schlug knatternd auf die andere Seite, das Boot neigte sich unter dem ungeheuren Druck des Sturmes, der es breit von hinten ansprang.

\*

In sachtem, langsamem Pendelgang tickte die alte Wanduhr in der niedrigen Stube. Frau Ingeline Hinrichsen saß am Fenster und stopfte ihrem Boy die dicken Strümpfe. Ihre verwitterten Hände ruhten nun. Die Augen, leidenschaftig, blickten seit langen Minuten unverwandt über Weg, Wiese und Strand auf das Meer.

Sie haben mitunter zweitgesichtige Ahnungen dortzulande, die Frauen. Und

in Sorge sah Frau Ingeline das Wetter aufkommen. Wer so alt wurde, so schicksalverbunden dem Meere sein Leben lebte, sein Liebstes opferte, hat nicht leicht Angst bei bösen Wetterern. Aber ertiefe Sorge tragen sie immer im Herzen, selbst bei ruhiger See, die Witwen der Seeleute.

Sie stand auf und trat vor das niederdachige, riedgedeckte Häuschen, das 1743 erbaut wurde. Der Himmel war finster, eine schwüle, drückende Stille wob in der Luft. Atembeklemmend. Sie ging in die Stube zurück. Wie abwesend nahm sie die Arbeit des Nachmittags und räumte sie beiseite. Sie ging in die Küche und machte sich am Herde zu schaffen. Sie ging in ihr Schlafzimmer, in Boys Schlafzimmer und streich die Kissen glatt. Jergendwie lahm im Tun; ohne Notwendigkeit. Es trieb sie durch die Stuben, ans Fenster nach dem Meere zu. Dort setzte sie sich in den Lehnstuhl, in dessen Lehnoberteil das Friesenwappen geschnitzt mit dem harten Wahl-spruch prangte:

„Liver dūd as Slav!“

Pfeifend heulte der Sturm auf, raste über Meer, Insel und Doef, fuhr in den breiten Schornstein, daß die Ringe auf dem alten Herde klirren und Rauch in die Küche quoll. Ein saßles Licht geisterte durch die Stube und ließ die Delfter Kocheln der Wände phantastisch matt glänzen. Prasselnd schlug der Regen an die Scheiben.

Gebendet von der sekundenlangen, unerschütterlichen Helle eines gewaltigen Blickes schloß Frau Angelina die alten Augen. Ihre Hände fanden sich zur Haltung des Betenden. Im knatternden Niederbrechen des Donners zerfiel ihr andächtiges: „Lieber Gott! — Hilf ihm — — hilf ihm.“

Leonore Arstjen wahrte das Haus. Das große, saubere Haus ihres Vaters Küp'n Arstjen. Er war zu Besuch bei einem Kameraden wie so oft, um mit ihm von ihren Jungtagen ein Weniges zu snacken. Leonore war allein — wie so oft. Sie hatte das Wetter herausziehen sehen und ihr Herz mutig in beide Hände genommen, da sie ihren Boy auf dem Meere wußte. Es wollte ihr nicht gelingen, tapfer und gläubig zu sein, da die Angst um den Geliebten in ihr jach lebendig wurde. Wie wußte sie sich von ihm geliebt!

„Wer keinen ordentlichen Kutter sein eigen nennt, kann mein Kind nicht haben!“ So lautete der unumstößliche Spruch ihres Vaters, als sie einmal versuchte, ihm von ihrer Liebe zu Boy Hürichsen zag zu erzählen. Boy hatte geschuftet, gespart und sich endlich heute seinen Kutter geholt. Es hatte seine gute Zeit dauern müssen. Zwei Sommer waren darüber vergangen. Und währenddem war ihre Liebe immer heißer aufgeblüht, daß sie nicht so lange warten konnten und eine heimliche Hochzeit ihnen geworden war. Eine heiße Hochzeit. Heute nun brachte er seinen Kutter. Brandret hatte er das Segel bestellt. — Und nun dieses Unwetter!

Sie zündete das Licht an. Beklemmend die Luft, so schwer; sie öffnete das Fenster, setzte sich an das Klavier und spielte. Wie rollender Wogen Anlauf, Brechen und Auslauf, Murren dieses ungeheuerlichen, wilden, tobenden Meeres in verhaltenener und freiverdender Kraft, stießen die Töne sich im Raum. Kurze Dissonanzen zwischen

hinein, rasende Läufe tonauf, tonab, interpunktiert von grausamen Akkordschlägen heulenden Basses. Und immer wilder schoß Leonore die Angst ins Blut.

Wie die wilden Meergeistler rasten! Wie sahl sie dahergewittert kamen in schwirrendem Pfeifen, die Hegen der Luft! Aus allen Felsen geweißter Wolken juchzten sie schrill. Ihre missfarbenen Gewänder, hundertfältig geflickt, schleiften über die Wasser.

Ihre Finger flogen in gequälter Hast über die Tasten: „Nein!! — Nein!! — Nein!! —“

Sie sah sein neues, glänzendes Boot wie einen Jervolsch machtlos auf dem tobenden Meere tanzen.

„Nein!! Nein!! Nein!!“ schrie sie hinaus in wilder Qual — und bei jedem Schrei schlugen ihre fliegenden Finger in die Tasten eine wahrwöllige Folge taumelnder Mißklänge. Sie sah es — da! — da!! — fliegt es — das rote, rote Segel — in Felsen. — „Nein! — Nein! — sein Blut!!“ — Und starr saß Leonore am Instrument — als der rasende Blitz niederfuhr und nervenzerrissender Donner ihm nachstürzte wie im endlos tiefen Schacht, in tausendfältigem Schrei widerhallend. Da schlug das Fenster zu, die Scheiben sprangen, und Leonore stürzte in das Wetter, den Sturzregen hinaus. In Kleidern, die im Augenblick zu flatternden Lappen durchschnäht wurden, eilte sie die Strafe hinab. Sie merkte nicht, daß sie durch Knöcheltiefen Schlamm watete, daß ihr Rock in wildem Wehen zerriß, die Haare zerzaust ihr um den Kopf gerissen wurden. Sie trieb nur der eine Takt in rasendem Pochen ihrer heißen Pulse: „Das darf nicht sein!! Das darf nicht sein!!“ dem Meere zu.

Und tief, fast zu tief drückte der gewaltige Anprall des Sturmes das Boot des Boy Hürichsen in die schwarze See. Der stolze Eigner konnte keine Furcht, keine Angst. Er war es gewohnt, auf See zu fahren mit verteuflert trotzig-mutigen, waghalsigen Schiffen und Jungens.

An Segelreffen war nicht mehr zu denken: also dem festen, neuen Boot, eigener Kraft und dem lieben Gott vertraut — mehr ist nicht zu tun. Und dann immer just vorn

# Sand im Wind

Geschichtliche Notizen von Wanderdünen  
und verwehten Dörlern

VON GÜNTHER GROEBE

Die kleinen Sandwellen am Strand, die auf der Windseite sanft ansteigen, um auf der Leeseite ziemlich steil abzufallen, sind Dünen en miniature...

An natürlichen Hindernissen häuft sich der Sand zu kleinen Hügeln, die sich weiter zu Ketten verbinden, und in dem beständigen Sandwehen vom Meere her wachsen diese Ketten, ineinander verschmelzend, zu hohen Dünenkämmen.

An der sanft ansteigenden Seite wird der Sand bis zum Kamm der Dünen emporgetragen, und indem er an der steilen Seite herabrollt, bewirkt er ein langsames aber stetiges Wandern der Dünen von Westen nach Osten hin — Wanderdünen.

Von Ewigkeit her ist es immer das gleiche gewesen — der Wind vom Meere her und das Wandern des feinen Sandes...

Die Weststürme des Frühlings und des Herbstes sind es vor allem, die an der Gestaltung des Nehrungsbildes arbeiten, — an diesem schmalen Streifen des Landes, der mit der „Süderspitze“, dem Leuchtturm der Memeler Nordmole gegenüber, beginnt, und im Süden bei Cranz in das Samland übergeht.

Schon in dem „Chronicon terrae Prussiae“ Peter von Dusburgs um 1330 wird von der Kurischen Nehrung unter der Bezeichnung „Neria curionensis“ gesprochen.

In der Cosmography von Sebastian Münster 1544 sehen wir auf einer kleinen Kartenskizze des dritten Buches den das Kurische Haff zur See abgrenzenden Landstreifen „auf der Höhe der Dangemündung endend“. Wenn wir der Kartenskizze Sebastian Münsters „von dem Preußenland, so etwa unter dem Teutschen Orden gewesen“ vollen Glauben schenken, dann hat damals die Kurische Nehrung hart nördlich der Höhe des Sandkruges gegenüber der Dangemündung ihr Ende gefunden.

Der Kartograph Caspar Hennenberger bemerkt im Jahre 1595 „daß die Tange nicht weit von der offenen See in das Curisch Haff felt.“ Der Begriff „nicht weit“ ist ungenau, aber auf der von ihm entworfenen Karte erreicht die Landzunge bei der Dangemündung

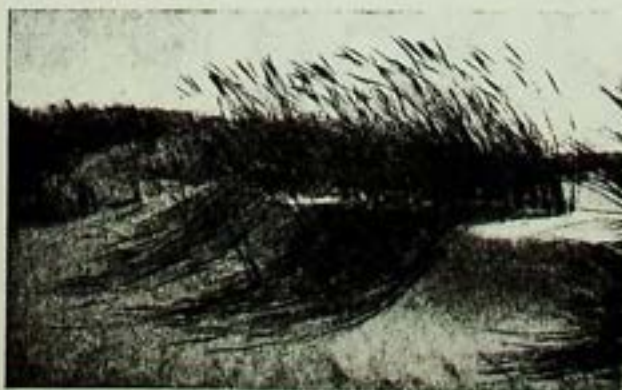
ihr Ende wie in der groben Skizze der Cosmography.

Ebenso wie die Höhe der Nehrung, so wuchs auch die Länge im Laufe der Zeit. Die Aufzeichnungen der Chronisten werden durch Beobachtungen und Feststellungen späterer Zeit bestätigt. Nach Plänen der Memeler Hafenbauinspektion ist die Nehrung stetig gewachsen, bis die Nehrungsspitze durch ein starkes Deckwerk befestigt wurde. Nach dem Bau der Molen rückte der rote Leuchtturm an der Einfahrt zum Hafen der alten Stadt Memel weit landeinwärts und gehörte fast nicht mehr zum Sande, sondern zum Walde und nur das Blinkfeuer dem Meere.

Von einer alten Sage der Nehrungsbewohner hörte ich — nach der Eichen, Birken und andere Laubbäume einst der Bestand der Nehrung waren. Später wurde dann der Nadelwald vorherrschend. Durch Reste des alten Nadelwaldes bei Schwarzort und Nidden legt die Natur selbst Zeugnis ab von einem grünen Waldgürtel, der sich einst von Cranz bis Memel hinzog und dessen Reste nun von Menschenhand geschützt werden müssen. Wir wissen von umfassendem Laubwald südlich Rossitten um die Mitte des 16. Jahrhunderts, der zur alten Ansiedlung Kunze gehörte. Aber noch in demselben Jahrhundert begann die allmähliche Versandung. Nach einer Darstellung im „Erläuterten Preußen“ 1728 bestand die Landzunge „in sandichte Högen und Wäldern, in welcher Hirsche gehret werden und daselbst ihren Aufenthalt haben.“ Die letzten Reste der Wälder nach der Schrötterschen Karte 1796—1802 zeigt eine Zeichnung der Kurischen Nehrung von Ernst Zimmerriemer. Um die Wende des 3. Jahrhunderts finden wir auch an diesen Stellen schon vorwiegend benarbtetes oder ne aufgeforstetes Gelände — oder auch Dünen.

Anschaulich beschreibt ein Naturfreund den ungleichen Kampf, den vor dem Eingriffe des Menschen der Dünen sand mit den Wäldern auskämpfte:

„Der Wald duldet, ausharrend, wie we die Lebenskraft reichte, der fliegende Sand unaufhörlich angreifend, bis ein Stamm nach dem andern erlag. Zuerst wurden die Vorposten, die alte Rinde, der Panzer, stückweise abgerieben — Bäume, die in dies Stadium eingetreten waren, boten in ihrer hellbraunen Unterleide zwar noch ein frisches Aussehen, waren aber schon



## Im Kampf gegen den Sand

Der Strandhafer war ein treuer Gefährte  
Menschen im Kampf gegen den fliegenden  
Sand.

Auß.: 200

dem Tode geweiht. Denn bald wurden auch die Blätter der jungen Rinde abgerissen und dadurch die Lebenschicht des Baumes zu Tage gelegt. Der Baum starb ab und verlor beim ersten Sturm den Wipfel, wenn er nicht bis nahe zur Wurzel niedergerissen wurde. Beim Vorrücken der Düne wurde der Stumpf allmählich verschüttet. Eine neue Reihe von Bäumen ward auf dieselbe Weise angegriffen, getötet, begraben."

Im Windschatten der aufgewehten Hänge war es anders — schon tief verschüttet, lebten die Bäume scheinbar ungestört weiter, oft nicht ernstlich beschädigt, grüntes sie noch lange als fremdartig erscheinende Büsche auf dem sonst pflanzenlosen Sand.

Auch die Dörfer wurden in der Regel nicht vom Sande überrascht. Jahrelang wehte es vom Meere her. Behelfsmäßig wurde das Gehöft mit dem flachen Brunnen und dem bunten Garten wie gegen Schneewehen geschützt — allmählich wurde abgebrochen und irgendwo neu gesiedelt. Die Toten blieben allein zurück.

„Weil, Wanderer, hier und schaue die Hand der Zerstörung, wenige Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten..."

So besang ein bedeutend gewordener Sohn der Kurischen Nehrung in dem wehmütigen Liede: „Das versunkene Dorf“ den Untergang seiner Geburtsstätte Karweiten. Auf dem Kirchhof der Dörmünde zu Königsberg steht sein Grabmal: Martin Ludwig Rhesa, geboren 1776 in Karweiten, einem dormalen versandeten Dorf auf der Kurischen Nehrung.

Zwischen Preil und Perweik lag Karweiten. Eine hohe Düne liegt heut über dem der einst blühenden Garten. 1509 wurde es bereits in Urkunden genannt, hatte zwanzig bis dreißig Feuerstellen mit Garten und Ackerland. Die versandete Kirche war 1788 geschlossen worden, und ihr Material wurde zum Bau des Schwarzorters Gotteshauses verwandt. Der alte granitene Taufstein stand später vor dem Prussia-Aufgang an der Nordseite des Königsberger Schlosses. Vom Rest des alten Waldes bei Karweiten ist nichts geblieben.

Weiter nördlich lag einst das armselige Negeln, das bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand. Seine Bewohner gingen als erste Auswanderer nach Nidden-Purwin und andere gründeten später Perweik und Preil. Dort wo sich die Reste des alten Schwarzorters Waldes im Sande verloren, lag Alt-Negeln mit einem Begräbnisplatz am Negelschen Haken, dem dürftig bewachsenen flachen Vorland und beliebten Aufenthaltsort der Scharen von Halbmöwen. Durch eine Urkunde von 1486 ist das Vorhandensein des „Krüg zu Negeln“ bezeugt — unbekannt ist aber, wann er erbaut und auch bis wann er gestanden hat. Es scheint, er wurde in den Jahrzehnten um Siebzehnhundert verweht. Halbwegen zwischen Cranz und Rossitten kennzeichneten noch in den Jahren um die letzte Jahrhundertwende spärliche Reste alten Gemäuers und Scherben die Lage, wo Alt- und Neu-Lattenwalde im 17. und 18. Jahrhundert gestanden

haben. Von Stangenwalde sind Nachrichten nicht zu finden; man meint, es habe nie bestanden. Außer dem Krüge gehörten „26 besetzte Vischererbe mit umfangreichen Ackerland“ zu der sehr alten Ansiedlung Kunzen an den Korallenbergen. Im Jahre 1822 war von dem Ackerland, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts 11 Hufen und 9 Morgen umfaßt haben soll, nur noch 1 Hufe nebst 19 Morgen übrig. Und schon 1830 türmt sich eine Wanderdüne in der ganzen Höhe über dem Dorf.

Auf einem Stück Land, das weder Acker noch Weiden hatte, wurde um 1630 am Predinberge — dem Fichtenberge — das Fischerdorf Preden gegründet. Nur wenige Jahrzehnte hat die Ansiedlung bestanden. Außer dem Taufregister gibt nichts von seiner einstigen Existenz Kunde. Aus Neustadt, der neuen Stätte eines alten Dorfes, am Altdorfer Berge gelegen, ist Pillkopen entstanden. Auf dem alten Begräbnisplatz des einstigen Neustadt sind Münzen mit der Jahreszahl 1700 und 1703 gefunden worden.

Infolge Versandung und Kriegsnot verließen nachweislich 1728 einige Bewohner Pillkopen und gründeten nördlich Neu-Pillkopen. Um 1800 hatte es die doppelte Anzahl von Feuerstellen wie das Mutterdorf. Bald begannen die Sandberge vorzudringen, die Bewohner wanderten zurück oder auch nach anderen Nehrungsdörfern, das alte Dorf Pillkopen blieb weiterhin vom Sande verschont — die Dünen änderten ihren Wanderweg. Alle verwehten Dörfer sollen einst bessere Tage gesehen haben als die Nehrungsorte unserer Tage, weil der Sand noch nicht in unmittelbarer Nähe der anbaufähigen Fluren, die sich am Halflufer ausdehnten, gewandert war.

Der alte, sandige Heerweg schlängelte sich seit dem 13. Jahrhundert, auf dem Samlande beginnend durch Wald und Dünen, von der Seeseite nach der Halflseite und wieder zum Meere wechselnd nach Norden. Als aus dem Ordensland das Herzogtum Preußen geworden, war der Kriegslärm verstummt, die „Veste Neustadt“ schon abgetragen. Ihre Grundmauern werden irgendwo bei Cranz vom Walde überwachsen noch liegen. Auch das Schloß in Rossitten wurde als Veste schon zu Hennenbergers Zeiten vor dem 30jährigen Kriege nicht mehr erwähnt. Aus dem Heerweg war die Poststraße geworden, lange Zeit die Hauptverbindung zwischen Königsberg und Memel.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde es noch stiller, nachdem 1833 die Nehrung als Poststraße aufgegeben war. In friedlichen Tagen waren die Dünenwärtergehöfte zu den festen Häusern in dem stillen Kampf der Menschen gegen die Natur geworden.

Noch einmal wurde die Nehrung Heerstraße — in den ersten Monaten des Jahres 1945 — während der Kämpfe um die älteste Stadt Ostpreußens, die See- und Handelsstadt Memel.

Wer einmal im Frühling oder Herbst draußen war, irgendwo auf dem Wege nach Nidden, der merkte: es war Sand im Wind, vom Meere her, die Dünen wandern . . .

etwas erregt, gingen wir nach der Hallseite, nach unserem Boot zurück. Plötzlich sahen wir in größerer Entfernung einen ganz schwarzen Flecken schnell über die Nehrung ziehen. Es war ein windiger, aber sehr klarer Tag mit hellem Sonnenschein. Nur ganz vereinzelt zog eine ganz kleine Wolke bei dem frischen Nordwestwinde schnell vorüber. Durch das lange Weilen auf dem blendend hellen Sande bei dem glänzenden Sonnenschein erschien der schnell in der Ferne vorüberziehende Schatten pechschwarz, so daß man im ersten Augenblick in der Tat ganz erstaunt über die Erscheinung war. Das war jedenfalls der große schwarze Vogel. Unser Fahrer wollte das zwar nicht zugestehen, schien aber doch die Möglichkeit einer Täuschung nicht so ganz von der Hand zu weisen.

Eine weitere uns fremde Erscheinung ent-

deckten wir noch. Wir fanden im Sande kleine Röhre augenscheinlich geschmolzenen Sandes in hellbrauner Farbe im Sande steckend. Wie ich später erfuhr, war dieselbe durch einen in die Nehrung einschlagenden Blitz entstanden.

An das Hall zurückgekehrt, verabschiedeten wir uns von unserem Begleiter und traten mit frischem Winde unsere Reise an.

Einige Wochen später erschien bei mir angeblich reisender Handwerksbursche um eine Wanderunterstützung, eine damals nicht ungewöhnliche Erscheinung. Nach kurzer gegenseitiger Betrachtung erkannten uns wieder. Es war unser Freund von Nehrung. Das Viehhüten war ihm wohl auf Dauer langweilig geworden. Er hatte den Vordröbel ergriffen, um weiter die Welt zu forschen.

## Die Festlegung der Wanderdünen / von W. Ja.

Unsere Kurische Nehrung, dieses Wunderwerk der Natur, hatte in früheren Jahrhunderten ein ganz anderes Aussehen. Ein großer Teil war mit Hochwald bedeckt. Von dieser einstigen Pracht blieben nur ein kleiner Teil bei Nidden, der Schwarzortter Wald und einige Exemplare von knorrigen Kiefern in einem Wäldchen seewärts von Liebestal übrig. Infolge rigoroser Abholzungen, hauptsächlich im Siebenjährigen Krieg durch die Russen, ging dieser natürliche Halt des Bodens verloren. Der Sand des Meeres, von Winden und Stürmen, die hier hauptsächlich aus westlicher Richtung wehen, nach Osten getrieben, bildete wellenartige Sandberge, die, unter sich Ortschaften und Wald begrabend, zum Hall wanderten und dort bis zur Höhe von 60 Metern aufwehten. Einzelne Höchstpunkte wie der Urbo-Kalns bei Nidden, auf dem der Leuchtturm steht, und der Wetzkrug bei Preil, erreichen fast die 70-Meter-Grenze. Wie weit die Düne sich stellenweise schon ins Hall vorgeschoben hat, zeigen uns die weit vorspringenden Haken. Die größten ihrer Art sind der Grabster Haken mit seiner weithin leuchtenden Düne und der Bulwick-Haken,

zwischen denen Nidden tief in der Bucht und sowie der Pferdehaken bei Perwelk, vor dem der Hallleuchtturm steht.

Dieser wandernde Sand bildete eine Gefahr für die menschlichen Siedlungen, und der Schiffahrtsweg auf dem Hall drohte an einigen Stellen zu versanden. Gegen Ende vorigen Jahrhunderts beschloß die preussische Regierung, den wandernden Dünen an den gefährdeten Stellen Einhalt zu gebieten und festzulegen. Es war eine riesige Aufgabe, die man heranging und von der man nicht genau wußte, ob sie gelingen würde. Irgendwelche praktischen Erfahrungen hatte man nicht. In Pommern gibt es wohl Sanddünen, die da sie nicht quer zur Windrichtung sind keine eigentliche Gefahr bedeuten. Hier war höchste Gefahr, denn die Fischerdünen bei Nidden, Preil und Perwelk, direkt unter hohen Düne gelegen, drohten zu verschwinden.

Auf der sonst so stillen Nehrung, die in damaligen Jahren nur ganz selten von Fremden aufgesucht wurde, entstand nun Leinwand-Treiben. Hunderte von Arbeitern, Arbeiterinnen, Beamte und Fuhrunternehmer waren bei diesem gigantischen Kampf ge-



### Frauen und - Sträflinge

waren bei der Festlegung der Wanderdünen beschäftigt. Hier sieht man einige Nehrungsmädchen mit Pflanzen und dem Pflanzholz.

Aufn.: Ku

## Die Düne in Fesseln

Wie ein festes Netz überzogen die Gevierte der Winddüne den Leib der Düne. In die Mitte jedes Quadrates wurde ein Schößling der Bergkiefer gepflanzt.

Abb. 1. Kunkiers.



die Naturgewalten notwendig und kamen zur Nehrung. Millionen von jungen Bergkieferpflänzchen wurden vom Harz gebracht, da sie sich bei den Versuchspflanzungen als am geeignetsten erwiesen hatten. Unmengen von Reisig zum Abstecken und Abdecken der Flächen wurden benötigt.

Zunächst ging man daran, am Seestrand eine Vordüne zu schaffen, die ein Bollwerk gegen den Sand sein sollte, den die See auswarf. Entlang des ganzen Strandes wurde ein breiter Streifen mit Windzäunen aus Reisig besteckt und mit anspruchslosen Sandgräsern wie Strandhafer und Strandroggen bepflanzt. Seltsamerweise wurden diese Pflanzen nicht vom Sand verschüttet, sondern wuchsen mit dem steigenden Sand mit, und hielten ihn fest. So entstand die Vordüne entlang der ganzen Nehrung, die man überall überschreiten mußte, um an die See zu kommen.

Die Befestigung der hohen Wanderdünen mit ihren häufigen Steilhängen zum Haß war bedeutend schwerer. Hierbei wurde das Arbeitsterrain erst in größere Quadrate eingeteilt, deren Längs- und Querseiten gleichzeitig Arbeitswege waren, die sich wie ein Netz über das ganze bepflanzte Gebiet legten. Der fliegende Sand wurde mit Reisig beworfen, und Windzäune wurden quadratisch gesteckt. Danach wurden die kleinen Pflänzchen der Bergkiefer (*Pinis montana*) gepflanzt. Jedes Pflänzchen erhielt einen Spaten voll Lehm oder Baggererde ins Pflanzloch, damit es anwachsen konnte.

Die Arbeit in dem weichen fliegenden Sand bei jedem Wetter stellte große körperliche Anforderungen an die Menschen, die dabei beschäftigt waren, und auch an die Pferde, welche die mit extrabreiten Felgen versehenen, mit Material beladenen Wagen, auf die Düne schleppen mußten. So bezwang man in ungefähr einem Jahrzehnt die hohen Dünen von Nidden bis Perwelk und von Schwarzort bis Süderspitze in einer Länge von etwa 35 Kilometern. Auf der letzten Strecke war besonders die SchiffsstraÙe gegenüber dem Schweinsrücken zwischen den schwarzen Spitztonnen 2 bis 5 gefährdet. Hier wurde auf einer Strecke von zwei Kilometern vor dem Steilhang der Düne Baggererde vermittels eines Spülers auf-

gepumpt. Dieser Streifen, das sogenannte „angeschwemmte Land“, war mit den Jahren zu einer grünen Wiese, mit Laubbäumen bestanden, geworden. In den tieferen Lagen seewärts der hohen Düne, z. B. am Fuchsweg, wurde nicht nur die Bergkiefer, sondern auch Laubholz, besonders Erle, angepflanzt. An der im Jahre 1904 fertiggestellten Poststraße finden wir als Begrenzung auch manchmal die hochstämmige Kiefer.

Das große Werk war in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts beendet, die Düne war in Fesseln gelegt, aber es bedurfte noch vieler Arbeit, um die Schäden, die an den jungen Pflanzungen durch neue Versandungen nach Stürmen entstanden, zu beseitigen. Besonders mußte die Vordüne geschützt werden, denn immer wieder versuchte die sturmgepeitschte See diesen Damm einzureißeln. Tatsächlich sind zwei solcher Einbrüche zwischen Sandkrug und Schwarzort bei Dünenkilometer 11,5 und 12,5 erfolgt, und ein großer Durchbruch in der Nähe von Perwelk. Um die Orientierung an der Vordüne zu erleichtern, wurden auf dem Kamm der Düne eiserne Ständer eingerammt, die im Abstand von 500 Metern die Kilometerbezeichnung trugen, von Süderspitze beginnend. Einen wirklichen Eindruck von den großen bepflanzten Flächen vermittelte erst eine Wanderung auf dem Kamm der Düne. Erst von der Höhe aus konnte man das Ausmaß dieser gigantischen Arbeit feststellen. In den Jahrzehnten sind die Bergkieferpflanzungen vermöge der weitausgreifenden Wurzeln gut eingewachsen. Moose, Flechten und Gräser haben sich dazwischen angesiedelt, so daß eine geschlossene Decke den Sand festhält.

Die Wartung und Pflege dieser Arbeit lag in den Händen der Dünenverwaltung.

### Die Dünenverwaltung

Nachdem die preußische Regierung die Festlegung der Wanderdünen beschlossen hatte, wurde dem Forstfiskus die Leitung der Arbeiten übertragen. Forstbeamte beaufsichtigten die Bepflanzung. Später ergab sich die Notwendigkeit, eine eigene Verwaltung für dieses Spezialgebiet zu schaffen. So entstand eine neue Beamtenlaufbahn, die Dünenbeamten, für die gelernte Förster ausgesucht wurden. Als Abzeichen trugen sie Dreieck und



### Fahrcäder und Wagen

waren die einzigen Fahrzeuge, die auf der Nebrung verkehren durften. Die Poststraße hier bei km 3,50 war für den Verkehr gesperrt. Weil Abenteuer man im Wagen, seit der Poststraße nicht konnte, wird auf dieser Seite sehr anschaulich erzählt.

Aufn.: Ka.

habe. Es wurde also abgestiegen und das Terrain zuvor etwas sondiert.

Der Eindruck der uns umgebenden Einöde war überwältigend. Rechts stieg die steile Sturzdüne des Karwaltischen Berges bis zu bald 200 Fuß empor, links dehnte sich die weite Fläche des Halles, und inmitten auf einem von den Dünenbergen zum Halflufer hin verlaufenden Hügelrücken, der alle weitere Fernsicht benahm, ragten aus dem nackten Sande ohne eine Spur von Umzäunung, von Grabhügeln oder dergleichen, zahlreiche schmucklose Kreuze hervor, teils versandet bis zur Höhe des Querholzes, teils weit über mannshoch freigekehrt und nach allen Richtungen überhängend. Ja, an der dem Wind am ehesten ausgesetzten Seite schaute, wie um das Bild der Zerstörung vollkommen zu machen, die dunkle Hälfte eines Sarges über den Abhang empor.

Zwischen diesem Kirchhofshügel und der Sturzdüne aber zog sich eine kleine, völlig ebene, schwarzgefleckten Boden zeigende Trieb- sandfläche hin, die wir unten am Halflufer umfahren mußten, wenn der Uebergang nicht gelang.

Endlich glaubte unser Fuhrmann, die rechte Stelle gefunden zu haben, und wir bestiegen den Wagen wieder. Kaum aber waren wir einige Schritte auf dem ebenen und trockenen Boden gefahren, da begannen die Pferde einzubrechen. Die Peitsche schwirrte, und in der nächsten Minute war die gefährliche Stelle auch schon passiert. Ich hatte mich in demselben Augenblick über den Rand des Wagens hinübergebeugt und sah nun, was ich nimmer für denkbar gehalten, wie der Boden, ohne zu bersten, sich gut 12—14 Zoll hoch zwischen und vor den breiten Rädern aufbog, so daß bei dem schnellen Fahren infolgedessen die Aufbiegung sogleich wieder unter dem folgenden Rade verschwand und dahinter gleichsam wieder auftauchte, der Boden sich in einer gut fußhohen Wellenbewegung befand.

Aber so leicht sollten wir noch nicht davonkommen. Wieder brachen die Pferde ein, wieder schwirrte die Peitsche und tat ihr Möglichstes, während schon nasser Sand um-

herspritzte. Aber im selben Augenblick lag auch schon die Pferde bis zur Brust im Trieb- sand.

Zum Glück trug die Decke des Sandes die Last eines Menschen sehr gut, so daß wir mit Sicherheit bewegen konnten, auch die Wagen, der nur erst mit seinen Vorderrädern den Boden, ohne durchzubrechen, um ein sechs Zoll eingedrückt hatte, noch schnell zurückziehen konnten.

Ich will hier nicht alle Anstrengungen beschreiben, die wir machten, die Tiere herauszuziehen. Unseren vereinten Kräften gelang es wenigstens das eine, das Handpferd, Kopf und Schwanz ziehend soweit herauszuzerren, daß es, auf der Seite liegend, seine Kraft wieder in etwas zur Geltung zu bringen vermochte, die Füße sich losarbeitete und einige Schritte fortgeschleift werden konnte, was wir hoffen durften, daß es, aufspringend, nie abermals einsank. Gleich bei diesen ersten Versuchen hatte sich der Sand aber um den Körper herum derartig gesetzt, daß die beiden anderen Tiere wie eingemauert standen. In zur Brust waren sie gleich im ersten Augenblick eingebrochen. Jetzt, wo die breite Fläche des Bauches das Gewicht verteilte, sank sie langsam, aber doch merklich, und weil keine andere Hilfe kam, mußten wir bei verlorengelassen.

Zu unserem Glück war es nur eine Achtermeile bis Preil, aber beinahe eine halbe Stunde verging, bis die Leute von dort eintreffen konnten. Die Pferde lagen jetzt völlig flach oder standen vielmehr — ein eigentümlich- Anblick — bis zur Mitte der Brust in einer ebenen, trockenen Sandfläche, die nur die um den Körper der Tiere eingedrückt war feucht, ja zum Teil mit Wasser bestanden waren. Ganz allmählich waren sie während der letzten Stunde bereits soweit versunken, daß ihnen noch ein paar Zoll fehlten, bevor der Sand über dem Rücken zusammenfloß. Der Erlaß der Arbeit, die jetzt mit Spaten, Seilen und Händen begann, war anfänglich in der Tat noch fraglich, da die Tiere wie angewurzelt und eingesogen standen, der Sand beständig neuem zufließ, und die Gefahr immer nahe lag.



den Tieren, wenn sie zu früh auf die Seite zu liegen kamen, die Beine zu brechen.

Nach stundenlanger Arbeit und unsäglichlicher Mühe gelang es jedoch. Dank der braven Fischersleute waren endlich beide Pferde gerettet. Auf der ebenen Sandfläche sah man nur ein mit Wasser gefülltes Loch, und nach wenigen Minuten lag das Triebssandtal wieder so verödet und verlassen da wie früher, während sich der ganze, ob der gelungenen Arbeit frohe Zug, voran der Wagen mit den bis zu einer Horizontale auf dem Rücken nassen Sand bedeckten Pferde wieder bespannt, die steile Höhe des Dünenkamms dicht neben dem Karwattischen Berge hinaufwand.

### Verschüttete Friedhöfe

Aus den Erinnerungen eines Memeler Kaufmannes über einen Besuch der alten Nehrung sei Nachstehendes der Vergessenheit entrissen:

Im Sommer 1879 — ich besaß damals das amerikanische Schwertboot „Favorite“, ein schnelles, gutes Seeboot, mit dem ich bei jedem Wetter meine Halfahrten unternehmen konnte, außerdem war es so flachgehend, daß man überall landen konnte — beschlossen wir, mein Bruder und John M. waren mit mir, von Cranz kommend, südlich von Kunzen ungefähr da, wo das alte Lattenwalde gestanden haben soll, da wir die Nehrung dort noch nicht kannten, an Land zu gehen. Unweit davon weidete auf einer größeren Grasfläche das Kunzener Vieh. Gleich darauf gesellte sich zu uns ein etwas phantastisch aussehender jüngerer Mann. Es war der Hüter der Kunzener Viehherde, der sommerüber in einer kleinen Bude dort kämpfte. Er begleitete uns, war sehr gesprächig und sagte, er werde uns eine Stelle zeigen, wo sehr viel zerbrochene Töpfe lägen. Er erzählte im Laufe der Unterhaltung auch von gewaltigen, großen Vögeln, die zuweilen über die Berge flogen u. a.

Als wir von den Bergen nach der See-  
seite hinuntergingen,  
sahen wir auf einer  
Länge von 300 Me-  
tern auch mehr zer-  
streut verrostete Nä-  
gel und kleine Eisen-  
teile, auch einzelne,  
ganz verwiterte Holz-  
stücke, auch hin und  
wieder Knochen. Et-  
was weiter bergab  
in gleicher Linie lag  
eine Menge dunkel-  
grauer Scherben,  
Überreste leider zer-  
brochener Urnen, ein  
Teil davon mit ver-  
schiedenen Mustern  
verziert. Mehrere da-  
von nahm ich mit,  
einen Teil gab ich  
später dem Prussia-  
Museum. Noch wei-  
ter hinunter, ebenso  
in gleicher Linie, la-

gen dann dieke, aus einer rotweiß und grau gebildeten Masse, hiervon waren aber nur kleine, zum Teil schon verrottete Scherbenstücke. Es waren nach dem Urteil von Sachverständigen Überreste dreier Begräbnisstellen aus drei verschiedenen Zeitaltern, beginnend mit den untersten, mehrfarbigen Urnenresten.

Nun führte uns unser neuer Bekannter an eine auch ganz interessante Stelle hin. Eine ganze Strecke entfernt landeten wir auf einer Anhöhe mit etwas festerem Boden einen pyramidenförmig in einer Höhe von 2½—3 Metern aufgebauten Haufen Menschenschädel, untermischt, soweit sichtbar, mit einem Pferde- und einzelnen kleinen Tierschädeln. Sonderbarerweise hatte, soviel ich feststellen konnte, keiner der Nehrungsaltertumforscher, auch Prof. Bujak und Prof. Bezenberger, wohl in dieser Beziehung besten Nehrungskenner, etwas davon gehört. Ich kann mir nur denken, die von jedem Verkehrswege abgelegene Stelle ist in einer Periode freigeweht und dann von einem westlich wandernden folgenden Sandberg wieder verschüttet. Ganz unverständlich blieb mir der Sinn und die Entstehung des Schädelhaufens. Verschwunden ist wohl auch er infolge des nach Osten Wanderns der unbefestigten Sandberge.

Mein Bruder, der sich gründlich für alles derartige interessierte, war, wohl um weiter Wissenswertes zu suchen, uns schon voraus nach dem Seestrand gegangen. Als wir an den Abhang des Berges kamen, sahen wir ihn unten auf einer Sandfläche liegen und uns laut zurufen. John meinte, er müßte da etwas ganz Besonderes gefunden haben. Mir kam, ich sah genauer hin, seine Stellung so eigentümlich vor, und ich sagte: „Ich glaube, er liegt im Triebssande.“ Und es war auch so. Er war schnell eingegangen, plötzlich bis an den Leib eingesunken und hatte sich dann, um weiterem Einsinken vorzubeugen, schnell hingeworfen und lag

nun, ohne weiter einzusinken, liegend trug ihn die Oberfläche, so daß eine augenblickliche Gefahr nicht vorlag. Da er von uns abgewendet lag, konnten wir nicht liegend an ihn heranrutschen und ihm die Hand reichen, auch sonst nicht helfen. Durch unsere Anwesenheit war er aber ruhiger geworden, und ich empfahl ihm, zu versuchen, sich auf die Seite zu legen und dann ein Bein herauszuziehen. Das gelang beiderseitig, und so konnten wir an ihn herankriechen und ihn, an einem Bein fassend, rückwärts auf festen Boden ziehen. Sehr befriedigt von dem Erlebten, aber

## CARWAITEN

*Wo sind die Lieder, die hier klangen?  
Wo ist des Dörlchens Reigentanz?  
Wo sind die Hirten, die hier sangen?  
Wo ist die Braut im Rosenkranz?  
Ach, tief im Hause eng und kühl  
verstummt Lust und Saitenspiel.*

*Hier steh ich auf dem öden Hügel  
und wein' auf meiner Väter Sand,  
wann kommt der Stunde Rosenflügel  
und trägt mich über Meer und Land  
zu jener Ufer ew'gem Grün,  
wo Lenz und Jugend nie verblühn?*

LUDWIG RHESA

(ein Sohn der Kurischen Nehrung, Professor in Königsberg, aus einer 1799 erschienenen Liedersammlung)

# Vogelschwärme über Memel

## Die Bedeutung des Memelgebietes für die Vogelzugforschung

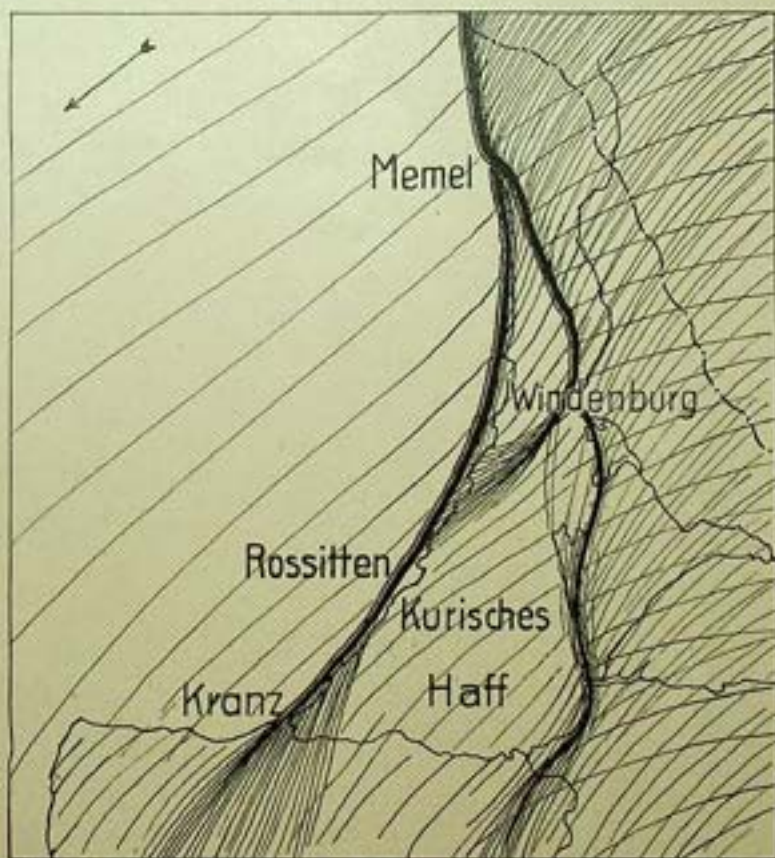
VON DR. HEINRICH FRIELING 1926 *Rositten*.

Die Rückgliederung des Memellands ins Deutsche Reich gibt unserem Mitarbeiter, der im Auftrag der Vogelwarte Rositten 1929 zuerst die Vogelzugverhältnisse bei Memel erkundete, willkommenen Anlaß, über seine Beobachtungen zu berichten und gleichzeitig die Bedeutung des Memelgebietes für die deutsche Vogelzugforschung näher zu kennzeichnen. Die Schriftleitung

Erst um die Jahrhundertwende entdeckte der Ornithologe Pfarrer F. Lindner in der Kurischen Nehrung eine Vogelzugsstraße ganz ungewöhnlichen Ausmaßes. Dies führte zur Erschließung des früher ganz unbekannt und wüsten Gebietes für die Vogelkunde und im Jahre 1901 zur Gründung der Vogelwarte Rositten, die mit den Namen Prof. Johannes Thienemann und Dr. Curt Floerke eng verknüpft ist und die heute von Dr. E. Schüz als ein Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geleitet wird.

Drei Jahrzehnte wandelten die Nehrung zum gesuchten Ausflugsziel und brachten die Vogelzugforschung im Sturm-schritt voran. Man wußte, daß die eigenartige Lage jenes seltsamen Landstreifens zwischen Meer und Haff eine Stauung des sich im Herbst von Nordosten aus dem gewaltigen und vogelreichen Hinterland des Baltikums und Rußlands ergießenden Vogelzuges bewirkt und so besonders nahe bei Rositten, wo die Nehrung sehr schmal ist, ungeahnte Beobachtungsmöglichkeiten bietet. Natürlich mußte nun die Frage aufgeworfen werden, wie denn die Vögel auf die Nehrung, diese Brücke des Vogelzuges, gelangen; und deshalb schien es gerade sehr wertvoll, einmal

den „Anfang“ des Nehrungs- und Haffgebietes im Memelland unter Kontrolle zu nehmen, was denn auch im Rahmen eines besonderen, von Dr. Schüz über das ganze Haffgebiet gespannten Beobachternetzes (erstmalig 1929) geschah. Wir wissen, daß der herbstliche Vogelzug sich besonders an der Meeresküste abspielt und können leicht einsehen, daß die durch das nördliche Kurische Haff gebildete Gabelung der



Der Verlauf des herbstlichen Vogelzugs im Gebiet des Kurischen Haffs. Die Linien bedeuten (in Richtung des Pfeils zu lesen) die Einzelwege. Man sieht, wie sie sich auf die Nehrung zusammendrängen und wie bei Memel eine regelrechte Aufspaltung der ziemlich einheitlichen Küstenzüge erfolgt (s. Text). (Nach einem von der Vogelwarte Rositten veröffentlichten Kartenbild)

Küste in Nehrung und östliches Haffufer die anrückenden Vögel gewissermaßen vor eine Weiche stellt, vor der sie sich entscheiden müssen, welcher Weg eingeschlagen werden soll.

Mit Spannung erklimm ich in jenen Herbstmonaten tagtäglich den Memeler Leuchtturm, der ziemlich entfernt von der Stadt beim Seebad Mellneraggen liegt, von wo aus sich eine sandige Kiefernheide nach Norden anschließt, die mit ihren zahlreichen bunten Heuschrecken (besonders Klapperheuschrecken und die blauflügeligen Sphingonotus-Arten) gleich meine Freundschaft erzwang. Was ich aber vom Turm aus, in der scharfen Morgenluft oft stierend, in den drei täglichen Beobachtungstunden sah, war ein gewaltiges Bild des sich am Tage abspielenden Teiles<sup>1</sup> des Vogelzuges, so wie er nicht einmal beim „klassischen“ Rossitten erlebt werden kann. Die Wälder und die Hafeneinfahrt waren an manchen schönen (im ganzen gesehen seltenen und keineswegs alljährlich vorkommenden) Tagen

<sup>1</sup> Der sehr bedeutende nächtliche Vogelzug tritt hier weniger in Erscheinung als z. B. in Helgoland, wo das starke Leuchtfeuer riesige Vogelmassen von ihrer Bahn ablenkt.

geradezu überfüllt mit den unaufhörlichen Schwärmen der Buchfinken, die, mit Bergfinken gemischt und gelegentlich von hüpfenden Zeisigtrupps begleitet, an das Schätzen eine große Anforderung stellten. Da aber mit Dr. Steinfalt, der später mit mir zusammen beobachtete, unabhängig geschätzt wurde und unsere Schätzungen auffallend übereinstimmten, wage ich es, die Zahlen mitzuteilen. Am 7. Oktober betrug die Zahl der Finken, soweit man sie überhaupt erfassen konnte, innerhalb 3 Stunden 270 000 Stück! Mit den anderen Arten zusammen überwanderten etwa 300 000 Vögel den Leuchtturm. Da nur während der 3 Morgenstunden gezählt wurde und der Zug auch noch im Laufe des Vormittags weitergeht (wenn auch recht abgeschwächt), so kann man wohl für günstige Tage eine halbe Million durchziehender Vögel annehmen, wobei sich diese Zahl auf etwa 20 bis 30 Arten bezieht. Noch während man die „Hundert“ notierte, lenkten wieder die Silberlaute ziehender Hedenbraunellen, die blechern „psiehb“-Rufe der Baumpeeper, das hastige „ist ist ist“ der



Blick auf die Hafeneinfahrt von Memel (Memeler Tief). Links sieht man das nördliche Ende der Kurischen Nehrung. Das Hafenufer im Vordergrund setzt sich dann in den östlichen Haffrand fort. — Zwischen dem Landstück (rechts) mit dem Turm und der Nehrung spielte sich ein großer Teil des geschilderten Vogelzugs ab; der andere wanderte am Haffufer im Vordergrund entlang

Wiesenspieger die Aufmerksamkeit ab, und nur mit Mühe ließen sich die Heere der Feld- und Heidelerchen schätzen. An den harten Lockrufen waren die Fichten- und auch die selteneren Kiefernkreuzschnäbel leicht zu erkennen, und im Anfang der Zugzeit gab es häufig Schwalben zu beobachten. Doch diese flogen recht gemächlich und lose „gepackt“ dahin, halten eine bestimmte Richtung nur selten lange ein und fangen während des Fluges Insekten, ganz im Gegensatz zu den Sperbern, die sich um die Finken — sonst ihre Lieblingsbeute — beim Ziehen gar nicht kümmern, sondern die wie von starker Hand gezogen, einer nach dem anderen über das Memeler Tief wanderten. Auch der Habicht macht sich nichts aus den Tauben, die in dicht gedrängten Scharen (einmal in drei Stunden 4000 Ringel- und Hohltauben) vorüberfliegen, und selbst die Krähen ziehen friedlich dahin. Allerdings sieht man ihre Schwärme erst im Oktober; sie sind für die Krähenjäger auf der Nehrung von besonderer Wichtigkeit, da sie ja zu Speisewegen hier und im Lande drinnen gern gekauft werden. Gänse, auch Säger, Staffeln von Kranichen, die seltene Steppenweihe, der Merlin und sogar der Korfussalk — alles das „defiliert“ am Leuchtturm vorbei — eine Lust für jeden Vogellkenner! Beinahe so überraschend wie die Seltenheiten waren aber die Massen der doch bei uns als Standvögel geltenden Großen Buntspechte, die am 23. September z. B. in einer Anzahl von 250 Stück — immer schön nacheinander — vorüberzogen. Ganz unerwartet erschien der riesige Zug von Lannenmeisen. Hunderte, ja, einmal weit über tausend dieser kleinen Vogel „krümelten“ durch die Baumbestände, rafften sich über der Stadt zu einigermaßen geschlossenen Flügen zusammen und überflogen das etwa ein km breite Memeler Tief. Ein Merlinsalk, der sich einige Zeit am Waldrand aufhielt, benutzte die günstige Gelegenheit, die Meischen auf freier Strecke in tollem Flug zu überfallen — ein kleiner Aufschrei, wirbelnde



Der Leuchtturm von Memel, von dem aus jeden Morgen im Herbst 3 Stunden lang beobachtet wurde

Federn — und schon war die Tragödie in der Masse der Wanderkameraden vergessen.

Diese Vogel (längst nicht alle haben wir genannt) ziehen nun über das Memeler Tief, um dann auf der Kurischen Nehrung drüben, immer an der Seeseite, weiterzuwandern. Wie die Beobachter auf der südlichen Nehrung feststellten, kommen aber die Scharen keineswegs geschlossen bei Granz an, sondern sie biegen schon bei Sarkau von der Nehrung ab nach der Südküste des Haffs, wo sich die Schwärme dann noch mehr verteilen. Ein anderer Zugweg geht nun von Memel aus nicht auf die Nehrung, sondern auf die Haffseite hin, die ihrerseits wiederum Vogelscharen aufammelt, die aus Nordosten über Litauen und Memelland herbeiwandern, so daß sich der Strom an der Windenburger Ecke verstärkt. Die Uferlinie verführt die Vogel dazu, von Windenburg, das auch noch zum Memelland gehört, die von dort gut sicht-

bare Nehrung anzusteuern (dem Drang nach Südwesten folgend), so daß wir eben unweit von Kossiten mit dem bekannten Massenzug rechnen dürfen, der schon von Thienemann geschildert wurde. Aber ein anderer Teil wandert nun doch noch (entgegen der einzuhaltenden Südwestrichtung) dem östlichen Haffufer entlang, so daß — wie die Karte zeigt — die große Sabelung, die eben gerade durch die geographische Lage von Memel erzwungen wird, das Zugbild am ganzen Haffgebiet beeinflusst. Einige Vögel überschneiden an günstigen Tagen immer einmal das Haff, und auch Vögel, die der eigentlichen Richtung folgend auf die See hinauswandern, sind stets zu beobachten. Freilich müssen viele dieser Röhren das Abschneiden des Weges bei Sturm mit dem Leben bezahlen.

So erkennen wir, wie die Nehrung dem Vogelstrom, der sich im Herbst von Nordosten heranwältzt, eine Brücke bietet und wie gleichzeitig das östliche Haffufer — wie die Nehrung als *Leitlinie* wirkend — die Vögel verleitet, ihre Zugrichtung nach dem Verlauf der Uferlinie zu richten. Daß für die Erfassung des Vogelzuges im Gesamtgebiet des Kurischen Haffs Memel von hervorragender Bedeutung ist und daß gerade hier wie auch am memelländischen Haffufer noch mancherlei Vogelzugsfragen gelöst werden können, ist ja einleuchtend; ganz abgesehen von den zahlreichen Überraschungen, die das Memelland noch für die Erforschung der übrigen Tierwelt bietet. So erreicht z. B. die bei uns nur durchziehende Weindrossel hier die Südgrenze ihres Brutvorkommens.

## Was sind Fermente?

VON DR. A. KÜCKEMANN

Man vergleicht die Organismen gerne mit chemischen Laboratorien. Und tatsächlich finden nirgendwo sonst auf so engem Raume so zahlreiche und so verwickelte chemische Umsetzungen statt wie in lebenden Zellen. Werden aber im Laboratorium hohe Temperaturen und Drücke, starke Säuren und Laugen angewandt, um bestimmte chemische Reaktionen zu erzwingen, so muß sich der Organismus an einen sehr engen Temperaturbereich, niedere Drücke, dünne Säuren und schwache Laugen halten, um seine chemischen Umsetzungen durchzuführen. Der gewissermaßen etwas „heikle“ Zustand des Lebens verbietet die Anwendung jeglicher Gewaltmittel. Noch vor etwa hundert Jahren schrieb man die Fähigkeit der Organismen, ohne alle die angeführten Mittel den Auf- und Abbau von Stoffen durchzuführen, einer geheimnisvollen „Lebenskraft“ zu. Seit der Entdeckung der *Katalyse*<sup>1</sup> weiß man aber, daß eine Fülle von chemischen Reaktionen, die sonst nur schwer ablaufen, durch Zusatz geeigneter Stoffe, der sog. „Katalysatoren“, leicht in Gang zu setzen ist. Was lag also näher, als auch im lebenden Organismus nach solchen Katalysatoren zu suchen? Tatsächlich hat denn auch ein Jahrhundert biochemischer Forschung ein ganzes Heer solcher Katalysatoren, die sogenannten *Fermente*, in den Lebewesen entdecken können.

Es ist manchem Leser bekannt, daß man das

<sup>1</sup> Dgl. dem Aufsatz „Was ist ein Katalysator?“ im Kosmos 1937, S. 391.

Wasserstoffperoxyd sehr leicht durch Braunstein als Katalysator zersetzen kann. Auch im Stoffwechsel der lebenden Zelle tritt das Wasserstoffperoxyd häufig auf und muß hier sofort zerstört werden. Diese Zerstörung bewirkt unser Körper mit einem Ferment *Katalase*, von dessen Wirkung wir uns durch einen einfachen Versuch überzeugen wollen.

Mit einer sauberen, abgeflamnten (durch Erhitzung keimfrei gemachten) Stecknadel stechen wir uns vorsichtig in die Fingerbeere des Daumens und drücken ein Tröpfchen Blut aus. Das Blut tupfen wir mit etwas Filtrierpapier ab und legen dieses Papier dann in ein Schälchen mit Wasserstoffperoxyd. An den blutigen Stellen zerfällt das Wasserstoffperoxyd sofort stürmisch, — ein Hinweis auf das Vorhandensein eines peroxydzerstörenden Fermentes im Blut.

Bei den technischen Katalysatoren hatten wir bereits von der großen Empfindlichkeit des Katalysators gegen Gifte gesprochen. Hier können wir uns durch den Versuch davon überzeugen. Wir wiederholen den Versuch, halten aber den mit Blut betupften Filtrierpapierstreifen über etwas Schwefelwasserstoff, ehe wir ihn in das Wasserstoffperoxyd geben. Den Schwefelwasserstoff stellen wir uns her, indem wir ein erbsengroßes Stück Schwefeleisen in einem Reagenzglas mit etwas verdünnter Schwefelsäure übergießen. In das entstehende, übelriechende Gas halten wir für kurze Zeit das blut-



Das Dünenbild von der Kurischen Nehrung führt uns den eigentümlichen Zauber vor Augen, den diese Küstenlandschaft im abgetrennten und schwer ringenden Memelgebiet gerade auch auf solche Besucher ausübt, die aus Gründen nationalen Pflichtgefühls oder auch der Entdeckerfreude den weiten Anmarsch in den äußersten Nordosten des ehemaligen Reichsgebietes nicht scheuen. Bergfreunde und Liebhaber einfachen gesunden Strandlebens, Hochalpinisten, Wanderer und Mittelgebirgs- und Städtebesucher können im deutschen Grenzland auf ihre Kosten kommen. Ueber den Dolomitenjaden Südtirols, über den Vogesen und Sudeten, über den Binnenseen des Burgenlandes sollen wir die Ostseeküste in den baltischen Landen und auch im Memelgebiet nicht vergessen. Sie hat ihre besonderen Freunde und hat ihnen mancherlei zu bieten.



Wer in dieser Zeit, wo der Zusammenhalt zwischen Reich und Auslandsdeutschtum neuen schweren Belastungsproben ausgesetzt ist, einen Sommeraufenthalt sucht, der gedenke mit besonderer Liebe der Kurorte und Erholungstätten in den abgetretenen Randgebieten des deutschen Volksbodens. Ueberaus reizvoll ist die Ostseeküste in dem Strandort Ribben, der zum abgetretenen Memelgebiet gehört. Das kleine Fischerdorf auf der Kurischen Nehrung trägt nichts vom Prunk und Luxus moderner Badeorte zur Schau, dem Naturfreund aber und dem Ethnologen dazu bietet es mannigfaltige Reize. Jeder Besuch in den deutschen Randgebieten jenseits der neuen Reichsgrenze ist Hilfsdienst am kämpfenden Deutschtum auf Vorposten!



Eine im Verlande begriffene Hütte von Perwell auf der Kurischen Nehrung.

## In der deutschen Wüste.

Von Dr. Richard Hennig. 1911

Mit sieben Illustrationen nach photographischen Original-Aufnahmen.

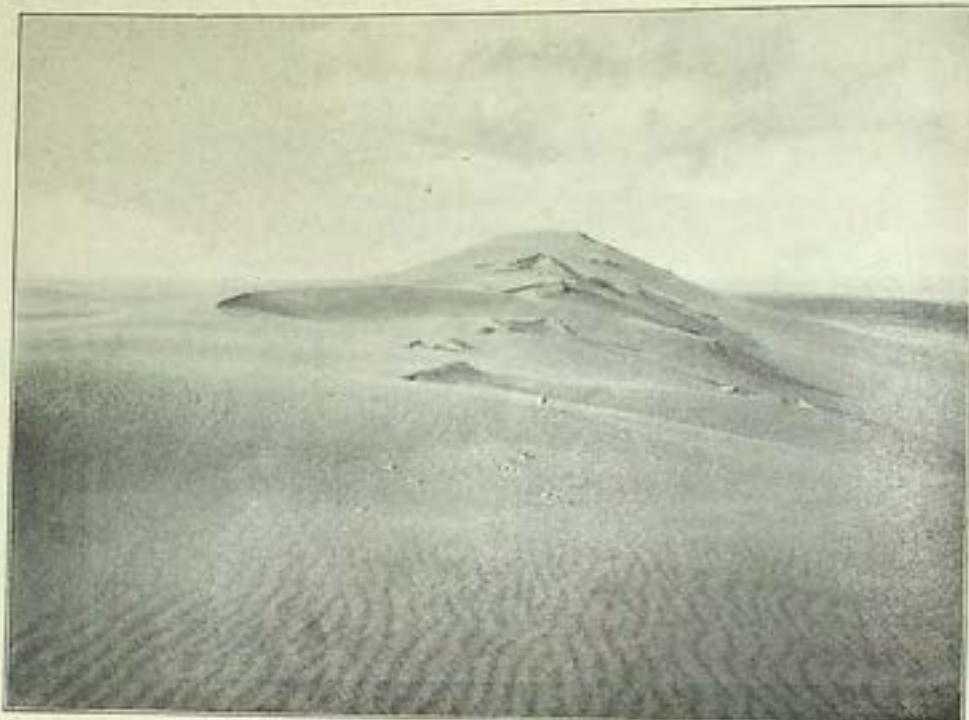
Um die eigenartigen Reize einer Wüste kennen zu lernen, gehen unsere begüterten Vergnügungsreisenden alljährlich in stets wachsender Anzahl hinüber nach Nordafrika, nach Ägypten und Algerien. Und wenn sie dann in Giseh oder Biskra, am Rande der Sahara, einen Blick in das geheimnisvolle, von hundert seltsamen Erzählungen und Märchen, von Wahrheit und Dichtung wunderbar umwobene Reich der Wüste getan haben, vielleicht gar ein paar hundert oder tausend Schritte hineingegangen sind, so schwillt ihnen das Herz, und sie glauben, in ihrer Eigenschaft als „Wüstenwanderer“, etwas Gesehen zu haben, was dem normalen Wald- und Wieseneuropäer zeitlebens eine unbefannte Wunderwelt bleibt.

Und doch: es bedarf durchaus keiner so weiten Reise, um eine typische Sandwüste kennen zu lernen. In Europa sind ja zwar die Wüsten — glücklicherweise! — nur gering an Zahl und durchweg von kleinem Umfang, aber eine großartige Wüstenlandschaft, wie sie typischer gar nicht gedacht werden kann, haben wir auch in Deutschland! Zwar liegt sie fern von den großen Heerstraßen der landläufigen Vergnügungsreisen, ist aber dennoch von Naturfreunden mit verhältnismäßig geringen Opfern an Zeit und Geld zu besichtigen. Allerdings, bei dem heut herrschenden Reisetrieb in möglichst weite Fernen werden

wohl mehr Mitteleuropäer die ägyptische oder algerische Wüste zu Gesicht bekommen, als die großartige deutsche Wüste, wie sie sich im Bereich der berühmten oder berühmtesten Wanderdünen der Kurischen Nehrung findet!

Man hört ja von diesen Wanderdünen nicht eben selten. Aber dennoch sieht der Kenner bei näherem Befragen bald, daß die meisten Menschen, die die Kurische Nehrung nie besucht haben, sich ein recht schiefes Bild von dem Wesen und dem Aussehen der Wanderdünen machen. Der wohlvertraute Anblick der gewöhnlichen, mit Dünengras bestandenen Stranddünen, wie sie sich an den nach Westen offen liegenden Küsten der Nord- und Ostsee vielfach finden, schiebt sich als ein entschieden störendes Bild in den Kreis der Vorstellungen ein. Auch die Nehrung wird in ihrer ganzen Ausdehnung von fast 100 (genau 97) km von einer derartigen Stranddüne durchlaufen, der sogenannten „Vordüne“, die den ersten Anflug des vom Winde dahergetriebenen Seesandes aufzuhalten bestimmt ist — aber die Wanderdünen liegen viel tiefer landeinwärts, meist unmittelbar an der Strandlinie des Kurischen Haffs, und wer etwa auf der Ostsee im Schiff an der Nehrung entlang fährt, bekommt sie nur von ferne und nicht entfernt so gut zu Gesicht, wie derjenige, der etwa die übliche Fahrt





Preedin-Berg. Blick nach Süden.

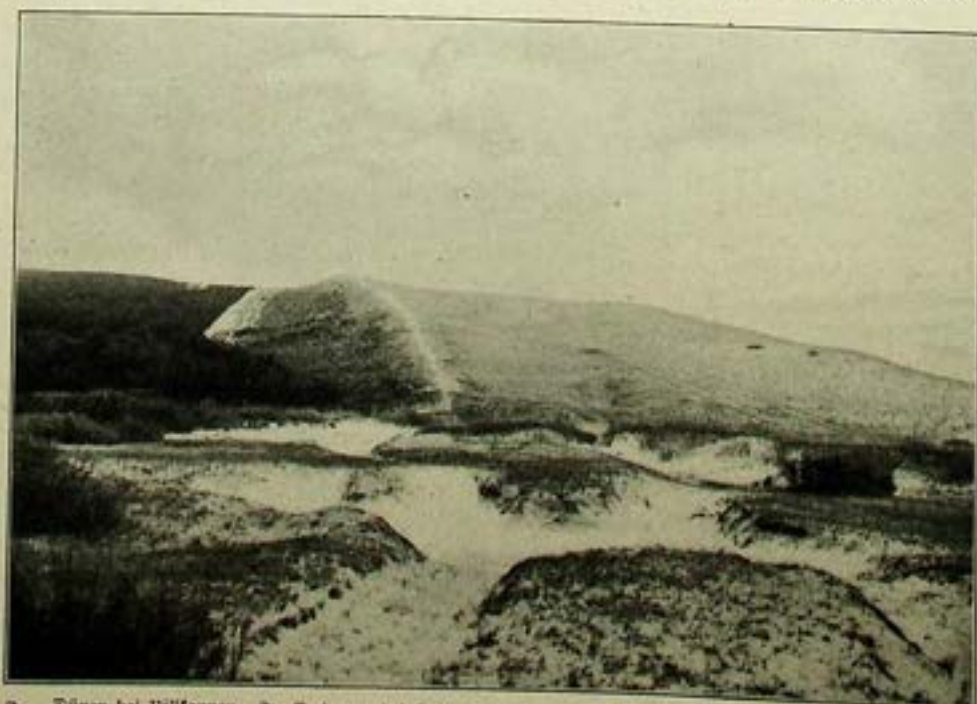
übers Gass von Kranzbeek aus unternimmt, um nach Memel zu gelangen.

Wer eines der berühmten samländischen Bäder besucht, Rauschen, Warniden oder gar das an der Wurzel der Nehrung gelegene Kranz, der sieht bei heiterem Wetter, wenn die Sonne günstig steht, in der Ferne einen hellblinkenden Streifen, der fast aussieht wie ein fernes, fernes Schneegebirge — das

der ihre eigentliche Domäne ist, zwischen Ribden und Kossitten, ist immer nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen der im Durchschnitt etwa 3 km breiten Nehrung von den Wanderdünen erfüllt. Unmittelbar neben ihnen erstreckt sich entweder grasbewachsenes Land oder gar schöner Wald dahin, und gerade der häufige Kontrast zwischen prächtigstem Laubwald und unmittelbar benachbarten, toten Sandhügeln von

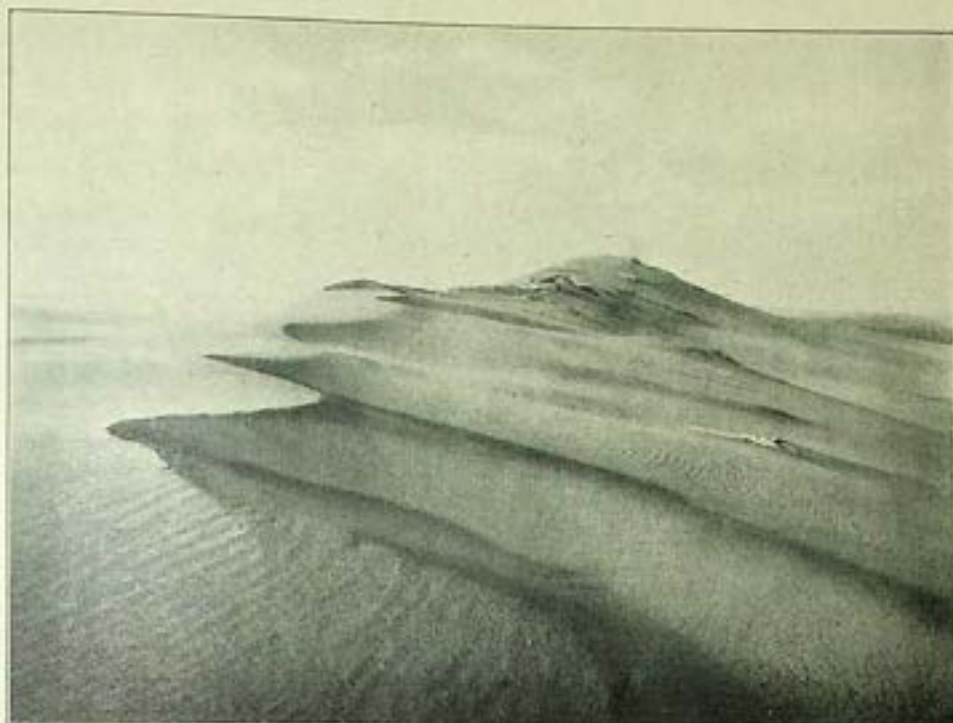
stundenweiter Ausdehnung trägt eine eigenartige Stimmung in diese merkwürdige Landschaft hinein.

Eine Wanderung über die Nehrung ist eine durchaus nicht beschwerliche oder gar gefährliche Sache. Man kann am Strand selbst wandern, dessen Beschaffenheit, im Gegensatz zu der meist recht schwer passierbaren Samlandküste, fast allenthalben ein bequemes und angenehmes Marschie-



Dünen bei Pilltopen. Im Vordergrunde bestiehte Düne, rechts hinten milde, links hinten bewachsene Düne.

ven gestattet, der aber auffallend tot daliegt, da die wenigen menschlichen Ansiedlungen der Nehrung durchweg hinten am Haff liegen und da die See von Schiffen so gut wie überhaupt nicht belebt ist, weil die Ostseedampfer und Segler weit draußen im Meer ihre Straße ziehen, während der Passagier- und Lokalverkehr nach und von Memel ausschließlich übers Haff stattfindet. Wer aber die 97 km am Strande entlang wandern wollte, würde die eigentlichen Wanderdünen überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen, denn diese werden allenthalben durch die niedrige Vordüne den Blicken verdeckt. Um mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen, muß der Wanderer schon den guten, bequemen, meist chausseeartigen Fahrweg benutzen, der etwa in der Mitte der Nehrung diese in ihrer ganzen Längsausdehnung bis nach Sand-

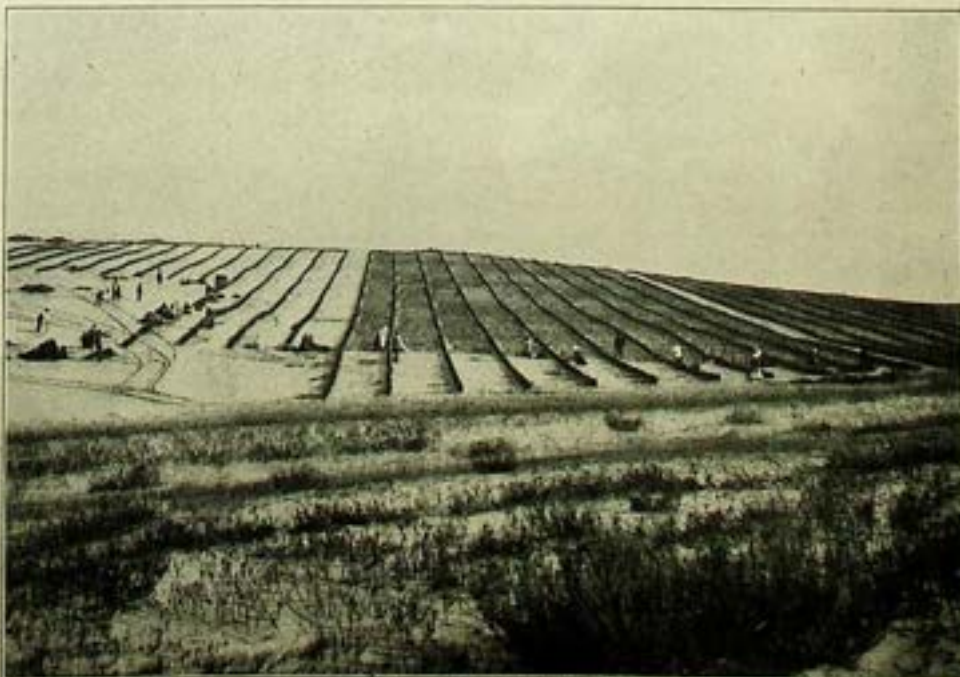


Preebin-Berg. Totalsicht, Blick nach Süden.

krug, der Überfahrtstelle nach Memel, durchzieht. Dieser Fahrweg läuft auf beträchtliche Entfernungen durch schönen Wald dahin, der die Wanderdünen verdeckt; aber vielfach gestattet er doch auch den Blick auf die gewaltige, gelbe Sandmauer, die durchweg östlich vom Fahrweg, also zwischen Straße und Haff, parallel dahinfließt.

Wenn es gelüftet, nähere Bekanntschaft mit Wander-

dünen zu machen, der hat natürlich allenthalben Gelegenheit dazu: wenige Minuten eines Abstechers nach Osten genügen, um den Wanderer an den Fuß der vielfach bis zu 60 m Höhe aufragenden Sandhügel zu bringen (siehe Abb. S. 968 und 969.) Eine Besteigung der Berge, die die höchsten Dünen der ganzen Welt sind, ist natürlich allenthalben möglich, aber mehr als einmal pflegt sich der Wanderer



Besteigte Düne bei Nossitten.

dieser, zumal bei größerer Hitze recht anstrengenden Leistung in der Regel nicht freiwillig zu unterziehen. Man sinkt beim Besteigen ziemlich tief in den Sand ein, und bei jedem Schritt aufwärts rutscht man mit dem abgleitenden, dicken Sand wieder um einen halben Schritt zurück. Dennoch ist selbstverständlich eine solche Klettertour gänzlich gefahrlos, und die alten Gruselgeschichten, daß im Bereich der Wanderdünen Menschen und Wagen rettungslos im Triebsand versinken könnten, gehören heute der Vergangenheit an, haben auch wohl nur bei sehr stürmischem Wind und Sandtreiben Anspruch auf teilweise Wahrheit gehabt. Wohl aber vermag der Kenner bei genauerer Beobachtung am Westabhang der Dügelkette an ziemlich zahlreichen Stellen Spuren verschütteter menschlicher Ansiedlungen zu erkennen, über die die Düne in langsamem Schritt vernichtend hinweggegangen ist. Reste ehemaliger Ortschaften, die jahrzehntelang unter den Sandmassen begraben lagen, um schließlich von der immer weiter ostwärts vorrückenden Düne wieder freigegeben zu werden und in Trümmern wieder ans Tageslicht zu kommen, sind mannigfaltig vorhanden, freilich nur in dürftigsten Überresten. An mehreren Stellen findet man auch menschliche Knochenüberreste, die die von der Düne zerstörten Gräber alter Kirchhöfe wieder von sich gegeben haben. „Pestkirchhöfe“ heißen diese Stellen, weil angeblich einige von ihnen aus der Zeit einer großen Pestepidemie, in der ganze Ortschaften ausstarben, herkommen sollen. Die im Sande liegenden Knochenreste, angefaßt der gewaltigen Wüstenlandschaft, erinnern nur um so lebhafter an die Sahara und rufen die Erinnerung wach an Karawanen, die in der Wüste dem tobenden Sandsturm des Samum

zum Opfer gefallen sind (siehe die untenstehende Abbildung).

Eine Stelle gibt es auf der Nehrung, die mehr als irgendeine andere die Täuschung erweckt, als sei man in einer endlos weiten Sandwüste. Das ist das sogenannte „Tal“ des Schweigens“ im Süden von Nidben. Diese Stelle mit dem an arabische Redeweise gemahnenden poetisch-unheimlichen Namen stellt eine niedrige Einsenkung innerhalb der sonst ziemlich gleichmäßig hohen Sandhügel dar. Der Wanderer, der sich hierher begibt und sich im Tal des Schweigens niederlegt oder hinlegt, sieht tatsächlich auf allen Seiten, soweit das Auge reicht, nichts als reinen Sand, ohne einen einzigen Grassalm oder eine sonstige Spur organischen Lebens. Gewaltig ragen an allen Seiten die von tiefen Schluchten durchbrochenen Sandberge zu Häupten des Beschauers empor; keine Spur von Leben weit und breit, kein Laut, kein Hauch — glühend strahlt nur die Sonne herab, und auf den Höhen der Hügel fliegen feine Wölflchen von Sand, vom Westwind getrieben, dahin, dem Haß zu: die Düne wandert noch immer, in kleinsten Bruchteilen nur, aber doch spürbar genug, daß in einigen Jahrzehnten der ganze Sandberg sich verschoben hat. — Es kann schwerlich in der ganzen riesigen Sahara eine typischere Wüstenlandschaft geben, als sie im untersten Grunde des „Tales des Schweigens“ das Auge erfüllt! Freilich, man braucht auf der höchsten Düne, die das Tal überragt, nur wenige Schritte aufwärts zu klettern, dann beginnt schon der ganze Wüstenputz zu verblassen: zeigen sich doch jenseits jenes Sandhügels die dünnen, dunklen Konturen des nicht fernen Waldes! Und steigt man noch höher hinauf, so blinkt jenseits des Waldes das



Verschütteter und von der Wanderdüne wieder aufgedeckter Kirchhof bei Pilsoggen.



Das Dorf Putwin auf der Kurischen Nehrung.

Meer und grüßt freundlich im Sonnenglanze herüber. Arbeitet man sich aber mit einiger Mühe über den steilen Abhang des Sandberges empor bis zur Grat-höhe, um auch nach Osten hin einen Blick zu haben und womöglich das Haff zu erspähen, so bleibt man oben erstaunt stehen, denn sowie der Körper über dem fast messerartig scharfen Sandgrat hinausragt, erspäht man zu seiner Überraschung die Wellen des Haffs auf der anderen Seite am Fuß des Berges, fast senkrecht unter sich! Der Kontrast zwischen der Sandwüste, die uns bis jetzt umgab, und der greifbar nahe daliegenden, schimmernden Wasserfläche, die sich unabsehbar weit nach Ost und Süd erstreckt, ist geradezu überwältigend: man kann verstehen, wie eine Fata Morgana auf den Wüstenpilger wirkt, aber diese Wasserfläche hier ist kein Truggebilde, sondern schöne, herrliche Wirklichkeit! Wer die 60 m in steil abfallendem Sand hinunterzulettern bereit ist, kann sich davon überzeugen! Es ist seltsam: der Fuß der höchsten Dünen der Nehrung wird unmittelbar von den Wellen des Haffs, vom belebenden Element des Wassers bespült! Freilich, jeder Westwind treibt neue Sandmassen über den Grat der Düne hinunter ins Haff, und an mehr als einer Stelle schieben sich schon breite, lange Sandzungen tief ins Haff hinein! In einigen hundert Jahren müssen die Wanderdünen das gesamte Haff oder doch seinen ganzen westlichen Teil ausfüllen, wenn nicht menschliche Intelligenz einen Riegel vorschiebt. Doch auch dafür ist gesorgt: seit einigen Jahrzehnten weiß der Mensch der Wanderdüne Fesseln anzulegen, wo es für ihn von Vorteil ist!

Diejenigen Dünen, die an menschliche Wohnstätten oder an menschliche Erwerbsstätten so nahe herangerückt sind, daß ein weiteres Vorrücken reale Werte vernichten würde, werden heute systematisch zum Stehen gebracht. Niedrige Reisigstakete werden in langen Reihen darauf angelegt, und dazwischen nimmt man Anpflanzungen vor, Gras und Sträucher, schließlich werden auch junge Bäume darauf angebracht, und nun findet der Flugsand so viele Hindernisse vor, daß er keinen Schaden mehr anzurichten vermag; er wird abgefangen, und das Fliegen wird ihm bei wachsender Anpflanzung schließlich gänzlich unmöglich gemacht: die Düne steht! (s. Abb. S. 969). Ja, nach einigen Jahrzehnten ist sie vielleicht vollkommen bewaldet, so daß man es sich kaum noch vorzustellen vermag, daß einst hier eine kahle Sanddüne zu finden war. Systematisch wird der Nehrung der Wald wiedergegeben, der sie einst ganz bedeckte, bis habgieriges schwedisches Volk in der beginnenden Neuzeit die Wälder größtenteils niederschlug und dadurch dem Flugsand ermöglichte, sein verderbliches Spiel zu beginnen. Jetzt wird ihm sein Handwerk nach und nach gelegt und dem Walde sein alter Besitz zurückgegeben. Die Abb. S. 968 führt uns unmittelbar nebeneinander eine „wilde“ Düne (im Hintergrund), eine durch Anpflanzung festgelegte und eine schon bewaldete Düne vor. — Die Wirkung der Bepflanzung ist schlechthin vollkommen. Am deutlichsten zeigt sich dies vielleicht in Pilloppen. Hier bedrohte vor 1½ Jahrzehnten eine kolossale Wanderdüne die der Hügelkette zunächst benachbarten Dörfer des Ortes, wie eine ungeheure, unheildrohende Riesin

mauer hing sie steil über den Häusern, die dem Verderben geweiht schienen, denn jeder Westwind trieb Wolken von seinem Sand näher und näher an die Häuser heran und in sie hinein, wie es Abb. S. 967 veranschaulicht. Da wurde die unheilswangere Düne auf Veranlassung der preussischen Regierung durch Bepflanzung befestigt, und die Folge ist, daß die heute in fröhlichem Grün prangende Sandmauer in nunmehr 16 Jahren nicht einen Zentimeter mehr vorgerückt ist.

Nur der kleinste Teil der Dünen ist in dieser Weise festgelegt worden, nämlich nur diejenigen, durch deren Weiterücken unmittelbar Werte irgendwelcher Art, insbesondere Ortschaften, bedroht sein würden. Alle übrigen Dünen befinden sich noch in „wildem“ Zustande, und vielfach sieht man daher die Wanderdünen in unmittelbarer Nachbarschaft von durch Anpflanzung bereits festgelegten und selbst von bewaldeten Dünen, in ähnlicher Weise wie es Abb. S. 971 veranschaulicht. Unmittelbar im Rücken der einzelnen Dörfer, die ja auf der Nehrung eben durchweg am Ufer des Haffs liegen, findet man hingegen „wilde“ Dünen überhaupt nicht mehr, meist sind sie sogar schon durch einen stattlichen Wald gegen die Gefahren des Flugandes geschützt, ähnlich wie es unsere Abb. S. 971 vom Dorfe Purwin zeigt, und die Zeit der durch das Anrücken der Wanderdünen verödenen und zerstörten Ansiedlungen auf der Kurischen Nehrung gehört der Vergangenheit an.

Wenn die Festlegung und Bewaldung der Wanderdünen im Lauf der Jahrzehnte weitere Fortschritte machen sollte — in den nächsten 100 Jahren freilich ist an einen Abschluß dieser kostspieligen Arbeiten, die nur dort, wo sie notwendig sind, vorgenommen werden, nicht zu denken! — so läßt sich die Zeit absehen, wo es keine Wanderdünen mehr auf der Nehrung geben wird, ja, vielleicht wird in einigen Jahrhunderten der größte Teil der Nehrung wieder bewaldet

und damit der Zustand wiederhergestellt sein, der auf diesem Landstrich etwa bis zum Beginn der Neuzeit herrschte, bevor die Schweden den größten Teil der alten Nehrungswälder niederschlugen. Nicht die ganze Nehrung ist in dieser Weise verwüstet worden, in den nördlichen Teilen sind die Wälder im großen und ganzen im alten Umfang erhalten geblieben, und Wanderdünen hat es an vielen Stellen nie gegeben. In diesem Teil der Nehrung erreichen denn auch die Wälder ihre herrlichste Pracht und Ausdehnung, und insbesondere die Perle der Nehrung, die wundervolle Landschaft von Schwarzort, verdankt ihnen ihren mit Recht sehr hohen Ruf. Wer aus dem Bereich der deutschen Wüste und ihrer schwermütigen Monotonie in einer Wanderung von einigen Stunden oder in einer kurzen Fahrt übers Haff zu den schönen Schwarzorter Nadelwäldungen mit ihren zahlreichen, steilen Schluchten und ihren unaufhörlich wechselnden, reizvollen Ausblicken aufs Meer und auf das Haff nebst seiner gegenüberliegenden, schon deutlich erkennbaren Küste gelangt, der glaubt sich mit einem Schlage in ein völlig anderes Land versetzt, und doch unterscheidet sich diese prächtige Waldzone von der Wüstenlandschaft geologisch überhaupt nicht, sondern nur der Wald, und die von ihm gebildete Humusdecke ist es, die den gänzlichen Wechsel in die Szenerie hervorbringen!

Ja, die Nehrung mit ihren mannigfachen Landschaftscharakteren gehört sicherlich zu den am meisten typischen Bildern, die die Natur des deutschen Landes überhaupt aufzuweisen hat, und wer einmal hinauskommt nach Königsberg oder irgendwelchen anderen Orten Ostpreußens, der nehme sich, wenn er es irgendwie möglich machen kann, ein paar Tage Zeit, und seien es nur 24 Stunden, um einen Einblick zu tun in eine Landschaft, die in ganz Europa nicht ihresgleichen hat: in die „deutsche Wüste“!

## Denkwürdigkeiten eines Sternsehers.

Von Dr. Bruno Wille.

In doppeltem Sinne gilt hier das Wort „Sternseher“: Einerseits meint es einen Astronomen; andererseits einen Idealisten, der den geistigen Himmel betrachtet und die Andacht uneiniger Menschen zu Gestirnen emporleitet, die den verschiedensten Völkern Leuchte und Lenker sind.

„Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen“ nennt Geheimrat Professor Wilhelm Foerster sein Memoirenwerk, das bei Georg Reimer in Berlin erschienen ist. Da der Verfasser im Jahre 1832 geboren ist, so spricht zu uns ein fast achtzigjähriger Geist. Seine Bedeutung ist nicht auf eine

Fachwissenschaft beschränkt; vielmehr ist diese Persönlichkeit durch einen grundsätzlichen Universalismus ausgezeichnet und in dieser Richtung hervorragend fruchtbar. Das Wort „musisch“, von Foerster wiederholt gebraucht, bezeichnet seine vielseitige, dabei harmonisch runde Geistesarbeit. Wie die antiken Muses, allerlei Künste und Wissenschaften vertretend, um den einen Gott der Weisheit geschart sind, so sucht Wilhelm Foerster verschiedene Gebiete des innerlichen Schauens, Fühlens, Strebens zur organischen Einheit zusammenzuschließen, deren einzelne Glieder einander nicht stören, sondern fördern. „Ein

# Einiges über Dünen

men wir auch noch Fahrkarten für den nächsten „Cochemotor“, das ist ein Triebwagen. Der Preis ist bescheiden. Wir sind glücklich, daß wir La Paz im Zuge erreichen werden. Nun haben wir noch zwei volle Tage für Arica vor uns. Von zu Hause haben wir auch gute Nachrichten, die Post ging sechs bis acht Tage per Luft.

Nachmittags gehen wir auf Entdeckungstouren aus. In den Hauptstraßen liegt ein Geschäft neben dem anderen, eine Überfülle an Importware in den Schaufenstern. An vielen Läden sieht man große Schilder mit der Aufschrift „Liquidation“! Wir sprechen mit dem griechischen Besitzer unseres Hotels, mit einem Uhrmacher Schweizer Herkunft, mit dem Direktor einer führenden Zeitung, mit dem Leiter eines Reisebüros – alle bestätigen dasselbe: die Blütezeit Aricas ist seit etwa einem Jahr zu Ende, seit es nicht mehr Freihafen ist.

So war auch der Riesenbau eines Motels, etwas außerhalb der Stadt, eine Fehlspekulation, dieses Luxushotel für allerhöchste

## Bildpostkarten

12 an der Zahl

Ein Jahr hindurch zu Deiner Wahl

Ansprüche wird bald seine gastlichen Pforten schließen müssen. Zur Blütezeit Aricas wurden sogar Stühle und Sessel der überfüllten Hotels an Gäste abvermietet, die dann die Nacht wenigstens unter einem Dach zubringen konnten. Unser griechischer Wirt ist einer der Leidtragenden und schildert uns sein Unglück in so bewegten Worten, daß auch wir hoffen wollen, daß das Gerücht sich bestätigt, aus Arica werde ein internationaler Hafen für Chile, Peru und Bolivien!

Donnerstag, 7. Februar

Der Wind weht recht kühl, die Sonne brennt, im Schatten fröstelt man, in der Sonne ist es nicht auszuhalten! In den An-

Dünen sind durch den Wind aufgehäufte Hügel von Flugsand im Binnenland (Sahara), besonders aber (Seestränddünen) an flachen sandigen Küsten der Meere (preußische und baltische Ostseeküste, auf den Inseln Osel und Dagö; an der Nordsee im Westen von Holstein, Schleswig und Jütland, auf Sylt, Föhr, Helgoland, Norderney, Borkum, an der Westküste von Frankreich, in der Bretagne und namentlich in den Landes, in Ägypten, an der Westküste Afrikas, der Südküste Australiens, in Florida usw.).

Die Dünen sind oft sehr ausgedehnt; an der Ostsee gibt es Dünen von mehr als 45 km Länge, im südlichen Frankreich zwischen den Mündungen des Adour und der Gironde sogar solche von 232 km Länge und 5 km Breite. Die Dünen sind meist 10–15 m, in vielen Fällen 30 bis 40, im einzelnen 100, ja 180 m hoch, gegen das Meer oder gegen die Richtung des herrschenden Windes in nicht zerklüftetem Zustand flacher (5–15 Grad geneigt), gegen die Landseite steiler abfallend (im Mittel 30 Grad).

Der die Küste treffende Seewind treibt den von der Ebbe trocken gelegten Sand vor sich her und hebt ihn in die Höhe. bis bei schwächer werdendem Sturm die Sandkörner durch ihr eigenes Gewicht sinken und sich im natürlichen Böschungswinkel absetzen. Bei recht typischer Entwicklung kann man drei Dünenreihen unterscheiden: die Vordüne, welche das vom Meere geförderte Material zunächst empfängt, die hinter dieser liegende hohe Düne, welche den Flugsand später aufnimmt und sich infolgedessen allmählich erhöht; endlich die Innendüne, niedrigeres, hinter der hohen Düne liegendes Gehügel, welches sich aus jenen Sandmassen bildet, die vom Wind über den nackten Grat der hohen Düne hingeführt werden. Wo das Gelände hinter dem Strande merklich ansteigt oder wo es, wie häufig an der Ostsee, mit Waldungen bestanden ist, wird die Ausbildung der Dünen sehr gefördert, weil in beiden Fällen die den Sand fortreibende Kraft des Windes erheblich geschwächt wird und deshalb der Sand liegen bleibt.

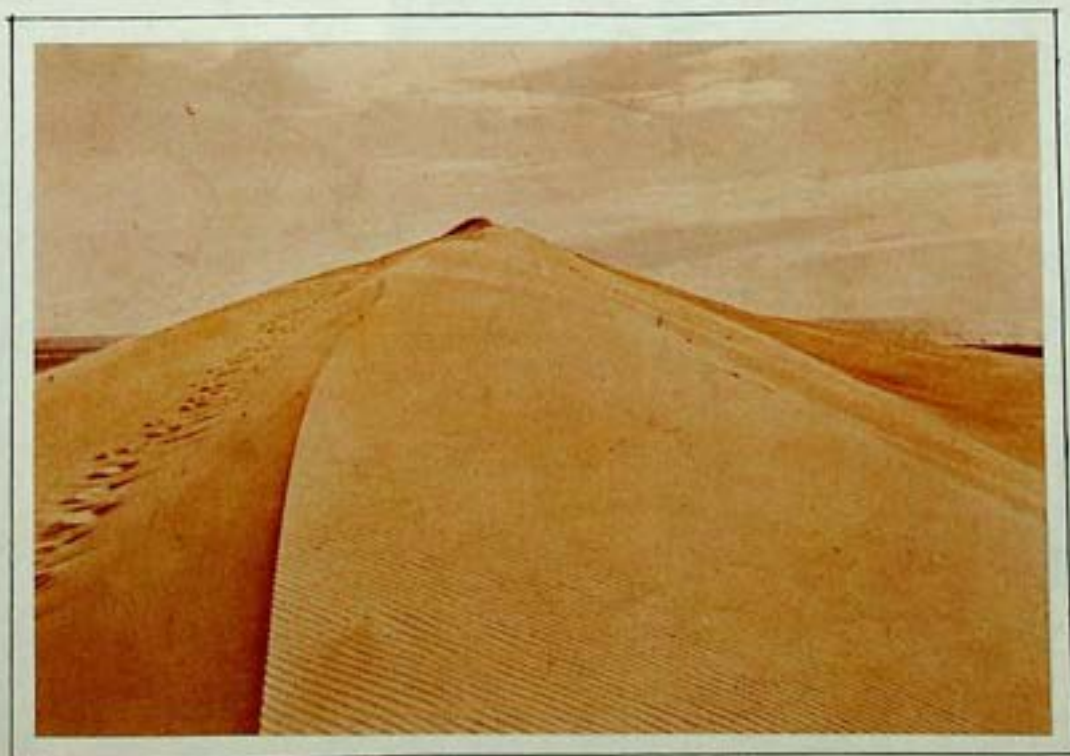
Solange durch die von der See kommenden Winde frischen See-Sand der Düne zuwehen, vermehrt sich nicht nur ihre Masse, sondern es wachsen durch den Anflug salziger Bestandteile des Meeres die Dünenpflanzen um so kräftiger, wodurch ein vollständiges Auffangen des Sandes und eine widerstandsfähige Oberfläche entsteht. Es ist deshalb sehr wichtig, die Entwicklung der Dünenpflanzen zu unterstützen und für Neupflanzungen Sorge zu tragen.

Gibt der Strand keinen Sand mehr her, so verkümmert der Pflanzenwuchs, und jeder starke Wind treibt den losen, ausgewaschenen Sand ab, entblößt die Pflanzen, und bald ist die Böschung kahl und ohne Widerstand. Wind und Regen nagen dann an den Dünen. Abbruch der Küste und hereinbrechen von Sturmfluten untergraben ihren Fuß und erzeugen steile Abstürze, auch gegen die See zu.

Eine solche kahle Düne erscheint bei starkem Sturm wie in dichten Nebel gehüllt, indem die ganze Oberfläche in Bewegung gesetzt ist und der Sand zum Teil weit fortfliegt, zum Teil nur über die Krone hinweg sich auf der landseitigen, geschützten Böschung ablagert. Die ganze Düne wird bei wiederholten Stürmen auf diese Weise landeinwärts verschoben, sie wandert.

Die Schnelligkeit dieser Wanderung ist ganz und gar von lokalen Verhältnissen abhängig, an vielen Orten aber so bedeutend, daß sie den hinter den Dünen liegenden Ortschaften höchst verderblich wird. Auf Sylt schreiten die Dünen jährlich 4,4 m von Westen nach Osten vor, auf der Frischen Nehrung hat man ein jährliches Fortschreiten von 3,75 bis 5,6 m beobachtet, und bei St.-Paul-de-Léon in der Bretagne haben die Dünen seit 1666 bei einem jährlichen Vordringen von mehr als 9 m (Reclus gibt sogar 20–30 m an) den ganzen Küstenstrich mit einem Sandmeer bedeckt, aus welchem nur noch Spuren einiger Kirchtürme hervorragen.

So auch die bedeutendsten Dünen Europas, die auf der Kurischen Nehrung. Dieselben besitzen eine durchschnitt-



liche Kammhöhe von 37–47 m und erreichen an manchen Stellen nahezu 63 m Höhe. Sie wandern von der See zum Haff und haben schon  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  dieses Weges vollendet. Sechs Dörfer sind bereits vollständig von den Dünen begraben, und das ehemalige Kirchdorf Kunzen kam auf der Seeseite der darüber bingeschrittenen Düne wieder zum Vorschein. Die Schnelligkeit dieser Wanderung beträgt etwa 5,5 m im Jahr, und man nimmt an, daß in wenig mehr als 200, spätestens aber in 500 Jahren das Haff von den Dünen ausgefüllt und mit der Nehrung und dem Memeldelta nivelliert sein könnte.

Auch aus dem Binnenland sind solche fortschreitenden Versandungen bekannt. Der Sand der Sahara, der Lybischen Wüste, der Gobiwüste hat allmählich viel kultiviertes Land bedeckt, die östlichen Ufer des Kaspischen Meeres unterliegen von Osten, der Landseite her, der Versandung, und in der Banater Sandwüste wandert eine 6,5 m hohe Düne jährlich etwa 4 m von Westen nach Osten.

Wandernde Dünen, welche sich im vorigen Jahrhundert auf der Frischen Nehrung von Neufähr bis Kahlberg auf einer Länge von 45 km gebildet hatten und die dahinter liegenden fruchtbaren Niederungen und vor allem den zur Stadt Danzig gehörigen 30 km langen Kiefernwald von Jahr zu Jahr mehr begruben, gaben an der Ostsee den ersten Anstoß zur planmäßigen Befestigung und Bepflanzung der Dünen, die bei Danzig 1793 ins Werk gesetzt und durch die ein energisches Halt geboten wurde.

Wie die Dünen in verwahrlostem Zustand eine Gefahr bilden, so geben sie, gut unterhalten, dem hinterliegenden Lande einen wertvollen natürlichen Schutz gegen den Ansturm der Meereswogen. Die meisten flachen Küstenländer Europas verdanken ihr Dasein fast nur diesen natürlichen Wällen, welche das dahinterliegende, flache, oft sogar unter dem Meeresspiegel gelegene Land vor dem Einbruch der Fluten schützen.

Meist findet sich hinter der Dünenzone eine Reihe von Sümpfen, Meeren, Teiche und Seen, gebildet durch Ansammlung von süßem Wasser, welches bisweilen durch Kanäle und natürliche Durchbrüche mit dem

Meer in Verbindung steht (Zuidersee, Haarer Meer usw.).

In den kleineren dieser Dünenseen findet sich eine kräftige Vegetation von Sumpfund Moospflanzen und eine fortschreitende Torfbildung, die aber von Zeit zu Zeit durch Einbruch der Düne und deren Zerstörung abgeschlossen wird. Die den See ausfüllenden Sandmassen bedecken das Torflager, und unter ihrer Last entsteht ein Torf, deutlich geschichtet, schieferig und bisweilen kaum von Braunkohle zu unterscheiden. Das Innere des Dünenstriches selbst erscheint ungemein öde und eintönig, die kärgliche Vegetation hat fast nur Strandgräser (*Ammophila arenaria* und *baltica*, *Elymus arenarius*, *Triticum junceum*, *Carex arenaria* usw.) aufzuweisen, und auch die Fauna ist sehr arm.

Um den Abbruch der Küsten durch Wellenschlag und Strömung zu verhindern, die Ausbreitung des Flugsandes ins Land hinein aufzuhalten, dem Seewind Objekte entgegenzustellen, welche seine verderbliche Gewalt schon beim Eingang in das Land zu mäßigen imstande sind, und um die Versandung der Häfen zu verhüten, ergreift man gewisse Kulturmaßnahmen, welche als **Stranddünenbau** zusammengefaßt werden.

Die Hauptaufgabe besteht darin, den Sand unmittelbar am Strande festzuhalten. Wo die Breite des Strandes es nur irgendwo zuläßt, werden vor den hohen, absterbenden Dünen grüne Vordünen gelegt, die den Sand auffangen und festhalten. Je nach Bedürfnis werden sie seewärts vorbereitet. Der Strand erhöht sich unter den Einwirkungen des Windes, rückt in gleichem Maße gegen die See vor und gewinnt an Ausdehnung, so daß das neu gewonnene Terrain stets den Ablagerungsplatz für die aus dem Meere kommenden Sandmassen bietet. Die Sandmassen können also nicht nach dem Binnenland treiben, auch durch die Küstenströmungen nicht fortgeführt werden und zur Verflachung der Hafeneinträge beitragen.

Die Bildung der Vordünen geschieht mit sehr einfachen Mitteln. Es werden lockere Strauchwände aus Buschwerk, je nach der Richtung des vorherrschenden Windes parallel oder schräg zur Uferlinie auf dem Strand aufgestellt. Die Strauchzäune sind 1 m hoch und werden aus Zweigen von 1,50 m gebildet, die vorteilhaft in mehreren Reihen mit 5 m Zwischenraum aufgestellt wer-

den. Wo kein Strauch vorhanden, werden Stroh- oder Pflanzenbüschel die etwa 0,3 bis 0,5 m hervorragen und bei 5 cm Dicke etwa 0,6 bis 0,8 m lang sind, in den Sand gesteckt. Man setzt sie in regelmäßigen Reihen mit Abständen von 0,5 bis 0,7 m, und zwar so, daß die Büschel der benachbarten Reihen im Versatz stehen. Es genügen bei günstigem Winde 1–2 Tage, um diese Anlage vollständig einzusanden, wenn dies geschehen, stellt man neue Reihen darüber. Sobald als möglich wird solch künstliche Dünenbildung mit Dünenpflanzen bedeckt, damit eine Vegetation entsteht und der Sand festgehalten wird.

Hier ist in erster Linie der Sand- oder Strandhafer (*Ammophila arenaria*), in Holland und Ostfriesland auch Helm genannt, zu erwähnen; er wächst um so besser, je mehr frischen Sand er bekommt, und gedeiht selbst auf den höchsten Kuppen der Dünen. Der Strandweizen (*Strandroggen*, *Elymus arenarius*) gedeiht überall da, wo der Strandhafer nicht fortkommt, am besten in feuchtem, tonigem Boden. Sandriedgras (*Carex arenaria*) ist ein vorzügliches Mittel zur Befestigung der tiefen Gründe alter Dünen.

In den tiefen Lagen hinter den Vordünen gedeihen außer verschiedenen Weidenarten auch die Erle (*Alnus glutinosa*) und die Strandkiefer; letztere wird besonders zum Bepflanzen alter Dünen angewandt, die dann forstwirtschaftlich behandelt werden. Einen nennenswerten Ertrag werfen solche Bepflanzungen nicht ab, ihre Unterhaltung geschieht lediglich mit Rücksicht auf das Hinterland. Um den Pflanzenwuchs in den Dünen nicht zu schädigen und dem Winde möglichst wenig Angriffspunkte zu geben, ist das Weiden des Viehes verboten, auch Fußgängern ist der Zutritt nur ausnahmsweise gestattet.

Die Anlage von Fahrwegen ist auf das geringste Maß beschränkt. Bei Anlage derselben ist darauf zu achten, daß ihre Richtung möglichst nicht mit der herrschenden Windrichtung zusammenfällt. Die Kultur der Binnendünen, welche das Festliegen des Sandes (zum Teil, um das Wandern der Dünen zu verhüten) bezweckt, fällt größtenteils mit der Kultur des Flugsandes überhaupt zusammen und wird in verschiedener Weise ausgeführt.

Rh.



**Am Strand  
von Schwarzort**

Dieses Bild müssen alle Kinder memelländischer Familien betrachten! Sie sollen sehen, wie ein breiter, unendlicher Badestrand an der memelländischen Küste zu finden ist. Auf 100 km Länge konnte jeder an der Ostsee das Plätzchen seiner Träume finden: eine Badebude, eine Sandburg, einen alten Fischerkahn, Betrieb oder grenzenlose Einsamkeit.

Aufn.: Kaschkat





# TRIEBSAND, SCHERBEN UND SCHÄDEL

BILDER VON DER ALTEN NEHRUNG

In der Altpreußischen Monatsschrift vom Jahre 1867 erzählt Prof. Berendt, wie er anlässlich seiner Studien zu seinem Werk „Geologie des Kurischen Hafes“ zum ersten Male Bekanntschaft mit dem damals sehr gefährlichen Triebsand der Nehrung machte.

Die alte Poststraße nach Memel und auch der gewöhnliche Weg heutiger Nehrungsreisender kommt nur an wenigen Stellen, wo er von der Haff- auf die Seeseite oder umgekehrt hinüberbiegt, in die Nähe von Triebsandstellen. Daß wirklich so mancher allein reisende Fremde, der sich vielleicht aus Unkenntnis des Weges vom Strand ab in die Berge gewagt hatte, hier früher sein Grab gefunden haben mag, dafür spricht am lebendigsten ein Fund, den mein damaliger Führer, ein durch dreißigjährige Postfahrten in jenem Teil der Nehrung mehr als jeder andere kundiger, alter Postilion, vor wenigen Jahren gemacht hatte.

In dem ebenen, jetzt völlig trockenen Sand eines auch ohnehin deutlich als frühere Trieb-sandstelle erkennbaren Punktes nahe den weißen Bergen, hatte der Wind zufällig das wohl-erhaltene Rückgrad eines Pferdeskelettes freigelegt, und ebenso zufällig hatten die bleichen Knochen die Aufmerksamkeit des Alten erregt. Bei näherer Untersuchung fand sich das völlig unversehrte Gerippe in aufrechter Stellung im Sande, und vor demselben, genau in der Verlängerung des Tieres, das langgestreckte Skelett eines auf dem Gesicht liegenden Menschen, dessen noch tiefer in den Sand hinuntergestreckte Arme deutlich die elende Todesart erkennen ließen. Der Reiter war offenbar im Trab mit dem Pferde in den Trieb-sand geraten und über den Kopf hinweg auf die unglücklichste Weise mit den Händen voran auf die trügerische, keinen Stützpunkt bietende Fläche gefallen.

Im Juni 1866 kam ich in Gesellschaft des Oberfischmeisters Döpner von Schwarzort. Unser Kutscher, ein in Nidden ansässiger Fischerwirt, Friese mit Namen, meinte von Per-

welk bis Freil auf der Haffseite fahren zu können, und so lenkten wir, eine schwache Einsenkung benützend, oberhalb von Perwelk über den Dünenkamm hinüber, was für ein anderes als das zu den Fahrten im Sande der Nehrung bestimmte Fuhrwerk fast eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Die drei kräftigen Pferde hatten noch gewaltig zu tun, obgleich der Wagen, an dem kein Eisen verwandt worden und der deshalb auffallend plump aussah, völlig unbeschlagene fünf Zoll breite Räder besaß.

Schon mehrfach hatte unser Kutscher, den ich dazu aufgefordert hatte, mich auf Trieb-sandstellen aufmerksam gemacht, aber meine Vermutung, daß die gesamten Erzählungen von der Gefährlichkeit dieses Sandes mehr oder weniger Fabeln seien, schien sich nur bestätigen zu wollen. Zweimal war ich schon abgestiegen und hatte die bezeichneten Stellen nach allen Richtungen untersucht, aber jedesmal unter der sechs bis sieben Zoll starken, festen und trockenen Sanddecke zwar einen Wasser haltenden, ganz losen Sand gefunden, jedoch schon nach wenigen Zoll, an den schlimmsten Stellen nach einem Fuß Tiefe, mit einem Stock schon wieder den festen Boden erreicht, so daß ich mir die Unannehmlichkeiten zwar vorstellen konnte, die es machen mußte, wenn Pferde ein oder mehrere Male die feste Decke durchtraten und auf diese Weise etwas einsanken, aber das spurlose Verschwinden im Trieb-sande glaubte ich mit Recht als Ausschmückung des Volksmundes betrachten zu können.

Friese schüttelte zwar jedesmal mit dem Kopf, schien aber trotz seiner Reden doch selbst keine allzu gefährliche Meinung von diesem Schreckbild der Nehrung zu haben, denn als es sich darum handelte, einer größeren Trieb-sandstelle wegen einen Umweg von einer Viertelstunde zu machen, meinte er, es würde schon gut gehen. Die getrocknete Decke sei im Sommer in der Regel so dick, daß es keine solche Gefahr mit dem Durchbrechen

## Auch ein Bild von der alten Nehrung

Ist diese Aufnahme einer Fischerfamilie im Sonntagsstaat, die uns Margarete Fischer zur Verfügung stellte.



## DIE FAHRT ZUR DÜNE

VON AGNES MIEGEL 1852/2 H 26

Man reiste nicht viel nach Ostpreußen bis zur Jahrhundertwende. Auch später kamen erst nur die Sommergäste, auf die in unserm gastfreundlichen Grenzland Stadt- oder Landverwandtschaft mit Willkommensküssen und reichgedecktem Tisch warteten. Langsam erst wurde durch Maler und Dichter die vielfältige Schönheit Ostpreußens bekannt, und was die Künstler zuerst entdeckten, das war die Kurische Nehrung. Unternahm dann, durch schön bebilderte Prospekte ermutigt, ein Reisender die Fahrt nach dem Osten, so war diese Nehrung sicher sein Ziel. Zuerst wollte er sich davon überzeugen, was es mit diesem Sandstreifen, mit Elchen und Wanderdüne auf sich hatte.

Nach stürmischem Aufbruch der Mitreisenden in Cranz, trug dann die laut heulende Lokomotive mit einem einzigen Wagen den Nehrungsreisenden an der Chaussee entlang zu einem unvermutet aus dem Wiesengrün breitenspringenden Fluß, wo ein hübscher weißer Dampfer wartete. Hier wurde man mit überraschend zahlreichen Fahrtgenossen unter lautem Abschiedsgetöse, Tauwerfen und plattdeutschem Zuruf eingeladen, bis der Dampfer rauschend wendete und die Fahrt durch die zahllosen Windungen des Wiesensflusses begann. Es begann für alle aber auch der schöne Tagtraum, wenn man, gestreichelt vom sanften, nach Schilf und Blumen duftenden Landwind, die Sonne auf den geschlossenen Lidern fühlt, vom Tuckern der Maschine und dem Klatschen der Flutwelle gegen das moorige Ufer gewiegt. In das verebbende Bewußtsein und die Ferienerinnerungen dringen windverwehte Gesprächsbrocken, Kinderlachen und Stricknadelgeklimper, auch ernste Erwägungen, ob die Sarkauer Räucherflundern den Cranzern vorzuziehen wären. Gespräche, zu denen der Kaffeeduft aus der Kajüte und der nach Aal in Dill aus der kleinen Schiffsküche gut passen. Plötzliches, schrilles Möwengekreisch schreckt alle auf, und man wird gewahr, daß die Enge der Beek längst verlassen ist, daß das grüne Wiesenufer und die dunklen Wälder zur Linken ebenso zurückweichen wie das buchtartige Ufer der Landseite. Der Dampfer gleitet durch eine sich immer noch weitende, silberblau funkelnde Wasserfläche, die mit der flimmernden Bläue des Himmels verschwimmt. Nur im Osten steht eine schmale, langgezogene, golden und perlmuttern schimmernde Wolkenbank über dem Haff, dessen in kurzen Wellen bewegtes Wasser grünlich klar ist. Die Luft ist von wunderbarer Frische, sie steigt zu Kopf wie leichter Wein. Die vielen Kinder stehen jetzt alle fest ans Geländer gepreßt und verfolgen jede Boje, jedes ferne Boot und den grünen Streifen der Nehrung. Ein braunes Händchen deutet, eine Stimme ruft „Sarkau!“. Der Dampfer rauscht weiter, die Bugwelle scheint seltsam stilisiert wie auf japanischen Holzschnitten, die Möwen folgen aufblitzend und stürzen sich auf das Futter, das die Kleinen ihnen zuwerfen.

Zwischen den Reisenden breitet sich in schweigendem Schauen eine Stimmung gegenseitiger Duldung und Freundschaft aus, wie umschlossen von einem gemeinsam vertrauten Zauberwort, das auch Zugereiste einschließt. Man wird allseitig auf das Genaueste beraten, wie am besten zum Möwenbruch und zur Vogelwarte zu finden ist, denn schon lenkt der Dampfer nach Rossitten ein, und am Steg flattern weiße Tücher auf. Noch läßt nichts auf die Düne schließen. Aber jetzt, sowie der Dampfer wieder ins offene Haff gleitet, an der langgestreckten grünen Landzunge vorüber, da steigt es auf hinter den Wipfeln des Uferdorfs, erst eine mächtige Kuppe, violett, fast schwarz schimmernd im grellen Licht, hinter ihr, höher, blendend in kaum erträglichem, weißem Glanz — die Düne! Ihr folgt die lange, nie mehr abreißende Kette ihrer Schwestern, der majestätische, meilenlange Zug der Sandberge. Hochgetürmt, drohend, jäh sich im Absturz wölbend, mit scharfem Grat über schattendunklem Zirkusrund sich dem schmalen Ufersaum, dem Wasser zuneigend — nur hier und da über kümmerlicher

Nebestehend: Der bekannte Italienblick in Nidden am Kurischen Haff



Niddener Fischerboote mit ihren roten Segeln und geschätzten Wimpeln

Menschenbehausung in mühseligster Arbeit festgelegt, mit Reisigfaschinen, mit hartem Strandgras und zähen kleinen Kiefern aufgehhalten in der windgetriebenen Todeswanderung von der See zum süßen Wasser.

Blasses, silbriges Grün, eine schon begrünte Kuppe zeigen die Nähe von Pillkoppen an, Kinder und Erwachsene springen auf und zeigen sich gegenseitig den langen, halbinselartigen, sandigen „Haken“. Der Uferstreifen wird nun breiter und grüner, über Dächern und Schuppen wächst richtiger alter Kiefernwald auf, und der Dampfer legt eilig und tutend an der weit ins Haff gebauten Niddener Mole an, vor der eine ganze Flottille der breiten Haffkähne mit den rostroten Segeln schaukelnd vor Anker liegt.

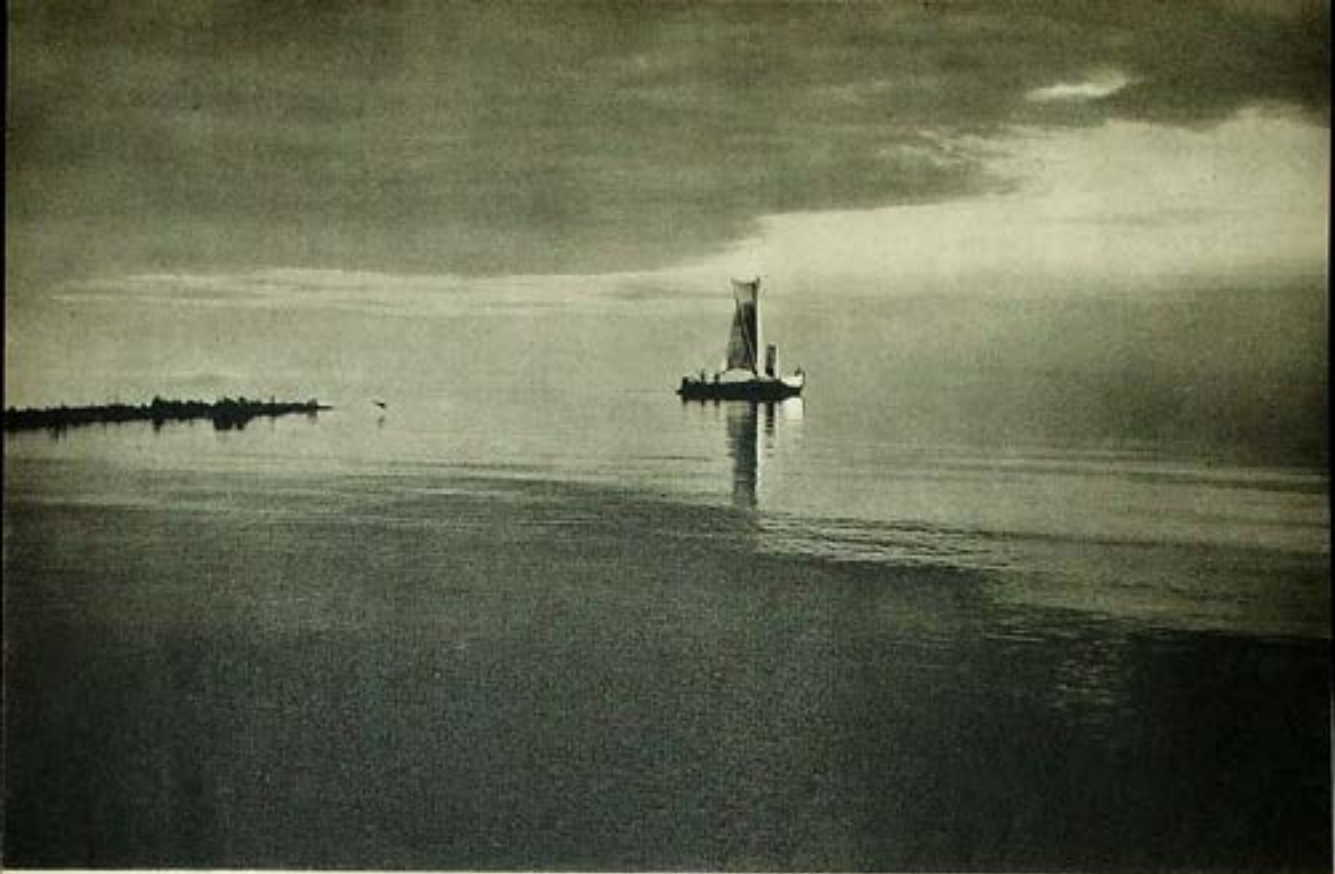
Es ist diese Mole, richtiger der erste Schritt, den der Reisende vom Dampfersteg auf ihren sandigen Boden tut, der über ihn und sein Erleben hier entscheidet: ob das Einmalige, dessen Zauber ihn schon auf dem Dampfer anrührte, ihn so bannen wird, daß es ihn nie mehr läßt. Mancher wird mit Genugtuung feststellen, daß sowohl der als „Italienblick“ abgestempelte Aussichtspunkt an der Kiefer über Dorf und Haff ebenso dem Prospekt entspricht wie die Güte seines Hotels. Auch daß man dort oder auf dem bequemen Badeweg durch den Wald sich mit Gleichgesinnten zur gefahrlosen Wagenfahrt „auf den Elch“ verabreden kann, zum Sonnenuntergang auf den Schlangenberg (auf dem es nirgends solch Gewürm gibt) oder gar zu einer Segelpartie im Mondschein auf einem der bewimpelten Boote zur Toten Düne. So daß sich für ihn alles zu einem besonders erholsamen Urlaub gestaltet, von dessen Erlebnissen, gewürzt durch die Namen der Maler, deren Bilder im Gasthofsaal hingen, man daheim den Seinen erzählen kann, wie weiland Sindbad der Seefahrer von seinen aufregenden Fahrten.

Aber der andere Reisende, er, der sich schon auf dem Schiff mit den Unsrigen verbunden fühlte, für ihn wird die Nehrung, wird die Düne wirklich zu dem großen Erlebnis des Einmaligen! Ihn stören darin keine anderen Badegäste in ihrer Sommerfröhlichkeit, aber



Zwischen Ostsee und Haff: Dünenzug auf der Kurischen Nehrung  
Im Hafen von Labaginen: Morgendliche Ausfahrt einer Fischerflotte





Beim abendlichen Fischfang auf dem schlafenden Haff

eine stille Freundschaft bindet ihn bald mit einem der stillen, netzflickenden Fischer vor den kleinen Holzhäusern am Waldrand, vor denen alte Frauen in verschollener, weitfaltiger Tracht unterm weißen Kopftuch ihn mit gutem Großmutterlächeln begrüßen. Einer dieser Fischer wird ihn mitnehmen in der nebligen Morgenfrühe, hinaus auf das schlafende Haff, das silbern und dunkel durchströmt daliegt, bis auf einmal aus dem Nebeldunst im Osten ein allererster Strahl blendend aufzuckt, kleine Wellen aufblinken und die Bordwand wie Kupfer erglüht.

Nicht fremd und feindlich, sondern vertraut wie ein Gefährte aus fernen Zeiten, die halbvergessen in seinem Blut schlafen, wird in der Dämmerung, lautlos wie ein Geist, der riesige, breitgeschaufelte Elch vor ihm über den sandigen Bruchweg wechseln, wo die breiten Polster des purpurnen Thymians duften. Wie Schöpfungsmorgen wird es um ihn liegen, wenn er nach dem mühseligen Anstieg oben auf dem Kamm der Düne steht und zu seiner Linken die endlose weiße Kette der Brandung und das Grünblau der Ostsee sieht und zur anderen Seite die silberne Weite des Haffs. Unter dem glühenden Sand wird seine Hand die Todeskälte spüren, aber auch das rastlose Rieseln und Wandern dieser Körner, von denen jedes einzelne ein winziges Teilchen des Urgebirges ist, das alt war und zerbröckelte, als hier fremdartige Wälder rauschten, von deren Rinde das heiße Bernsteinharz niedertroff. Er wird die wunderbare Vielfalt der Farben sehen, die das Licht aus dieser Sandwüste weckt vom zartesten Gelb zum Muschelrosa, zum tiefen Violett, zum schwarzen Schatten des Absturzes und der ungefügen Menschenspur, zum erbleidenden Grau unter der Wetterwand und zum leuchtenden Lindengrün gegen das nach Norden wandernde Abendrot der hellen Nächte. Mit der Herde, die auf dem schmalen Uferstreifen dem Dorf zuwandert, wird er am letzten Abend heimkehren, sicher, daß er niemals ganz die Seligkeit dieser Wochen auf der Düne vergessen wird, sollte auch das Schicksal über ihn und diese Welt hinübergehen wie die Düne über die versunkenen Dörfer, die verdorrten Wipfel, die sie unter sich begrub.

Die Kurische Nehrung in Litauen ist ein Reiseziel für N

# Stille und Erho

Von GEORG K. BERRES

Fünfundzwanzig Elche soll es auf der Kurischen Nehrung geben. Wir haben keinen gesehen. Dabei sind wir viel gewandert und haben große Teile der dicht bewaldeten, knapp 100 Kilome-

ter langen und drei Kilometer breiten Litauischen Halbinsel durchstreift. Auch Menschen sind wir nicht begegnet. Die litauischen Urlaubsgäste pendeln nur zwischen Ferienhaus und

Strand hin und her. Und die deutschen Touristen setzen sich lieber auf die Spur ihrer eigenen Vergangenheit und zeigen den Enkeln historisches Terrain im ehemaligen Ostpreußen.

Wir als Litauen-Erstbesucher genossen ungestört die würzige, klare Luft, die Stille und Erholung satt. Alle tausend Schritte überraschte uns die Kurische Nehrung mit dem unerwarteten Variantenreichtum ihrer Landschaft, vor allem auf der Haff-Seite. Kaum waren wir aus dem Wald getreten, über eine offene „Lüneburger Heide“ gewandert und hatten es uns auf einer versteckten Düne bequem gemacht, erinnerten die Hügel in der Ferne an die griechische Inselwelt. Der Kiefernwald an der Ostseeseite hingegen läßt an die Mittelmeerküste denken. Vor allem, wenn ein klarer, azurblauer Himmel alles überspannt.

Bei diesem Ambiente verwundert es nicht, wenn der Busfahrer kaum Lust zeigt, seine Tour für nurmehr zwei Passagiere zu starten, er wartet auf mindestens ein halbes Dutzend Fahrgäste, und bis dahin schleckt er gemütlich noch ein Eis. Wozu der Fahrplan?

Die zahlreichen malerischen Fischerhäuschen, immer noch bewohnt, zum Teil sogar reetgedeckt, vermitteln eine Ahnung der ursprüngli-

chen Atmosphäre. Fast wirken die Dörfer wie Astrid Lindgrens Bullerbü. Einzig die aus Draht selbstgefertigten „Satelliten-Schüsseln“ auf dem Dach sind ein Zugeständnis ans Heute. Natürlich hat man auch gräßliche Hotelklötze aus dem Boden gestampft, noch aber hält sich diese optische Umweltverschmutzung in Grenzen.

Richtig auf Entdeckungsreise gehen kann man hier noch. Wo in Deutschland zuviel Hinweisschilder aufgestellt werden, sind es hier zuwenig.

So haben wir zwar den sagenhaften Bernstein-Hafen entdeckt, ihn aber nicht als solchen identifiziert, sondern für einen Schiffsfriedhof gehalten. Wir haben das Reiher-Reservat gesucht und erst gefunden, als die Reiher persönlich hinter einem Birkenwäldchen aus dem Schilf aufstiegen und einen Formationsflug vorführten. Mit viel Pfadfinderglück spürten wir das Sommerhaus Thomas Manns auf, in dem der Autor Anfang der 30er Jahre lebte und „Thomas und seine Brüder“ schrieb. Und natürlich haben wir am Strand die Augen offen gehalten für Bern-

stein, das „Baltische Gold“. Und haben nichts gefunden.

Das einzige, um das mächtig Aufhebens gemacht wird, ist die aufgeforstete, 60 Meter hohe Wanderdüne von Parnidis, vor den Toren von Nida (ehem. Nidden) gelegen, auf deren Kamm jetzt mit dem Bau einer riesigen Sonnenuhr begonnen wurde.

Ein angemessener Zeitvertreib wäre auch Angeln ge-

---

Veranstalter: Baltic Tours,  
Brennerstr. 58, Hamburg

---

wesen. Das Haff ist äußerst fischreich, da es von mehreren Flüssen aufgefüllt wird und nur wenig salziges Meerwasser eindringt. Die Angelerfolge der Einheimischen lagen – in Form von geräucherter Aalen und Flundern – überall auf den Fensterbänken der Häuser aus und animierten zum Kauf.

Die Kurische Nehrung bietet nicht nur Natur satt, es gibt auch das eine oder andere ethnographische oder ethnologische Museum. Obwohl

der Eintritt kostenlos ist, machen sie jedoch einen recht verwaisten Eindruck. Wenig Litauer finden ihren Weg hierher, die meisten Touristen bleiben auch nicht lange. Zwar sind die Ausstellungen sorgfältig aufbereitet und übersichtlich gestaltet, doch Erklärungen gibt es leider nur auf litauisch und russisch. Das dämpft den Elan. Das Delphinarium auf der Nordspitze der Nehrung verzeichnet da schon mehr Publikumszuspruch – die Delphine bedürfen schließlich keiner Erklärung.

Ein Linienbus verbindet täglich ein halbes Dutzend Male die wenigen Orte der Nehrung miteinander, die sämtlich an der alten Poststraße auf der windgeschützten Haffseite der Nehrung liegen. Die Verständigung stellt im allgemeinen kein Problem dar. Die Kellner sprechen entweder Deutsch oder Englisch, außerdem existieren in den meisten Restaurants übersetzte Speisekarten. Straßencafés gibt es überall, in denen der Besucher Snacks, Salate und kalte Getränke (sogar verschiedene deutsche Biermarken) bekommt. Nicht selten findet

aturfreunde, die es abgeschieden lieben

# lung satt



Immer wieder bieten sich während einer Wanderung auf der Kurischen Nehrung schöne Ausblicke – hier von der aufgeforscteten Wanderdüne hinunter auf Nida.

Foto: GEORG K. BERRES

sich eine Art Vorgarten-Lokal auf privatem Grundstück. Ganz groß geschrieben wird in dieser Gegend die Saft-Kultur: Orangen-, Ananas- oder Tomatensaft gibt's bis zum Abwinken.

Mangelware sind dagegen Unterkünfte. Ins Blaue hin-

ein zu fahren und sich darauf zu verlassen, daß man schon irgendwo eine Unterkunft finden wird, ist deshalb riskant. Am besten bucht man eine Reise inklusive Unterkunft.

Noch ist Litauen relativ unentdeckt vom Massentouris-

mus, aber das Land bereitet sich vor: Rechtzeitig zur Saison im Sommer werden die Preise auf den Speisekarten prophylaktisch erhöht. Trotzdem sind knapp 11 Mark für einen Teller echten Kaviar immer noch spottbillig. Und ein Genuß!



## Kirchspiel und Kirche von Nidden (heute Nida) – Kurische Nehrung

### Geschichte

Die Kurische Nehrung, erstmals in der Chronik des Peter von Dusburg (um 1300) so genannt, wurde durch den Deutschen Orden 1230 -1283 christlich. Nidden wird urkundlich zuerst 1385 in einem Wegerecht des Ordens als Noyken und Nyden und 1437 als Nydden erwähnt. Seit 1409 siedelten hier Kuren. Zu jener Zeit war Nidden eher unbedeutend, so dass bis 1708 im weiter südlich gelegenen Kunzen (bei Rossitten, heute Rybaci, russ. Teil der Nehrung) die Hauptkirche der

Nehrung war. Seit 1745 besass Nidden eine Schule, in der auch Gottesdienste abgehalten werden konnten. 1812 wurde die Kirche in Kunzen, inzwischen das Opfer einer Wanderdüne, zum Abbruch verkauft. Der Niddener Krüger baute mit dem Material seine Posthalterei aus. Als er diese aufgab und wegzog, kaufte die Regierung das Gebäude und richtete einen Betsaal ein, der am 8. November 1835 eingeweiht wurde. Ein hölzerner Glockenturm gehörte dazu. Nidden hatte damals wenig mehr als 200 Einwohner. 1847 erhält Nidden einen eigenen Pfarrer - der gleichzeitig Lehrer ist - und 1853 wird das Kirchspiel Nidden mit eigenen Kirchenbüchern begründet.

### Die heutige Kirche

Auch an dem Betsaal nagte der Zahn der Zeit: 1887 richtete der damalige Pfarrer Karl Gustav Echternach (1876-1894) einen Spendenaufruf an alle „Theuren Glaubensgenossen und Brüder“ im ganzen Deutschen Reich. Er berichtet, dass das Gebäude schon seit 11 Jahren an den Giebeln gestützt werden müsse und so baufällig geworden sei, dass bei Stürmen der Einsturz drohe. Ungeahnte Schwierigkeiten musste er überwinden, denn 80 000 Mark waren nötig und das damals 800 Einwohner grosse Nidden konnte diesen Betrag unmöglich allein aufbringen. Seinen Bittbrief richtete er an über 6000 Behörden, Gemeinden und Kirchenleitungen. Er betont, dass auch „die kleinste Gabe, selbst in Briefmarken, mit Dank angenommen“ werde und schliesst mit dem Appell: Bis dat, qui cito dat - doppelt gibt, wer schnell gibt! Die Antworten fielen so zahlreich aus, dass der Briefträger sich über die ungewohnt umfangreiche Post, die er nun zuzustellen hatte, beklagte.

Vielen Niddenern passte es nicht, dass die Kirche auf einer Düne, die allerdings längst bepflanzt und somit befestigt war, errichtet wurde. Zu gut war noch die Erinnerung



daran, dass Nidden schon zweimal von der Düne verschluckt war und jedesmal an einer anderen Stelle neu begründet werden musste. Davon erzählt die Ballade von Agnes Miegel „Die Frauen von Nidden“: „Nun, weisse Düne, gib wohl acht: Tür und Tor ist dir aufgemacht. In unsre Stuben wirst du gehn, Herd und Hof und Scheune verwehn“. Und dann heisst es: „Und die Düne kam und deckte sie zu“.

Am 13. Juli 1887 schliesslich wurde der Grundstein für die Kirche gelegt und schon am 10. Okt. 1888 konnte die feierliche Einweihung stattfinden. Die Kirche erinnert an die Backsteingotik des Ordens. Der Kirchenraum bekam eine Holzdecke, die Emporen waren schlicht und passten ins Dorf. Über dem Mittelgang hingen zwei kerzenbestückte Kronleuchter - Geschenke der Kaiserin Auguste Viktoria. Für die Fischerkirche war das Altarbild symbolisch; es zeigt den sinkenden Petrus, Jesus streckt ihm helfend und rettend die Hand entgegen. Für den Altarraum hatte sich Echternach ein farbiges Fenster gewünscht. Doch die Kirchenleitung versagte zunächst die Zustimmung: „Eine arme Fischergemeinde braucht keine bunten Fenster“. Zornig antwortete der Pfarrer: „Soll ich ausser meiner Tag- und Nachtarbeit noch weitere Teile meines Gehaltes opfern?“ Er bekam das farbiges Fenster.

#### Nachkriegsgeschichte

Ende 1944 waren fast alle Einwohner von der Nehrung geflohen, am 2. Februar 1945 wurde Nidden von der Roten Armee besetzt. An Gottesdienste war zunächst nicht zu denken, die Kirche blieb aber unversehrt. Der aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Fischerwirt und Kirchenälteste Hans Sakuth begann - mit Genehmigung Moskaus - wieder die Betreuung der wenigen zurückgebliebenen Deutschen. Als die Besetzer die Kirchenfenster einschlugen, Kirchenbänke verschleppten, die Orgel zerstörten und das Altarbild zerschnitten, intervenierte Sakuth zusammen mit Albert Kalwis erfolgreich in Vilnius und Moskau. Die Kirche wurde wieder für Gottesdienste freigegeben und das Altarbild restauriert. Hans Sakuth wurde zum Diakon ernannt und konnte nun offiziell Gottesdienste halten und Amtshandlungen durchführen.

Bis zum Jahre 1962 wurden in der Kirche Gottesdienste gefeiert. Danach eigneten sich die sowjetisch-litauischen Behörden die Kirche wieder an. Plünderungen erfolgten: aus den Bänken wurde Saunaholz, Altarbild und Dachkreuz lagen auf dem Friedhof. Vor weiterer Zerstörung wurde das Gebäude dadurch gerettet, dass es Ende der 60er Jahre zum Heimatmuseum umfunktioniert wurde und dort Konzerte veranstaltet wurden.

Beim Verfall der Sowjetunion forderte 1989 zunächst die katholische Kirche das Gebäude. 1992 hat sich die evangelische Gemeinde als legitime Eigentümerin ihre Kirche von der litauischen Regierung offiziell wieder zusprechen lassen. Im September 1992 wurden in einem festlichen Gottesdienst Altar und Kanzel wieder in den Dienst gestellt. Viele ehemalige Niddener waren gekommen, der Gottesdienst wurde vom Bischof der kleinen evangelischen litauischen Kirche Jonas Kalvanas und

Oberkirchenrat Horst Echternach, einem Urenkel des Kirchenerbauers, gehalten. Durch die Initiative von Frau Maja Ehlermann-Mollenhauer war die Kirche zuvor grundlegend restauriert worden und erhielt so ihr altvertrautes Aussehen zurück. Auch der Altarraum erhielt wieder sein „Niddener Blau“, ein kräftiges Aquamarin. In einer kleinen Apsis am südlichen Eingang der Kirche liegt seit 1997 auf einer Konsole ein Buch mit den Namen der „ehemaligen Einwohner von Nidden, Preil und Perwelk, die in den beiden Weltkriegen oder auf der Flucht ihr Leben verloren, die nach 1945 verschleppt oder ermordet wurden und die fern ihrer Heimat gestorben sind“. Über dem Buch hängt ein schlichtes Eichenkreuz, entworfen von dem Niddener Künstler Eduard Jonušas.

Die Kirche steht heute unter Denkmalschutz. Die Baulast trägt jedoch allein die evangelische Gemeinde. Dazu kommen die Unterhaltung des Gemeindehauses und die Bezahlung des Pfarrers: So bittet die kleine evangelische Gemeinde von Nidden immer wieder um Hilfe von den Besuchern, die auf der Nehrung Entspannung oder Erinnerung suchen und hier in der Kirche allein „ihre Seele baumeln lassen“ oder im Gottesdienst mit der Gemeinde feiern.

#### Der Friedhof

Gleich neben der Kirche, etwas tiefer gelegen, befindet sich der blumenreiche, gepflegte Friedhof, auch er unter Denkmalschutz. Bereits seit 1732 wird er belegt. Besonders fallen die seltsamen Grabtafeln auf: dicke Holzbretter, deren obere Enden die Form von Kröten - sie wurden in heidnischer Zeit als heilig verehrt - oder Blumen haben. Sie wurden jeweils zu Füßen des Verstorbenen aufgerichtet. Die der Männer waren aus Eichenholz geschnitten, die Tafeln der Frauen - aus Lindenholz - enthielten an einem schmalen Vordach Kerben, an denen man das Alter der Verstorbenen erkennen konnte. Über Ursprung und Bedeutung dieser kurischen Besonderheit wird immer noch gerätselt. Die jetzt vorhandenen Grabbretter sind allerdings alle Nachbildungen von E. Jonušas. Die Originale sind verwittert, wenige befinden sich noch im Besitz der Kirchengemeinde oder in Sammlungen (z. B. in Vilnius).

Diese Grabmale waren beliebtes Motiv der vergangenen Niddener Malerkolonie. Viele der bedeutenden deutschen Expressionisten waren in Nidden zumindest zu Besuch, von Lovis Corinth hängt in der Münchner Pinakothek das Bild „Fischerfriedhof in Nidden“ von 1893.

Besonders sehenswert auch das Grab der beiden Brüder Johannes und Martin Sakuth, die am 13. November 1930 „in den Sturmesfluten den Tod gefunden haben“. Die kleine Kreuzestafel erzählt: „Als wir mit des Haffes Wellen kämpften, wo Menschenhülfe vergeblich war, wo nichts zu seh'n war als der Tod, riefen wir den Herrn in uns'rer Not: Herr, rett unsere Seele, nimm uns zu dir!“ Auch das Grab des 1934 gestorbenen Gastronomen und Mäzens Hermann Blode in Form eines stattlichen Eichenstammes fällt auf.

Jesus und Petrus – Gedanken zum Altarbild von Nidden  
(nach Matthäus 14)

Jesus schickte seine Jünger voraus ans andere Seeufer. Er wollte alleine sein, um zu beten, um mit Gott zu reden. Inzwischen waren die Jünger weit draussen auf dem Wasser. Der Wind wurde heftiger, die Wellen höher. Gegen Morgen kam Jesus auf dem Wasser zu ihnen. Sie erschrakten - hielten ihn für ein Gespenst und schrien vor Angst.

„Erschreckt nicht!“ sagte Jesus. „Ich bin's! Habt keine Angst!“ - „Bist du es wirklich, Herr“, meinte Petrus, „dann befiehl mir, auf dem Wasser zu dir zu kommen“. „Komm!“ entgegnete Jesus. - Petrus verliess das Boot und ging auf dem Wasser hin zu Jesus. Doch er sah auf die hohen Wellen und bekam es mit der Angst zu tun. Er begann zu sinken und schrie: „Herr, hilf mir!“ - Jesus streckte sofort seine Hand aus und fasste Petrus an: „Du hast zu wenig Vertrauen, warum zweifelst du?“ - Beide stiegen in's Boot - der Sturm legte sich. Da fielen die Jünger vor ihm nieder: „Du bist wirklich der Sohn Gottes!“

Dies ist der Inhalt des Bildes über dem Altar der Kirche von Nidden. Dieses Bild im Stile der Nazarener Schule ist zweimal durch die Wirren des unseligen Krieges zerstört worden. Das heutige Altarbild ist das dritte, gemalt von Erika Freyer-Henkel. Gegenüber dem Original hat sie eine Kleinigkeit verändert: Sie hat aus dem Kahn rechts im Hintergrund einen Kurenkahn gemacht. Damit holt sie Jesus und die Geschichte, dass wir Angst haben, auf die Nehrung. Denn hier bekamen es die Menschen oft mit der Angst zu tun: Dörfer versandeten; Agnes Miegels ergreifende Ballade „Die Frauen von Nidden“ berichtet davon. Andere Gefahren lauerten an Haff und Ostsee. Grabkreuze geben uns darüber Auskunft.

„Herr, hilf mir!“ ruft Petrus, „rette mich!“ - „Herr, rett' unsere Seele!“ ist auch die Bitte der Hinterbliebenen auf dem Grabstein für die Brüder Sakuth, die 1930 im Haff ertranken. Das erinnert an S.O.S. - Save our Souls! Herr Jesus, hilf!

Das Altarbild erzählt: Jesus streckt seine Hand Petrus entgegen und hilft ihm. Das Bild lädt uns Betrachter ein, es Petrus gleich zu tun - die dargereichte Hand Jesu zu ergreifen.

Die Niddener Gemeinde ist dankbar für jede Spende. Von Deutschland aus können Sie Geldspenden mittels EU-STANDARD-Vordruck der Geldinstitute überweisen an:

Begünstigter: Nidos Ev. Lit. Bendruomene  
IBAN: LT 597300010002308176 BIC: HABALT 22

# OSTSEE-BAD PREIL

Fuhrwerke förtfallen. Hohe, mit Kiefern bewaldete Dünen umgeben den Ort. Der Wetzekrugberg, die **höchste Düne** der Kurischen Nehrung, ist nur 2 km südlich vom Ort gelegen. Dieser und der unmittelbar am Ort gelegene 57 m hohe Preiler Berg bieten eine herrliche Fernsicht. Zwischen dem Fuß der steilen Dünen und dem Dorf zieht sich ein Nadelwaldgürtel hin und bietet schattige Spaziergänge. Zwischen der Düne und der Ostsee liegt das Elchrevier mit seinen Brüchen und wechselnden Laub- und Nadelwaldbeständen.

## Preil

ist nach Belieben der Badegäste sowohl auf dem Wasser- als auch auf dem Landwege (von Königsberg über Labiau oder Insterburg nach Tilsit über Memel) zu erreichen. Der Wasserweg ist dem Landwege entschieden vorzuziehen und gewährt den Reisenden nach und von

## Preil

zumal an heißen Sommertagen, unverkennbare Vorzüge. Von Staub und Hitze unbeschwert, bringen neuzeitlich eingerichtete Dampfer die Reisenden über das Kurische Haff in drei- bis vierstündiger Fahrt ans Ziel. Diese Wasserfahrt den Dünen entlang ist ein Genuß für sich und gewährt dem für Natureindrücke Empfänglichen Bilder, die dem Gedächtnis nie entweichen.

Die sauberen **Gaststätten** Preils bieten bei einfacher Ausstattung doch die erforderliche Bequemlichkeit. Schlicht eingerichtete, freundliche, sonnige Zimmer mit Hausgärten harren der Ankömmlinge. Die Preise sind nach Größe, Ausstattung und Lage der Zimmer verschieden, aber nicht hoch.

Der **Verpflegung**, der die Gemeindevertretung ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird, soweit sich die Badegäste nicht selbst beköstigen, Anerkennung gezollt. Die Kost ist wohlschmeckend und reichlich. Man kann sich in

## Preil

so einrichten, daß häusliche Gewohnheit und Bequemlichkeit nicht vermißt werden.

# OSTSEE-BAD PREIL

## *Wilhelm von Humboldt*

schreibt nach einem Nehrungsbesuch im Jahre 1809:

*„Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“*

**W**ohin wird sich das deutsche Publikum in seinen Sommerferien wenden?

„Ins Ausland“ hieß es früher allgemein. Den hochgeschraubten Ansprüchen galt das Heimatliche vor dem Kriege nichts. Gemeinsame Not hat einerseits die Völker zusammengeführt, andererseits sie aber auch erkennen lassen, daß in erster Linie es gilt, der eigenen Stammesangehörigen zu gedenken. So hofft die Bevölkerung der Kurischen Nehrung, die bis zur erfolgten Abtrennung des Memelgebiets vom Deutschen Reich mit dem deutschen Volk eng verbunden war, daß dieses ihrer mehr noch als bisher sich erinnern und die Kurische Nehrung, diesen einzigartigen, weil mit ganz eigenartigen Schönheiten ausgestatteten Landstrich, als Reiseziel sich erwählen wird. Neben Nidden und Schwarzort, zwei alteingeführten Badeorten der Kurischen Nehrung, rüstet sich nunmehr auch

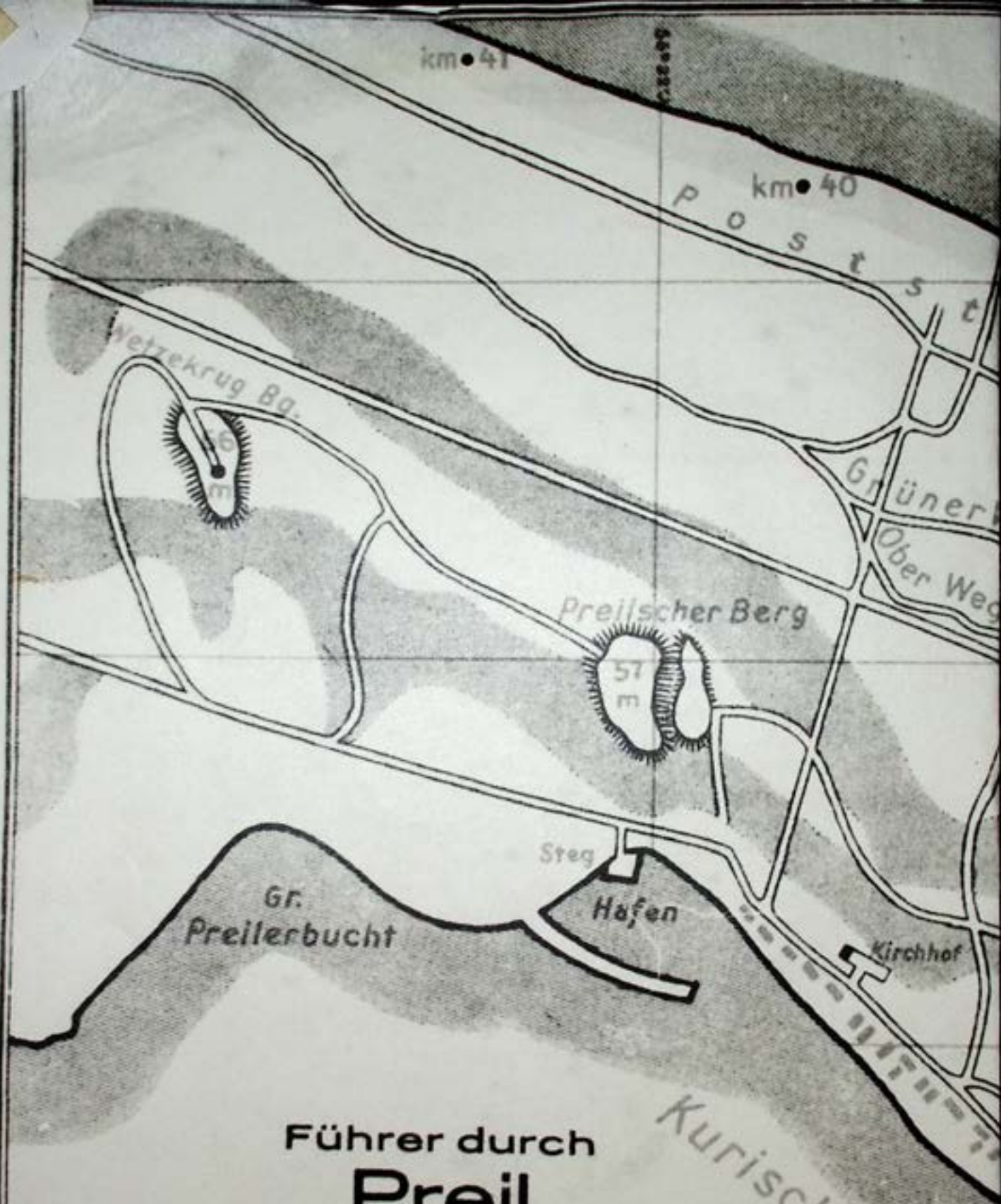
## *Preil*

der vielen Nehrungsbesuchern bereits bestens bekannte Fischerort, in erweitertem Umfange Erholungsuchende aufzunehmen.

## *Preil*

als Badeort erst im Entstehen begriffen, liegt 7 km nördlich von Nidden unmittelbar am Haff und mitten im Elchrevier. Die Elchbrüche liegen nur 1¼ km vom Ort entfernt und können bequem zu Fuß in 15—20 Minuten erreicht werden. Das Preiler Elchrevier wird alljährlich von der weitaus größten Zahl der Schwarzort und Nidden besuchenden Badegäste mit Vorliebe aufgesucht. Die Preiler haben die Annehmlichkeit, das Elchrevier in unmittelbarer Nähe zu haben, sodaß Kosten für

**S  
t  
s  
e  
e  
b  
a  
d  
P  
r  
e  
i  
l**



Führer durch  
**Preil**  
und den  
**großen Elchbruch**

Karte und Text von Kapitän E. O. Tiedtke,  
z. Zt. Fischmeister in Nidden, gewidmet dem  
„Interessenverband“ zur Hebung des  
Fremdenverkehrs / 1930

Kurisches Hafn

Ostseebad Dreißig

Ostsee-Strand



# Perwelker Könige der Lüfte

Wo sind sie, die Treuen, die trotz aller Widerstände niemals von dem großen Ziel „Fliegen“ gelassen haben? Die Einen sind zerstreut und verweht in alle Winde, die Anderen deckt kühler Regen.

Wir aber, die wir leben und nicht loskommen von der Fliegererei, wollen uns noch einmal unser Mühen und Plagen um den schönsten Sport in unser Gedächtnis zurückerufen.

Wißt ihr noch, ihr alten Kameraden? Es waren zunächst wenige, die sich am 10. Mai 1931 zu einer Fliegergemeinschaft zusammenschlossen. Otto Severin stiftete das Holz für unseren ersten Neubau, einen Stahmer-Lippisch-Zögling, und am 5. September desselben Jahres flog unser erster Vogel. Er war in einem ausgedienten Pferdestall ohne Hobelbank erstanden.

Schon der dritte Start brachte einen herrlichen Bruch. Wochenlanges Reparieren, ein paar neue Starts, Bruch usw. — Nur zähes, eisernes Wollen konnte unter solchen Umständen unser Häuflein zusammenhalten. Nach einem großspurig angelegten „Flugtag“ auf dem Flugplatz, der eine ganze Menge Geld einbrachte, legten wir unseren Leistungs-Segler auf. Schon am 7. Juni 1932 flog auch die „Heimat“, das Grunau-Baby I. Niemand von uns hatte irgend eine Prüfung, und trotzdem wurde eisern geflogen.

In Perwelk hatten wir inzwischen Schulgelände gefunden. Eine alte Waldarbeiterbaracke wurde ausgebaut und als Unterkunft für unsere Maschine und für uns hergerichtet. An jedem Sonnabend, vom frühesten Frühling bis zum spätesten Herbst, radelte unsere kleine Gemeinde 35 km nach Perwelk. Dort wurde gemeinschaftlich ein gutes Abendessen gekocht, und nach dem Essen ging es ins „Bett“ (Stroh-Schütte auf blankem Fußboden). Sonntags, in aller Herrgottsfrühe hieß es dann: „Aufsteh'n!“ Ein kurzes Bad im Haß, Frühstück — und hoch ging es zum Hang!

Bis 6 Uhr abends wurde geflogen. Nur wer es mitgemacht hat, kann ermessen, was es bedeutete, nach solch einem barten Tag wieder nach-Hause zu radeln. Eine kurze Pause in Schwarzort ließ alle Quälerei des Tages vergessen.

Wie stolz waren wir, als wir unser Motor-Boot vom Landesdirektorium kaufen konnten. Wie wurde es gebohrt und gepflegt! — Hört ihr noch das beruhigende, gleichmäßige Arbeiten des Motors und das nicht wiederzugebende Plätschern unseres Haffes an der Bordwand? Mit unserer großen Sehnsucht im Herzen glitten wir unter dem abendlichen Himmel unserem Ziel entgegen. Wie oft aber war es rabenfinster, wenn wir gemeinsam vor Perwelk die Einfahrt zum Haff ausmachten. Auch manche Sturmfahrt hat unser „Falke“ miterlebt.

## UNSER HEIMATGEDICHT

### *Du weinst?*

*Nicht schlief, auch nicht geblüht voll Schwung,  
Bewegte Schwermut, zogen einst  
Die Segel durch die Niederung.  
Du weinst!*

*Der Boydak der Erinnerung  
Verholt bei Ruß an Land wie einst  
In abendlicher Dämmerung.  
Du weinst!*

*Die Mütze schwenkt der Fischerjung —  
ein Hauch von Tang und Teer wie einst.  
Das Herz macht einen Freudensprung.  
Du weinst!*

— EBERHARD STRECKER

Ja, es war eine köstliche Zeit. Jeder Start war ein Erlebnis. Jedes Abheben vom Boden bedeutete für uns ein Aufschwingen in eine andere, freiere Welt. Jeder längere Flug machte uns zu kleinen Königen über all das, was unter uns lebte und webte.

Gewiß, einige von uns sind alt geworden. Aber niemals werden und wollen wir unser Fliegen in unserer Heimat vergessen.

Alfred Kubillus



Im blauen Frühlingshimmel über der Kurischen Nehrung



laut wurde, um die Vereinskameraden aufzunehmen? Unser Käpt'n Bruno, Steuermann Kubi und Gulli hatten schon alles zur großen Fahrt vorbereitet, Smutje Jochen den Proviant für den Sonntag gut verpackt. Dann kamen sie an, die kühnen Recken mit Sack und Pack zur Abfahrt und langsam glitt der „Falke“ durch die Dänge auf das Haff. Nun begann eine herrliche Fahrt, die uns immer unvergeßlich bleiben wird. Manchmal hatte unser guter „Falke“ auch kräftig gegen Sturm und Wind zu kämpfen, und es dunkelte schon, wenn wir unser stilles Nehrungsdorf erreichten. War alles von Bord, gings im Gänsemarsch zum Lager. Waren Decken und sonstige Utensilien in der Koje

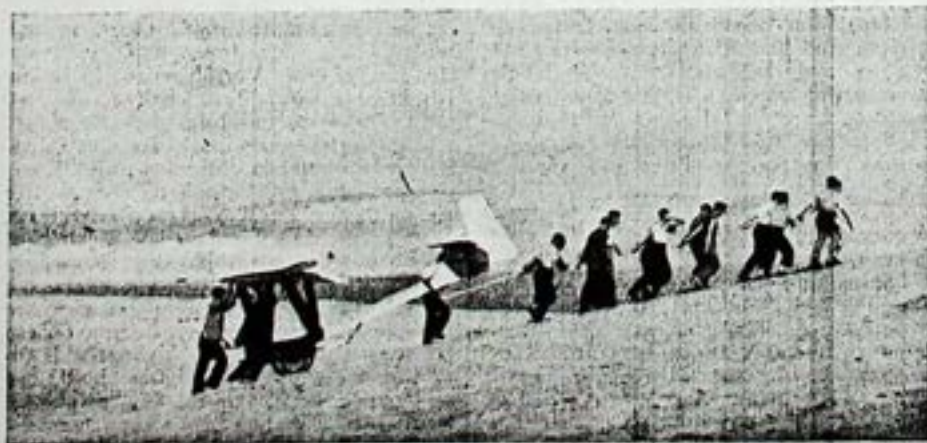
versteckt, begann die Einteilung der Kartoffelschäler. Von den Kameraden durch Musik kräftig unterstützt, ging die Arbeit noch einmal so schnell. Nach einem gemeinsamen Abendessen, wobei die unglaublichsten Stullenpakete zum Vorschein kamen, wurden auch einige Lieder gesungen; dann gings unter Lachen und Scherzen in die Falle, um sich für den kommenden Tag gut auszuruhen.

Mit dem ersten Sonnenstrahl begann es sich im Lager zu regen, unser Käpt'n Bruno hielt Ausschau nach Wetter und Wind. War der Wind günstig, so hieß es schnell: Raus aus den Kojen — in die Trainingsanzügel! Eine kleine Stärkung für den Magen — und so zog man mit Gesang zu den Dünen, wo unser

Schuppen die Maschinen beherbergte. Nachdem die Tore geöffnet, die Babys behutsam herausgeholt waren, setzten wir sie auf unseren Transportwagen, sich davor gespannt, die Leine in die Hand — und hinauf gings auf die Dünen. Unser Fluglehrer Bruno prüfte mit dem Windmesser die Stärke des Windes, war er gut, begann das Schulen. Nachdem der Schüler gut auf dem Sitz angechnallt war, die Haltemannschaft verteilt, ertönte das Kommando: „Ausziehen—Laufen—Los“, und mit affenartiger Geschwindigkeit erhob sich der Vogel stolz in die Lüfte. So vollzog sich Start auf Start bis in die späten Abendstunden hinein. Manchmal gab es auch kräftig Bruch und Arbeit für viele Wochen, hatten wir doch in den langen Wintermonaten unsere Maschinen selbst hergestellt. Waren die Babys wieder gut im Schuppen untergebracht, ging es mit Musik und Gesang dem Lager zu; nun wurde für die Heimfahrt gerüstet, und dann begann die Rückfahrt. Das Leuchtfeuer sandte seine Strahlen über das Haff, an Bord wurden Pläne für das nächste Wochenende geschmiedet, und in später Abendstunde legte der „Falke“ wieder an der Kettenbrücke fest, um seine Mannen loszuwerden.

So endete ein Wochenende der Segelflieger auf der Nehrung, die für uns heute so fern liegt. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch der Tag kommen wird, an dem wieder auf den Dünen das Kommando ertönt: „Ausziehen — Laufen — Los!“

Johannes Szczyplinski



„Ohne Schweiß kein Preis“

Aufnahme: H. Schumacher - Oberammergau

„Es gibt in Deutschland zwei Institutionen, die Erfahrung mit der Wiederauferstehung haben: die Kirche und die FDP.“ *Christoph Hartmann*  
FDP-Generalsekretär  
im Saarland

„Verlust der Scham ist das erste Zeichen des Schwachsinns.“  
*Sigmund Freud*

„Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch.“  
*Friedrich Nietzsche*

„Natürlicher Verstand kann fast jeden Grad von Bildung ersetzen, aber keine Bildung den natürlichen Verstand.“ *Arthur Schopenhauer*

„Die Philosophie gab den Zusammenhang mit dem im Menschen natürlich vorhandenen Suchen nach Weltanschauung preis und wurde zu einer Wissenschaft von der Geschichte der Philosophie.“  
*Albert Schweitzer*

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ *Michail Gorbatschow*  
Am 7. Oktober 1989 in Berlin

„Everybody's darling is everybody's Depp.“ *Franz Josef Strauß*

„An den wärmsten Plätzen sitzen die Unverfrorenen.“ *Robert Lembke*

„Wer es einmal so weit gebracht hat, daß er nicht mehr irrt, der hat auch zu arbeiten aufgehört.“ *Max Planck*

„Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft, und wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit.“ *George Orwell*  
In seinem Roman „1984“

„Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!“ *Kaiser Wilhelm II.*

## Sommer

Fiel eine weiße Taube ins Gras?  
Das Licht ermattet die Stunden.  
Über Wälder, weit, brennt  
ein unsichtbares Wolkensegel.

Flammensäulen tragen den Tag.  
Gewittersichel, die Ebene zu mähen.  
Wir kauern im Schatten des Mittags  
und kerben Glutzeichen ins Holz.

Karl Seemann

## 20. Juli

Zu: „Streit um Gedenkstätte“;  
WELT vom 28. Juni

Wenig bekannt scheint zu sein, daß das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NKFD) noch nach der Kapitulation der Wehrmacht Agenten in die einzelnen Gefangenenlager schickte, um dort für den Kommunismus und die Zusammenarbeit mit der Roten Armee zu werben, und daß diese Redner in den einzelnen Lagern regelrecht ausgepiffen wurden. Das endete dann allerdings mit der Androhung seitens der Lagerleitung, niemals wieder nach Hause entlassen zu werden. Das Studium des NKFD zeigt, daß die Übernahme eigenen Risikos zur Durchsetzung politischer Absichten, im Gegensatz zu den Tätern des 20. Juli, den Teilnehmern des Nationalkomitees fernlag, und daß sie in ihrer weltanschaulichen Unkenntnis lediglich eine Diktatur durch eine viel schlimmere abzulösen sich bemühten.

Dr. Rolf Hinze,  
40670 Meerbusch

19.7.94